Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

Dritter Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

J. P. Kaltenbaeck.

Wien 1837.

In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.

Inhalt.

	Seite
A. E. I. O. U. Kaiser Friedrich's IV. Devise	205
Ahnentafeln, Südslawische	150
Albrecht V.	40
Alterthümer, Merkwürdige, Ungarns	170
Apafy, Suleymann's II. Schreiben an den Fürsten	397
Aspang, Marktsiegel	190
Baden. Die älteste Druckschrift über Badens Heilquellen	303
Belvedere, das k. k. Lustschloß	117
Bildstein, Die Pfarre, bei Bregenz	343
Böhmische Dörfer. Redensart	370
Bregenzerwald, Volkssprache s. Blätter S. 309.	
Busbeck. Biographie	197
Carl V. Titulatur	572
— — und seine Zeit	289
— — Zur Befreiung von der Fabel ꝛc. ꝛc.	385
Carl von Steiermark, Beilager mit Maria von Baiern	177
Cilly, Ein seltenes Siegel der Grafen von	329
Colonen- und Contadinen-Wesen im Ragusaner Kreise	144
Combination, Eine politische, aus dem J. 1601	123
Confession, die Augsburgische, für Oesterreich gedruckt	371
Constantinopel, die Bazars und die Buchhändler in	102
Doll, das Lied von der Stadt	367
Donaugesellschaft, die, zu Wien unter Max I.	69
Dornach, Schlacht bei, im J. 1499	184
Dreißigjähriger Krieg	207, 252
Eckendorf in Oesterreich ob der Enns	408
Eisengrein, Martin. Biographie	238
Elephantenbund in Tirol	16
Erbrecht in Wien	20
Erdbeben zu Wien im J. 1584	404
Ferdinand I. Hochzeitsfeier zu Linz	369
—— Gebeth	380
—— Edikte, s. Miscellen.	
Friedrich's IV. Devise A. E. I. O. U.	205
Friedrich von der Pfalz bei Carl V.	149
—— 's Zug nach Oesterreich	229
Fürkauf in Oesterreich, Lied	384
Gasteinerthal	240
Geschichte. Mit welchem Geiste soll man vaterländische Geschichte schreiben?	137
Gesellschaften, die slawischen gelehrten	108
Görgey, die Familie, in Ungarn	195
Goldgang in Ungarn	367
Grabmäler der Alten	49
Grein, das Archiv zu	175
Güns, Zeitung über die Belagerung 1532	129
Harsch, die Grafen von	209 u. 291
Heiligenkreuz, die österr. Grabmäler in	242
Hippuriten, s. Salzburg.	
Holzknechte im Salzkammergute	300
Joachim Georg. Biographie	307
Joseph I. Brief	135
Judenstadt in Wien	12
Jüdisches Concilium zu Nagy-Ida	6
Karpathen, der westliche Theil der	9
Kepler	16, 52
Landsknechte	7
Lavantthal. Geschichte der Bergwerke 107, 123, 136,	216
Lebensversicherungs-Anstalten, über,	253
Leibnitz u. die Errichtung einer Akademie in Wien	125
Lenoble von Edlersberg	354
Leopold I.	10
—— und der Buchdrucker Knortz	382
Lordmayor der Stadt London	377
Mailand. Numismatisches Cabinet	281
Maximilian I.	8
—— Epitaphium zu Wels	15
—— Zeichnungen zur Charakteristik	266, 392, 403, 409
—— Belagerung von Hohenkrem	308
Maximilian II.	144
Menteli	21
Mittheilungen aus Handschriften	83
Mohammed. Zwei Gesandtschaften an Heraklius	45
Nikobaren	313
Numismatisches Kabinet in Wien und Mailand	281
Oesterreich. Aeltere, innere Verwaltung	29

Seite

Oesterreich. Beiträge zur Geschichts-Quellen-Sammlung 127
— das Regiment 1502 231
Oesterreichischer Niederlassungs-Versuch auf den Nikobaren 313
Palatinal-Donationen in Ungarn 292
Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie 185
Peter der Große in Wien 38
Pinzgau 308
Primisser, Alois, s. Blätter S. 393.
Propheten, Personalbeschr. der 77
Ragusa 144
Rasch, Weinbuch für Oesterreich 408
Rechtsgeschichte, Beiträge zur vaterländischen 16, 20, 44, 55, 320
Reichard, Pfalzgraf, zu Wien 68
Reichersberg. Gründung. Sage 411
Römerkerker in Lorch 126
Rüfensberg, die Pfarre im Bregenzerwalde . . . 335
Rudolph I. Urkunden 200
Rudolph IV. Reitersiegel 157
Salzburg, das römische Bad in der Vorstadt Müllu 90
— städtisches Museum 110
— letzte Medaille 127
— Hippuriten am Untersberg 181
Schlesien, Naturproducte 19
— Klima 130
Schneeberg 310
Schreyvogel, Joseph 324
Schriftdenkmäler Aegyptens 167
Schrötter und Rauch 99
Serbische Sitten 57
Siber, Franz Freiherr von 27
Siebenbürgen, die Osmanen in 269
Siegel der österr. Herzoginen 225
Siegelkunde. Vaterländische 157

Seite

Slawen, die, ein europäisches Urvolk 351
Sparkassen, die ersten, in Europa 94
Staphylus, Friedrich. Biographie 353
Statistik, Ursprung des Namens 2
Strein, Reichard. Zwei Gutachten 11
Tirol. Heuschrecken in Tirol 52
— Elephantenorden 16
— Gefundene Goldmünzen 375
Tökeli. Belehnung vor der Festung Fillek 193
Tolemei 289
Troppau's sittlicher Zustand im Mittelalter 413
Ungarn. Beschreibung des Goldganges 367
— Alterthümer 170
— die Familie Görgey 195
— Palatinal-Donationen 292
Venedig. Continentalsperre der alten Venetianer . . 121
Verwaltung, Innere, ältere, in Oesterreich . . . 29
Vorarlberg, s. Bildstein, Bregenzerwald, Rüfensberg, Walserthal.
Waizen's Eroberung 72
Walserthal 401
Wappenbuch von Stelr 47
Wien. Universität 1
— Judenstadt 12
— Landhaus 219
— k. k. numismatisches Cabinet 281
— griechische Kirche und Schule 370
— Erdbeben im J. 1581 404
Wiener Neustadt. Rückblick auf den Brand . . . 141
Wiener Zeitung 133
Ybbs. Altes Siegel 162
— Bruchstück aus der Geschichte von 406
Zwettel. Altes Siegel 169
— Szenen aus dem 30jährigen Krieg 321

Mißzellen. Anfragen. Erörterungen.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

1. Mittwoch, den 4. Jänner 1837.

Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Wenn unter Kaiser Maximilian I. die Hochschule zu Wien einen Ruf erlangt, wie ihn zu jener Zeit keine andere in Europa genossen hat, liegt der Grund dieses Vorzuges eben so sehr in ihren trefflichen, freisinnigen Institutionen, als in der Tüchtigkeit der Talente, welche von der Lehrkanzel herab wirksam waren. Diese vorerst zu gewinnen und festzuhalten, scheute Maximilian keine Kosten; jene aber gab er in einem Geiste, dem die Bedürfnisse der Zeit klar geworden, und der die einzig wahre Idee einer Universität nach allen Richtungen hin erkannt und gewürdigt hatte. Es läßt sich nicht läugnen, daß Ferdinand I. in dieser Beziehung treu in die Fußstapfen seines unvergleichlichen Großvaters trat; Urkunden in Menge bezeugen, wie sehr ihm der begründete Ruhm der Hochschule am Herzen lag, und wie schmerzlich ihn auf der andern Seite das immer mehr um sich greifende Verderben bewegte. Wir sehen ihn Gelehrte unterstützen, befördern, auszeichnen; Professoren werden aus den fernsten Gegenden berufen, und besser noch als früher besoldet; Verordnungen zum ferneren Gedeihen, zur Ermunterung und Abhilfe erscheinen alljährig, und doch sinkt mit jedem Tage mehr das Ansehen und die Bedeutsamkeit des Institutes! Nichts hilft; selbst die im September 1537 durchgeführte, gänzliche Reform bleibt ohne merkbaren Erfolg. Unbestreitbar übten die Türkenkriege einen höchst nachtheiligen Einfluß aus; allein sie wirkten nur unterbrechend, durchaus nicht zerstörend: die nächste Ursache liegt in den Bewegungen, welche von Wittenberg ausgingen, und bald auch in Wien nicht Wenige mit sich fortrissen. Es fehlte hier nicht an vorbereitetem Boden; seit beinahe zwei Decennien hatte man durch Wort und Schrift das eingerissene Uebel bekämpft, und kräftig genug Abstellung der Mißbräuche gefordert; kein Wunder also, wenn Luthers Schriften und Schritte schnellen und großen Anklang fanden. So erzählen bereits auf das Jahr 1522 die Akten, wie sich die Zahl der Studierenden fast stündlich verringert, und Melanchthons Aufruf, das Lesen der Alten zu vermeiden, und des »In sudore vultus tui vesceris pane tuo« stets eingedenk zu seyn, die Meisten so sehr ergriffen habe, daß sie ihre Bücher verbrannten und — Handwerker wurden. Wenn nun auch diese Angaben übertrieben, sind der Zeugnisse genug auf uns gekommen, daß sich sowohl Lehrer als Schüler den Neuerungen offen und heimlich angeschlossen haben. Indessen waren aber die Männer, welche regierten, oder der Regierung nahe standen, ihnen entgegen. Diese übersahen keineswegs die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung, allein sie mißbilligten und verwarfen Luthers Mittel, die nur zu bald nach der Verneinung griffen, und zum Theile auch, weil sie die Kämpfe voraussahen, welche daraus hervorgehen mußten. Reformation durch Aufklärung war das Losungswort[1] ihres Wirkens; das Resultat sprach sich in Ferdinand I. später und fast bis an sein Ende als Idee der Vermittlung aus. Bei solchen Ansichten mußte dem Umsichgreifen der neuen Lehre entgegengewirkt, und jede Spur der Anhänglichkeit, wo sie sich nur immer zeigen mochte, erstickt werden. Nun war nichts natürlicher, als daß Rückhalt und Verstellung auf der einen, und wohl auch Verdächtigung und Verdacht auf der andern Seite an die Tagesordnung kamen — Erscheinungen, welche ihrer Natur nach nicht ohne die traurigsten Folgen bleiben konnten. In welch' hohem Grade aber erstere wirklich vorhanden gewesen, beweist zur Genüge die Thatsache, daß die zwei ersten Lehrer des Erzherzogs Maximilian erst nach Jahren als die eifrigsten Schüler und Anhänger Luthers erkannt, und entfernt worden sind. Nicht das Zerfallen in theologische Streitigkeiten, sondern

[1] Vergl. Conrad Celtis in Nr. 49 des Jahrganges 1835.

das bezeichnete Uebel hemmte und zerstörte zunächst jedes freudige, lebendige Streben. Den versteckten Anhängern war es nicht um das Wohl der Wissenschaft, sondern um Vergrößerung ihrer Partei zu thun; nicht Wenige der wahrhaften aber erkalteten vor dem Medusenhaupte des Mißtrauens. Die Begeisterung für die Sache war zernichtet, und diese gibt keine, wenn auch noch so hohe Besoldung. So blieb jeder Versuch, das alte Ansehen der Universität wieder herzustellen, fruchtlos; sie sank vielmehr immer tiefer, und selbst die Toleranz Kaiser Maximilians II. trug nicht wenig bei zu ihrem — gänzlichen Verfalle. Die Jesuiten, welche sie später übernahmen, gaben ihr zwar eine neue Richtung, allein das Leben für wahre Wissenschaft war früher schon auf Jahrhunderte aus ihren Hallen entwichen.

Mit diesem kurzen Ueberblicke, welcher die Ergebnisse mehrerer Jahrzehente im Allgemeinen umfaßt, sey indessen keineswegs gesagt, als wenn unter Ferdinands I. Regierung Wien ohne literarischen Verkehr gewesen wäre. Die Schwingungen der großen Lebensthätigkeit, welche von Maximilian dem Ersten hervorgerufen ward, konnten nicht so plötzlich untergehen; zudem lebten am Hofe fortan ausgezeichnete Gelehrte, und auch die Universität wurde, wie schon erwähnt worden, zeitweise mit ruhmwürdigen Männern versehen. Wissenschaftliche Bestrebungen fanden an Ferdinand I. stets den wärmsten Verehrer und den thätigsten Beförderer; und die Pressen Wiens haben unter ihm nicht wenige Werke zu Tage gefördert, die als unvergängliche Denkmale des menschlichen Geistes dastehend, größtentheils seiner Unterstützung ihr Daseyn verdanken. Ja selbst die Universität hatte Lichtpunkte, kurze Epochen, in denen sich das alte Leben wieder zu regen schien; nie aber so sehr, als um die Mitte des Jahrhunderts.

Was den thätigsten Bemühungen von Oben nicht gelang, was alle Verordnungen und Opfer nicht bewirken konnten, das brachte ein einzelner Mann zu Stande. Georg Eder, von Freisingen gebürtig, hatte zu Cölln seine theologischen und juridischen Studien vollendet, an der Schule in Passau Vorlesungen gehalten, und durch kräftig ausgesprochene Ansichten über und wider die Religions-Neuerungen bereits vielseitige Aufmerksamkeit erregt. Im Jahre 1549 kam er nach Wien, gerufen und unterstützt von zwei höchst einflußreichen Männern, dem als Rechtsgelehrten bekannten k. Rathe Stephan Schwarz, und dem Probste von Herzogenburg Bartholomäus a Cataneis. Das männlich ernste Auftreten des jungen Gelehrten, der noch näher dem Jünglings- als dem Mannesalter stand, die tiefe Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, welche jeden seiner Schritte bezeichnete, und dazu die entschieden katholische Richtung in seinem Vortrage und in seinem Handeln zu einer Zeit, wo beinahe die Besten zauderten, ihr Bekenntniß laut auszusprechen — diese hervortretenden Vorzüge konnten nicht ohne Beachtung, nicht ohne Einfluß bleiben. Entsprachen sie einer Seits auf das vollkommenste der Tendenz des Regenten und seiner Räthe, so überraschten sie auf der andern Seite nicht minder die Collegen an der Universität, und ermuthigten die besser Gesinnten zu einer freieren Thätigkeit. Je mehr sich aber diese näherten und anschlossen, desto schneller mußte sich das Fremdartige absondern und ausscheiden, und die Wirksamkeit des Institutes wieder eine bestimmtere Richtung gewinnen.

Dieß zeigte sich insbesondere, als nach wenigen Jahren (1557) Eder zum Rektor Magnifikus gewählt, und viermal nach einander als solcher bestätigt wurde, eine Erscheinung, die eben so selten als ganz geeignet ist, das Ansehen darzuthun, in dem er lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über den Ursprung des Namens Statistik.

Viel ist von je her über den Ursprung des Namens »Statistik« gestritten worden; die meisten Schriftsteller kommen aber darin überein, daß erst Achenwall dieses Wort (wo nicht erfunden, doch) allgemein in Uebung gebracht habe. Vor ihm soll Philipp Andreas Oldenburger der Erste gewesen seyn, der in seinem Itinerario Germaniae politico (Tom. IV. seines Thesauri rerum publicarum. Genevae 1675. 8.) sich eines ähnlichen Ausdruckes bediente, indem er dort Seite 824 den Kanzler Veit Ludwig Seckendorff einen egregium *Statistam* christianum nennt [1].

Auch diese Meinung theilen fast alle Gelehrten un-

[1] Herr Professor Springer hat jüngst in seinen Vorlesungen darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck Statista schon um sieben Jahre früher vorkömmt, nämlich in des Constantini Germanici epistola politica ad Justum Sincerum de peregrinatonibus Germanorum recte et rite juxta interiorem civilem prudentium instituendis. (Cosmopoli, ohne Jahreszahl) — einem Werke, das wahrscheinlich im Jahre 1668 gedruckt ist, und bekanntlich denselben Philipp Andreas Oldenburger zum Verfasser hat.

seres Faches; insbesondere findet sie sich ausgesprochen bei **Schlözer**. (Theorie der Statistik. Göttingen 1804. 8. Seite 3. Anmerkung a.) — Bei **Butte**[1] (Statistik als Wissenschaft. Landshut 1808. 8. §. 14. Seite 157.) — **Klotz** (Theoriae Statistices Particula I. Lipsiae 1821. 8. pag. 11.) — **Zizius** (Theoretische Vorbereitung und Einleitung zur Statistik. Zweite Auflage, bearbeitet von Dr. Franz **Kerschbaumer**. Wien und Triest 1828. 8. §. 28. S. 24.) — **Holzgethan** (Theorie der Statistik. Wien 1829. 8. §. 1. S. 2.) u. a. m.

Dieser beinahe **allgemeinen** Uebereinstimmung ungeachtet, dürfte obige Ansicht dennoch einige **Berichtigung** verdienen; denn es finden sich die unwiderlegbarsten Beweise dafür, daß **Oldenburger nicht der Erste war**, der sich des Wortes Statista (Statist) bedient, daß also nicht Er der **Erfinder** desselben genannt werden kann, sondern daß dieser Ausdruck zum wenigsten um **fünf und zwanzig Jahre früher** in einem damals viel gelesenen Druckwerke vorkömmt, und wahrscheinlich **noch älteren** Ursprungs ist.

Zu besserem Verständnisse sey es mir erlaubt, Folgendes voraus zu schicken:

Johann Michael Moscherosch[2], ein Schriftsteller aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, schrieb unter andern eine Reihe von Erzählungen, welche er Anfangs einzeln herausgab, später aber in Straßburg unter dem Titel:

»Wunderliche und wahrhaffte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michel Moscherosch u. s. w. (1650. 2 Bde. 8.) [1],« zusammen drucken ließ. Schon früher (in den Jahren 1645—1647) war eine andere Ausgabe dieses Werkes bei Johann Gottfried Schönwetter in Frankfurt erschienen, welche Moscherosch aber nicht für echt anerkennen wollte. Sie enthält offenbar eine Menge fremder Zusätze und umfaßt daher im Ganzen 7 Theile in 12.

Was nun den **sechsten** Band dieser Ausgabe anbelangt, so lautet sein vollständiger Titel:

»Philander von Sittewald weitberühmbten Ritters
»Somnium sive itinerarium historico-politicum. Von
»Wundergeschichten der Welt: Darinnen was sich so wohl
»in Regiments-Politischen als auch Kriegs- vnd sonsten
»andern Sachen vnd deren Verenderung, Natürlich, vber-
»natürlich in Geschichten (Gesichten?) vnd sonsten, wun-
»derbarlich zugetragen. Durch Philanders gehabte Träumb
»vnd durchwanderten zwölffen Königreichen vorgestellt vnd
»abgebildet wird. Frankfurt, bei Johann Gottfried Schön-
»wetter. Anno 1649. 12.«

Der **ungenannte** Verfasser sagt in der Vorrede, daß er es dem Belieben des Lesers überlasse, seine Arbeit entweder für ein **abgesondertes Werk**, oder wegen Gleichheit der Materien für den **sechsten** Theil seiner (des Philanders von Sittewald) Visiones zu halten. Aus dieser Stelle nun, so wie überhaupt aus der veränderten Schreibart schließt man, daß dieser **sechste**, so wie der nachgefolgte siebente (und vielleicht schon mancher frühere) Theil nicht von Moscherosch, sondern von einem fremden Verfasser herstamme, was uns aber hier nicht weiter berührt.

Genug — in dem **zweiten Capitel** dieses Buches kommt Philander in Gesellschaft mehrerer Deutschen nach

---

[1] Dieser Schriftsteller bedauert, daß der Name »Statistik« sein Daseyn einem Mann verdankt, der selbst so wenig Verdienst um diese Wissenschaft hatte, da **er** es vielmehr gewesen, cujus quisquiliis commaculatum fuisse graviter conquestus est Conringius, wie sich Goebel in der Vorrede zum 6 Conringischen Bande ausdrückt.

[2] **Moscherosch** (eigentlich eine halb griechische, halb hebräische Uebersetzung des deutschen »**Kalbskopf**«) war geboren zu Willstadt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg am 5. März 1600. Er studirte zu Straßburg, wo er auch im J. 1625 die Magisterwürde annahm. Später wurde er Hofmeister des Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kirchingen und 1636 Rath und Amtmann zu Vinstingen. Einige Jahre nachher gelangte er zur Würde eines königl. schwedischen Kriegsrathes, und wurde Secretarius und Fiskal zu Straßburg. — 1656 ernannte ihn der Graf von Hanau zum geheimen Rathe und bald darauf zum Präsidenten der dortigen Kanzley. Auch bekleidete Moscherosch die Rathswürde bei dem Churfürsten zu Mainz und bei der Landgrafin zu Hessen. Er starb zu Worms den 4. April 1669. In der »fruchtbringenden Gesellschaft« führte Moscherosch den Namen des »Träumenden.« — Vergl. **Freheri** (theatr. virorum erudit. clar. Norimbergae 1688. pag. 1187). — **Henningus Witte** (Diarium biograph. Gedani. 1688. Vol. I. Ann. 1669.) — **Ejusdem** Memoriae Philos. Orat. Poet. Hist. et Philolog. etc. Francof. 1679. Decas IX. pag. 544. — Das **Zedler**'sche Universal-Lexikon. Leipzig und Halle 1739. Bd. XXI. S. 1823. — **Jöcher** (Allgem. Gelehrten-Lexicon. Leipzig 1751. Bd. III. S. 695.) und dessen Fortsetzung und Ergänzung von **Rotermund**. Bremen 1813. Bd. IV. S. 2164. — **Meister** (Characteristik deutscher Dichter. St. Gallen 1785. Bd. I. S. 181.) **Strieder** (Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Cassel 1780—1804. Bd. IX. S. 201). — **Flögel** (Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz 1786. Bd. III. S. 415.) und **Ebendesselben** Geschichte der Hofnarren. Leipzig 1789. S. 33. — **Koch**. (Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1979. Bd. I. S. 175 und Bd. II. S. 98.) — **Jördens** (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1808. Bd. III. S. 695) u. s. w.

[1] Eine spätere Ausgabe erschien eben daselbst im J. 1666 und 1667 in 2 Bden. 8. Die Ausgabe von Adrian Weingarten in Leyden (1646—1647. 7 Theile. 12.) wurde von Moscherosch nicht als echt anerkannt. Vergl. **Ebert's** allgemeines bibliographisches Lexikon. Leipzig 1830. Bd. II. S. 164.

Rom und kehrt dort in dem nächsten Gasthofe ein. Der Wirth desselben, mit dem sie sich in ein weitläufiges Gespräch einlassen, erzählt ihnen Manches über den damaligen politischen Zustand Italiens, worauf der Secretarius, einer der Gefährten Philanders (S. 155, Zeile 3—10) entgegnet: »Ich sehe wol, ihr seyet nicht nur ein Wirth, sondern auch ein Statist, der ihr das Interesse der Potentaten verstehet, ein Historicus, weil ihr in den vitis Pontificum versiret, darzu ein Philosophus, der ihr den Brauch und Mißbrauch so wol zu vnterscheiden wißet.«

Da nun das vorliegende Werk schon im Jahre 1649[1] gedruckt ist, Oldenburgers Werk aber erst im Jahre 1675 (oder 1668) erschien, so ist hiedurch an sich schon erwiesen, daß das Wort »Statist« zum mindesten wohl gegen ein Viertel-Jahrhundert älter ist, als man bisher vermuthete, und daß die Erfindung desselben keineswegs dem vielgedachten Oldenburger zugeschrieben werden darf.

Es kömmt aber hierbei noch Folgendes in Erwägung zu ziehen: Moscherosch (oder der ungenannte und unbekannte Verfasser der oberwähnten Fortsetzung des Philander von Sittewald) ist durchaus kein Schriftsteller vom Fache; sein Feld war nicht Politik und Staatenkunde, sondern Romantik und Satyre. Wohl ist es wahr, daß er oft mit unzeitiger Gelehrsamkeit prunkt[2]; wenn er aber das Wort »Statist« einem herrschaftlichen Secretarius in den Mund legt, und es von diesem im Laufe des Gesprächs — einem Wirthe gegenüber — gebrauchen läßt, so ist doch gewiß nicht zu vermuthen, daß dieses Wort ein selbstgeschaffener Ausdruck unseres Verfassers sey, sondern wir müssen im Gegentheile annehmen, es sey dasselbe schon damals — wenigstens für gebildetere Leser — allgemein verständlich gewesen, und habe somit einen weit älteren Ursprung, als man gewöhnlich zugeben will. Denn um einem fremden Worte gleichsam das Bürgerrecht zu verschaffen, bedarf es wohl einiger Zeit. Moscherosch (oder sein Nachahmer) dürfte also nach unserem Dafürhalten eben so wenig als Oldenburger auf die Erfindung des Namens Statist (Statistik) Anspruch machen können, und es muß einer weitern Forschung überlassen bleiben, denjenigen zu entdecken, dem diese Ehre gebührt. Wir begnügen uns, einen allgemein verbreiteten Irrthum hiermit berichtiget zu haben, und es würde uns freuen, wenn obige Andeutungen zu einem weitern Resultate führen sollten.

Auch für die Etymologie des Namens Statistik dürfte die obgedachte Stelle Philanders von Sittewald nicht ohne Gewicht seyn; der Verfasser erklärt nämlich denjenigen für einen Statisten, »der das Interesse der Potentanten versteht,« und der römische Gastwirth erhält diesen Ehrentitel, nachdem er den Zustand der italienischen Staaten geschildert, ungefähr wie Oldenburger den Seckendorf einen Statistam nennt, der in seinem deutschen Fürstenstaate ebenfalls den Zustand dieser Reiche, und die Art und Weise ihrer Verwaltung dargestellt hatte.

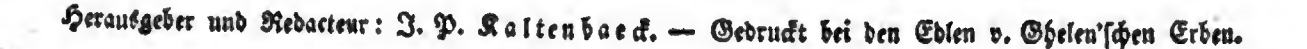
Wenn es uns aber auch gelungen ist, den Ursprung des Namens Statistik (der Statist) vielleicht in ein früheres Jahrhundert zurück zu versetzen, so stimmen wir doch völlig der Meinung Jener bei, welche den Ursprung der Statistik als Wissenschaft erst aus einer späteren Periode herleiten. — Führt doch auch heut zu Tage noch manches Erzeugniß unsers schreibseligen Jahrhunderts den Titel einer Statistik, ohne auf einen wahrhaft wissenschaftlichen Werth den geringsten Anspruch machen zu können!

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

---

[1] Es ist zu vermuthen, daß die Jahrzahl 1649 einen Druckfehler enthält, und daß es eigentlich 1647 heißen soll, was wir aber dahingestellt seyn lassen.

[2] Meister sagt über die Träume des Moscherosch (deren Grund-Idee den Suenos des Don Fr. Quevedo de Villegas entlehnt ist): — »Wenn nicht dieses Werk durch Wortspiele, durch pedantische Weitläufigkeit und müßige Citationen, die herrschenden Fehler der zeitverwandten Schriftsteller, beflecket wäre, so würde man es noch heute mit Vergnügen lesen.« (Geschichte der deutschen Sprache und der deutschen Schriftstellerwelt im 15. und 16. Jahrhundert. Bern 1796. Bd. I. S. 334). — Aehnliche Urtheile fällen Flögel, Wachler und Horn.



Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

2. Sonnabend, den 7. Jänner 1837.

Die Universität zu Wien

um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte auch K. Ferdinand Eder zu seinem Rathe ernannt, wie überhaupt die Regierung nichts versäumte, wodurch von ihrer Seite dessen Bestrebungen gefördert werden konnten. Er selbst aber benützte seine Stellung, um die bereits erwachte Regsamkeit immer noch höher zu steigern, und so wieder jene Begeisterung zunächst unter den Lehrern zu erwecken, ohne welche keine Anstalt — bestehen kann. Hatte dabei schon seine Persönlichkeit auf die geistige Richtung den wohlthätigsten Einfluß, und wußte sein Scharfblick stets das Unlautere, das Unwahre zu finden und zu entfernen, so verstand er nicht minder, durch andere Mittel zu wirken. Vor Allem that es Noth, das tiefgesunkene Ansehen der Universität sowohl, als ihrer Repräsentanten wieder herzustellen; dazu genügte aber damals, wie gewöhnlich, noch nicht, daß sich die Gesellschaft nach Innen regenerirte; auch in ihren Beziehungen und in ihrer Stellung nach Außen mußte es geschehen. Deßwegen suchte er sorgsam die alten Rechte und Freiheiten hervor, ließ sie erneuern, und nach allen Richtungen hin ins Leben treten. Eben so hielt er es bei den verschiedensten Akten mit Wiedereinführung der früheren Feierlichkeiten, und wie er der Ueberzeugung war, daß besonders Gebräuche, mit deren Ausübung Erinnerungen an bestimmte Rechte in Verbindung stehen, nie sollen unterlassen werden, weil sonst auch letztere zu verschwinden drohen, vindicirte er vor Allem das von Kaiser Maximilian I. der Hochschule verliehene Privilegium, Dichter zu krönen. Zweimal sah unter seinem Rektorate Wien das seltne Fest, mit all' dem Zauber, den ihm Maximilians poetischer Genius zu geben verstanden hatte, und zu nicht geringer Erhebung der Gelehrten und Ungelehrten[1].

Wo indessen die alten Gewohnheiten nicht mehr auslangten, oder zu sehr dem Geiste der Zeit widerstrebten, da reformirte er sie, oder setzte neuere Einrichtungen an ihre Stelle. So die schöne Feierlichkeit bei Verleihung der Doktorswürde, welche, abgesehen von ihrem praktischen Einflusse, zugleich die edelste Gesinnung beurkundet. Wir kennen sie aus einer Rede[2], die er am 19. Jänner 1559 bei der Promotion des Professors der griechischen Literatur, Laurenz Leemann, zur juridischen Doktorswürde gehalten hat, und wenn gleich der Gebrauch der vorkommenden Insignien schon früher bestanden, so war doch die Art und Weise, wie der umsichtige Vorsteher sie ertheilte, eben so neu, als ihres Erfolges gewiß. Mit heiligem Ernste sprach er vorerst zu der zahlreichen Versammlung von der Hoheit der Gesetze im Allgemeinen; und hierauf übergehend zu den akademischen Würden mit wahrhaft tiefer Innigkeit von ihrer Bestimmung, ihrer Bedeutsamkeit, ihrem Werthe. Vor Allem sollen die Zuhörer einsehen lernen, daß es keine geringe Mühe, sie zu erlangen, um dadurch ermessen zu können, wie jede Auszeichnung des Siegers nur verdiente Anerkennung. In der That ergreifend sind die Worte, mit denen er die einzelnen Acte der Promotion selbst begleitete. Sie eröffnete die Führung des Kandidaten zum Katheder, als Mahnung: wie die schöne Würde stets dem Erprobten nur offen gestanden, so soll er nun ernstlich bedenken, daß er eine öffentliche Person geworden, hingestellt zur Nachahmung für alle Uebrigen.

[1] Im Jahre 1558. Vergl. Actus poeticus in Gymnasio Viennensi celebratus etc. Viennae Austriae. Hoffhalter 1558. 4. — Laurea poetica ex Caesareo Privilegio in celeberrimo Gymnasio Viennensi tribus nuper Viris — collata. — Ibidem. 1558. 4.

[2] Die letzte in der Sammlung, welche 1559 bei Raphael Hoffhalter erschienen ist. G. Denis, Wien's Buchdruckergeschichte. S. 576.

Würde durch ihn die Reinheit der Lehrkanzel verletzt, oder ihre Wirksamkeit gehemmt, fällt unabwendbar die Schande auf ihn, denn nicht jene verdienen Ansehen, welche Vorsteher sind, sondern nur, die da handeln im Geiste der Wahrheit und der Pflicht.

Hierauf erfolgte die Uebergabe der Rechtsbücher, sowohl der offenen, als der geschlossenen, mit der Erklärung, daß er nun Macht habe, öffentlich und außerämtlich Recht zu sprechen; doch soll er dabei die Kenntniß der Bücher für so unerläßlich erachten, als ob er dieselben nie wieder benützen wollte, und in allen Fällen mit solcher Vorsicht antworten, daß er nicht leicht, außer er habe die Bücher früher zu Rathe gezogen, etwas entscheide. So wie keine Sache nach der Ansicht des Richters, sondern nach dem geschriebenen Gesetze abgeurtheilt werden soll; so kann das Recht ohne Erklärung und practische Uebung nicht begriffen werden, daher soll er die Leuchte berathen und das lebendige Wort des Gelehrten. Auch ist jener noch kein vollkommener Rechtsgelehrter, der auf einem Fuße stehend hundert Gesetze aus dem Kopfe herzusagen weiß, sondern welcher Einsicht hat in alle göttlichen und weltlichen Dinge, welcher gut und rechtsliebend ist, der nicht bloß begreift, was an und für sich das Beste, sondern was nach dem Verhältnisse der Zeit zu erlangen möglich; welcher stark im Wissen und Rathen, mit der Erfahrung zu lehren Gefälligkeit der Rede und Feinheit der Auslegung verbindet, und das innerste Wesen der Philosophie durchdrungen hat.

Das Aufsetzen des rothen, runden Hutes sollte ein Zeichen seyn der Gnade, des Sieges, der Vollendung. »Nicht eine gewöhnliche Ehre, noch ein Amt, sondern eine neue Würde wurde dir verliehen, auf daß du vor Andern hervorragest, und Andere durch Sitte und Tugend übertriffst, damit die Feinde einsehen lernen, wie nur jener gekrönt werde, welcher früher nach Gebühr gestritten und gerungen hat.«

Die Uebergabe des goldenen Ringes, in dessen Mitte ein Edelstein glänzte, sollte nicht nur die Bestätigung der verliehenen Würde bedeuten, sondern auch anzeigen, daß er mit einer neuen Würde, mit dem Ritterstande, oder dem Rechte der goldenen Ringe ausgezeichnet worden. Daraus werde nun kund und klar, daß nur jener Adel der wahre, welcher durch Tugend und Mühe erworben; allein so schön es ist, mit solchem Vorzuge begabt zu werden, so kräftig müsse das erhaltene Zeichen auch zu uns sprechen, daß wir der Gerechtigkeit, der Treue, der Religion und dem Staate zugeschworen, für welche Alles zu wagen, und zu deren lebendigen Förderung kein Opfer zu scheuen.

Wahrhaft erhebend sind die Worte bei Ertheilung des Kusses, der zuletzt erfolgte. »Ich umarme dich mit dem Kusse des Friedens, mit welchem der Staat für die verliehene Würde von dir Seelenreinheit, Wohlwollen, Herzensgüte, Sinn für Humanität, und kräftige Nächstenliebe fordert. Du sollst die Unterdrückten gern hören und ihr Schicksal schnell und klug erleichtern, davon dich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen abschrecken lassen. Alle deine Gedanken, deine Gesinnungen und Rathschläge seyen dem gemeinen Wohle, dem Troste unglücklicher Witwen und Waisen, dem Staate gewidmet; und nichts gelte dir für so schön und heilig, als das Verdienst um den Nächsten, und um das Vaterland.« —

Es ist wohl sehr begreiflich, wie einer Zeit, deren hervorleuchtender Charakterzug Selbstsucht ist, alle dergleichen Feierlichkeiten bedeutungslos erscheinen können, ja es steht zu befürchten, daß sogar der Versuch, das Andenken derselben zu erneuern, als überflüssig bezeichnet werde. Dem sey aber wie ihm wolle, für Eder waren sie von der größten Wirksamkeit, und wenn es ihm gelungen, Lebenswärme wieder in den großen Lehrkörper zu bringen, so haben sie keinen geringen Theil daran. Freilich waren Einheit der Gesinnung, Einheit der religiösen Ueberzeugung die erste Potenz und ohne diese hätten wohl auch jene kaum etwas zu Stande gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Das große jüdische Concilium zu Nagy-Ida in Ungarn 1650.

Das Volk der Juden ward nicht selten von solchen Betrügern, welche sich für den Messias ausgaben, geäffet; wie denn das zwölfte Jahrhundert allein neun falsche Propheten hervorgebracht hatte. Das größte Aufsehen aber machte im siebzehnten Jahrhundert der bekannte Betrüger Sabathai Levi, der im Jahre 1638 in Syrien aufstand, sich in Smyrna zum Könige Israels ausrufen ließ, und einen unglaublichen Anhang, selbst unter den Gelehrtesten seines Volkes, bekam. In Konstantinopel jedoch

nahm er aus Furcht gespießt zu werden, Mahomeds Glauben an; wurde aber demungeachtet bald hierauf enthauptet.

Da die Juden nun durch solche ohnmächtige Erlöser so oft hintergangen worden, erregte dieses bei den Vernünftigeren derselben Zweifel und Nachdenken; ja sie hielten es für unabweisbar nöthig, die Weissagungen genau untersuchen und durch ihre berühmtesten Gelehrten entscheiden zu lassen: ob der Messias schon da gewesen, oder noch erwartet werden müsse? Dem zu Folge wurde die Abhaltung eines großen rabbinischen Conciliums beschlossen, und man besprach sich zu verschiedenen Malen über den Ort, wo die Versammlung Statt finden sollte. Endlich ward Ungarn, weil es damals durch die vielen Türkenkriege größtentheils entvölkert war, als das bequemste Land zu dieser Unternehmung gewählt. Die Zusammenkunft sollte auf dem freien Felde bei Nagy-Ida geschehen. Dieses Nagy-Ida ist ein Dorf in dem Abaujwarer Komitate, mit einem Schlosse, das der gräflich Csakischen Familie gehört.

Das Concilium fiel in das Jahr 1650, und es kamen zur bestimmten Zeit dreihundert Rabbiner und eine große Anzahl anderer Juden aus verschiedenen europäischen und asiatischen Ländern am genannten Orte zusammen, wo bereits die besten Anstalten getroffen waren, um eine so beträchtliche Menschenmenge mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Alle hielten sich unter freiem Himmel in Gezelten auf, von welchen das größte zu ihren Unterredungen bestimmt war. Zu dem Concilium aber wurden nur jene Juden zugelassen, welche die hebräische Sprache fertig reden und ihr Geschlechts-Register aufweisen konnten. Durch letzteres wurden sehr Viele ausgeschlossen, die aus Spanien, Italien und Frankreich gekommen waren, und sie erhielten bloß die Freiheit, sich in einer gewissen Entfernung von dem Zelte, wo die Rabbiner berathschlagten, unter den Uebrigen, die nur Neugierde halber von fremden Ländern herbeigeströmt waren, aufzuhalten. Ein Rabbiner aus dem Stamme Levi, Zacharias mit Namen, ward zum Vorsitze und Sprecher der Versammlung erwählt.

Den ersten Tag brachte man mit der Untersuchung zu, ob auch Alle, die da sich eingefunden hatten, die erforderlichen Eigenschaften besäßen; über 600 wurden, weil sie ihr Herkommen nicht beweisen konnten, ausgeschlossen. Am zweiten Tage ward das Concilium mit einer Anrede eröffnet, und der Vortrag gemacht, daß man vor Allem untersuchen müsse, ob der Messias bereits erschienen, oder ob man auf dessen Ankunft noch warten müsse? Nachdem hierüber lang und viel gestritten worden, ward man endlich einig, daß der Messias noch nicht erschienen, und daran allein die Unbußfertigkeit der Nation Schuld sey. — Man untersuchte hierauf die Art, wie sich der Messias offenbaren würde, und setzte einige Kennzeichen fest.

So hatte bereits sieben Tage das Concilium gedauert, da ward es wegen der Ankunft sechs christlicher Fürsten, welche von Rom abgeschickt worden waren, plötzlich aufgehoben; denn der gründliche Beweis dieser, daß Christus der verheißene Messias sey, warf den Zunder des Aufruhrs unter die Versammlung, und den folgenden Tag gingen alle Mitglieder auseinander. Indessen waren sie vorher noch übereingekommen, nach drei Jahren ein anderes Concilium in Smyrna zu halten.

Fischer.

Die Landsknechte.

Matthis Quaden von Kinkelbach handelt in seiner »deutschen Nationalherrlichkeit«, einem Buche, das zu Kölln am Rhein im Jahre 1609 gedruckt worden ist, von den Ständen Deutschlands, den Geistlichen, dem Adel, den Bürgern und den Bauern, und fährt dann fort:

»Aus diesen Bauern und Bürgern ist in wenig hundert Jahren noch der fünfte Stand dazu gekommen, das ist der Landsknechtsorden. Was Nutzes aber derselbige in allen Provinzen geschafft habe, sind Bürger und Bauern wohl gewahr geworden, daß derselbige Nam, ich geschweig den Orden, oder die Leut selbst, nit fast ehrlich mehr geschätzt wird.

In sich selbst ist der Nam und das Amt eines Landsknecht also alt, löblich, ehrlich, ja göttlich, als das Amt eines Priesters seyn konnte, wenn es nach erster Institution gehalten wurde. Denn in, nach, und vor Kaiser Karoli Magni Zeiten, als erstlich Deutschland von den Hunnen und andern barbarischen Völkern, darnach als sie allgemach zu dem Christenglauben gekommen, von Unglaubigen und Heiden aufs heftigste verfolgt, und angegriffen wurde, und deshalben die Bauern den Acker mit Frieden nicht bauen konnten, auch die Prediger und Geistlichkeit in stätiger Gefahr des Ueberfalls standen, dadurch nicht allein gute Polizey, sondern auch das menschliche Leben selbst hat vergehen müssen: haben sie die Ordnung gemacht, damit

der Ackerbau seinen Fortgang und der Kirchendienst in ruhigen Leben blieb, daß man eine sichere Anzahl Knechte annehme aus ihrem eigenen Volke, die anders nichts thun, oder sich weiter nit bekümmern sollten; dann daß sie die Feinde wohl in acht nehmen, und das Land vor allen Ueberfall beschützen; deren Hauptleut und Obersten, den Fürsten jeder Landschaft vorgestellt, und geordnet werden; und und daß jeder Bauer nach seinen Vermögen etwas dazu kontribuirte oder steuerte, daß diese Knecht aus gemeinem Seckel erhalten wurden. Da ließen sich viel zu diesem gottseligen Dienst finden, die ihr Leib und Leben für den Wohlstand gemeines Vaterlandes setzen wollten. Und darunter waren viel junger, gerader Knecht; denn obschon auch die betagten und vollständigen Männer zum Krieg stark und beherzt genug waren, so war gleichwohl die Fertigkeit und Behendigkeit der Jugend bequemer dazu, auch damit dieselbig in Zeiten, in Wehr und Waffen geübt worden. Daher wollten da dieselbe Knechte lieber »Landsknechte, dann Kriegsmänner« heißen, dieweil sie unangesehen ihres eigenen Nutzens dem Lande und gemeiner Landswohlfart zu dienen bereit wären. Knechte heißen sie darum, weil sie den Bauern dienten, und ihnen an Meisterschaft und Herrschaft nicht gleich begehrten, noch vermochten, zu seyn: dann sie in den Bauern Dienst waren, welche sie derhalben als ihre Knechte unterhielten. So hatten deßwegen beide, Bauern und Priesterschaft, Gott und diesen Knechten zu danken, wenn sie in guten Frieden und Wohlfart saßen.

Und aus diesen Landsknechten ist die Ritterschaft und der ganze deutsche Adel entsprossen, wiewohl dieselben heutiges Tags das ganze Widerspiel beweisen. Denen aber fremd dünken würde, daß solche große Herren aus den geringen Knechten hergekommen wären — der besehe die Historie der deutschen Herren, welche heutigs Tags, doch vor 80 und 90 Jahren noch viel mehr, der edelste Orden des ganzen Reichs geschätzt wird, und die auch allein würdig erkannt, daß sie den Namen der Deutschen führen; besehe ihr eigen Regelbuch: so wirst du inne werden, wie ein geringes Häuflein von armen und getreuen Landsknechten es anfänglich gewesen sey, und in ungefährlich nur 400 Jahren zu solcher Hochheit gekommen, daß sie nunmehr nit allein der Bauern, sondern auch Allermanns Herren geworden, wie sie sich auch nennen lassen. Wie rechtfertig aber solche Knechte da mit ihren natürlichen Herren gehandelt haben, da frage die Bauern und Bürger um; wie ehrlich sich auch die heutigen Landsknecht halten, sieht man daran, daß beide, Bauern und Bürger, sie für tausend Teufel wünschen, wo sie dieselben nur sehen oder hören ankommen.

So weit Matthis Quaden von Kinkelbach. An. 1609.

M i s c e l l e n.

Das Purpurkleid der Kardinäle ist deutschen Ursprungs. Die Erzbischöfe von Salzburg trugen es seit alten Zeiten; Pabst Pius II. fand Wohlgefallen daran, und ließ ein Modell nach Rom kommen. Der Brief darüber ist vom Jahre 1459 und wird im Archive zu Salzburg aufbewahrt. Bald hierauf ward die Kleidung für das Kardinals-Collegium eingeführt; aber auch die Erzbischöfe von Salzburg tragen sie immer fort, ohne Kardinäle zu seyn.

Große Damenhüte waren schon im vierzehnten Jahrhundert den Männern ein — Aergerniß. Ein Zürcher Minnesänger, der zu Anfang des gedachten Jahrhunderts lebte, belehrt uns, daß zu seiner Zeit in Oesterreich die Schönen das Haupt mit breiten Hüten bedeckt haben. Sehr galant tadelt er diese mißgünstigen Hüte, welche den schönsten Theil des Gesichtes verbergen.

»Der Sitte ist in Oesterreiche unminneckliche
Das schöne Frowen tragent alle Hütte breit
Was ir minnecklichen was mag man gar
Selten geschowen, so sie ir Hüete han aufgeleit
Mangen wäre die Zit gar unverdrossen
Sehe man dicke ir Wengel und ir lichten Augenschin
Mann wer in die Hüete gevlossen
Tonowe ab so möchte es sin.

Brügge, 12. April 1486: Kaiser Maximilian und sein Sohn Philipp als Herren der Niederlande bestellen Graf Engelbert II. von Nassau zum Regenten und Statthalter von Flandern, Lille, St. Omer, Orchies und Terouane. (Original im Oranischen Archiv.) Diese Urkunde ist ein Beweis, daß die Fertigung der Urkunden höchst unsicher zur Bestimmung des Aufenthaltortes ist; denn Maximilian war am 12. April 1486 nicht in Brügge, sondern in Aachen zur Krönung, kam auch, wie historisch erwiesen ist, erst im Monat Mai nach Brabant zurück.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

3. Mittwoch, den 11. Jänner 1837.

Der westliche Theil der Karpathen in Oesterreichisch-Schlesien.

Der österreichische Antheil von Schlesien ist mit bedeutend hohen und ausgedehnten Gebirgen bedeckt, welche zwei verschiedenen großen Ketten-Gebirgszügen angehören, daher dieses Land auch in orographischer Hinsicht in zwei Abtheilungen zerfällt.

Die erste dieser Abtheilungen ist der Teschner Kreis, welcher größtentheils von dem westlichen Theil der Karpathen bedeckt wird.

Die Oder ist der natürliche Gränzscheider des obigen Gebirges von dem östlichen Theile der Sudeten, welches den andern, und größeren Theil Schlesiens, nämlich den Troppauer Kreis, überzieht.

Da die Sudeten bereits im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (1835) ausführlich behandelt worden, so wollen wir hier nur das erstere Gebirge in kurze Betrachtung ziehen. Dieses, welches von seinem höchsten Stocke, dem Lissahora (Gigula), von West nach Ost und Nordost im Teschner Kreise hinzieht, und einen langen Kettenzug bedeutend hoher Berge bildet, wird mit dem Namen Beskiden bezeichnet.

Der ganze südliche Theil des Teschner Kreises ist von den Beskiden bedeckt, und dieses Gebirge bildet den Kern der Haupt-Gebirgskette zwischen Galizien und Ungarn und den Wassertheiler zwischen obigen Ländern und Schlesien.

Die auf den Beskiden entspringenden Flüsse, Weichsel, Olsa, Ostrawicza, Biala und andere mehr, eilen in den Hauptthälern dieses Gebirges fort, und zwischen ihnen ziehen sich die Haupt-Ausläufer mit ihren Nebenrücken hin, und dehnen sich in verschiedenen Zweigen aus.

Die merkwürdigsten und höchsten Puncte der Beskiden sind folgende: Der Lissahora (Gigula), der Sulow, der Palom, der Przilik, der Girowa (Herenberg), die Ochsenschanze, der Mala-Dubni, der Wielky-Dubni, der Mladahora, der Troyaczka, Ochodita, Rzowka, Zuprom, Goucżarka, Skalka, der kleine und große Baranio, der Wirczinkow, der Malinow (Himberberg), Brenna und der Klingschack. Von dem Baranio, Wirczinkow und Malinow, auf welchen Bergen die Weichsel ihren Ursprung hat, geht ein Gebirgsarm über Brenna, Ligowatz, Bistorey, Ernsdorf, Kamitz, Alt-Bielitz, Watzdorf und andere Orte gegen Schwarzwasser, wo er sich verflacht. Die höchsten Berge in diesem Nebenzuge sind der Jankow, Kamiene, Rownica, Stolow und Giraberg.

Weiter geht von dem Haupt-Gebirgsstocke (Beskiden) zwischen der Ostrawicza und Elsa, ein Nebenzweig über Morawku, Raschkowitz und Friedeck bis in die Ebenen der Oder.

Die wichtigsten Berge dieses Nebenrückens, der sich in mehreren Armen gegen die Ostrawicza und Oder zieht, sind der Uplas, Policzane, Trawno, Slabicz, Kaminite, Kolubowa, Ostry, Ropiczka, Jaworowy, Ropiczer, Kolarz, Pralziwka, Praszziwa, Kiczera und Godula. Ein zweiter Nebenrücken zieht sich von den Quellen der Elsa über Jstebna, einen Theil des Dorfes Weichsel und Ustron, bildet bei Zeislowitz, Gelleschau und Kosakowitz durch den im Norden sich entgegenstemmenden Chelm-Berg einen Kessel, und verläuft sich sodann mit den Anhöhen von Ogrodczon und Schimoratz in die Ebenen gegen Kunzendorf, Pruchna &c.

Die höchsten Berge in obigen Nebenrücken sind, der

große Czantory in der Nähe von Ustron, und der Stoschek nächst Weichsel, dann der Zazow, Kobila, Polodny, Ostry, Wruzna, Klein-Czantory und andere mehr.

Held-Ritt.

Eine Abendtafel
am Hofe Kaiser Leopold's I.

Ein Originalbericht über den Einzug und Aufenthalt des Churfürsten zu Sachsen in Wien 1695, welcher handschriftlich vor uns liegt[1], enthält auch eine ziemlich genaue Beschreibung der ersten Tafel, die dem hohen Gaste zu Ehren bei Hofe gegeben worden ist. Da dergleichen ganz specielle Nachrichten eben nicht häufig vorkommen; der Gegenstand aber immer einige Bedeutsamkeit hat, dürfte die nachstehende Mittheilung nicht ohne Interesse seyn. Schon der Empfang außer der Schiffbrücke war im hohen Grade feierlich. Der Kaiser selbst und der römische König waren dem Churfürsten bis dahin entgegen gefahren, und die ersten Minister des Hofes befanden sich in ihrem Gefolge. Unter Trompeten- und Pauckenschall geschah der Einzug, und mit eben so großem Prunke ward der Gast in die für ihn bereiteten Gemächer eingeführt. Hier verweilte dieser, bis ein Hoffourier kam, an die Thür klopfte und zur Tafel rief. Die churfürstlichen Cavaliers und zwei zugetheilte kaiserliche Kammerherren umgaben den Churfürsten; einem seiner Kammerjunker ward ein Leuchter mit Licht gegeben, um damit unmittelbar vor ihm bis zur kaiserlichen Retirade zu gehen, wo sich Ihre Majestät der Kaiser, die Kaiserin, der römische König und die älteste Erzherzogin befanden. Hierauf begann der Zug zur Tafel durch die geheime Rathsstube in die Gallerie: der Kaiser voran, umgeben von den Ministern und Cavalieren des Hofes, dann der Churfürst, dem der Kammerjunker wieder das Licht vortrug, dergleichen kaiserliche und königliche Kammerherren vor dem Kaiser, der Kaiserin, dem König und der Erzherzogin thaten. Nach dem Churfürsten folgte der König, dann die Kaiserin, von ihrem Obersthofmeister, dem Fürsten von Schwarzenberg, und endlich die Erzherzogin von dem ältesten Kammerherrn an der Hand geführt. Die Hofdamen und viele Andere aus der Stadt machten den Beschluß. Auf der einen Seite der Tafel, in der Mitte, saß der Kaiser, ihm zur rechten Hand die Kaiserin, zur linken der König; gegenüber aber rechts die Erzherzogin und links die churfürstliche Durchlaucht. Weil es Freitag, mithin ein Fasttag war, so war die ganze Tafel bloß mit Fastenspeisen besetzt, weßwegen der Churfürst wenig zu sich nahm. Während der Tafel wurde fortwährend eine schöne Musik gemacht. Weil Seine kaiserliche Majestät gewöhnlich Abends bei der Kaiserin speisen, und dabei ihre Damen zur Tafel dienen, so servirten auch dieses Mal der Kaiserin Hofdamen mit Vorlegen und Credenzen des Trinkens. Nachdem der Kaiser den ersten Trunk der Kaiserin zugetrunken, und sie dagegen, wie gewöhnlich, sich ein wenig vom Stuhle erhebend gedankt hatte, brachten Se. Majestät, als sie nach einer guten Weile den zweiten Trunk thaten, denselben dem hohen Gaste zu, der darüber ganz vom Stuhle aufstand, sich tief verneigte, und stehen blieb, bis die kaiserliche Majestät getrunken hatte. Als der Churfürst den ersten Trunk machte, trank er Seiner Majestät Gesundheit, stand dazu auf, neigte sich gegen Seine Majestät, und blieb selbst nach dem Trinken noch stehen; Seine Majestät aber blieben sitzen und dankten mit Neigen. Der König trank nun dem Churfürsten, doch nur indem er sich neigte zu; wogegen sich dieser gleichfalls nur mit ebenmäßigem Neigen bedankte, ohne vom Stuhle aufzustehen. Hierauf brachte der Churfürst sitzend des Königs Gesundheit aus, und mehr denn diese zwei Toaste hat er nicht gethan. Als das Confect und das Tischtuch mit der darunter liegenden ledernen Decke von den Hofdamen aufgehoben war, stand der Churfürst von der Tafel auf, machte gegen Ihre Majestäten eine tiefe Verbeugung, wofür diese mit dem Haupte neigend dankten, aber so wie auch die Erzherzogin an der Tafel sitzen blieben. Der Churfürst trat hinter Seine kaiserliche Majestät, empfing von der einen Hofdame, dem Fräulein von Kniphausen, ein in die Länge zusammengelegtes Serviet, welches er auf den Tisch vor den Kaiser hinlegte, und das dieser mit Neigen annahm und auf dem Tische selbst ausbreitete. Endlich brachte die Hofdame, die den Hauptdienst hatte, ein vergoldetes Handbecken und eine Kanne, credenzte das Wasser von der Tafel und setzte das Becken auf das von der churfürstlichen Durchlaucht übergebene Serviet, reichte Seiner kaiserlichen Majestät das Wasser über die Tafel herüber, goß es derselben auf die Hände mit dem empfangenen Serviet und ließ es liegen. Auf gleiche Weise gab dieselbe Hofdame

[1] Relation von Ihro Churfürstl. zu Sachsen Einzug zu Wien. So geschehen den 24. Juni anno 1695. 22 Bl. 4.

das Wasser der Kaiserin, dem König und der Erzherzogin, und so lange blieben sie alle sitzen; während dem hatte der Churfürst, nachdem er Anfangs eine kleine Weile hinter dem Kaiser gestanden, sich wieder an die Tafel an seinen vorigen Platz begeben, war aber nicht wieder niedergesessen. Sobald die Erzherzogin die Hände gewaschen hatte, standen sie Alle auf, und die Hofdame, die das Wasser herumgegeben hatte, kam nun auch zu dem Churfürsten, und präsentirte ihm stehend das Wasser, was er aber nicht annahm. Nach dem Gebete begab man sich in derselben Ordnung, wie man hergegangen war, wieder in die kaiserliche Retirade.

Unser Referent erwähnt auch der Ceremonien, welche bei den ferneren Tafeln beobachtet worden; sie sind indessen wenig abweichend und nur bei der zweiten Tafel bemerkt er, daß man mittlerweile dem Churfürsten beigebracht hatte, wie er das erste Mal in zwei Stücken zu wenig gethan; was er denn auch verbessert. Er hatte sich nämlich bei dem Zutrinken des Königs gar nicht vom Stuhle erhoben, wie er es doch zur Hälfte des Körpers hätte thun sollen, und war von der Tafel zu spät aufgestanden, und auch hinter dem Kaiser nicht die gehörige Zeit stehen geblieben. Ersteres mußte nach dem Gebrauche der Churfürsten zu Augsburg in dem Augenblicke geschehen, wo das Confect von dem Tische genommen wurde, und letzteres so lange dauern, bis sich der Kaiser von der Tafel erhob. Auffallend ist es, daß immer nur bei der Kaiserin gespeist wurde; unser Berichterstatter glaubt, es sey einiger Scrupel willen geschehen, die man in Rücksicht der Ceremonien bei einer vollständigen kaiserlichen Tafel gehabt habe.

Zwei Gutachten von Reichard Strein.

Aus dem Riedecker-Archive mitgetheilt von J. Chmel.

I.

Guetbedunckhen, Ob Ir Fürstliche Durchlaucht rc. sich zu haltung des Reichstags gebrauchen lassen soll. A°. 1597.

Gnedigister Herr rc. Ich hab Ir Kays. Mt. Schreiben ersehen,

Befindt das die sachen auf diesen Puncten beruet, Ob Eur Fürstl. Durchl. sich derselben vnndersachen sollen.

Zum anderen, Ob Sy die mitl darczue haben, solches in das werckh zurichten.

Fürs Dritt, Wie es beschehen möcht.

Souill das erste anlangt, khündte Ichs Eur Fürstl. Durchl. gehorsamist nit wideraten. Denn ersstlichen gratificiren dardurch Eur Fürstl. Durchl. Ir kays. Mt. rc. Zum Andern, so ist diß ain actus, aines khünfftigen Römischen kunigs, zum dritten, Ob woll Chur vnd Fürssten persondlichen nit gegenwärtig seyn werden, doch Ihre furneme Rät vnd Canzler, welche gmainighklich Ihre herrn regiren, bey denen ist so nothwendig, das sich Eure Fürstl. Durchl. insinuiren, als bey Jrn herrn selbst, darczue khünen Sy kain bessere gelegenhait haben, alls dise, vnd das kündte durch mererlay weeg beschehen, daruon zu seiner Zeit zu reden wer, daher Ich der gehorsambisten mainung bin, Eur Fürstl. Durchl. hetten sich des genedigisten brüederlichen vertrauen gegen Ir kays. Mt. rc. zu bedanckhen, erkenten sich auch darbey zu gehorsamen schuldig.

Allain müesst Eur Fürstl. Durchl. rc. bekhennen, wie auch Ir kays. Mt. selbst bewüsst wer, das Sy der Reichssachen nit bericht sein, Weill aber Ir kays. Mt. rc. Sy mit solchen Räten zu versehen erelerten wie das Schreiben vermöcht, So wolten Sy sich Ir kays. Mt. rc. zu gehorsamb, darzue willig gebrauchen lassen.

Belangund den andern Punct, Ob Eur Fürstl. rc. die mitl darzue haben, solches in das Werckh zu richten, darczue gehört nun nit allain was sich Ir Kays. Mt. des reiß vnd Zerungskossten halber erbieten, sunder auch wie Eur Fürstl. Durchl. von hinnen khumen khünen, darzue gehert ersstlichen die hoffbezahlung, die khan hie vnnder ain drey monat besoldung, vnd dort wider ain drey, nit beschehen, darauf etlich tausend gulden lauffen werden. Zum andern, die Contentierung, was man, von kuchl vnd keller, vnd sunst in die Officia den leutten schuldig ist. Zum Dritten, was man etlichen anwartunden Parthehen schuldig ist, welche drey Possten sich auf ain namhafftes erstreckhen wiet, außer des werden Eur Fürstl. Durchl. mit ehren von hie nit, Ja woll gar khumen mügen, vnd wer daher ain vorschlag zu machen, was darauf gehen möcht, vnd Ir kays. Mt. rc. die andeutung zu thuen, das Eur Fürstl. Durchl. sich von wegen Irer geleisteten veldzüg in merckhliche beschwerung gesteckht, daher auch entschlossen gewest, bevorab, weil Sy auch mit Irn deputat nit gelangen khünen, Irn hofstat wider zu ringern, vnd sich mit der Camer zu betragen, vnd wie Sy daher Ir raittung machen, so khundten Sy vnnder souill tausend gulden von hie nit wekh khumen, Bäten daher Ir kays. Mt. rc. Sy wollen Ir dißfalls zu hülff khumen, vnd souill tausend füelenhen lassen, die wollten Eur Fürstl. Durchl. hernacher auf termin, wie Sy sich deswegen mit der HoffCamer vergleichen würden, Ir kays. Mt. wider guett

machen, vnd des khundt alßdann an dem Wirtembergischen gelt abgehen.

Der Zerung vnd vncossten auf dem Reichstag müsse man sich auch zeitlichen vergleichen.

Schließlichen, wie es beschehen möcht, da würde von nöten seyn auch beschaid von Ir kays. Mt. zu haben, Ob villeicht Eur Fürstl. Durchl. Zuuor ghen Prag müessten, vnd von dannen aus auf Regenspurg, oder aber von hier aus, Ich khan auch woll erindern, das etliche dergleichen Reichstäg weillund Kaiser Ferdinand per posta Besuecht hat, darbey khund woll ain ersparung beschehen rc.

II.

Guetbedunckhen per Ausbott des zwainczigisten Manns 19 Nouembris Anno rc. 97.

Erstlichen der herrn verordneten vnd anwesunden Landleutt entschuldigung in zwayen Puncten betreffend, khan es darbey, weill man von den Regiment khnecht one das weicht, tacite verbleiben.

Mit dem Ausbott wer Ich der mainung, Sy möchten aus den vermelden vrsachen, bey änsmanung des zwainczigisten Man gelassen werden, trag aber sorg, das die obern zway viertl so kurczlich schwerlich werden aufkhumen, hetten nur 14 tag beuor, vnd darczue die Mussterplacz weit entlegen, ehe die general herumbgehen, die herschafften die vnnderthanen außstafieren, vnd Sy den Mussterplacz alßdann erreichen werden, darzue wirt diese Zeit zu kurz sein, vnd besorglich ain Confusion bringen, vermainet daher, es mecht den obigen vierteln wo nit vmb ain acht doch vmb ain fünff tag der termin erstreckht werden, die vndern viertel aber die so woll zu den Musster Placzen alls ghen Raab nahener haben, alsobald nach der mussterung fortziehen.

Schließlichen Besorg Ich mich des, das dieser Zwainzig Mann so woll an die ort der Mussterplacz, alls in das lager die Insection bringen wirt, Ob alßdann diß ausbott mer nuczen, oder schaden möcht, wird euentu zu erkhennen geben, der Almechtig welle es aber mit gnaden verhüten. Die publication weill Sy strittig, vnd Ich mich anderst selbsst auch nit zu berichten waiß, alls das tempore Ferdinandi vnd Maximiliani von der Regierung oder hoff aus beschehen, auf dem all das Jüngste ausbott von den verordneten ergangen, So möcht es villeicht zu befürderung der sachen noch auf dißmall darbey verbleiben, Doch allain per expressum Indultum das In auf dißmall aus gehörten vrsachen vnd gar zu kainen praeiudicio zuegelassen sein soll.

Miscellen.

Im Mittelalter wurden jene Gassen der Städte, in denen sich Herbergen für Fremde befanden, und die gewöhnlich in einem Viertel der Stadt nahe beisammen lagen, mit dem allgemeinen Namen »Elend« bezeichnet. Zu Wien hat sich diese Benennung in der »Elend-Bastei« erhalten, und in der That war die ganze Gegend, von Maria Stiegen an, durch das Arsenal bis zum Schottenkloster, einst größtentheils zur Unterkunft reisender Handwerker bestimmt.

In Böhmen betrug im Jahre 1775 die Zahl der Schulkinder auf 2 ½ Millionen Einwohner 14.000; zehn Jahre später war sie auf 117.733 gestiegen!

Nach Aufhebung der Templer waren die Augustiner der zahlreichste Orden in Ungarn. Im Jahre 1498 besassen sie 20 Klöster, wozu später noch 6 kamen; jetzt sind alle eingegangen.

Die Judenstadt im Unterwerd (jetzt Leopoldstadt) lag dicht an der Klostermauer der Karmeliter, an der Hauptstraße und erstreckte sich bis gegen die Augartenstraße. Die Stadt war mit Mauern und Thoren versehen, und hatte zwei Synagogen, von welchen eine die alte, und die andere die neue genannt wurde. Die alte war das Gebäude, welches noch später im Karmelitergarten zu sehen war. Die neue stand auf dem Platze der heutigen Leopoldskirche. Gegen 2000 Juden haben die Stadt bewohnt. Im Jahre 1669 am 2. August wurde der landesfürstliche Befehl kund gemacht, daß die Juden Wien verlassen sollten. Die Zeit zur gänzlichen Räumung ward bis zum Frohnleichnamstag 1670 festgesetzt. Der Wiener Magistrat hatte sich erboten, nicht nur alle jüdischen Schulden, sondern auch alle in der Judenstadt befindlichen Häuser gegen Bezahlung von 100.000 Gulden zu übernehmen, und in so fern diese Summe nicht hinreichen sollte, auch mehr zu geben; dagegen behielt er sich vor, daß 1. ohne sein Wissen und Willen Niemand in der leeren Stadt sich niederlasse. 2. Der ganze Unterwerd vom Hof-Quartier frei bleibe. 3. Die auf dem Platze der neuen Synagoge erbaute Pfarrkirche mit Weltpriestern besetzt und ihm das Jus advocatiae et patronatus eingeräumt werde.« Durch kaiserl. Entschluß vom 24. Juli 1670 wurde das Anerbieten des Magistrats nebst den vorgelegten Bedingungen angenommen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

4. Sonnabend, den 14. Jänner **1837.**

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(*Fortsetzung.*)

Um den wirksamen Einfluß, welchen *Eder* auf die bessere Gestaltung der Universität von 1549 an genommen hat, in seinem ganzen Umfange würdigen zu können, dürfte es hier wohl nothwendig seyn, die zeitweiligen Reformationsversuche Kaiser Ferdinand's I. noch in einige nähere Betrachtung zu ziehen. Abgesehen von den oft wiederholten Verboten *wider* Luther's Schriften, die indessen anfänglich kaum mit dem gehörigen Nachdrucke festgehalten worden sind[1], wurde in dem *ersten* Decennium seiner Regierung auf den religiösen Zustand der Hochschule wenig Rücksicht genommen, und die Art und Weise, wie der Eine oder der Andere *bei dieser* zum Widerruf seiner Lehre gezwungen worden, war durchwegs nicht geeignet, von *neuen* Versuchen abzuhalten. Erst nach den Türkenstürmen von 1529 und 1532, die dem Eindringen nicht wenig günstig gewesen, ward man zum Theile des Uebels gewahr, das im Eingange dieses Aufsatzes bezeichnet worden ist. Die Anzahl der Studierenden war auf einen beispiellos geringen Stand herabgesunken; denn selbst Inländer hatten Wien verlassen und waren auf ausländische Universitäten gezogen. Dieß gilt insbesondere von dem größten Theile des jungen österreichischen Adels; in den Matrikeln von Wittenberg, Tübingen, Straßburg erscheinen von nun an die *ersten* Namen desselben. Er kümmerte sich wenig um die, von der Regierung *dagegen* erlassenen Mandate; obgleich man auch auf der andern Seite gestehen muß, daß nur eine sehr geringe Anzahl wußte, um was es sich eigentlich handle. Die alte Sünde der Menschheit, die Sucht nach Neuem, hatte die Meisten mit in den Wirbel hineingerissen, von dem sie freilich immer mehr und mehr festgehalten wurden. Wie verwirrt aber die Begriffe waren, wie unbestimmt die Ansichten über das Lutherthum, davon sind die sprechendsten Beweise auf uns gekommen. Einer möge hier für Viele genügen. Im Jahre 1530 schreibt der edelfeste David von Trauttmansdorff zu Dozenbach dem edlen festen Christoph dem Enenkel zu Albrechtsberg, seinem vertrauten lieben Schwager, *um einen Pfarrer* für sich und seine Leute zu Dozenbach, der nicht ein lauterer Päbstler wäre. »Er hoffe auch, daß etliche Mißbräuche abgethan werden, so möchte er (der Pfarrer) das Maul auch desto besser aufthun. *Alle Sonntage soll er eine Messe lesen,* und das Evangelium predigen[1].« — So kehrten auch Viele wieder aus der Ferne zurück, ohne eine bestimmte kirchliche Richtung mitzubringen, weil es ihnen darum nicht zu thun war; — und wenn in späterer Zeit beinahe der ganze Adel Oesterreichs als Anhänger und Vertheidiger des Protestantismus auftritt, lassen sich häufig die, der Sache desselben vollkommen fremden Motive nicht verkennen. — Doch wir wollen uns wieder zur Universität und ihren Zuständen wenden.

Nicht bloß Studierende, auch Professoren hatten Wien verlassen, und die Vorlesungen waren dadurch in eine heillose Unordnung gerathen. *Ferdinand* sagt dieses

---

1 So besaß der 1524 inquirirte Priester Jakob *Peregrinus* mehr als 50 lutherische Bücher. Merkwürdig ist das über ihn ergangene Urtheil. Er wird vom Wiener-Consistorium angehalten, an einem Sonntage zu St. Stephan vom Predigtstuhle *zwölf* Punkte zu widerrufen, und *diesen* Widerruf auch im Universitätssaale, und vor der Spitalgemeinde, *wo er Capellan war*, zu machen. Dann wird ihm aufgelegt, in einem sechsmonathlichen Verhafte *dreimal* die Woche in Brot und Wasser zu fasten, darauf in einer Karthause *zwei* Jahre Buße zu wirken, dann, wenn er den Orden nicht annehmen wollte, sich von Rom Lossprechung zu holen, und endlich aus den österreichischen, baierischen und vielen andern bischöflichen Landen auf immer wegzubleiben. Er hat, so viel man weiß, seiner Pflicht genug gethan. (Vgl. Denis, Wien's Buchdruckergeschichte, S. 313.)

1 Hartmann Enenkels Aufzeich-Buech. Msc. I. B. S. 644.

selbst in dem Patente vom 26. Juli 1533, das hier wohl zunächst als erster öffentlicher Ausspruch der Reformationsversuche näher zu betrachten kommt. Die Bestätigung der alten Privilegien und Freiheiten hatte bereits Statt gefunden, neue waren hinzufügt worden, und die Unterhandlungen über die Gehaltserhöhung der Professoren zum Theile beendet; das Patent sollte davon »allermänniglich« in Kenntniß setzen. »Nachdem weiland unsere Vorfahren,« heißt es darin, »die Erzherzoge zu Oesterreich, aus christlichem Gemüth, zu Mehrung Gottes Lob und Ehre, auch Erzüglung guter Künste, geschickter und gelehrter Leute — eine Universität in Wien löblich aufgerichtet und fundiret, dieselbe mit vielfältigen Privilegien, Gnaden, Freiheiten und Einkommen bedacht und fürgesehen, welche auch lang und viele Jahre her in hohem Aufnehmen gestanden, in und dabei eine namhafte Anzahl gelehrter, geschickter und wohlverständiger Doktores, Meister und Studenten gewesen, davon allerlei Nationen nicht kleiner Nutzen und Ehre in mancherlei Wege zugestanden und erfolgt ist, und künftig auch, wo bemeldete Universität dermaßen bestanden, erfolgen hätte mögen: welches aber wegen der schweren Läufe, und daß Uns an Unsern Königreichen, Fürstenthümern und Landen viel Krieg, zuvor von dem harten Feinde der Christenheit, dem Türken, zugestanden, — die Universität dadurch in Unordnung und großen Abfall kommen und fallen müssen; wie dann der mehre Theil der Lehrer und Studenten davon gezogen und sich weggethan haben. So gelangt Uns auch an, daß anderer Orten die Universitäten gleicher Weise in merkliches Abnehmen und Abfall kommen, davon dann eine große Minderung an gelehrten, geschickten, wohlverständigen Leuten erfolgen muß, und bisher erschienen: auch darum in deutscher Nation aus solchem nicht kleiner Irrthum, Zwiespalt und Zerrüttheit entstanden ist, und künftighin erstehen mag; so Wir dann auch dabei gnädigst erwägen, wo die Menschen nicht in Lehr, Tugenden, Künsten zu Vernunft und Geschicklichkeit für und anerzogen, daß zuletzt das menschliche Geschlecht gar in Unvernunft fallen, und den Thieren gleich geachtet werden möchte, so doch allein Tugend, Vernunft, Kunst und Ehre den Menschen ziert; — darum Wir sondere Neigung und Begierde gehabt, damit Wir berührte Unsere Universität, Gott dem Allmächtigen zu Lob und beständiger Erhaltung christlichen Glaubens, wieder in Aufnehmen bringen, in Würden und Wesen erhalten möchten, daran Wir doch wegen angeführten Kriegsläufe (gleichwol wider Unsern Willen) bisher verhindert worden. Nun aber Uns Gott der Allmächtige Gnade verliehen, daß wir von den beschwerlichsten Folgen solcher Kriegsläufe erledigt, und mit dem türkischen Kaiser zu einem ehrlichen, löblichen, leidlichen und langwierigen Frieden gekommen sind, und den mit ihm angenommen und beschlossen haben, welchen Uns auch seine göttliche Gnade hoffentlich beständig erhalten wird; haben Wir obberührtes Unser Fürnehmen zu Wiederaufrichtung der Universität jetzt desto füglicher in Gang zu bringen, auch beständiger zu bleiben bedacht. Derohalben Mittel und Wege fürgenommen, und dieselbe Universität nach Bestätigung ihrer vorigen und alten Privilegien und Freiheiten, nach Gestalt der Nothdurft, mit mehreren Gnaden begabt, an dem Einkommen erhöht, gemehrt und gebessert, Uns auch um ansehnliche, gelehrte und wohlberühmte Lehrer von allerlei Künsten, Facultäten und Sprachen, davon zuversichtlich die Scholaren und Studenten zu göttlicher Ehre, christlichem Leben, Vernunft, Geschicklichkeit und Tugenden gute Unterweisung empfangen und darin zunehmen werden, gnädiglich beworben, und die also versehene mehrbemeldete Universität wieder in gute Richtigkeit, Ordnung und wesentliches Aufnehmen gebracht, und alle die, so dieselbe mit fleißiger Lernung besuchen, davon gute Früchte der Kunst und Tugend begreifen und empfahen, und darnach gemeinem Nutz vorseyn und dienen, sich selbst und ihren Geschlechtern Lob, Ehre und Aufnehmen erlangen werden mögen. — So haben Wir auch in allen Unsern Königreichen, Fürstenthümern und Landen Verordnung und Befehl gethan, daß Alle, welche zur Lernung auf vorermeldete Unsere hohe Schule oder wieder davon nach Gelegenheit ihrer vollbrachten Studien ziehen, mit ihrem Leib, Habe und Gut, was sie derselben zu oder von dem Studieren bringen und führen lassen, allenthalben von Zoll, Mauth, Aufschlag und dergleichen Anforderungen frei seyn, auch während der Zeit ihres Studierens hier mit Kost und Zehrung unbeschwerlich gehalten werden sollen.«

Der ernste feste Wille, dem Uebel zu steuern, läßt sich in dem vorliegenden Patente nicht verkennen, obgleich man auch nicht übersehen kann, wie wenig man noch die eigentliche Quelle desselben zu würdigen verstanden hat. Um den Gehalt der Professoren besser zu stellen, wurde insbesondere ein jährlicher Beitrag der Klöster vorgeschlagen, und im folgenden Jahre 1534 von Ferdinand geneh-

migt; zudem aber auch der halbe Ertrag des St. Nikolausklosters vor dem Stubenthor, das den Kanonikern zu St. Dorothea eingeräumt worden war, dem Besten der Hochschule gewidmet. Auch der Bischof von Neustadt mußte die Hälfte der Einkünfte aus dem Ulrichskloster abtreten, und der Vorsteher der Religiosen zum heiligen Geist vor dem Stubenthore jährlich 54 Gulden für den Lector der Theologie erlegen. Bei dem Allen aber wollte es mit der Besetzung der Lehrkanzeln nicht recht vorwärts gehen; erst 1535 kam man damit — und dieß nur theilweise — zu Stande. Einige der Professoren waren aus dem Auslande verschrieben worden; die Meisten gehörten indessen der früheren, besseren Zeit an; und wenn man ihre literarische Wirksamkeit in's Auge faßt, muß man wohl gestehen, daß sie in ihrem Fache ausgezeichnete Männer waren; allein — doch wir wollen sie etwas näher betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Sebastian Tombners Epitaphium auf Kaiser Maximilian I. in der Burg zu Wels.

Von Joseph Bergmann.

Nachdem ich, den k. k. General-Major im Genie-Corps, Herrn Ludwig de Traux, auf seiner Dienstreise nach Salzburg begleitend, mit demselben am 20. September 1836 zu Wels die Stadtpfarrkirche mit ihren an Wänden und Pfeilern prangenden Grab- und Denkmälern dortiger Landesedeln besehen hatte, so konnten wir uns nicht enthalten, auch die alte Burg Wels, in welcher Kaiser Maximilian I. in der Nacht vom 12. auf den 13. Jänner 1519 verschied, zu besuchen.

Der fürstlich Auerspergische[1] Oberpfleger, Herr Krakowitzer, welcher in dieser Burg dermals wohnt, hatte die Gefälligkeit, uns alsogleich selbst die wohlerhaltene Burg von einem Stockwerke, und besonders das Zimmer und die Stelle, wo der Kaiser dieser Erde entrückt ward, zu zeigen. Dieses Zimmer mit seinen dicken Mauern, mit der Aussicht gegen Mittag auf die Traun und seinen im Plafond gezogenen Balken, ist das nicht geräumige Empfangzimmer des freundlichen Oberpflegers im ersten Stockwerke; an der linken Wand, an der Stelle, wo der Kaiser verschied, steht nun ein Sopha. Zur Linken dieses Sterbezimmers sind noch ein Paar Wohnzimmer, zur Rechten desselben ein größeres, an welches ein Nebenzimmerchen stößt, über dessen Thür von innen eine einfache, hölzerne Tafel von dem übrigens unbekannten Sebastian Tombner vom Jahre 1543 hängt, die in geschriebenen deutschen Reimen den Lebenslauf und das Ende des allhier verstorbenen ritterlichen Kaisers enthält, wie folgt:

* * *

Khayser Maximillian höchloblich hat regiert
aus vernunfft vnd ritterlichen thatn gespyert.
Anhaimbs mit glimpf. höflich vnd millt.
im fellt. seinen Feint selbs gesuecht vnd gestillt.
Den gemainen nutz. so hoch geacht.
auch sein höchst. khayserlich ambt. dermaß. betracht.
Das er in noten. khain gefar. hoch gewegen.
gemeinen nutz. fürgesetzt. seinem aigen leben.
solliches hat im gemacht. groß lob vnd gunst.
ist auch der regierung rechte. khunst.
dardurch im genaigt. wardt jederman.
besonder. trews Herz vnd gemüet der vnntterthan.
Woll gewisst. zu we er. sey geboren.
zu was. ambt in got hab auserkhoren.
Dasselb. sein. loblich regumendt.
hat er salligklich diß Ort geenndt.
Im. tausenndt fünfhundert vnd neunzehnden jar.
den zwellften januarg. das ist war.

---

[1] Die Burg Wels gehörte Anfangs den Grafen v. Lambach, Wels, Pütten und Formbach, nach deren Erlöschen (1158) den Markgrafen und Herzogen von Steyer, hierauf den Landesfürsten von Oesterreich, unter denen sie durch Burgvögte und Burggrafen aus den angesehensten Geschlechtern verwaltet wurde. (S. Pillwein's Hausruckkreis, Linz 1830 S. 423, wo ihre Namen aufgezählt sind.)

Am Ende des XVI. Jahrhunderts besaß sie Freiherr von Weiß zu Wierding pfandweise. Sein Sohn Franz Christoph mußte aber wegen schlechter Gebahrung der Pfandherrschaft und Burg Wels 1651 entsagen. Hierauf zog sie der kaiserliche Hof wieder an sich. Kaiser Ferdinand III. übergab sie — mit Ausnahme der noch landesfürstlichen Stadt Wels — im Jahre 1652 seinem Sohne, dem ungarischen, böhmischen und römischen Könige Ferdinand IV., und dieser schenkte seinem Obersthofmeister und gewesenen Ajo, Johann Weickard Grafen v. Auersperg, am nämlichen Tage, an dem ihn der Kaiser zu Regensburg in den Reichsfürstenstand erhob (den 17. September 1653), die Grafschaft, Burg, Vogtei Wels mit allem Eigenthum, Lehenschaften, Rechten rc. rc.; daher derselbe sich auf dem Thaler von 1654 »COMES IN GOTSCHE ET WELS« nennt. Dessen Geschlecht erbte im folgenden Jahrhunderte, im J. 1704, das Fürstenhaus Losenstein und 1775 das Fürstenhaus Trautson noch dazu, und kam so zu ausgedehntem Besitzthum im Lande ob der Ens.

Mit groser Clag. voon meniglich
sein Lob gemacht untodlich.

15▽43.

Umb das Tombner macht das Epitavium
zu Lob dem Edlen Khayser Frumb
Sezt man sein Wappen hierher darumb.



Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

I. Von der Chawslewt Recht. 1312.

Wir Fridreich von Gotz gnadn herczog in Osterreich vnd in Steir herrn ze Kran auf der marich vnd zu Portnaw tun chund allen leutn ewichleich die disenn brief sehennt oder hö- rent lesen Das wir ze vnsern liebn getrewen purgern chra- meren vnd auch kaufleutn ze wienn vmb ir stete trew vnd willige dinst dew si vns erczaiget habent vnd furbas laistn sullen haben die besunder gnad. Das wir si behalten werdn an Jr rechtn gutn gwonhait die si von alter Zeit habent ge- habt vnd in dieselbn recht also verrichtet beschaidn vnd be- stettn Das furbas chain zweiffel oder krieg da mer werde, Dauon seczn wir vnd welln, vnd pietn vestichleich, das kain gast oder fromder chausman der in dem lannde nicht hausse hat oder selber nicht gesessenn ist, chain recht oder gewalt habe in der Stat ze wienn chauffens oder verchauffens, ain gast wider den andern gast Es sey in seiner herberg, oder ausserhalb der herberg, Wir seczen auch vnd gepietn das die purger vnd kauffleute die sind gesessen in den steten zu Oster- reich, ainer von dem andern ze Wienn chauffenn müge chauf- schacz vber ain virtail ains Centn vnd nicht darvnder Es sey parichant oder schetter phesser oder ander ding die man ver- chaufft mit der wag, mit der zall, oder maß vnd sulln die- selbn chaufleut chainen kauff habn oder treibn in der Stat ze wienn mit gesten, Die ausserthalb vnsers lanndes gesessenn sind, auch seczn wir daz chain gastgeb mit kainem gaste chainen slacht chausschatz kauffenn oder verchauffn sullen, wir welln auch das chain purger durich leutkauff noch durch chai- nen pösen list chainem gaste chauffen noch verchauffn sulle Da den egenantn chauffleutn von wienn Jr recht mit zu prochn werde. Es soll auch kain gastgeb ze wienn in seinem haus gestatten chains chauffs anders denn vor an disem brief vorbeschaidn ist, Dareżue welln wir auch vnd ist vnser sacz vnd gepot das die fronwage ze wienn die die vorgenannten kaufleut vnd kramer mit alter gewonhait herpracht habent auch furbas in Jrer gwalt bleibe Vnd Jnn daran niemant gwalt oder vnrecht sulle tun vnd sulln auch Si zu derselbn wage ainen man seczen den man woll fur ainen getrewn piderbenn manne gehabenn vnd gehaissenn mug an aller stat, der armen vnd reichn paide gesten vnd purgern ze recht wege, wer die vorgeschribnen gesecz vnd gepot freuen- lichn vberget oder dawider tut der ist uns genallen ze puesz in vnser kamer zehen pfunt, vnd dem Richter ze Wienn zwai phunt an alle widerred vnd das dise recht vnd gesecz ewigleich bleibn Daruber gebn wir disen brief zu einem offenn vrkund versigelt mit vnserm Insigel.

Der Brief ist gebn ze Wienn do von Cristes gepurdt warn ergangn drewczehenhundert Jar darnach in dem Zwe- listn Jar, an vnser Frawntag als Si geporn wardt ꝛc.

M i s c e l l e n.

Am Montag vor Bartholomäus 1406 traten mehrere Ritter in T i r o l (Vogt Ulrich von Mätsch der ältere, und Ulrich von Mätsch der jüngere an der Spitze) zu einem Bunde zusam- men, um ihre Rechte gegen Jedermann zu verwahren. Sollte der Herzog gegen einen aus ihnen wider Landsrecht gewalt- thätig verfahren, so wollten sie ihn gemeinschaftlich ersuchen und mit Fleiß bitten, keine Neuerung einzuführen. Sollte einer aus ihnen anderwärts an seinen Rechten verkürzt wer- den, so wollten sie sich vereinigen, ihm zum Rechte zu verhel- fen; gleichfalls wenn Einer aus ihnen unverschuldet an seiner Ehre gekränkt würde, so wollten sie ihm Alle beistehen u.s.w. Bundeszeichen war ein silberner Elephant auf der Brust, da- her der Name E l e p h a n t e n b u n d. Der Bund sollte fünf Jahre dauern, und aus ihrer Mitte ein Oberster gewählt werden.

Im Codex Nr. 14 zu Riedeck steht am Schlusse, wahr- scheinlich Autographon: „Joh. Keplerus Caes. Mathematicus. Ex astrologia mea Jacobum R. B. elegi in RR. Pro Jacobo apud me haec. Odit puritanos. Amat veteres ceremonias. Dogmata blasphema Calvinistarum sepelit, jubens filium, non ultra Biblia credere. Domat ministros Ecclesiae, di- stinquit inter politicam Papae postetatem et Ecclesiasticam. Fertur agitare pacem religionis. Opportunus est contra Hispanicam potentiam. Belgarum democratiam compescere idoneus et promptus est. Sedem Imperii in Belgio potest legere. Affines habet Electores etc.“ —

Herausgeber und Redacteur: J. P. K a l t e n b a e c k. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

5. | Mittwoch, den 18. Jänner | 1837.

Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Professoren der Theologie waren die beiden Domherren bei St. Stephan: Ambros Salzer und Johannes Aurifaber; ihnen wurde Johann Gaudentius beigegeben. Der erste, 1478 in Oedenburg von sehr dürftigen Aeltern geboren, studierte unter den mühseligsten Umständen, indem er Andern zu Tische diente, in Wien, und wurde 1519 Licentiat der Theologie. Er hielt mehr als vierzig Jahre Vorlesungen und starb am 11. Juni 1563. Eder in seinem Kataloge der Rectoren spricht mit Auszeichnung von ihm[1]; handschriftlich hinterließ er gelehrte Anmerkungen zu mehreren Theilen der heiligen Schrift. — Der zweite, vielleicht Goldschmid, bekleidete zu wiederhohlten Malen die ansehnlichsten Würden an der Universität, und scheint sich insbesondere durch den mündlichen Vortrag hervorgethan zu haben. Bedeutender jedenfalls war Gaudentius, eigentlich Anhauser. Dieser, von Reutlingen gebürtig, studierte Anfangs in Tübingen, dann zu Wien Theologie, wo er auch die Doctorswürde erlangte. Er war ein eifriger Anhänger des katholischen Glaubens, und kräftiger Bekämpfer der Neuerungen. Im Jahre 1537 beförderte er zwei Reden: „De dulcissimo puero Jesu« und »In sacrae theologiae laudem« zum Drucke, war 1537 Rector Magnifikus, von 1538 an dreimal Dekan seiner Fakultät und starb 1542.

Zum Lehrer des kanonischen Rechtes wurde der königliche Rath Dr. Claudius Canciunculа[2] ernannt, ein Mann, der insbesondere durch seine »Topica legalia« die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. In Basel zum Doctor promovirt, war er 1530 Kanzler zu Ensheim im oberen Elsaß, und seine Abhandlungen über die Macht des Pabstes, des Kaisers und eines Conciliums sichern ihm unter den katholischen Rechtslehrern einen dauerhaften Namen. — Für die Lehrkanzel des bürgerlichen Rechts war von Ingolstadt der Römer Fabius de Narnia berufen worden, der aber erst, weil man wegen des jährlichen Gehalts mit ihm nicht einig werden konnte, im Jahre 1538 dieselbe besetzte. Ueber griechische Sprache und Literatur las Georg Rithaymer, ein Gelehrter aus der alten guten Zeit, der auch unter den Deutschen vielleicht der erste, welcher an einer griechischen Sprachlehre gearbeitet hat. Er war zu Mariazell in der Steiermark geboren, und hielt bereits 1515 im Namen der Universität bei der großen Fürstenzusammenkunft die Rede an Wilhelm, Herzog von Baiern. Im Jahre 1523 erschienen von ihm die: »Erotemata Guarini pro rei necessitate nonnihil aucta. Anomala Verba. Formationes temporum Georgii Rithaymer. Sententiae Monostichi ex variis Poetis.« (Viennae Pannonia per Joannem Singrenium. IV. 247 S. 8.) und dieser Arbeit folgten bald mehrere andere[*]. Er setzte seine Vorträge bis 1543, seinem Sterbejahre, fort; der berühmte kaiserliche Arzt und Mathematiker Paul Fabricius war sein Tochtermann.

[1] Vir ingenio praeclarus, doctrina magnus, conversatione jucundus et pietate integerrimus: singulare hujus Academiae decus et ornamentum.

[2] Die Scriptores Univ. Vindob. haben Caciuncula; wir folgen dem gleichzeitigen Eder u. A.

*) Επιτομη Γεωργιου Ριθαϋμηρου περι των οκτω του λογου μερων, και σχηματισμου των χρονων. Γρηγορίου του Θεολόγου γνώμαι μονόστιχοι κατα άλφάβητον, ίαμβικόν. Χρυσᾶ ἔπη του πυθαγόρου. Compendium Georgii Rithaymer etc. etc. Viennae Pannoniae per J. Singrenium MDXXIV. 8. — »De Orbis terrarum situ Compendium ad Hieron. Weyrer Praepositum Reychenspergensem. Norimbergae 1538. 4. — Libellus εἰσαγωγικος in octo libros physicorum Aristotelis. Ad Valentinum Pierer divino nutu Abbatem Monasterii divi Lamberti. Viennae Pannoniae per Joannem Singrenium MDXXXIX. 8.

Unter einer nicht minder trefflichen Leitung stand das Studium der lateinischen Philologie. Lukas Agathopädius oder Gutenfelder, der Professor, war zugleich fünfmal Rektor Magnifikus, und Eder im angezeigten Werke sagt von ihm zum Jahre 1546: »Huic viro clarissimo et Oratori et Philosopho nunquam defuit neque voluntas neque affectus quam optime semper de hoc Gymnasio bene merendi Juventutem per annos 28 cum privatim tum publice summa cum laude instituit, atque multa praeclara et optima in omnes Reip. partes efformavit ingenia. Meritus qui rude donaretur, et in hac aetate fere grandiuscula privato otio perfrueretur.« Er starb am 22. Juli 1562.

Die Professur der hebräischen Sprache war dem Anton Margaritha übertragen worden, der eines Rabbiners zu Regensburg Sohn im Jahre 1522 zu Wasserburg in Baiern die christliche Religion angenommen hatte. Verfolgt von seinen Glaubensgenossen, suchte er sein Fortkommen als Lehrer der hebräischen Sprache in Tübingen, Augsburg, Meissen, Zelle und Leipzig, wo er 1533 den hebräischen Psalter drucken ließ. Schon in Augsburg hatte er 1530 ein Werk unter dem Titel: »Der gantz jüdisch Glaub« u. s. w. herausgegeben, das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, und vielfache Theilnahme erregte. Ferdinand berief ihn daher mit einem bedeutenden Gehalte nach Wien; und hier hielt er bereits 1534 Vorlesungen, wie es nachstehendes Werk bezeugt: „Anthonius Margaritha, der hebrayschen zungen bey der löblichen Vniversitet zu Wien in Osterreich 2c. dißmal Ordinari Lector, Erklerung. Wie aus dem heylligen 53. Kapittel des fürnemigisten Propheten Esaie grüntlich außgefüert, probiert, daß der verhaischen Moschiach (wellicher Christus ist) schon khomen, die Juden auff khainen anndern mer warten sollen 2c. Gedruckht zu Wienn jn Osterreych durch Joannem Singrenium. 1534. 4.«

Der Ruhm, welchen die Hochschule zu Wien in Bezug auf die mathematischen Wissenschaften ansprechen kann, indem von ihr das Studium derselben durch Johannes von Gmunden, Peuerbach, Regiomontanus ausging, hat sich durch mehr als ein Jahrhundert in tüchtigen Lehrern fort erhalten. Auch in unserer Zeit hatten sie einen würdigen Vertreter. Johann Voegelin, von Heilbronn gebürtig, und Schüler des berühmten Tannstätter, wurde am 11. December 1528 zum Professor »utriusque Astronomiae, theoretices scz. et apotelesmaticae, nec non Geographiae« von den Curatoren der Universität ernannt, und bekleidete diese Stelle bis 1540, in welchem Jahre er Anfangs Juli starb. Seine zahlreichen Schriften hat Denis verzeichnet, und von seinen Lebensumständen geben die »Threni in obitum M. Joan. Voggelii — per J. Prasinum Halium«, welche bei Singrieuer 1540 erschienen sind, nähere Nachricht.

Am besten aber war unstreitig die medicinische Fakultät versehen; wenigstens gehörte der Eine ihrer Lehrer zu den größten Aerzten seines Jahrhunderts, und dieß sowohl durch seine Schriften, als auch durch die Art, wie er auf die Zuhörer wirkte. Franz Emerich war zu Troppau im Jahre 1497 geboren, studierte in Krakau Philosophie und Medicin, und machte hierauf mit Leonhard von Harrach eine Reise durch Italien. Von hier zurückgekehrt, trug er 25 Jahre an der Universität über alle Theile der Medicin vor, war achtmal Dekan und viermal Rektor Magnifikus, und starb am 27. Mai 1560. Er gehört zu den Ersten, welche sich in Deutschland dem Unfuge mit der Urinschau widersetzten, und insbesondere war er es, der den Vorzug des Pulses als Zeichen der Veränderungen in hitzigen Krankheiten siegend herausstellte. Dieß Werk erschien 1552 (zu Wien) und enthält mehrere praktische Fälle, die den Harnpropheten stark zu Leibe gehen. Aber auch seine übrigen, weniger bekannten Schriften zeichnen sich durch bessere Richtung, gediegene Kenntnisse und Scharfsinn aus. Hierher gehören: »De medicorum Auxiliorum dextro usu ad veram Hippocratis et Galeni mentem (Norimbergae, 1537 4.)« — »Febrium putridarum Expositio et Methodica cura« (Viennae, 1552. 8.) — »Rathschlag zu verhüetung, mit Gottes hilff zuvor, Pestilentzischer ansuechung sambt seinen zufalen.« (Wienn, 1554. 4.) Uebrigens bemerkt über ihn noch Eder: »*Primus auditores ad aegrotos in Praxi secum circumduxit!*

Der zweite Professor der Medicin war Ulrich Fabri, der sich indessen, als Schriftsteller wenigstens, größere Verdienste um die Aufnahme der griechischen Literatur in Wien, als um seine Wissenschaft erworben hat. Er war bereits 1514 in Oesterreich, und zwar Schulmeister zu Klosterneuburg, erlangte hierauf die medicinische Doktorswürde, und befand sich gewiß noch 1544 in Wien, indem er zu diesem Jahre als Dekan seiner Fakultät erscheint.

Nach dieser kurzen Würdigung der Kräfte, welche den

lehrenden Körper der Universität bildeten, läßt sich wohl nicht verkennen, daß vom wissenschaftlichen Standtpunkte aus das Möglichste geleistet worden ist; indessen wollte es doch nicht vorwärts gehen, und selbst die wiederhohlte Bekanntmachung des Patentes blieb ohne Erfolg. So fand sich z. B. im Jahre 1536 nur ein Einziger, der sich bei der philosophischen Fakultät um den Gradus bewarb, und dieser war ein geborner Wiener; bei den übrigen Fakultäten stieg die Zahl mehrere Jahre hindurch höchstens nur auf vier. Zwar kamen fast alljährig einzelne Studierende von fremden Anstalten, allein sie hielten nicht an, und seit 1538 wurden auch mehrere nicht aufgenommen, weil sie früher zu Wittenberg die Kollegien besucht hatten. Diese Maßregel würde allerdings gut gewirkt haben, wenn sie sich auch auf andere Städte erstreckt, und selbst bei den Professoren angewendet worden wäre. Unter diesen gab es immerzu Einige, die zumindest nicht zu den eifrigsten Anhängern des Katholizismus gehörten, und somit konnte die Universität keinen entschiedenen Charakter gewinnen, ohne welchen ihre Wirksamkeit gehemmt bleiben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

I. Pflanzenreich.

In den Thalflächen des Troppauer und Teschner Kreises, wo ziemlich guter Boden angetroffen wird, baut man Weitzen, Korn, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen und Hirse, Heidekorn, Wicken, alle Gattungen von Gartenfrüchten, Kraut, Feldrüben, Erdäpfeln, Hanf, Flachs und gutes *Obst.* Am Fuße des Gebirges wird aber schon selten Weitzen gebaut, dagegen gerathen aber auch hier die übrigen Feld- und Gartenfrüchte bei einigem Fleiße ziemlich gut.

Im Gebirge dagegen ist die Kultivirung aller obigen Früchte bei dem angestrengtesten Fleiße nicht möglich, indem das Winterkorn und die Gerste nur bis zu einer Meereshöhe von 1600 Wiener Fuß mit einigem Vortheil gebaut werden kann, in den höher gelegenen Orten aber nur Sommerkorn, wenig Gerste, dagegen aber Hafer, Flachs, Kraut und Erdäpfel gut gedeiht. Hülsen- und Gartenfrüchte werden meistens eingeführt.

Der rothe Klee (Trifolium pratense) wird allgemein und mit Vortheil angebaut, denn die meisten Wirthschaften haben die Wohlthat der Stallfütterung, welche die Anbauung der Futterkräuter nothwendig macht, einsehen gelernt.

Die Obstbaumzucht findet im Lande und selbst auch im Gebirge besseren Fortgang, seitdem mehrere Freunde der Pomologie dieselbe der Gegend und Klima gemäß kultiviren, und solche Gattungen anpflanzen, welche hier am besten ihre Fortkommen finden, deren nicht wenige vorhanden und die ganz vortrefflich sind.

Zwei und zwanzig geogr. Quadrat-Meilen sind im österreichischen Antheile von Schlesien mit Waldungen bedeckt, von denen im Teschner Kreise zum Herzogthum Teschen und Bielitz allein 60.000 Joch; im Troppauer Kreise aber dem Fürstbischof von Breslau im Antheile des Fürstenthums Neisse 62.000 Joch; zur Herrschaft Freudenthal 21.000 Joch, und zum Herzogthum Jägerndorf 10.000 Joch gehören. Im Ganzen befinden sich im Lande über 220.000 Joch[1] Waldungen, welche im Teschen'schen meistens aus Tannen, Fichten und Buchen, im Troppauer Kreise und nähmlich im Herzogthum Troppau und Jägerndorf größtentheils nebst obigen Holzgattungen mit Eichen, Lehrbaum, Kiefern, Espen, Linden, Birken und Erlen untermischt sind. In dem hohen Neisser- und Freudenthaler-Gesenke bestehen die dichten und großen Waldungen meistens aus Fichten, Tannen und Buchen; im Uebergangsgebirge befindet sich aber mehr Laubholz, nähmlich Buchen, Linden, Ahorn, Ulmen, Saalweiden, Birken, Eichen, Lehrbaum, Ahornbäume, Ebreschen, Saalweiden und Aspen.

Das Laubholz wird bis auf 2000 Fuß Meereshöhe von vorzüglicher Stärke angetroffen, in einer höheren Region dürfte es aber nicht mehr so gut fortkommen. Das Nadelholz gedeiht am besten bis zu einer Höhe von 2500 bis 2800 Fuß, steigt man höher, so werden die Bäume krüppelhafter, und mit 3800 Fuß findet man schon das sogenannte Knie-, Krumholz, Zwergkiefer, deren Stämme im Durchschnitt nur gegen 10 Fuß Höhe haben.

Von Gesträuchen findet man im Gebirge häufig den rothen Hollunder, die Heckenkirsche, die Hundsrose, Haselstrauch, Kellerhals, den wilden Stachelbeerstrauch, den gemeinen Spindelbaum und viele andere mehr.

---

[1] Die Ausmessung vom Jahre 1785 gibt 224.923 Joch 47 1/2 Quadrat-Klaftern Waldungen in Oesterr. Schlesien an.

Außer dem sind die Bergwände und Thäler des Gesenkes bis zum königlichen Altvater, mit den verschiedenartigsten wildwachsenden Kräutern, Blumen und Pflanzen bedeckt, welche dem botanisirenden Naturfreund ein weites Feld für sein Studium eröffnen, und eine eigne reichhaltige Flora bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

II. Erbrecht in Wien 1381.

Allenn den die nu lebent vnd hernach kunftig, sey kunt das nach Cristi gepurdt, Drewzehenhundert vnd in dem ains vnd achczigisten Jar des Erichtags in denn phingstfeyrtagn chom zu dem Ratgebenn der Stat ze wienn in denselbn Rat der durchleuchtig hochgeporne fürst unser gnädiger lieber herr, Herczog Albrecht Herczog ze Osterreich ze Steir ze Kerndn ꝛc. Vnd ist da mit ganczenn Rat enain wordn wie furbas in der Stat zu wienn alle erbgütter erbn sullen das die bey denn Rechtenn erben beleiben vnd an demselbn stukch, das erbrecht haissenn; ist ettweuil zeit von vnbesichtikait wegn hie ze wienn vnordnung gehaltenn dem Rechtn widerbertichait, Dauon die rechten erben enterbt sind wordn vnd die güter geuallen sind vnrechtleich zu frömder Leut hannt die da nicht erbn warn, also das der egenant vnser herr herczog vnd der gancz Rat gesaczt habent vnwiderrufleich zu einem ewigen Rechtn Das alle erbgütter die ein mensch Es sey mann oder fraw anerstorbn sind, von Enen oder von Anen von vater vnd von müter erben sullen auf das geslechte des stamens von dem die güter herkomnen sind, In soleicher weyse, Ob ein man abget mit dem tod ee denn sein haussrawe vnd das er ir chinder hinder Im lett, die si miteinander habent vnd das denne die fraw einen andern mann nymbt vnd mit demselbn auch chinder gewynnet, die sind denn mit den erstn kinder geswistreid muterhalbn, vnd das denne kinder die si hat mit dem erstn man abgiengn mit dem tod ee si zu irn beschaidnen Jarn chömen vnd ee si vogtber wurdn, oder das si die erbgüter vnnerkümert vnd vnuerschafft vnd vnuermacht hinder In liessen, Das denne dieselbn güter erbn vnd geualln sulln auf des erbergen mannes erbergen von dem die selbn guter herkommen sind, nach des lanndes Recht zu Osterreich vnd also ze gleicher weis sol Im sein von der frawn. Ob ein fraw abget mit dem tod ee denn ir man vnd das si Im chinder hinder Ir lett, die si miteinander habent vnd das denne der mann ein ander fraw nympt, vnd mit derselbn auch kinder gewinnet die sind denn mit denn erstn chinder geswistreid vaterhalbn und das denne die kinder die er bey der ersten frawn hat abgiengn mit tod ee denn Si zu irn beschaidnen iarn kemen, vnd ee si vogtber wurdn, oder das si die erbgütter vnuerchümert vnuerschaft vnd unvermacht hinder in liessenn So sulln denn dieselbn güter erbn vnd geualln auf der Erern fraun erben von der dieselben güter herkomen sind Nach des lannd Recht ze Osterreich vnd nicht auf der chinder geswistreid vaterhalbn, also Verdent die güter zu den rechten erben chömen vnd chumbt dich von einem wolhabunden mann oder frawen ein ganczes geslechte wider zu eren vnd zu gute. Das anders vnrechtleich zu frömden hanndn chem wer aber das man kainen erben eraischn chund der die güter nach dem vorgeschriben rechtn solt erbn So sullen dieselbn güter geuallen der Stat ze wienn ze einen gemainen nucz Als das mit altn rechtn herkomen ist, vnd darüber ze ewiger vestigung des auffaczes des erbrechts hat es der vorgenant herczog mit sambt dem Rat in diez groß Stadtpuch haissen schreibn.

Miscelle.

Zu den vielen Zeitschriften, welche unter K. Joseph II. in Wien erschienen sind, gehören auch die »Wiener Mannigfaltigkeiten. Ein wöchentliches Leseblatt für Gelehrte und Ungelehrte zur Unterhaltung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. Verlag der Lukas Hochenleitterischen Kunst- und Buchhandlung 1785.« Jede Numer bestand aus einem Bogen in 8. Mit dem 24sten Stücke erklärten die Herausgeber, »daß, da sich auf dieses allgemein nützliche Wochenblatt dennoch so gar wenige Pränumeranten und Leser zeither gefunden haben, daß sie daher nicht im Stande sind, solches länger ohne nahmhaften Schaden fortzusetzen, sie mit dem 25. Stücke desselben oder dem ersten halben Jahrgang den Beschluß machen werden u. s. w.“ Es läßt sich indessen in der That nicht recht begreifen, was an dieser Wochenschrift „allgemein nützlich“ gewesen, wenn nicht etwa einige Geschichtchen von Adepten, oder die alchymistischen und ökonomischen Mittheilungen und Recepte aus andern Büchern und Zeitschriften.

Berichtigung. In Nr. 4, erste Seite, erste Spalte, Z. 5 v. o. ist statt Kaiser Ferdinand, „König Ferdinand“ zu lesen, und bei einigen Exemplaren, S. 15 Ephitaphium mit „Epitaphium“ zu verbessern.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

6. Sonnabend, den 21. Jänner 1837.

Menteli.

Biographische Skizze von Ch. Nodier.

(Aus dem Journal »Le Temps« vom 1. Jänner 1837.)

Im April-Monate des Jahres 1824 nahm das alte Arsenalgebäude zu Paris drei neue Bewohner auf; Hr. St. Martin von der Académie des inscriptions et belles lettres wurde als Administrator und der Schreiber dieser Zeilen als Bibliothekar dahin geschickt, der dritte war ein Ungar, Namens Menteli, dem die Regierung ein Obdach in einem Plätzchen des Gebäudes zu gewähren für gut fand. Ich bin der einzige dieser drei Menschen, welcher noch lebt, wenn anders der Zustand, in dem ich schmachte, Leben genannt werden kann. Menteli, dessen historische Gelehrsamkeit nie täuschte, würde mich sicher dem Spartaner Othryadas vergleichen, der seine Gefährten nur überlebte, um sie zu begraben.

Mentelis Lebensgeschichte war ein undurchdringliches Geheimniß; umsonst hätte man versucht, einige nähere Notizen hierüber aus seinen überströmenden, aber unzusammenhängenden und weitläufigen Herzensergießungen, die überdieß noch in verschiedenen Sprachen geschahen, aufzufassen. Es war selbst schwer zu sagen, ob er Rechtsgelehrter, Geistlicher oder Soldat gewesen. Was man bestimmt von ihm weiß, ist, daß Niemand je eine kräftigere und ungleichere Erziehung erhalten, oder besser zu sagen, es je dahin gebracht, den Mangel der ersten Erziehung durch ausgebreitetere und anstrengendere Arbeiten zu ersetzen. Er verstand alle, oft Gelehrten nur dem Namen nach bekannte Sprachen und rühmte sich gleich seinem Vorbilde Wilhelm Postel, ohne Dolmetsch nach China und zwar von einem ihm beliebig angegebenen Punkte Europa's aus gehen zu können. Indeß war das Slawische, Arabische, Persische, Hebräische, Griechische und Lateinische bei ihm besonders im Gebrauche, und dieses letzte Wort sagt selbst nicht zu viel, denn aus der Verschmelzung dieser von der französischen so verschiedenen Mundart hatte er sich im Schreiben wie im Reden eine eigene Sprache gebildet; nicht daß es ihm etwa an einem einzigen Ausdruck im Französischen gebrach, aber die ausnehmende Schnelle seiner Ideen, sein Leben gestatteten ihm nicht mittelst der unglaublichen Geläufigkeit der Aussprache den nöthigen Ausdruck zu errathen, da ihm deren 60, um die nämliche Sache zu bezeichnen, zur Verfügung standen. Nur wenn er merkte, daß man ihn auch dann nicht verstand, wenn er die lange Litanei seiner Synonime erschöpft hatte, würdigte er sich auf eine Secunde eine Pause zu machen, und endlich dem erstaunten Zuhörer die gewöhnliche Uebersetzung mit der kleinen Zustimmungsphrase hinzuwerfen: »Wie ihr Andern sagt.«

Vor 13 bis 14 Jahren hatte man den glücklichen Einfall, Menteli zu einer Untersuchung zu verwenden, deren er allein fähig war. Man beauftragte ihn, in einer ungeheuren Bibliothek die Sprache und den Inhalt aller Handschriften zu bestimmen, die der Allwissenschaft unserer Gelehrten entgingen, und für diese wichtige Arbeit war ein Honorar von 1800 Franken angesetzt. Nach Verlauf eines Monats waren alle Sprachen genannt, alle Titel übersetzt, alle Bücher classificirt. Menteli bezog seinen monathlichen Gehalt und erschien nicht wieder. Und Ihr Platz? fragte man ihn. — „Ich habe keinen mehr“, antwortete er, „denn die Arbeit ist zu Ende.“ Zum Beweise der Erkenntlichkeit gab man ihm alsdann ein kleines Zimmer im Pallaste Sully.

Mehr verlangte Mentelli nicht. Er genoß eine Rente von 154 Franken, bei welcher er sich viel zurückzulegen schmeichelte. Ich habe ihn selbst oft mit seinem Gelde verlegen, und in Sorge gesehen, es sichern Händen anzuver-

trauen aus Furcht eines Unfalls. Seit einigen Wochen fühlte er alles Mißliche des Reichthums; er fürchtete die Diebe.

Diese letzteren Umstände erfordern eine Erklärung, welche jene Personen gerne vermieden, die Menteli gesehen haben und seine Lebensweise kannten. Unter allen Studien, die seine thätige Existenz beschäftigt hatten, war keines so gründlich als das der alten Philosophen betrieben worden. Besonders war Plato sein Orakel, er konnte ihn auswendig und mengte ihn in seine Reden; er hätte selbst im Namen des Plato, wie Pythagoros in jenem des Euphorbus geantwortet, und die Natur hatte nichts gespart, um in ihm die Idee jener philosophischen Einfleischung zu erwecken, an welche ich selbst zu glauben nicht entfernt war; denn der Zufall der Aehnlichkeiten hatte keine treffendere als jene Platos und Mentelis hervorgebracht. Doch war es nicht das practische Leben Plato's, das er zum Vorbild genommen, sondern jenes des Diogenes, und die, welche die Bibliothek besuchten, bezeichneten ihn nur mit diesem Namen.

Die sämmtlichen Kleidungsstücke Mentelic bestanden aus einem alten Militär-Ueberrocke, der nie neu gewesen zu seyn schien, seine Fußbekleidung in einem Paar Holzschuhe. Sein dichter etwas grauer Bart gaben ihm einiger Maßen das Ansehen jenes Bauers von der Donau, dessen Bild Quevara und Lafontaine gezeichnet. Er nährte sich vom Ausschußbrote, mit welchem man an den Thoren der Kasernen handelt, und wozu er höchstens an Festtagen einige Wurzel und rohe Zuspeise mischte, denn der Gebrauch des Feuers war ihm wie den ersten Menschen fremd. Seine Einrichtung bestand aus einem hölzernen Lehnstuhl, einem Schämel und einem kleinen zur Verwahrung seiner Schriften und Papiere geeigneten Koffer; allein ich glaube, daß er diese Gegenstände des Luxus in der Anstalt vorgefunden hatte und also nicht bemüssigt war, sich mit etwas andern als einem Schreibzeuge und zwei irdenen Krügen zu versehen.

Nicht zu vergessen ist indessen ein großer Sack von Leinwand, mit welchem er alle 14 Tage ins Vorrathsammeln ging und der ihm als Speisekammer diente. Dieß ist das ganze Inventar für den Fiskus, der seine Erbschaft antreten wird. Die große Wirthschaftlichkeit Mentelis ist eben so leicht zu begreifen, als es die glänzenden Ersparnisse sind, welche ihm vor einigen Jahren gestatteten, 400 Franken zum Ankaufe eines kostbaren Manuscripts zu verwenden. Ich glaube nicht, daß jene, welche er seither gemacht, diesen Schatz sehr vermehren.

Man wird mich sicher fragen, ob es nicht möglich gewesen wäre, das Schicksal dieses trefflichen Mannes zu verbessern, und ich werde diese Frage kühn verneinend beantworten. Im Laufe eines strengen Winters schickten wir ihm Holz und er nahm es nicht an. Jedes Anbot dieser Art war eine Beleidigung für seinen Charakter. Ich sprach ihm im letzten Monate von der Möglichkeit, ihm eine kleine Pension zu verschaffen. Er antwortete mir lächelnd: »Zu was? ich habe schon zu viel.« Dieß kömmt daher, weil Menteli in seinem merkwürdigen Leben alle Träume der Weisen verwirklichet hatte; weil er sich nicht, wie sie, darauf beschränkte, die Theorie der Weisheit zu studieren, sondern sie praktisch übte. Indem er seine Bedürfnisse verminderte, war er so frei geworden als der Mensch auf Erden seyn kann, und er war glücklich, weil er frei. Dennoch hatten wir es dahin gebracht, ihm eine kleine reinlichere und gesundere Wohnung bereiten zu lassen, als der Winkel darbot, in dem er so viele Jahre zugebracht; und da er sich dieser Gunst der Regierung nicht entgegen zeigte, da er wußte, daß sie ihm für ehrenvolle Leistungen gebührte, hatte er von dieser neuen Wohnung mit kindischer Freude Besitz genommen. Er hatte sie seit acht Tagen inne.

Letztverflossenen Donnerstag am 22. December gegen 3 Uhr Nachmittags ging Menteli wie gewöhnlich aus, um seine beiden Wasserkrüge an der Seine zu füllen, das Wasser stand sehr hoch. Der Philosoph erreichte langsam das äußerste Ende der Insel Louviers auf der Seite, welche gegen die Marienbrücke sieht; ein wenig unter der Verpfählung. Er füllte seinen ersten Krug und setzte ihn an's Ufer, dann tauchte er den zweiten in den Fluß. Wahrscheinlich fühlte er einige Beschwerde im Herausziehen, denn Menteli alterte, und seine Lebensweise war nicht stärkend. Man glaubt allda bemerkt zu haben, daß er sich mit der linken Hand auf ein Schiff stützte, welches die Strömung gegen das sandige Ufer getrieben hatte, das aber nicht fest stand; sonderbare Zerstreuung bei einem Gelehrten, der sein ganzes Leben hindurch mit Statistischem und Dynamischem beschäftigt war, und darüber mit Archimed gestritten hätte. Bei der Anstrengung stieß das Schiff ab, und der Unglückliche verschwand in den Wellen. Tagelöhner, welche Holz aufschichteten, schrien nach Hülfe, einige Schiffer

fuhren vorbei, ohne sie zu hören oder darauf zu achten. Nach einer Viertelstunde sah man einen davon einen Versuch wagen, doch es war zu spät, man fand nichts und hätte nur einen Leichnam gefunden. Diese Leute trösteten sich leicht; war es doch nur der Wilde vom Arsenal, und sie wußten nicht, daß dieser Wilde einer der merkwürdigsten Menschen des Jahrhunderts gewesen.

Menteli hatte bei fünfzig Jahre. Er muß zahlreiche Schriften hinterlassen, aber an diesen großen Mann werden nur diese traurigen Abschiedszeilen erinnern. Um seine Werke zu benützen, müßte man sie lesen können, und um sie lesen zu können, müßte man Jemand finden, den man nie mehr finden wird, — einen andern Menteli.

Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

(Fortsetzung.)

II. Thiereich.

Im Land-Gebiete von Oesterreichisch-Schlesien, so wie auch hie und da im Gebirge, wird auf die Rindviehzucht eine besondere Sorgfalt verwendet, auch ist bei den größeren Wirthschaftsbesitzern die Stallfütterung fast allgemein eingeführt worden. Im Gebirge dagegen, wo man das zur Stallfütterung nöthige Futter nicht bauen kann, und das Rindvieh auf Hutweiden gespeist wird, wo es wenig Nahrung findet, sodann in elenden Ställen beisammen gedrängt liegen muß, auch die Kühe überdieß noch zur Feldarbeit auf den bergigen und steinigen Aeckern an Hacken, Pflug und Egge gespannt werden, wie kann bei diesen Umständen die Viehzucht gedeihen und guten Fortgang nehmen?

Dagegen hat sowohl im Gebirge, als auf dem Lande die Veredlung und Vermehrung der Schafheerden einen erfreulichen Fortgang genommen, zu welchem Zwecke die hohen hierländigen Herrschafts-Besitzer große Opfer gebracht haben, und den übrigen großen Wirthschaftern mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen sind, dem es auch das Land zu danken hat, daß seine erzeugte Wolle als ganz vorzüglich guten Absatz findet.

Auf die Zucht schöner Pferde wird besonders im Herzogthum Jägerndorf, Troppau, und auch in den Landdörfern des Fürstenthums Neisse große Sorgfalt verwendet, wozu aber hauptsächlich unsere hohe Regierung durch die in den Provinzen bestehenden Beschäl- und Remontirungs-Anstalten das Meiste beiträgt. Im Gebirge des Troppauer Kreises findet man nichts als Hengste vom starken Knochenbau; jedoch werden solche schon, ehe sie noch das gehörige Alter haben, zur schwersten Arbeit verwendet, und wegen den schlechten, engen und steinigen Hohlwegen wird allgemein nur einspännig gefahren, daher diese Thiere angestrengt arbeiten müssen, und zur Zucht wenig oder gar nicht geeignet sind. Im Teschner Kreise findet man größtentheils kleine und unansehnliche Pferde polnischer Race.

Die Schweinzucht wird im Teschner Kreise mehr als im Troppauer betrieben, und da ein fetter Schweinebraten, Klöße und Sauerkraut das Festtagsgericht der Schlesier sind, so reicht die eigene Zucht nicht hin, sondern wird der Bedarf des Schwarzviehes größtentheils aus Galizien eingeführt.

Der Viehstand im Troppauer Kreise betrug nach der neuesten Aufnahme 8.315 Pferde, 3.818 Ochsen, 38.865 Kühe und 70.568 Schafe.

Im Teschner Kreise befinden sich 13.066 Pferde, 3.197 Ochsen, 42.080 Kühe und 63.963 Schafe.

Folglich zählt man in beiden Kreisen 21.381 Pferde, 7.015 Ochsen, 80.945 Kühe und 134.531 Schafe.

Dergleichen Aufnahmen ist aber kein unbedingtes Vertrauen zu schenken, indem solche auf den willkührlichen Angaben der Viehhalter beruhen, welche nicht immer die Wahrheit sagen, daher der Viehstand in den beiden Kreisen wenigstens um ein Drittel höher angenommen werden kann.

Von den übrigen vierfüßigen Thieren sind noch die Ziegen anzuführen, welche eigentlich bloß im Gesenke zu Hause sind, und deren Milch meistens zur Käsebereitung verwendet wird.

Der Wildstand ist hier zu Lande auf mehreren Dominien noch sehr gut; im Durchschnitte werden aber die Hirsche selten, Rehe dagegen sind zahlreicher, Schwarzwild ist im Gesenke selten, dagegen in den Karparthen häufiger. Die niedere Jagd auf Hasen und Repphühner ist besonders in den Landgegenden beider Kreise ergiebig.

Wassergeflügel wird besonders auf den Teichen von Schwarzwasser, Czechowitz, Drahomischel, Deutschleuten ꝛc.

vielfach getroffen, worunter die Schnatter- und Löffelente, der gehäupte Steißfuß, der Grünfuß, das rußfärbige Wasserhuhn, der gemeine Reiher und andere mehr anzuführen sind.

Auch enthalten die Teiche und Flüsse eine Menge wohlschmeckender Fische, worunter der Lachs in der Weichsel und Olsa nicht selten, so wie auch die Lachsforelle. In den übrigen Bergwässern ist die gemeine Forelle am meisten zu Hause, auch fehlt es nicht an guten Karpfen in den bestehenden Teichen.

Die Bienenzucht wird von vielen Landwirthen mit Eifer und Vortheil betrieben, steht jedoch noch auf einer minderen Stufe der Vollkommenheit.

Schließlich gehört hierher noch anzuführen, daß in den Wässern von Schwarz- und Rothwasser im Fürstenthum Neisse, welche sich eine halbe Stunde oberhalb der Stadt Weidenau vereinigen, und den Namen Jüppelwasser erhalten, edle Perlmuscheln (Mya margaritifera) gefischt werden, in denen zwar kleine, aber sehr reine Perlen befindlich sind.

III. Mineralreich.

Wie es schon bei der geognostischen Beschaffenheit der Gebirge im Allgemeinen gesagt worden [1], besteht der westliche Theil der Karpathen des Teschner Kreises aus altem oder Ur-Sandstein, der im Olsa-Thale und mehreren andern Orten der Ebene, von Alpenkalkstein überlagert wird.

Ueberall wechseln zwischen obigen Hauptsteinarten Schieferthon und Kräuterschiefer; älterer, mittlerer und jüngster Sandstein; Kieselfelskonglumerat von allen Abstufungen der Größe; verhärteter Thon, Brandschiefer und Basalt, mit derb eingesprengtem und kristallisirtem Olivin und Augit.

Bituminöser Thonschiefer (Schieferthon) mit vegetabilischen Abdrücken, am meisten mit Schilfstücken, Farrenkräutern und Palmabdrücken, wird am häufigsten als Begleiter der Steinkohlen gefunden. Walker-Thon bei Alt-Bielitz.

[1] S. Jahrgang 1835.

Kalkstein-Flötzgebirge überlagern bei Wendrin, Gotteschau und andern Orten die Sandstein-Formation. In der Gegend von Kotzebenz, Stanislowitz, Schöbischowitz und Domaslowitz, bricht Muschelkalkstein vom dichten Gefüge, mit häufigen Petrefakten, z. B. Belemniten, Terebratuliten, Trochiliten und mehrere Varietäten von Seesternen rc.

Stinkstein, in denen der dort sogenannte Weiber-Feuerstein vorkömmt, ist auf dem Helmberge bei Golleschau und den Anhöhen von Blogotisch und Rostropitz zu finden.

Thoneisenstein, als Flötze erster Flötzformation ist durch den ganzen Kalkstein des Teschner Kreises ausgedehnt. Bergwerke, wo solches Erz gefördert wird, befinden sich bei Malinowitz, Althammer, Kraßna, Janowitz, Skalitz, Ober-Elgoth, Brusewitz, Leskowitz, Damaslowitz, Trzannowitz, Trzitiesch, Koniakow, in der Nähe von Teschen, auf dem Gute Orlau, in Zeislowitz, Ober-Lischna, Punzau, Wilamowitz, Gurek, Ustron und andern Orten.

Ein Schwefelkieslager von ziemlicher Mächtigkeit befindet sich bei Kotzebenz.

Schwarzbraunsteinerz bei Riegersdorf, wo sich auch eine Torfstecherei befindet.

Steinkohlenflötze, dem ältesten Steinkohlengebirge und theils der Flötztrappformation angehörend, indem darin die Grob-, Blätter- und Schieferkohle vorkommt, lagern bei Polnisch-Ostrau, Orlau, Dombrau und Karwin, von wo dieselbe über die Oppa und Oder in den östlichen Theil von Preußisch-Schlesien bis nach Polen fortsetzen, wie solches schon beim Bergbau ausführlicher beschrieben worden.

Schließlich verdient noch bemerkt zu werden, daß sich zu Orlau und Salza Salzquellen (Sohle) befinden. Im Jahre 1678 war noch im Dorfe Soliza eine Salzkoktur, welche aber zu Ende des 17ten Jahrhunderts aufgelassen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

7. Mittwoch, den 25. Jänner 1837.

Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Akten der Universität bemerken zum Jahre 1537, daß die Reformation nun völlig zu Stande gebracht worden. Dieses gilt wohl nur in so fern, als darunter die Besetzung der Professorsstellen, die Bestimmung ihres Gehaltes[1], und etwa die Beilegung des alten Streites zwischen dem Bischof zu Wien und der Universität in Gerichts- und Erbsachen geistlicher Personen verstanden wird; denn in allen übrigen Beziehungen blieb es beim alten Zustande, der wenig Erfreuliches darbot. Einen schlagenden Beleg, wie alles wissenschaftliche Leben zu Boden lag, geben auch die Pressen Wiens. Diese haben in einem Zeitraume von beinahe zwanzig Jahren (1530—1549) nur etwas über achtzig Druckschriften zu Tage gefördert, von welchen die meisten noch überdieß unbedeutende lateinische Dichtungen, während sie in dem darauffolgenden Decennium allein das Dreifache lieferten, und darunter Werke, die durch Umfang und Gehalt gleich beachtenswerth erscheinen! — Insbesondere aber wollte es mit der theologischen Fakultät nicht vorwärts gehen; ja sie sank vielmehr mit jedem Jahre immer tiefer, und die Folgen äußerten sich bald auf eine höchstbetrübende Weise. So klagt 1545 der Dichter und Schulmeister bei den Schotten, Wolfgang Schmelzl: »wie vil Pfarrkirchen allein in disem Hertzogthumb Osterreich gefunden, darin kain Priester der dem armen arbaitsamen Pauersman an dem Sontag das Evangelium saget, — so in ainer Pfarmenig kain halter zu dem Vieh wär, da wurd jederman lauffen vnd schreien, so lang vnd vil das Viech versorget würdt,« — und als im selben Jahre die erste Sitzung des Conciliums zu Trient gehalten wurde, fand sich ebenfalls kein Abgeordneter der Universität zu Wien dabei ein, wie es doch in früheren Zeiten geschehen war, weil es an dem gehörigen Manne fehlte. Die theologische Fakultät hatte sich nun beinahe ganz aufgelöst, und selbst die wenigen Mitglieder, die noch vorhanden waren, scheinen dem geistlichen Stande nicht weiter geneigt gewesen zu seyn. Bei den übrigen Fakultäten stieg wohl im Jahre 1542 die Anzahl der Zuhörer in Etwas, und namentlich führen die Akten mehrere aus den ersten Familien Oesterreichs an; doch hatten diese größtentheils lutherische Privatlehrer, welche bei der nächsten besten Gelegenheit ihre Zöglinge wieder abzuziehen veranlaßten, worauf selbst die angestellten Professoren keinen geringen Einfluß nahmen, weil sie aus heimlichen Anhängern nun zum Theile öffentliche geworden waren.

Jetzt konnte der Sitz des Uebels länger kein Geheimniß mehr bleiben, und wie im Allgemeinen K. Ferdinand um diese Zeit an der Idee der Vermittlung irre zu werden, und ernster auf strengere Gegenmittel zu denken begann, so mußte dasselbe auch in Beziehung auf die Universität Statt finden. Die nächste Veranlassung dazu gaben zwei Professoren, die sich ohne Rückhalt als Freunde der Neuerungen aussprachen. Ferdinand erließ daher am 30. März 1546 von Olmütz aus ein Edikt an die Universität, beide abzusetzen und aus dem Lande zu entfernen, mit nachstehenden ferneren Bestimmungen: »Daß nun hinfür in Annehmung der Professoren und Lehrer der Jugend so viel sicherer gegangen, und allerlei beschwerlicher und nachtheiliger Unrath, daraus Verführung der Jugend zu befürchten ist, entfernt werde, haben Wir Unsern Statthalter, Kanzler, Regenten und Räthen Unsers Regiments der Nieder-Oesterreichischen Lande aufgelegt und befohlen, daß

---

[1] Doch selbst dieser hatte keine feste bestehende Grundlage; denn schon 1539 trugen die angeführten Klöster nichts mehr bei, und die Prälaten des Landes weigerten sich, das ihnen zugewiesene Contingent zu leisten. Im Jahre 1540 verließ Fabius de Narnia wieder Wien, weil die Regierung ihm die 400 Gulden nicht ferner zu zahlen erklärte.

sie nun hinfüro keinen Professor, er sey von welcher Facultät oder Sprache er wolle, zur Universität annehmen noch kommen lassen, er sey denn zuvor, und ehe er angenommen wird, per Facultatem Theologicam, sammt dem Bischof und Dompropst zu Wien, Glaubens und der Religion halber nothdürftlich examinirt, und in solchem Examen unserer alten wahren christlichen Religion verwandt, und als ein gehorsames Glied der heiligen christlichen Kirche befunden worden. Zeigen euch solches gnädiger Meinung an, und ist darauf Unser ernstlicher Wille, Meinung und Befehl an euch, daß ihr solcher Unserer Verordnung bis auf Unsere oder Unserer Erben gnädige Veränderung lebet und nachkommet, und euch hierin keines Wegs anders haltet, damit also die Lecturen bei Unserer Universität mit ehrbaren, gelehrten und Unserer alten, wahren und christlichen Religion verwandten Professoren und Lehrern ersetzt und versehen, und dasjenige so zur Erbauung und Erhaltung Unserer christlichen Religion und Beförderung des gemeinen Nutzens und aller Ehrbarkeit bedacht und fürgenommen werde, nicht aber zum Widerspiel, als zum Abfall der Religion und Verführung der Jugend gedeihe.«

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

III. Mineralreich.

(Fortsetzung.)

Der östliche Theil der Sudeten, oder das Mährisch-Schlesische Gebirge, dessen größter Theil dem Troppauer Kreise angehört, bietet ein reiches Feld zum Studium der Geologie dar, und faßt einen großen Reichthum von verschiedenen Mineralien in sich, deren Vorkommen hier beschrieben werden wird.

Wie bei allen Urgebirgen, so ist auch hier der Granit die Grundlage der gewaltigen Bergriesen und sichert ihre Unveränderlichkeit seit Jahrtausenden. Manchesmahl schaut er zu Tag aus, bildet auch einzelne Kuppen im Vorgebirge, meistens aber dient er dem Gneiß, und ganz besonders dem Glimmerschiefer, aus welchen die meisten Gebirgsrücken bestehen, zur Unterlage.

Der Granit wird nicht allein am Fuße des Neissisch-Glatzer-Gränzgebirges, in den Umgegenden von Weidenau, Groſʒe, Barzdorf, Wildschütz und Weisbach schon sichtbar, sondern es bestehen aus ihm auch einzelne Höhen im Vor- und Mittelgebirge, so z. B. der Gotthardsberg, Kihnberg, Schneiderberg, Saalberg und viele andere in der Umgegend von Friedeberg.

Auf vielen andern Bergen lagert der Granit in horizontal über einander liegenden Schichten, steigt auch oft säulenförmig empor, wie solches theils bei den Heringsteinen, dem Reinelsteine, dem Spitzberge bei Schwarzwasser, dem Pfeifersteine bei Kaltenstein, dem Prinzenstein bei Friedeberg, dem Dürrenberg, dem Huthberg bei Gurschdorf, dem Predigerstuhl bei Jungferndorf, dem Heidelbeerstein und vielen andern der Fall ist.

Der Granit erscheint am öftersten grobkörnig, und seine Farbe hängt von fremden Beimengungen ab, wozu besonders der röthlichte Feldspath und der Quarz gehören, welch Ersterer ganz besonders vorherrschend ist.

Feinkörniger Granit oder neuer Granit, zwischen Gneiß und Glimmerschiefer gelagert, findet sich bei Friedeberg, Schwarzwasser, Gurschdorf, Wildschütz, besonders mächtig aber bei Groß-Große, wo man aus ihm Thür- und Fensterpfosten, Tröge, Weichstöcke für Malzhäuser rc. verarbeitet.

Bei Jungferndorf, besonders auf dem Bauerngute sub. Nr. Consc. 77 am Weidenauer Kirchsteige, liegt vorzüglich schöner Schriftgranit am Tage, auch findet er sich am Gräfenberge und bei Böhmischdorf.

Der Gneiß bedeckt die Bergwände des höheren Gebirges, besonders zeigt er sich an den Lehnen des Bielkammes, dem Hirschbadkamme und der Falkenlehne, wo der Felshang gegen 400 Fuß Höhe beträgt. Im Neissisch-Glatzer-Gränzgebirge ist der Gneiß besonders vorherrschend, wo er die Berglehnen des Krauttenwalder Thales und des Krebsgrundes mit seinen gewaltigen Massen, Felsen und Trümmern bedeckt. Auch ist er bei Johannesberg, Wildschütz, in der Gabel, am Gratzenberge und bei Karlsbrunn zu Hause.

Das dritte und mächtigste Gestein, welches alle hohen und höchsten Gebirgsrücken und Lehnen bedeckt, ist der Glimmerschiefer.

Der lange Gebirgskettenzug vom Altvater anfangend, welcher sich an der Mittel-Oppa gegen Einsiedel und von hier bis zur Bischofskoppe bei Zuckmantel ausdehnt, besteht aus ihm. Eben so mächtig zeigt sich der Glimmerschiefer im Hauptgebirgskamme des Neisser-Gesenkes, wo fast alle Bergriesen aus ihm bestehen, nämlich vom großen und

kleinen Keilich anfangend bis zum Hockschar. Er bildet hier die Urformation und hat zur Unterlage Gneiß. Der Quarz ist häufig beigemengt oder durchsetzt ihn, als schieferig-glimmriger Quarz erscheinend. (Hornstein, Quarzschiefer, Gestellstein [1].)

In diesem so eben beschriebenen langen Gebirgszuge findet sich vom Altvater bis zur Bischofskoppe der Urthonschiefer häufig und eng mit dem Glimmerschiefer verbunden. Hier und da zeigt sich Talkschiefer und bei Karlsbrunn Grünstein.

Die Gebirgsarme, welche theils von der Bischofskoppe in die Mährische Enklave, von Herrmanstadt bis Olbersdorf, von Würbenthal über Karlsthal am linken Ufer der Oppa bis gegen Jägerndorf, von Engelsdorf über Freudenthal und Bennisch, und dann von Klein-Mohra längs dem Mohraflusse über Raase, Rautenberg, Spachendorf, Hartau, Meltsch, Grätz, Rhabin und Wüst-Pohlom bis zur Oder hinziehen, gehören dem Uebergangsgebirg und eben so den dazu verwandten Mineralgebilden an. Die Verbindung zwischen diesen und dem Urgebirg macht noch immer der Glimmerschiefer, welcher häufig Kohlenblende mit sich führt, weiterhin bilden aber Thonschiefer und Grauwacke die Hauptbestandtheile.

Der Thonschiefer ist in allen Varietäten vorhanden; dickblättrig und in großen schönen Tafeln findet er sich bei Zechsdorf, Johannisbrunn, Wickstein und andern Orten. Dünn und vollkommen blättriger ist aber jener auf dem Riemerberge, zwischen Olbersdorf und Neudörfel, Mankendorf, Brattersdorf, Hrabin rc., wo Brüche zur Erzeugung der Dachbedeckung vorhanden sind.

An der Bischofskoppe findet sich in ihm oft Kieselschiefer und lydischer Stein.

Auf dem Galgenberge bei Hotzenplotz finden sich im verwitterten Thonschiefer verschiedene Versteinerungen von Schalthieren aus der Urwelt.

Alaunschiefer von besonderer Mächtigkeit und reich an Schwefelkiesen befindet sich bei Wüst-Pohlom und auch bei Tropplowitz.

Die Grauwacke ist im ganzen öst- und südöstlichen Theile des Troppauer Kreises verbreitet, sie kommt theils als gemeine und als feinkörnig schieferig und flachmuschelig im Bruche vor, und liefert vorzüglichen Baustein.

[1] Dieser im Feuer sehr ausdauernde Stein wird bei den Hochöfen als Gestellstein verwendet, er bricht in großen Platten beim hohen Fall, am Rauschbache und der Staritz, bei Reiwiesen, an der Mitteloppa und vielen andern Bergen.

Der Basalt spielt nicht allein im Uebergangs-, sondern selbst im Urgebirge eine bedeutende Rolle. Die kleine und große Horka bei Stremplowitz, dann die Höhen bei Ottendorf und Schönwiese enthalten kuglichten Basalt mit verwittertem Olivin. Bei Raase befindet sich ein ungemein mächtiges Lager von basaltischem Konglomerate und Tuffe, der dasige Steinbruch ist vielleicht älter, denn tausend Jahre, und wird in abermals Tausend nicht erschöpft werden.

Der Köhlerberg bei Freudenthal und der Raudenberg am rechten Ufer der Mohra bestehen aus basaltischer Lava, beide werden als vulkanische Producte angesehen, jene aber des Raaser Steinbruchs verdankt vermuthlich ihre Entstehung einer großen urweltlichen Ueberschwemmungs-Periode, indem selbe von außerordentlicher Dichte und Festigkeit ist, dagegen diese ganz das Ansehen durchlöcherter Lava haben und in einzelnen Stücken durcheinander geworfen um den muthmaßlichen Krater des Bergkegels aufgethürmt liegen.

Auch im Neissisch-Glatzer-Gränzgebirge, im Rücken des Hohensteines, am Heidelberge, da wo sich letzterer in das Glatzer Gebiet zum Ueberschaar und Winklerberg hinüberzieht, findet der Forscher gewaltige Basaltmassen, welche sich zu senkrechten Säulen von mehr denn 100 Fuß Höhe aufthürmen, und an deren Fuße Riesenmassen von knolligem Basalt und Chlorit, welche von grauer, schwarzer und röthlicher Farbe sind, lagern.

Obwohl diese großartigen Basaltmassen nicht denjenigen vom Rauden- und Köhlerberge ähnlich sind, so wollen viele doch ihr Entstehen frühern vulkanischen Einwirkungen zuschreiben, und stützen diese Meinung auf die in der Nähe solcher Lager befindlichen Mineralquellen.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Franz Freiherr v. Siber, Ritter des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, k. k. wirkl. Hofrath rc.

Der am 30. December 1836 verstorbene Franz Freiherr v. Siber gehörte noch in die Reihe der wenigen gegenwärtig lebenden höheren Staatsbeamten, die bald nach dem Tode des römisch-deutschen Kaisers Franz I., Gemahls der großen Kaiserin Maria Theresia, ihre Diensteslaufbahn begonnen haben.

Daß er nach Vollendung der juridischen Studien an der Universität zu Wien, wo er 1751 geboren war, unter den

allerhöchsten Auspicien Kaiser Josephs II. eine feierliche Disputation halten durfte, gab wohl dem jugendlichen Streben die erste Aneiferung.

Bei der Ni. Oest. Landesregierung im J. 1770 als Conceptspraktikant eingetreten, erprobte er bald seine Fähigkeit, dereinst einen größeren Wirkungskreis auszufüllen. Das Vertrauen seiner Chefs, das er sich erwarb, gewährte ihm in der Folge manche auszeichnende Würdigung, und bewirkte seine Vorrückung. Die Huld der Monarchen, die er durch rastlose Pflichterfüllung auf sich zu lenken wußte, führte ihn durch mehrere Grade der ämtlichen Würden bis zu jenem eines k. k. wirkl. Hofrathes und Polizey-Ober-Direktors in Wien (1810).

Die bewegte Zeit des Congresses, die Anwesenheit der Mächte Europa's, das Zusammenströmen der Fremden aus allen Gegenden erschwerten Siber's Stellung sehr, auf der einen Seite, indem sie seine angestrengteste Thätigkeit erforderten, verliehen ihr aber dafür auf der andern Seite eine größere Bedeutsamkeit.

Im nächstfolgenden Jahre (1815) ward seinem Eifer, über den sich selbst die auswärtigen Minister lobend ausgesprochen hatten [1], der schönste Lohn. Seine Majestät Kaiser Franz I. nahmen ihn unter die Ritter des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens, des ersten Civilverdienst-Ordens des Kaiserreiches, auf, mit gnädigster Erwähnung seiner nützlichen Dienste und seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das durchlauchtigste Kaiserhaus, in dem hierüber gefertigten Diplome.

Schon früher Mitglied des Adels der k. k. Erblande, ward er den Ordensstatuten gemäß in den österreichischen Freiherrenstand erhoben.

Im Jahre 1820 feierte er das Jubiläum seiner 50jährigen Dienstzeit. Die Beweise der Gewogenheit, welche er bei dieser, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten von hochgestellten Staatsmännern erhielt, die Liebe und Hochschätzung, welche die ihm untergeordneten Beamten hierbei aussprachen, waren hinlängliche Zeugnisse für seinen Charakter und sein Benehmen, wodurch ihm auch die Achtung des Publikums geworden war.

Nach mehr als 53jähriger unausgesetzter Amtsthätigkeit unter vier österreichischen Herrschern machte sein vorgerücktes Alter ihm Ruhe zum Bedürfniß. Die allerhöchste Gnade ließ ihm diese (1824) mit einer Personalzulage, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste, zu Theil werden.

Zwölf Jahre verbrachte er noch mit dem Bewußtseyn, nicht umsonst gelebt zu haben, und ging hinüber im 86sten Jahre, treu seinem Gotte, wie er es dem Kaiser und dem Vaterlande gewesen war.

M. L—g.

[1] Nach dem Inhalte des Freiherrenstandes-Diplomes.

Ausstattung eines adelichen Fräuleins im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.

(Aus dem Riedecker-Archive.)

Zu uermergkhen was Jch Gregor von Starhemberg awß sunder Väterlicher Lieb Trew vnd Frewntschafft meiner lieben Tochter Junkchfraw Katherina, von weylund meiner lieben Gemahl, seligen Gedechtnus verlassen varunden guets zugeaigent zu handen gestölt, vnd awß meinem gueten wyllen gegeben habe ꝛc. Namlich vnd Erstlich ain schwartz Samatene schawben mit zoblen vnterfietert vnd guldin parten verprembt Mer ain Schwartz Thamaschkene Schawben mit wockln vnd Hermlein vnderzogen vnd Auch mit guldin partn verprembt mer ain schwartz Damaskine schawben mit Fechrugkch vndterzogen vnd vmb die schnit an den Eemlen verguldt knöpf Mer ain schwartz Samaten Rogkch mit vil valten, mit guldem Stugkch vmb dem hals verpremt auch die Ermel damit vndterzogen mer ain schwarez zendl dorten Rogkh mit vil falten vmb das goller vnd Ermel mit guldem Tuech verprembt mer ain schwartz tamasken rogkh mit vil faltn ain schwartz halb atlassen rogkh mit vil faltn Aynen leberfarben Jangken rogkh Purpianisch thuech mit schwartzem Samat vergetert. Ain fevelfarben thuechen rokh mit gulden Flinderwerch verpremt vntz auf die gürtl Ein weysse Leinbat phaytn vnder mit zwifachem Flinderwerch] vnd oben umb mit Schlingen vnd Flindern verpeemt Ain Leterfarben Tuechen rogkh mit geuen gulden tuech vmb den Pnesen vnd Ermel verprembt mit strichen vnd vnten mit thamaskh Ainen grossen vergoltn Kopff ain Sylbern kandl mit acht eckchen vnd etleich vergulte Raiffl daran — mer ain klain Sylbern khandl Ain geschmeltztes sylbern vnd vergults Köpffl in der mit ain cristalln gläsl, zwen silbern löffl vnd ain messer das Hefft auch der masn vnd zwan Staindl vnd ain Perl darin versetzt vnd in dem ain löffl ain polais, Ain rot samaten Piret, mit vergoltn steffren geschmigkht so gebunden vnd ain kreytzl daran hanget mit fünff staindl vnd ain Perl Ein geflinderte guldene hawben. vier hupsche hawbtleng von gold dárein genet vnd ain Par Ermel auch ain halstuech von gulden parten Ain beschlagne gurtl Prawn mit ainem sengkhl zwan halsgoller von gold awsguet. Mer ain guldene gurtl mer ain gulden Porten mit grossem Senckhl beschlagen ain Launge guldene ketten mer ain grosse guldene kettne mit grossen praitn tigkhen gewuaden ringen Ain halspand mit hangenden Perln Robin, diemuet, hoffyr. vnd ander mer Stain, auch ain klaynat daran hangent, mer ain halspand, mit arbassen Robin vnd Perln Ain klainat sand Anna mit sechs Stain, darnudter ain grosser Spietziger diemuet. Des zu gedächtnus vnd warn Vrkhund hab Jch obgenenter Gregor von Starhemberg der gemelten meiner Lieben tochter Junngkhfrawn Katherina herrn wolffgangn von Scherffenberg ꝛc. versprochne gemahl vnd Jrn Erben, dise auff verzaichente schrifft vnder meinen anhangunden Jnsigl veruertigt geben. Beschehen an Pfingstag nach sannd Veits des h. Marterer tag Nach der geburdt Christi fünffzehen hundert vnd Jrn zwaintzigisten Jar.

[Her]ausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

8. Sonnabend, den 28. Jänner 1837.

Versuch
über
die ältere innere Verwaltung Oesterreichs [1].

Oesterreich, das Ostreich des bis in die Ebenen Pannoniens erweiterten fränkisch-deutschen Reichs- und Staaten-Systems, findet seine ursprüngliche politische Begründung in der gegen Hunnavaren und Slawen errichteten Markgrafschaft. In seinen äußeren sowohl, als inneren Verhältnissen, in jenen der Markgrafschaft zum Reich, und anderer Seits zu dem landsässigen Adel, in der frühe ausgebildeten Territorialgewalt ist vieles wohl unstreitig aus dieser Eigenschaft und Bestimmung einer Gränzmacht zu erklären. Erweitert wurde das Gebiet dieser ersten und vornehmsten Ostmark, als Schild und Herz des Reichs, durch die Vereinigung mit dem oberen Oesterreich, so wie mit jener an der Ens und Traun nach der zweiten Befreiung des Landes unter Otto dem Großen entstandenen (bald aus dem Erbe der Grafen von Eppenstein, Wildon, Mürzthal und der Gränzgrafen von Pütten bereicherten) Markgrafschaft Steier (1186), und mit der kärntnerischen Mark zwischen der Sawe und Drawe. Zugleich mit solcher Erweiterung begründeten die reichsgesetzliche Vollendung und Sicherstellung der landesherrlichen Territorialgewalt durch den großen Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs (1156) hier an diesen, der Völkerbewegung von Osten her vorzugsweise ausgesetzten Gränzen, eine sehr bevorrechtete, fast in ungetheilter Fülle bestehende Fürstenmacht, wenn gleich gegen das Reich hin noch dadurch bedingt, daß die Lande die Eigenschaft von Reichslehen behielten, und für wenige und seltne Fälle die Anrufung der kaiserlichen Hoheit vorbehalten blieb [1]. — Diese Stellung zum Reich vergönnte den Regenten derselben aus beiden Dynastien, während der großen Spaltungen der mittleren Zeiten, ein mehr unabhängiges, sicher stellendes Verfahren. Bald ergänzte sich dieser Länderverein auch durch den Zuwachs jener bis in die großen Scheidungsgebirge Mittel-Europa's aufsteigenden Thäler, wo der Südosten des Reichs bis ans Meer herab, während der Carolingischen Herrschaft durch herzogliche und markgräfliche Gewalt (auch ohne bleibend feste Gestaltung, dennoch wirksam) beschirmt worden, und wo der Name eines Herzogthums Kärnthen nachmals im Geschlecht der Grafen von Andechs erblich geworden war (1335): eine Erwerbung, welche die Grundlage für diejenige weitere ward, wodurch die Dynastie Habsburg eine Territorialverwaltung mit ihren alten Stammlanden gewann.

Nach innen zu bedingte sich diese Fürstenmacht in den erwähnten Gränzlanden als einer Mark des Reichs, zunächst durch die erblichen Rechte an Grund und Boden, durch die hergebrachten Rechte aller Glieder der grundbesitzenden und zur Vertheidigung des Landes, unter dem Befehl ihres mächtigen Hauptes verpflichteten Körperschaft. — In Hinsicht jener vorzüglich kirchlichen Stiftungen, durch welche zum Theil schon vor den Anfängen der Markgrafschaft, namentlich von Salzburg und Passau aus Christenthum und Colonisirung in diesen Landen verbreitet worden war, bestand um so gewisser und bleibender eine Schranke landesherrlicher Gewalt als die genannten Bischöfe und Reichsfürsten (wie neben ihnen auch Bamberg

---

[1] Einleitung in den Abschnitt: »Innere Verwaltung der deutschen Erblande unter Ferdinand I.« aus dem nächstens zu erscheinenden letzten Bande der »Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten,« von J. B. v. Bucholtz.

[1] So hieß es im jus antiquissimum austriacum: »Grafen, Freiherr und Dienstmann sollen nicht zu Rechte stehen auf ihren Leib, Ehre oder Eigen, als nur in offner Schranne vor dem Landsherrn. — Auch der Landsherr soll über ihn richten (wenn er selbst eine Klage wider ihn hat) nach der Landesgewohnheit. Begreift er ihn an der Handschaft (?), soll er ihn richten mit dem Tode. Entrinnt er, soll er ihn ächten. — Jener kann ins Reich dingen, und der Landesherr muß ihn, soll die Acht kräftig seyn vor dem Reiche beklagen, wan (denn) sie von dem Reiche des Landesherren Lehen sind.«

und Freisingen) mit ihren Diöcesanrechten auch große weltliche Einkünfte und Befugnisse behielten. Andere eigne, herrlich blühende Stiftungen der Markgrafen, so wie Städte und Märkte erfreuten sich im weiteren oder engeren Umfange selbstständiger Rechte, die auf den, mit großartiger Milde und rechtlich ordnender Herrschaft ertheilten Bewilligungen und Freiheitsbriefen der Landesfürsten beruhten.

Außer diesen hier kurz angedeuteten staatsrechtlichen Grundlagen sind die nationalen in Verbindung mit der geographischen Lage und der Naturbeschaffenheit des Landes für Einrichtungen, Rechte und Sitten hier von einem besonderen Interesse, weil die vielverzweigten, von Stromthälern durchschnittenen Gebirgszüge des südlichen und südöstlichen Deutschlands nicht sowohl trennende Scheidewände, als vielmehr Verbindungspunkte, gleichsam Thore, erstrebte Bollwerke, wechselseitig behauptete Burgen und Sitze der verschiedensten Völker und Völker-Systeme geworden sind. Celten, Römer, Germanen und Slawen haben durch bleibende Bewohnung ihre verschiedene Cultur und Nationalsitte in diesen Ländern in Gründungen und Einrichtungen mannigfaltiger Art fortwirken lassen, ohne hier die bloß durchziehenden Völker, wie die Gothen, oder die bloß verwüstenden, wie die Hunnen, in Anschlag zu bringen. Es waren Stämme von den drei Haupt-Familien deutscher Völker (nähmlich der Sueven, Sachsen und Franken) deren Anfänge von neueren scharfsinnigen Forschern schon in den Hermionen, Ingevonen und Istevonen des Tacitus erkannt werden, welche zu verschiedenen Zeiten nachweisbare Elemente der Bevölkerung des Landes dargebothen haben. So die Longobarden, welche dem Sächsischen, die Gepiden, Markomanen, Baiern, welche dem Suevischen, und dann die Begleiter und Vasallen der Markgrafen, welche dem fränkischen Hauptstamm angehörten; außerdem fanden besondere Kolonisirungen, und fortwährende Einwanderungen von Franken und Schwaben Statt. — Auch die slawischen Völker, welche diese Länder bewohnten, waren ausgebreitet und bedeutend, wie es sich in jenem mächtigen Vordringen der annoch heidnischen Slawen bis über Lungau und Oberkärnthen hinaus, gegen die von Baiern aus sich verzweigende christlich-germanische Cultur, im siebenten Jahrhundert, dann unter wechselnder Freundschaft oder Kampf mit deutscher Macht in dem Reich des Samo, in jenem des Privina und seiner Nachfolger, vor allem in der Macht des großmährischen Reiches, und auch nach Annahme des Christenthums durch jene von den Kärnthner Slawen ausgegangene eigenthümliche Liturgie und Kirchensprache (die glagolitische nämlich) beurkundet. Aber vorherrschend ward und blieb das Germanische, und mit Ausnahme slawischer Dorf- und Gemeindeeinrichtungen in einzelnen Theilen des Landes, findet man nicht bloß im Kriegs-System, im Lehenwesen und Landrecht, sondern auch in den Bauerngemeinden und besonders in den Städten, bis auf die eigenthümlichsten Wortbezeichnungen, germanische Einrichtung und Entwicklung, wie solches auch im benachbarten Mähren hinsichtlich des Stadtrechts besonders auffallend ist, und sich aus jenen zahlreichen, alten und merkwürdigen Handfesten und Statuten, welche in den österreichischen Landen vorkommen, und ihrem größeren Bestandtheil nach aus deutschem Rechte bestehen, erweiset. Daß in den politisch-kirchlichen Verhältnissen alles einen ganz ähnlichen Charakter gewonnen hatte, wie im übrigen Deutschland, und zumal im südlichen ist von selbst begreiflich, da mit Ausnahme einiger dem Sprengel von Aquileja südwärts der Save angehörenden Theile alles Kirchliche von den genannten deutschen Bischofssitzen ausgegangen war. — Es ist dieses Vorherrschen des germanischen zwar zum Theil die Folge fränkischer Waffenmacht, behaupteter Herrschaft, so wie des deutschen Ursprungs des Fürstenhauses und der vornehmsten Geschlechter des Landes; deutsche Sprache mag sich auch einem Theil der slawischen Bevölkerung mitgetheilt haben; im Ganzen aber erscheint das deutsch-nationale Element in dem größeren Theile dieser edlen Gränzländer ungezwungen, echt und ursprünglich. Eigenthümlich provinzielle Rechtsgewohnheiten und Modifikationen mangeln auch nicht, von welchen schwer seyn dürfte, eine allgemeinere Entstehungsursache aufzufinden.

Die herrliche Gebirgswelt dieser Lande war aber nicht bloß ein Berührungspunkt des kräftigsten Völkerlebens, sie both auch eigenthümlichen Segen der Natur, und gab sowohl der landesherrlichen Dominialmacht, jenem außer dem Privatrecht bleibenden, unter königlicher Hoheit stehenden Gesammtgut des Landes (regale), als auch zum Theil der privatrechtlichen und fundirten Patrimonialmacht eigenthümliche und wichtige Aufgaben. So wie schon sehr früh an der Saale und Salzach, so war später an der Traun und Ens, und ist bis auf den heutigen Tag die Gewinnung des Steinsalzes und die Benützung reicher Salzquellen eine Aufgabe landesherrlicher Fürsorge zum Besten der Bewohner; mannigfache Bergwerke auf Eisen, Silber,

Quecksilber u. s. w. konnten nur unter dem besonderen Schutz und zum Theil durch die eigene Capitalkraft des Landesherrn gedeihen. Die Weide der Almen und Alpenthäler gab Gelegenheit zu einer besseren und reicheren Viehzucht und Schwaigenwirthschaft, den Mangel an Triften in den Ebenen und Stromthälern ersetzend. — Außerdem benützte ein um so fleißigerer Ackerbau, die durch so ausgedehnte Mittelgebirge und waldbedeckte Höhen verengten Ebenen oder des Anbaus fähige Hügel und Niederungen; die Ansiedlungen auf den einzelnen Höhen, auf dem mannigfach unterbrochenen Boden, bis hoch in die Schluchten der Gebirge hinein begünstigten in manchen Gegenden des Landes das System der einzelnen Hofeswirthschaften, während in andern, namentlich den östlicheren Theilen sich ein Netz von Dominien, und unter diesen, von gesammelten Dorfwirthschaften gestaltete, vielleicht zum Theil aus Eroberung oder aus slawischen Einrichtungen herzuleiten, für welche jedoch eben so feste Bestimmungen für Erblichkeit, ungetheilten Besitz des eigentlichen Ackergutes, und für Selbstbewirthschaftung sich gesetzlich ausbildeten, als in jenen Theilen, wo mehr die Wirthschaft einzelner Höfe sich verbreitete. Gleichmäßig beurkundet sich sowohl ein strenges Grundrecht der Herrschaften (vielleicht in Anwendung eines Begriffs von altgermanischem echten Eigenthum auf einen defensiv-kriegerischen Lehnstaat und erobertes Territorium) als nicht minder andererseits das Bestreben, ein Schutzrecht für gemeinheitliche Verhältnisse und einen persönlich freien, auf gestiftetem Grundbesitz selbstständigen Bauernstand zu begründen. — Zugleich aber haben sich die Städte in diesen Herzogthümern, theils als Sammlungsorte für vereinigte Landesvertheidigung, theils als Mittelpunkte des Gewerbes, vornehmlich an den alten landesherrlichen Besten und Burgen, und zugleich als Stapelorte für den Handel (theils mit Landesprodukten z. B. Wein, Salz, Eisen, und theils mit Waaren der Fremde) an den Hauptstationen der Handelsstraßen gebildet. — Mehrere Städte, wie Ens, Steyer, Krems, Neustadt u.a. wurden früh bekannte Handelsplätze, und genossen eines nicht unbedeuten Wohlstandes. Hat sich aber im Ganzen (mit Ausnahme von Wien) städtischer Reichthum und Macht des Bürgerstandes nicht völlig auf gleiche Höhe, wie im Westen des Reichs erhoben, so liegt davon der Hauptgrund in der beschränkteren Anzahl großer Handelsstraßen, da der Handel mit dem unermeßlichen, sparsamer kultivirten Osten von Europa seiner Natur nach beschränkt blieb, und die Straßenzüge aus Deutschland und den nordwestlichen Ländern nach Venedig und dem adriatischen Meere auch andere Gegenden in zum Theil kürzeren Richtungen durchschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

III. Mineralreich.

(Fortsetzung.)

Im Ur- und Uebergangsgebirge lagern noch, oder finden sich den obigen Gebilden beigemischt folgende Mineralien:

Der Quarz, von welchem sich ein mehrere hundert Klafter mächtiges Lager bei Groß-Groše befindet, der durchaus kristallinisch, mit schiefriger Ablösung und von schneeweißer oder röthlicher Farbe ist.

Ein noch mächtigeres Quarzlager befindet sich im Krautenwalder Thale, da wo sich der Weg nach Waldeck und Landeck theilt. Weitere Quarzlager sind auf dem Nesselstein, Hirschbadkamm, der Habichtskoppe und vielen andern Orten.

Uebrigens ist der Quarz häufig dem Granit, Gneiß und Glimmerschiefer beigemengt, auch erscheint derselbe fast überall in einzelnen Nestern und Bruchstücken.

Bergkristalle und Rauchtopase werden besonders schöne und große bei Friedeberg am Gothardsberge und im Masch am Brand bei Freiwaldau gefunden.

Der Feldspath findet sich häufig dem Granit beigemischt, besonders vorherrschend und in großen Stücken ausgeschieden erscheint derselbe am Kihnberge und Saalberge bei Friedeberg [1], dann am Gräfenberge bei Freiwaldau; eben so erscheint der Feldspath dem Gneiß beigemischt, und von ihm ausgeschieden in der Gabel, am Gratzenberg und Tögelhau bei Hubertskirch.

Kristallisirter Feldspath in Säulen und Würfeln findet sich dem Glimmerschiefer beigemengt bei Waldeck und Bieberteich.

---

[1] Von diesem Feldspatlager haben unternehmende Köpfe aus Preußisch-Schlesien schon seit Jahren Nutzen gezogen, indem sie das Fossil zur Fabrikation eines guten Geschirres verwendeten.

Blumenblättriger Feldspath findet sich bei Schwarzwasser.

Turmalin und Hornblende sind ebenfalls dem Granit beigemengt und bilden untergeordnete Lager, beide finden sich an der Mitteloppa, letzterer aber bei Böhmischdorf, im Marsch am Braud bei Freiwaldau, dann mit dem Gneiß innig verbunden, und auch wieder in dessen Formation als hornblendereicher Sienit und Hornblendeschiefer bei Waldeck, Krautenwalde, im Krebsgrunde, Wildschütz, Siebenhuben, Gurschdorf, Buchbergsthal rc. vorkommend.

Kristallisirte Hornblende von besonderer Schönheit fand Verfasser auf Magneteisenerz in der Segen-Gottes-Zeche oberhalb Reihwiesen und Tobia-Zeche am Querberge bei Obergrund.

Andalusit als Geschiebe bei Ober-Lindewiese und längs dem Flußbeete der Staritz bei Freiwaldau, dann bei Jauernig mit Chlorit.

Epidot findet sich bei Kaltenstein, Friedeberg, Bierteich und Waldenburg. Sehr schöner kristallisirter Epidot, dem Arenthalit nicht unähnlich, findet sich im Quarz, Kalkspath und gemeinen Granat eingewachsen in den Klüften auf dem Scheitel des Gotthardberges bei Friedeberg.

An demselben Berge wurde Omphacit mit eingesprengten Granaten und Thalit gefunden.

Derber Granat mit edlen Granaten in entkanteten Rautendodekaedern, im Quarz, Kalkspath und gemeinen Granat auf demselben Berge im Glimmerschiefergange.

Granaten in Dodekaedern im Glimmerschiefer, oder der sogenannte Murkstein, in großer Menge im Gränzgebirgskamme oberhalb Krautenwalde, dann zwischen dem Grünenberge und der Fichtlichkoppe bei Böhmischdorf, wo sich auch der sogenannte Granatenstein befindet, nebst dem Granaten-Floß, dann auf der Goldkoppe bei Freiwaldau.

Turmaline und Granaten gegen Landek.

Lepidolith und Talk findet sich auf dem Saalberge unweit Friedeberg, eben so dort und auf dem Gräsenberge bei Freiwaldau Faserkiesel.

Diallage kommt in Adelsdorf oberhalb Freiwaldau und Eurit bei Reichenstein vor.

Albit, weiß und gelblich, grau, blumig-blättrig, ins Breitstrahlige übergeheud, bei Weidenau und Schwarzwasser.

Schwerspath wird in Obergrund, derber blättriger Eisenglanz mit Pistacit und Quarz am Kaltenstein unweit Friedeberg gefunden.

Porzellanerde oder Porzellanthon befindet sich ein bedeutendes Lager auf dem Gute Nieder-Rothwasser, am Fußsteige nach Weidenau, welches den reinsten und magersten Thon enthält, daher, wie es auch von Sachkennern erprobt worden, zur Erzeugung eines guten Geschirrs brauchbar ist, jedoch bis jetzt noch unbenutzt und todt liegt.

Der Kalkstein nimmt ebenfalls einen wichtigen Rang im Uebergangsgebirge ein, wo derselbe in mächtigen Lagern vorhanden ist, deren Anführung hier nach der Qualität des Produkts folgen wird.

Das Kalksteinlager bei Saubsdorf ist bedeutend mächtig und das Erzeugniß aus ihm wird sehr gesucht, weil dieser Kalk sehr fett und ausgiebig ist. Nächst diesem Orte befindet sich eine Stalaktitenhöhle, unter dem Namen das Kummetloch bekannt.

Das Kalksteinlager bei Lindewiese enthält nebst vorzüglichem grauen grobkörnigen Kalk, auch sehr feinkörnigen und blättrigen Kalk (Marmor) von weißer, grauer und schwarzer Farbe, welcher eine schöne Politur annimmt, und vielfach von Steinmetzen und Bildhauern verarbeitet wird.

Schöner körniger Kalkstein von großer Festigkeit und ebenfalls als grauer Marmor sehr verwendbar, bricht zu Groß-Kunzendorf preußischen Antheils.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Im Jahre 1786 betrug die Ausfuhr aus Ungarn 17.600000fl. die Einfuhr 12.100000; im Jahre 1787 Ausfuhr 17.800000; Einfuhr 13.800000; darunter betrug der Werth der verarbeiteten eingeführten Wolle 1.100000; jener der rohen ausgeführten über 2.460000. (Manuskript.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

9. Mittwoch, den 1. Februar **1837.**

Versuch
über
die ältere innere Verwaltung Oesterreichs.

(Fortsetzung.)

So zeigen auch diese Gränzherzogthümer, unter hervorragenden Fürstengeschlechtern, in höchst anziehender Weise jenen Organismus der Stände, welcher sich überhaupt in den deutschen Ländern, nach der Carolingischen Zeit ausgebildet hat. Der ursprünglich kriegerische oder kriegerisch-religiöse Geist der freien Germanen hatte zum Theil durch den Zerfall des Heerbanns in erblichen Dienstverhältnissen neue Formen seiner Gestaltung gefunden, und dieser Dienst war häufig ein auf erblichen Grundbesitz dotirtes Amt. Hier wie anderswo erneuerten sich jene in ihrer wahrscheinlich uralten Bedeutung gänzlich veränderten Hofämter; entsprechend jener schon ursprünglichen Abtheilung und Verschiedenheit der hervorragenden und bloß freien Geschlechter, bildete sich der Unterschied des Herren- und Ritterstandes aus. Auf Allen, dem Fürsten als dem Haupte, den vornehmern und freien sowohl, als den minder begüterten Ministerialen ruhete die Pflicht, das Land und in dem Lande die Mark des Reichs wehrhaft zu behaupten[1]. — Zugleich aber zeigte sich auch hier der germanische Geist in allen jenen andern Bildungen, welche unter dem Einfluß des Christenthums bei den deutschen und deutsch-romanischen Völkern in so reicher Fülle und zum Theil so eigenthümlich sich gebildet haben. Nachdem durch Annahme der Welt-Religion den Germanen jener Glaube an erbliches Heiligthum des Stammes genommen worden, welcher die religiöse Grundlage seiner freien Verbindungen und seines kriegerischen Adels gewesen war, trat ihm zunächst die Kirche im Glauben an ihren übernatürlich-sakramentalen, göttlich-menschlichen und simbolischen Charakter in wesentlicher und ursprünglicher Selbstständigkeit gegenüber; der große auf eine neue und höhere Vereinigung zielende Gegensatz zwischen geistlicher und zeitlicher Herrschaft, einer auf Thatsachen der Schöpfung und einer auf Thatsachen der Erlösung beruhenden Ordnung, mußte fortan alles Uebrige bedingen und allem Uebrigen voranstehen. Zugleich aber verschmolz sich auch der germanische Geist mit den kirchlichen Institutionen, und verband in vielfachen Beziehungen nicht ohne Gefährdung für reine Auffassung und Anwendung, mit kirchlich-idealen Bestrebungen Adel und Grundreichthum, und mannigfaltige Nachbildungen jenes alten Urbildes weltlich würdiger Verbindung von gleichen Familienvätern in der Saga unter fürstlichen Häuptern. — Die einzelnen Erscheinungen, welche diese Tendenz der germanischen Völker durch reiche Dotirung und auch weltlich korporative Einrichtung und Vorrechte kirchlicher Stiftungen; durch Entwicklung des Begriffs von Patronats- und Vogteyrechten; durch religiöses Ritterthum u. s. w. hervorbrachte, fehlen auch in diesen großen Gränzlanden in keiner Weise, wo sich so frühe schon das vordringende Schwert mit geistlichen Stiftungen, als den Herden neuen Anbaus und friedlicher Eroberung, verbunden hatte. — Das Land war von selbst das offene Thor für alle Züge zu Lande gegen das Heidenthum im Osten; die Kreuzzüge zu Lande fanden ihren Weg durch Oesterreich und die Herzoge nahmen daran Antheil; die geistlichen Ritterorden wurden auch hier begütert, und spät noch wurde ein neuer, der St. Georgs-Orden, selbst in einer dem Gedeihen solcher Institutionen schon ungünstig gewordenen Zeit begründet. — Es hatte aber auch das Christenthum jene naturgemäßen, würdigen und nütz-

[1] Nur in außerordentlichen Fällen sollten auch die Hintersassen an dieser Verpflichtung Theil zu nehmen haben, regelmäßig aber ihnen nur der Ackerbau vorzugsweise obliegen, theils in erblichen Gütern bei persönlicher Freiheit, theils auch dienend auf dem Acker des Grundherrn, seinem Gericht unterworfen, und zu beträchtlichen Abgaben verpflichtet, in einer jedoch durch feste Rechte gemilderten Hörigkeit und in Gemeinden vereinigt mit gewählten Richtern und Geschwornen und mit einer wenn gleich sehr untergeordneten Selbstverwaltung.

lichen Arbeiten des Friedens, Ackerbau und Gewerbe, in ihre Rechte gleichsam wieder eingesetzt, das menschliche Geschlecht wurde als ein Ganzes anerkannt, worin ein jeder mit persönlicher Würde die ihm obliegende Function zu vollziehen habe. Dieser allgemeinen Veredlung hat sich der germanische Geist (wenn gleich nur unvollkommen, und von alter Barbarei manche Nachwirkungen hinübernehmend) vielfach hingegeben, und die ursprünglich den Stammverhältnissen des kriegerischen Adels angehörenden Begriffe von erblichem Eigenthum, würdiger Gleichheit in einer wehrhaften Gemeinde, Mitwirkung zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten, Erhaltung der gesammelten Kräfte u. s. w. wurden auch auf die materiellen, mehr dienenden Beschäftigungen übertragen, und selbst in den niederen Hörigkeitsverhältnissen schwächere Abbilder jener alten Freiheit und gemeinheitlichen Verbindung erneuert. In den Städten und Bürgergemeinden wurde zwar dem Erwerb, der gewinnenden Thätigkeit, worin die Grundlage ihres Entstehens und ihrer Blüthe liegt, durch größere Zertheilung des Familiengutes der nöthige Spielraum gegeben; zugleich aber für die Erhaltung des Vermögens beim Stamme, für Erhaltung gewerblicher Einrichtungen und aller öffentlichen Stiftungen, für die Erhaltung des gesammelten Capitalvermögens in der Corporation, so wie für die einzelnen gewerblichen Unternehmungen, so lange dieselben hinreichend und zweckmäßig geachtet wurden, gleichsam nach Analogie eines fundirten Vermögens, eine Fülle von schützenden Gesetzen gegeben.

Der auf so gearteten Grundlagen auch in Oesterreich begründete Organismus zeigte in dem Verhältniß der Stände unter einander und zu dem Landesherrn vieles, was zu dem oft gebrauchten Bilde von Haupt und Gliedern, von lebender Leiblichkeit berechtiget. Die Einzelnen waren durch vorwiegende Lebensbeschäftigungen und Funktionen zu Ständen verbunden, und nahmen in diesen Theil an körperschaftlichen Vereinigungen, welche sich durch freien Zutritt und Aufnahme ihrer Glieder unter strengeren oder loseren Bedingungen ergänzten, und worin die vornehmsten Glieder oder aus diesen ernannte oder gewählte Obere eine untergeordnete Regierung führten. Weniger als in neueren Zeiten waren Verbindungen der Menschen auf willkürlicher und wechselnder Wahl, mehr dagegen auf Naturverhältnissen und einem gleichsam socialen Instinkt begründet, eben darum aber fester und dauernder, mehr das ganze Leben der Personen umfassend, und bestimmtere Standes-Existenzen gründend[1]. — Die einzelnen Körperschaften, in denen sich die Interessen der Stände rechtlich sicher stellten, bildeten wieder Theile eines größeren Ganzen, und die Verbindung dieser ständischen Verbindungen als Landschaft stand dem Landesherrn als ihrem Haupte gegenüber. Die Landschaften der verschiedenen Länder beriethen sich vorkommenden Falls, und faßten Beschlüsse durch Ausschüsse, als durch ein gemeinsames Organ unter Genehmigung der landesherrlichen Gewalt. — Diese höchste Gewalt hatte es viel weniger, als in neueren Zeiten unmittelbar mit den rein privaten, mehr unbedingt Unterworfenen zu thun; sie äußerte sich einem großen Theile nach nur mittelbar lenkend, verbessernd, ordnend die sekundaire Regierung der Körperschaften über ihre Mitglieder. — Weder die Organe der höchsten, noch die untergeordneten Gewalten waren nach jenen abstrakten Begriffen, ob eine Entscheidung gesetzgebend, verwaltend oder richterlich sey, geschieden und getrennt, und viel weniger hätte man den Versuch einer Abtheilung der Gewalten selbst nach diesen Begriffen für denkbar gehalten. Die Regierungsgewalt war nach Lebensbeziehungen der Herrschaft der selbstständigen Mitwirkung und der gehorchenden Vollziehung, so wie nach dem Verhältniß des lebenskräftigen Ganzen und seiner Theile, nicht nach abgezogenen Begriffen vertheilt und geordnet. — Der Fürst selbst führte das oberste Richteramt auch durch persönlichen Vorsitz früher regelmäßig an den bestimmten Gerichtsstätten in offener Schranne, später noch wenigstens in außerordentlichen oder vorbehaltenen Fällen. Es war eine und dieselbe oberherrliche Gewalt, welche Recht und Frieden aufrecht erhielt, die Kirche und geistigen Interessen schützte, den Organismus des Ganzen ordnete, die Landesvertheidigung führte, die Quellen des Nationalwohlstandes pflegte und das Ganze persönlich repräsentirte. Aber auch in den besonderen Gliedern und Theilen hatten die vorhandenen Obrigkeiten, aus den ansehnlicheren, meistbetheiligten, erfahrensten Mitgliedern genommen, innerhalb der ihnen gezogenen Gränze von Autonomie eine ungesonderte Gewalt; sie hatten die Angelegenheiten der Körperschaft zu verwalten, zu regieren oder auch mitbestimmend gesetzlich zu ordnen, und übten Gerichtsbarkeit über deren Glie-

[1] Die neueren Associationen haben mehr nur die Tendenz von Verbindungen nach vereinzelnten und vorübergehenden Beziehungen, an welchen jeder nach Willkür privatrechtlich Theil nimmt, und Theil zu nehmen jeden Augenblick aufhören kann. Es können große Hülfen in ihnen liegen, wofern Einsicht in das, was Vielen wahrhaft frommt, sich mit dem guten Willen vereinigt, es zu verwirklichen.

der aus. — Nach den verschiedenen Ständen und rechtlichen Verhältnissen gab es besondere Jurisdiktionen; man trennte zwar scharf, wenigstens in den späteren Zeiten, als der Rechtsbegriff durch das Studium des römischen Rechts geschärft war, das rechtlich-richterliche von dem gütlichen oder bloß schiedsrichterlichen Verfahren, aber man hielt es für naturgemäß, daß öfters dieselben Personen verwalteten und richteten. Man faßte damahls überhaupt Recht und Gerichtsbarkeit weniger getrennt von besonderen Lebensaufgaben und Standes-Interessen auf, vermittelst deren das allgemeine Recht erst so zu sagen Anwendung und Verleiblichung erhält, und man meinte, daß Jene über das Recht, bei sonstiger Unparteilichkeit, am besten urtheilen würden, welche gerade die besonderen Lebensverhältnisse, welche das eigentliche Objekt des Rechts in dem gegebenen Fall betreffen, am besten kannten.

(Schluß folgt.)

Die Natur-Producte in Oesterreichisch-Schlesien.

III. Mineralreich.

(Schluß.)

In anerkannter Güte folgt der Kalk aus dem mächtigen Lager bei Setzdorf, wo sich ebenfalls eine Staklaktitenhöhle befindet. Weitere Kalksteinlager von großer Mächtigkeit befinden sich der Güte nach zu Einsiedel, Buchbergsthal, Herrmanstadt, Endersdorf, Niklasdorf, Zuckmantel, Petersdorf, Wildschütz, Johannesberg, Weiswasser und vielen andern Orten, z. B. das Lager in den so genannten Erzbergen zwischen Naase und Spachendorf, welche aber von minderer Mächtigkeit und Güte sind.

In den meisten obiger Lager finden sich schöne Kalkspathe und auch Steinmarke.

Chlorit kommt theils im Basalt am Hohensteine, Heidelberge und Ueberschaar, dann aber auch als Lager am Hunberg bei Freiwaldau und am Querberge bei Obergrund vor, allwo derselbe meistens als Chloritschiefer erscheint.

Tremolit zeigt sich bei Obergrund und Bieberteich.

Diorit wird bei Niesnersberg im schwarzen Grund gefunden, wo der Feldspath in demselben zickzackförmige Linien, welche parallel laufen, bildet.

Stilpnomelan; dessen Fundort ist die nun schon längere Jahre verlassene Karoli-Eisenzeche bei Obergrund, unweit und schräg über vom Mundloche des Erbstollens.

Dieses seltene und merkwürdige Fossil ist krystallinisch, geht aber auch in eine unkrystallinische Masse über. Die Struktur ist ausgezeichnet blättrig, und geht ins Strahlige über, die herrschende Härte ist die Kalkspathhärte, welche auch bis zur Flußspathhärte steigt. Die Farbe ist rabenschwarz und zwar sehr constant. Auch geht sie ins dunkel-lauchgrüne und dunkel-graugrüne über. Vor einiger Zeit fand Schreiber dieses, nachdem derselbe die letzten Ueberbleibsel dieses jetzt selten werdenden Fossils sammelte, einige schöne Exemplare, welche stahlfarbig bunt angelaufen waren, und auch ein Stück von fleischrother Farbe. In Hinsicht des Glanzes ist der Stilpnomelan auf den Strukturflächen glänzend, von einem Mittel zwischen Fett- und Perlmutterglanz.

Der dichte Stilpnomelan, welcher in größerer Masse als Grundlage dient, ist schimmernd matt, und hat einen beträchtlichen Eisengehalt.

Die Begleiter sind röthlich weißer und fleischrother Kalkspath, gemeiner Quarz, Magnetkies und Schwefelkies.

Der dichte Stilpnomelan hat ein serpentinähnliches Ansehen und scheint sehr verwandt mit demselben zu seyn.

Vom Smirgel befindet sich ein mächtiges Lager auf der Gränze des Einsiedler und Thomasdorfer Reviers, zwischen der Wolfsplane und der Hirschlehne, wo derselbe zu Tag aus geht, und nach dessen Güte zu vermuthen steht, daß jener in der Tiefe lagernde von Brauchbarkeit seyn könnte, daher einer besondern Beachtung verdient. Die in dieser Gegend entspringenden Smirgelflößer haben den Namen vom feinsten und edlen Smirgel, welcher sich in Menge im Flußbeete befindet.

Edle und halbedle Metalle sind in den großen Erzlagern der verschiedenen Gebirge des Gesenkes in Menge vorhanden.

Der Alt-Hackelsberg oder Querberg bei Zuckmantel und Obergrund, so wie das mit diesem im Zusammenhang stehende Gottesgaber Gebirge enthalten die verschiedenartigsten Mineralien und Metalle.

Hier lagern Gold, silberhaltiger Bleiglanz und Bleierz, gelbe und braune Blende, Magneteisenstein, derber und krystallisirter Eisenkies, Arsenikkies, Kupferkies, goldhal-

tiger Schwefelkies, Zinkblende und Zinkvitriol, Kalkspath, faseriger Kalk, Asbest, Strahlstein, Quarz, Stilpnomelan unter, durch und übereinander, in Nestern und Gängen im Chlorit.

Goldhaltiger Erze, so wie Silber enthalten die Goldkoppe bei Freiwaldau, dann die alten Bergwerke um Engelsberg, Würbenthal, Benesch und andere Orte, wie solches schon beim Bergbau gesagt worden.

Eisen ist überall, besonders aber im Ur- und Uebergangsgebirge verbreitet, beim Bergbau sind die bemerkenswerthen Gruben schon benannt worden, und es sind hier nur noch jene mächtigen Lager von Braun- und Rotheisenstein anzuführen, welche sich zwischen Seitendorf und Benesch befinden, dann jene von Rotheisenrahm und Bleiglanz, begleitet von Kalk- und Baritspath bei Seitendorf, Lichten und Benesch.

Bei Waldenburg findet sich derber Eisenkiesel und Kieselkupfer, welchen man hier als Trippel verwendet.

Unter den Halbmetallen ist der Graphit oder Wasserblei von besonderer Mächtigkeit und Reinheit vorhanden. Lager davon befinden sich im Friedeberger-Amte, Gurschdorfer-Reviere an der Schlippe, bei Nießnersberg, bei Bieberteich unweit Freiwaldau am Blausteinberg oder Blaukoppe.

Da, wo sich im Norden und Nordosten das Uebergangsgebirge abdacht, fängt sich das Flötzgebiet an, an welches sich sodann das tertiäre Gebiet und das aufgeschwemmte Land anschließt. Die Uebergänge oder Gränzen von einer zur andern Bildungsform können nicht genau angegeben werden.

Der Kohlensandstein ist im ersteren Gebiete vorherrschend, er wird bei Ostrau zu Mühlsteinen gebrochen, und sein Lager erstreckt sich über Orlau und Kavin weit ins teschnische und preußische Gebiet. Die Farbe ist größtentheils grau oder schmutzig weiß.

Es werden darin Palmaciten, Kokos, Kalamiten und Nester von Porphyren und Hornsteinen gefunden. Die Steinkohlenformation umlagert oder überdeckt dieses Gebilde, welches schon ganz dem Gebiete des Teschner Kreises angehört, daher auch hier bei den Mineralien des westlichen Theiles der Karpathen beschrieben worden.

Die Hügelkette, welche sich von Troppau über der Oppa nördlich fortzieht, so wie jene von Weidenau, gegen Neisse ziehend, enthalten Formationen, welche dem tertiären Gebiete angehören, und daher der Bildungsepoche unserer Zeit am nächsten liegen.

In ersterer Hügelkette, die sich über Rößnitz, Dirschel, Katscher und Deutsch-Neukirch ausdehnt, bilden Thon und Mergel die Grundlage, welche von blauen Letten überdeckt wird, und versteinertes Holz, Fischabdrücke und Süßwasser-Muscheln enthält.

Nebst andern Lagern von Gyps sind die bei Dirschel und Katscher, wegen ihrer Mächtigkeit anzuführen, eben so befinden sich welche bei Troppau im österreichischen Antheile, welche wenig benützt werden.

In das Gebiet dieses Zeitabschnittes der Erdbildung gehören die hier und da verbreiteten Lager von Töpferthon, Mergel, Sand und Kalktuff.

In den Sandlagern finden sich oft Eisennieren (Adlersteine), besonders in der Umgegend von Weidenau, Weisbach und Weiswasser. Versteinerte Süßwasser-Muscheln bei Troppau, Ottendorf und Braunsdorf. Meermuscheln bei Landeck. Echiniten, Knochen großer Vierfüßer an der Oppa und Oder.

Die Braunkohle und schönen reinen honiggelben Bernstein fand Verfasser bei Weidenau, auf den Feldern, welche sich von der Landesgränze gegen Preußisch-Arnsdorf ziehen [1].

In den kleinen Bezirken, die durch mechanische Anschwemmungen entstanden sind, deren man im Troppauer Kreise außer um Troppau selbst wenige findet, enthalten die Sandhügel ebenfalls Eisennieren, und Torfmoor bildete sich bei Kauten, Jakter und Palhanetz.

Held-Ritt.

---

1 Stücke reinen honiggelben Bernsteins von 9 Zoll Länge und 5 Zoll Durchmesser wurden auf den Arnsdorfer Feldern häufig ausgeackert.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

10. Samstag, den 4. Februar 1837.

Versuch über die ältere innere Verwaltung Oesterreichs.

(Schluß.)

Es ist ohne Zweifel etwas Großes um jede Einrichtung, wodurch die Unparteilichkeit der Rechtspflege gesichert werden kann, und man kann dafür eine Garantie nicht bloß in Feierlichkeiten und Formen, sondern auch darin finden, daß dieselbe von Richtern ausgeübet werde, welche dem Gegenstande des Streites möglichst fremd sind; anderer Seits aber ist einleuchtend, daß je mehr es sich in einer gegebenen Zeit von besonderen Standes- oder durch korporative, lokale, nationale Interessen bedingten Rechten handelt, es auch um so nothwendiger ist, daß der rechtliche Ausspruch, wenigstens in der nächsten Instanz auf einer lebendigen und vollständigen Kenntniß dieser letzteren und auf kundiger Anwendung der Gesetze in dem gegebenen Fall beruhe. — Die besondere Gerichtsbarkeit erstreckte sich natürlich auf die ganz allgemeinen, für Alle gleichartigen Rechte mit; es bildete sich aber mehr und mehr die Berufung an den höhern Richter, die Weigerungsbefugniß in einzelnen Fällen, und die zugelassene Rechtshülfe gegen einzelne Handlungen des Fürsten selbst oder seiner Diener aus. — Die fürstliche Regierung wurde auch hier die regelmäßige Berufungsinstanz für alle fünf Erblande und hatte die obere Aufsicht über die Ausübung aller jener untergeordneten Jurisdiktionen.

In ähnlicher Weise war auch die Aufgabe der Gesetzgebung mehr nur die Sammlung, Reformirung, theilweise Aenderung der schon früher bestandenen oder hergebrachten Rechte und es wurde dabei mehrentheils unter Berathung und Mitwirkung der Stände im Ganzen, so wie des insbesondere Betheiligten verfahren. Die Gesetzgebung des Landes bestand dem größern Theil nach aus Zusammenfassung der den einzelnen Gliedern eigenthümlichen geschriebenen oder ungeschriebenen Satzungen, so wie deren Berichtigung und Reform nach einem dem Ganzen innewohnenden Gesetz; womit sich die aus der Verwaltung der Regalien fließenden Ordnungen vereinigten.

Gegenüber der weltlichen Ordnung stand die Kirche, hinsichtlich ihrer inneren geistlichen Wesenheit in anerkannter Selbstständigkeit für Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, welche sich auch auf die weltlichen Verhältnisse ihrer Personen, so wie auf äußere Güter und Rechte mit erstreckten, in einer Immunität, deren Gränzen häufig zweifelhaft oder bestritten waren. — Dem erwachten Bestreben des menschlichen Geistes nach vernünftiger Ordnung und Begründung des Begriffes, nach Erweiterung der Kenntnisse, nach Aneignung einer durch Kunde der alten Sprachen zugänglich gewordenen Cultur einer früheren Weltepoche kamen auch die Fürsten durch Gründung großartiger Lehrkörper entgegen und die Kirche bestätigte und ergänzte von ihrer Seite die denselben gegebenen Rechte.

Gegenstand gemeinsamer Berathungen und Beschlüsse für alle Stände, auf den von dem Landesherrn häufig berufenen Tagen waren unter andern solche Bedürfnisse des Ganzen, welche das gewöhnliche Maß überstiegen und welchen nur in einer, durch das Grundgesetz des Landes, durch die Domainen, die Regalien, die althergebrachten Zölle nicht vorhergesehenen Weise, durch außerordentliche Anstrengungen und Beiträge aller Theile abgeholfen werden konnte. Diese erforderten regelmäßig die Bewilligung der Stände, am meisten von Seiten des erblich-selbstständigen Eigenthums; hinsichtlich der auf Privilegien und Fundation beruhenden Körperschaften schwankten zuweilen die Begriffe. Das neuere Besteuerungswesen bildete sich mit der neuen Kriegsart und dem steigenden Geldbedürfniß aus; anfangs ward die Grundsteuer als Folge oder theilweiser Ersatz der ritterlichen Wehrpflicht,

nach der Gütereinlage von den Grundherrn allein, bald aber nach dem Geldwerth des Vermögens (mit Abwälzung eines gewissen Theiles, hier niemals der ganzen Rate) auf die Unterthanen; und sodann indirect Steuern wie schon vor Alters für den Handel, so nun auch für den Verkehr, für die Verzehrung nach und nach in steigendem Betrage bewilligt.

Vielleicht kann die bessere Kenntniß des frühern Organismus, dessen Grundlinien im Vorstehenden angedeutet worden, und dessen bessere Seite jeder Forschung werth ist, so sehr derselbe auch oft, zumal in Folge des oft erneuerten Zwiespalts unter den höchsten Autoritäten und vor Begründung einer festeren neuen Ordnung, durch Willkür und Gewaltsamkeit getrübt erscheint, und so wenig auch derselbe in seinem damaligen Bestande für die Forderungen der Gegenwart zureichend seyn könnte, dennoch auch zur Beurtheilung der letzteren fruchtbare Vergleichungspunkte darbiethen. — Unsere Aufgabe ist jedenfalls, diese Verhältniße, wie sie bis in die Regierungszeit Ferdinands und darüber hinaus bestanden, und besonders die Einwirkung dieses Regenten darauf, wenigstens in fleißig gesammelten Bruchstücken, klar zu machen. Es war damals ein schon Vieles erschütterndes und umgestaltendes Zeitalter eingetreten; ein Zeitalter des Uebergangs, auch für die Legislation über innere Staatsverhältnisse sehr merkwürdig. Man sammelte und ordnete das Vorhandene, nahm davon und that dazu, gab festere Form für Instanzenzug und wirksames Aufsichtsrecht, legte in manchem den Grund zu einer unbedingteren und unmittelbareren Herrschaft, zur Ausbildung der neuern Monarchien, beobachtete das scheinbar Kleinste, wie das Größte, und die gründende Festigkeit der früheren Jahrhunderte wirkte noch in solchem Maße, daß die damals den verschiedenen Instituten gegebene Gestalt und getroffenen Anordnungen mehrentheils bis in die neueren Zeiten gesetzliche Grundlage geblieben sind. — Ferdinands ausgezeichneter Sinn für Gesetzgebung, der sich selbst hinsichtlich Ungarns, ungeachtet aller Stürme des äußern und innern Krieges, welche seine Regierung dort bedrängten, in so bedeutender Weise bewährte, — konnte sich in den Erblanden umfaßender und organisirender, als anderswo erweisen, wenn gleich das immerwährende, sich stets erneuernde und gebieterische Geldbedürfniß für einen ungleichen Vertheidigungskrieg vielfach nachtheilig seyn mußte für hergebrachtes Recht, Wohlstand und Entwicklung, und die tiefe Bewegung des Glaubensstreites für Alles, was darauf Bezug hatte, das vertrauenvolle Einverständniß zwischen Fürst und Ständen nur zu sehr gefährdete. —

Peter der Große in Wien,
im Jahre 1699.

Zur Zeit, da Peter I. als Alleinherrscher von Rußland auftrat, stand dieses Reich in Hinsicht auf Cultur, auf Wissenschaften, Künste und Gesittung weit hinter allen europäischen Reichen zurück. Peter selbst war in Unwissenheit erzogen und von einem heftigen Temperamente. Aber in ihm wohnte ein Geist, der die größten Dinge auszuführen vermochte, und zum Erstaunen der Welt auch wirklich ausführte. Die Geschichte nennt ihn mit Recht den Großen.

Ein einziger Lichtstrahl leitet manchmal große Männer zu einem unglaublichen Fortgange. Peter lernte zufällig einen Genfer Namens Lefort kennen, einen talentvollen jungen Mann, den die Lebhaftigkeit seines Alters und die Begierde, sein Glück zu machen, nach Moskau gezogen hatte. Er hatte viel gesehen und ohne sich durch tiefes Nachdenken von irgend einer Sache gründliche Kenntniße erworben zu haben, war sein durchdringender Geist hinlänglich, den Verstand des Czaren aufzuklären. Dieser war ganz Ohr, wenn Lefort ihm erzählte, was er in verschiedenen europäischen Ländern gesehen und beobachtet hatte. Lebendig stand es vor seiner Seele, daß Rußland das nicht sey, was es seyn und werden sollte. Er wünschte aber daselbst die Künste, die Wissenschaften, die Kriegskunst, die Vortheile einer Seemacht, und alles dasjenige einzuführen, was andere europäische Staaten blühend machte. In dieser Absicht nahm er viele Fremde in seine Dienste, allein je mehr er von diesen lernte, desto mehr fühlte er die Nothwendigkeit sich Unterweisung geben zu lassen. Sein leidenschaftlicher Hang zu großen Dingen flößte ihm den Gedanken ein, sich selbst auf den Weg zu machen, um die Kenntnisse an ihrer Quelle aufzusuchen. Nicht als Monarch, sondern als Privatmann wollte er reisen, um an dem Ende Europas dasjenige aufzusuchen, was seinem Reiche nützlich seyn könnte.

Im April 1697 verließ P. sein Reich, nachdem er die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherung der Ruhe im Innern getroffen hatte. Er befand sich als Großcomman-

denr bei einer glänzenden Gesandschaft, bei welcher der Großadmiral Lefort, der Statthalter von Sibirien, Gollowin, und der Kanzler Wasnicyi seine Person vorstellten. Ihr Gefolge belief sich auf 300 Personen, größtheils junge Leute aus den angesehensten Häusern. Die Gesandschaft, welche ihren Weg über Nowgorod, Esthland, Liefland, Danzig und Königsberg nahm, reiste dem wißbegierigen Czar zu langsam. Er eilte voraus nach Holland, wo er die meiste Befriedigung zu finden hoffte. Hier arbeitete er in dem Dorfe Saardam in Schiffszimmermannskleidung unter dem Namen Meister Peter (Peterbaaß) auf den Schiffswerften, und lernte alles, was zum Schiffsbau erfordert wird. In Amsterdam lernte er Anatomie, Naturgeschichte und nützliche Künste, und suchte überhaupt seine Größe darin, das selbst in Ausübung zu bringen, was er in seinen Staaten einzuführen gedachte. Er ging nach England, um sich zu vervollkommnen, lernte daselbst die mathematischen Verhältnisse der Schiffe kennen, und baute selbst eines, das man als ein Muster betrachtete. Nachdem er zuletzt ausgesuchte Leute aus allen Classen, See-Officiere, Steuermänner, Wundärzte, Künstler, Konstabel, Matrosen u. s. w. in seine Dienste genommen hatte, trat er die Rückreise an.

Peter kam, im Gefolge seiner Gesandtschaft, am 1. Juni 1698 in Dresden an, und besah mit besonderer Aufmerksamkeit alle dortigen Merkwürdigkeiten. Dann reiste er nach Prag, und kam am 16. Juni über Iglau und Znaim nach Wien an die Donaubrücken, die noch aus der alten Hussitenzeit »am Tabor« hießen. Dort wurde die russische Gesandtschaft von den österreichischen Commissarien feierlich empfangen. Auf das Signal dreier Kanonenschüsse erhob sich der Kaiser Leopold von Laxenburg nach der Favorite, einem Lustschlosse auf der Wieden, wo nun die adeliche Erziehungs-Anstalt des Theresianums ist. Der Kaiser Leopold hatte sich hierher begeben, um die geringere Beschränkung des Landlebens zu genießen, und dennoch seinem hohen Gaste nahe zu seyn, und sich jeden Augenblick mit ihm unterhalten zu können.

Die Wohnung für die russische Gesandtschaft war nicht weit von dem kaiserlichen Lustschlosse Favorite entfernt. Sie befand sich ebenfalls außerhalb der Stadt, im gräflich Königseck'schen Garten zu Gumpendorf, wahrscheinlich der ältesten Vorstadt Wiens. Der ganze Wieneradel und viele vom diplomatischen Corps strömten der russischen Gesandtschaft in prachtvollen Karossen bis an die Donaubrücken entgegen. In einem prächtigen Fackelzuge, der fast eine Stunde lang war, wurden die fremden Gäste nach ihrer Wohnung begleitet. Der Zug ging durch die Leopoldstadt, über die Schlachtbrücke (jetzt Ferdinandsbrücke) zum rothen Thurm herein, den Stephansdom vorbei, und durch das Kärnthnerthor wieder zur Stadt hinaus nach Gumpendorf. Zwei Schwadronen Reiterei und die ganze Stadtguardia begannen und beschlossen den glänzenden Zug. Die Bürger selbst, reich und streitbar, wie sie es bei der türkischen Belagerung der Residenz 1683 wahrhaft bewiesen hatten, hielten in langen Reihen zu Fuß und zu Pferde. Von allen Seiten schallte Musik durch den schönen warmen Abend. Dem Czar gefiel alles gar wohl, nur waren ihm zu wenig Trompeten und Paucken dabei und sehr ungern vermißte er die vielgeliebten Sackpfeifen. Uebrigens beobachtete er streng sein Incognito als Groß-Commandeur des Groß-Admirals Lefort, des Oberhauptes und Anführers des ganzen Gesandtschafts-Personals.

Der gemeinsame Krieg wider die Pforte war der Hauptgegenstand der Unterredungen und Unterhandlungen des Czars mit dem obersten Kanzler Grafen Kinsky, mit dem Vice-Kanzler Grafen Kaunitz und mit dem Kriegs-Minister Grafen Starhemberg. Er brauste gewaltig auf wider die Geneigtheit des Wienerhofes, den türkischen Friedensanträgen Gehör zu geben, und versicherte, daß Rußland alle seine Kraft aufbieten werde, um den Erbfeind der Christenheit aus Europa zu verjagen. Dagegen klagten die österreichischen Minister über die Schläfrigkeit Polens und Venedigs. Aber der wahre Grund der Geneigtheit des Wienerhofes zu dem, einige Monate darauf wirklich abgeschlossenen Karlowitzer Frieden war das stündlich bevorstehende Erlöschen der spanischen Linie des Hauses Habsburg. Carl II. von Spanien siechte immer mehr dem Grabe entgegen, und dann war die reichste Erbschaft auf der Erde ledig: Spanien und die neue Welt, Mailand und beide Sicilien. Man wußte in Wien, daß der ländersüchtige König von Frankreich, Ludwig XIV., diese Erbschaft an sich zu reißen trachte, und schloß deßwegen mit den Türken Friede, um auf alle Fälle zum Kampfe gerüstet zu seyn.

Die Jesuiten hatten bereits in Polen und in Prag Peters durchdringenden Blick auf sich gezogen. Der pythagoräisch-militärisch-colonisirende Geist ihres Instituts konnte einem Fürsten wie P. unmöglich entgehen. Er that unter andern

die naive Frage: »ob es denn nicht möglich wäre, daß ihm die Jesuiten eine griechische Zunge ihres Ordens, eigens für Rußland stellen könnten?« — Am 29. Juni, dem Peterstage, hörte der Czar in der Universitätskirche die Predigt des Jesuiten Wolff in böhmischer Sprache. Der Czar gewann diesen Pater Wolff so lieb, daß er ihn sich zu seinem beständigen Begleiter erbat. In Gesellschaft dessen bestieg er den Stephansthurm, nahm ihn mit nach Baden, wo er vier Tage die Heilquellen gebrauchte, und nach Preßburg, wo er eine bewunderungswürdige Kenntniß aller innern und äußern Verhältnisse des ungarischen Reichs an den Tag legte. Von Wolff begleitet besah P. alle Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt, und besuchte auch den Oberschiffmeister in der Leopoldstadt, an den er unzählige Fragen richtete über die Donauschifffahrt und deren ungeheuren Aufschwung, wenn Constantinopel wieder an einen christlichen Monarchen fiele, und das Kreuz auf der Sophienkirche prangte.

An seinem Namensfeste empfing P., trotz des Incognito, das er beobachtete, die Glückwünsche des hohen österreichischen Adels. Abends hörte er mit unsäglichem Erstaunen ein reich besetztes Instrumental-Concert, das er manchmal durch grimmiges Auf- und Niedergehen, durch lautes Lachen und durch russische Volkslieder, so wie das zum Schlusse desselben Abends im Garten der Favorite abgebrannte Feuerwerk mit lautem Aufjauchzen begleitete.

Schon am ersten Abende seiner Ankunft, die in seinem Pallaste zu Gumpendorf erst in der Nacht erfolgte, begehrte P. mit seiner natürlichen Ungeduld den Kaiser zu sehen. Er wurde auch durch den Grafen Thomas Czernin, rückwärts durch den Favoritengarten, über eine geheime Treppe, daß selbst die Schildwachen es nicht merkten, zum Willkommen, und zu einer Unterredung eingeführt, die mehrere Stunden dauerte. Am 29. Juni sah P. den Kaiser und die Kaiserin zum zweiten Male in der angegebenen zahlreichen Gesellschaft. Sein Incognito schien ihm bald lieb zu seyn, bald leid zu thun: aber er ließ sich dadurch eben so wenig von einem Vergnügen abhalten, als von irgend einer Belehrung.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der österreichische Befehlshaber, welcher 1386 Rothenburg vertheidigte, hieß nicht, wie Johannes Müller u. A. behaupten, Hermann von Hünnenberg, sondern war nach allen Urkunden und den meisten Chroniken aus dem Hause Grünenberg. Er besaß Rothenburg als österreichische Pfandschaft, und schon sein Vater, Herr Peter von Grünenberg, hatte diese Pfandschaft inne gehabt.

Das Volkslied auf das plötzliche Hinscheiden König Ladislaus Posthumus:

Ach durch got vernembd dye klag
Der Christenhayt ein großer schlag u.s.w.

das in Hormayr's Taschenbuch 1833 abgedruckt ist, steht vollständiger und vielfach abweichend bei Pez, Scriptores rer. Austr. T. II. p. 679. Ein zweites Lied aber über denselben Gegenstand, mit dem Anfang:

»Nun höre zu vnd schweiget still
Was ich jetzunder singen will u.s.w.«

theilte P. Felix Reineccius mit. (Hundert hohe heilige Frawen. Ynsprug, 1660. 8. S. 71.) Vergl. damit den Abdruck, welchen Wolff (Volkslieder der Deutschen. Stuttgart 1830. S. 726) veranstaltet, der dem Senkenberg (Selecta juris T. V.) folgte. Die erste Strophe bei Reineccius fehlt hier; die Endstrophen sind durchgehends verschieden.

Vermerckt waz mein herr kunig Albrecht selig vnd die Lantschaft ze Osterreich auf die veld vnd in ander weg auf daz land gen Merhern gelegt haben, seid dez anfang dez velds zue Prag an daz veld vor dem Tabor die lanntschaft zu zehen mal hundert Tawsent gulden vnd mein her kunig Albrecht aus seiner ?on darzue zu fünf maln hundert Tawsent gulden. Vnd man hat daz Kaiser Sigmundn ane drigla gerait, als er am lesten gen Behem gezogn ist Da sy In zu hen wider aufnamen. Also wolt der kayser daz lannd von Merhern von kunig Albrechtn habn daz er dann kunig Albrechtn vnd sein erbn den von Osterreich darumb benugen tet. Daz ist mit ainer klayn Sum gelts die man dem kaiser solt gebn habn verlast worden. (Handschr. i. m. Sammlung.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

11. Mittwoch, den 8. Februar **1837.**

Peter der Große in Wien,
im Jahre 1699.
(Schluß.)

Der Kaiser Leopold versäumte nichts, was dem Selbstbeherrscher Rußlands den Aufenthalt in Wien angenehm machen konnte. Er gab unter andern ihm zu Ehren am 11. Juli einen großen geschlossenen Ball in prächtigen Charakter-Masken, der Kaiser und die Kaiserin stellten den Wirth und die Wirthin vor; der Czar und die ihm zugewiesene Dame, die schöne Gräfin Johanna von Thurn, einen Friesländischen Bauer und Bäuerin. Unter den berühmten Masken dieses festlichen Abends befand sich, als schwäbischer Bauer, eine der unspaßhaftesten Personen in der Christenheit: der Kriegs-Minister Graf Starhemberg, ein ergrauter Held, dessen Vertheidigung Wien's wider die Türken ihm einen europäischen Namen erworben hatte. Als Miquelet und Schweizer erschienen der Prinz Eugen von Savoyen, Graf Siegbert Heister, mehrere Prinzen von der Pfalz und Zweibrücken, von Sachsen, Hannover, Lothringen, Mümpelgard, Salm, Liechtenstein u. a. m. Der Czar tanzte als friesländischer Bauer unermüdlich und mit lauter Freude bis an den lichten Morgen. Er sang hellauf dazwischen russische Weisen, und schwenkte jubelnd die Damen im Kreise und bald in Lüften. Nur wollte er lange gar nicht begreifen, daß er die ihm auserkorne friesländische Bäuerin, die Gräfin Thurn, nicht bei sich behalten sollte. Der Kaiser, als Wirth, stand von der Tafel auf, trat mit einem herrlichen Krystallpokal zum friesländischen Bauer, und trank ihm des Czars Gesundheit zu. Dieser nahm ihm den Pokal vom Munde, und stürzte den Wein in einem Zug hinunter, mit den ziemlich gut deutsch ausgesprochenen Worten: »Ich kenne den Czar von Moskau in- und auswendig, der ist dem Kaiser so zutrauungsvoll ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde.«

Die feierliche Auffahrt und Audienz der russischen Gesandtschaft hatte sich um einige Wochen verzögert. Die Geschenke, welche dem Kaiser überreicht werden sollten, waren noch nicht angekommen. Sie bestanden aus dem köstlichsten Pelzwerk, aus persischen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldstoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, aus künstlich gearbeiteten, mit morgenländischen Steinen verzierten Säbeln und schönen Pferden. Sie wurden von 48 der angesehensten, ganz gleich in schwarzen Sammet gekleideten Wiener Bürgern des äußern Raths getragen und geführt. Der Czar richtete an die erstaunten Bürger zahllose Fragen. Das ganze glänzende Gefolge erschien bei dieser feierlichen Audienz in der alten russischen Nationalkleidung, als besuchte das fernste Morgenland den Abend. Höchst bedeutungsvoll erschienen Peter und Lefort ganz allein ohne die den Russen so heiligen langen Bärte.

Bei allen Zerstreuungen, die diese Reise mit sich führte, verlor Peter sein Reich, und was in demselben vorging, nie aus den Augen. Immer waren seine Couriere auf dem Wege, als Ueberbringer seiner Befehle. Auch die Angelegenheiten mit den auswärtigen Cabinetten besorgte der nie rastende Monarch aufs pünktlichste. Von Wien aus entsendete er mehrere seiner Begleiter an die Orte ihrer ferneren Ausbildung für den Krieg zu Land und zur See, unter andern nach Italien zum Galeerendienste, und nach Berlin, um die Artilleriekunst zu erlernen. Er selbst war Willens, von Wien nach Italien zu reisen, und er hatte bereits Couriere nach Venedig, Florenz und Rom abgesandt, um seine nahe Ankunft zu melden, als eine Empörung der Strelitzen ihn bestimmte, schleunig nach Moskau zurück zu kehren.

Die Strelitzen waren eine stehende russische Miliz,

welche vor etwas mehr als 100 Jahren Iwan der Große aus dem niedern und höhern Adel zur Sicherheit für die Person des Czaren und der Residenz errichtet hatte. Sie bildeten gewöhnlich ein Corps von 40.000 Mann, erhielten einen beständigen Sold, und hatten die Freiheit Handel zu treiben. Sie hingen fest an den alten russischen Sitten, widerstrebten hartnäckig einer strengen Kriegszucht, und fochten im Felde wie Tataren, unregelmäßig in einzelnen Haufen. Schon mehrmals hatten sie sich zu fürchterlichen Unruhen mißbrauchen lassen, und nichts war ihnen mehr zuwider, als Peters Reformen. Seitdem er das Zepter in seiner gewaltigen Hand hielt, sah man eine Menge Fremdlinge unbekannte Gebräuche einführen. Daß er selber aus dem Lande gegangen war, um Kenntnisse zu sammeln, und daß er seine Unterthanen reisen ließ, um aus ihnen geschickte Leute zu machen, wurde bitter getadelt. Man schalt die Erlaubniß gottlos, die er den Engländern gegeben hatte, in Rußland Tabak zu verkaufen, denn die Popen untersagten denselben als sündlich. Dieser letzte Umstand besonders brachte die Strelitzen auf, und reitzte sie zur Empörung.

Verschiedene Umstände beschleunigten den Ausbruch der Meuterei. In Polen war der Thron erledigt; der Churfürst von Sachsen, August, und ein französischer Prinz bewarben sich um denselben; jenen im Falle der Noth zu unterstützen, mußten die Strelitzen von Moskau an die lithauische Gränze rücken. Diesen Marsch traten sie mit dem größten Unwillen an, vornehmlich, da sie einen rückständigen Sold von 6 Monathen zu fordern hatten. Auf einmal, man weiß nicht woher, läuft die Nachricht herum, Peter sey im Auslande gestorben, und nun bricht das Feuer in helle Flammen aus. Die Strelitzen verlassen ihren Posten bei Storozzo, jagen die Officiere fort, welche nicht Theil nehmen wollten, und rücken nach Moskau, ihren rückständigen Sold zu fordern, alle Fremden zu ermorden, und die Prinzessin Sophie, Peter's Schwester, auf den Thron zu setzen. Aber 7 Meilen vor der Residenz stellte sich ihnen der General Gordon mit 10.000 Mann entgegen, und überwand sie nach einem harten Gefechte durch das Feuer seiner Kanonen: 3000 waren geblieben, und über 1000 wurden in Ketten gelegt.

Auf die erste Nachricht von dieser Empörung beschloß Peter die italienische Reise zu unterlassen, und nach Moskau zurück zu kehren. Derselbe Courier, der ihm die unangenehme Bothschaft gebracht hatte, mußte spornstreichs wieder umkehren, die Pferde voraus zu bestellen. Des andern Morgens eilte der Czar nach, mit ihm im Wagen Lefort, Menzikof und Golowkin. Scheremetew blieb in Wien zurück, zur Fortsetzung der Unterhandlungen über den Türkenkrieg.

Als Peter in Moskau ankam, war der Aufruhr bereits gedämpft, und die Rebellen, welche dem Tode entronnen waren, lagen in Ketten. Ein schreckliches Gericht erging über die Schuldigen. Sie beobachteten ein hartnäckiges Schweigen über den Ursprung und die einzelnen Umstände ihrer Empörung, obgleich die härtesten Martern gegen sie angewendet wurden. Peter leitete die Untersuchung in Person. Sechs Wochen dauerte dieselbe, worauf die Rebellen alle zum Tode verurtheilt wurden. Es war kein Zweifel, daß des Czaren Schwester Sophie, die er in ein Kloster hatte sperren lassen, von dort aus an dem Aufruhr den thätigsten Antheil genommen hatte. Daher wurden vor dem Kloster, in welchem sie war, 30 Galgen errichtet, und 200 Rebellen daran aufgeknüpft.

Der aufrührerische Geist, welcher unter den Strelitzen herrschte, war durch die härtesten Strafen nicht auszurotten. Peter verlegte das Corps derselben in kleinen Haufen nach Astrachan, Sibirien und andere weit entfernte Oerter, und als 1705 eine neue Empörung unter denselben in Astrachan ausbrach, hob er es völlig auf.

G.

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Ausschließung der Nicht-Katholiken, die strenge Prüfung Aller, welche zu Mitgliedern der Universität aufgenommen werden wollten, war unstreitig hohes Bedürfniß, ja damals eine Maßregel, ohne die kein Gedeihen, keine — Reform denkbar, und es bleibt in der That höchst auffallend, wie man so lange den Umtrieben zusehen konnte, welche von wandernden Lehrern und Schülern zum wahren Nachtheile der Wissenschaft und zur immer größeren Zerrüttung des Studienwesens angesponnen und genährt worden sind.

Eine ganz natürliche Folge dieses Patentes war das Schreiben Ferdinand's I. vom 17. November desselben Jahres (1547) an den Kanzler Markus Beck von Leopold-

storff, wodurch diesem eine gänzliche Umgestaltung der theologischen Fakultät anbefohlen wurde, was sich, wie wir bereits gesehen haben, als unabweisbar herausstellte. Der Geldrier Burkhard v. Berge, der am Concilium zu Trient die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde mit einem Gehalte von 150 fl. zum ersten Professor derselben ernannt, und die Adjunkten, die ihm zugetheilt worden, hatten in jeder Beziehung den nun strengeren Anforderungen entsprochen. Dieß schien indessen noch nicht zu genügen; am 5. April des folgenden Jahres erließ Ferdinand von Augsburg aus ein offenes Edikt, das jedem Inländer verbot, auf ausländischen Schulen seine Studien zu beginnen oder fortzusetzen. »Nachdem weiland Unsere Vorfahren, die regierenden Fürsten und Erzherzoge zu Oesterreich, löblichsten Gedächtniß, aus christlichem, wohlmeinendem Gemüte, in Unsern erblichen Fürstenthümern und Landen, nicht ohne besondere große Unkosten und Darlehen zwei ansehnliche Universitäten in Unsern Städten Wien in Oesterreich und Freiburg in Breisgau gestiftet aufgerichtet und bisher erhalten, und hinfüro gnädigst und väterlich, der Nothdurft nach, und nicht weniger als bisher mit ehrbaren, tauglichen und geistlichen Professoren und Lehrern aller Fakultäten und Künste, Alles dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preis und gemeinem Nutzen, sonderlich aber Unsern treuen Landleuten, Unterthanen und derselben Kindern zur Beförderung, Aufnehmung und Gnaden zu versehen gedenken: und Uns aber glaubwürdig anlanget, daß unangesehen solchen Unsers gnädigsten und väterlichen Darlehens, und Unterhaltung solcher Universität, etliche Unserer Landleute und Unterthanen ihre Kinder und Verwandten mehr aus Fürwitz als eigener Nothdurft, an andere Orte und Universitäten in deutscher Nation gelegen, mit großen Unkosten zu der Lernung schicken und unterhalten; welches sie doch mit viel wenigeren Unkosten und besserem Nutzen auf angeregten Unseren Universitäten wohl bekommen möchten: und Wir dann bei Uns gnädigst gedenken, daß es schier unnütz und vergeblich wäre, mit so großen Unkosten in Unsern Erblanden solche Universitäten, hohe Schulen und gemeine Studia Unserer Erblanden Unterthanen halber zu erhalten, wenn dieselben von Unseren Landleuten und Unterthanen, Kindern und Verwandten nicht, sondern andere fremde Schulen und Studia besuchet werden sollten.

Dieweil nun Uns aus allerlei Ursachen nicht gemeint ist zuzusehen und zu gestatten, daß Unserer Unterthanen Kinder und Verwandte auf Universitäten und hohen Schulen anderer Orten deutscher Nation, als bei angeregten Unsern Universitäten und Studiis, erhalten werden, und Unsere Universitäten, so fürnehmlich sich Unserhalben nicht ohne große Unkosten erhalten lassen, leer und unbesucht bleiben; so gebieten Wir euch Allen, und jedem insbesondere mit allem Ernste und wollen, daß ihr alle, so ihre Kinder oder Verwandten anderwärts und auf andere Universitäten deutscher Nation, als auf angeregte Unsere beiden Universitäten und des Hochgebornen Wilhelm Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen in Ober- und Nieder-Baiern, Unsers lieben Schwager, Vetter und Fürsten, Universität zu Ingolstadt (welche Wir der Verwandtnus, damit Wir und seine Liebden und Unserer beiden Land und Leute einander zuergeben sind, und anderer Ursachen halber — hiermit ausgenommen haben wollen) zum Studieren und der Lernung geschickt, dieselben eure Kinder und Verwandte, innerhalb zweier Monate dem nächsten nach Publicirung dieses Unsers Generals wieder von dannen abfordert und abzuziehen verschaffet; und wenn ihr hinfüro und künftiger Zeit eure Söhne und Verwandte in deutscher Nation auf hohe Schulen zu schicken Willens und Vorhabens seyd, dieselben nirgends anders wohin, als auf angeregte Unsere oder — Unsers lieben Schwagers und Vetters Universität schicket, und daselbst studieren lasset, alles bei Vermeidung Unserer schweren Ungnad und Strafe, so Wir gegen die Verbrecher unnachläßlich fürzunehmen gedenken, dergleichen auch bei Pönn und Strafe der Verweisung aus Unsern erblichen Fürstenthümern und Landen, in welche Strafe der Verweisung Jeder, der nach Ausgang der zwei Monate gehöriger Maßen nicht abziehen oder hinfüro auf andere hohe Schulen teutscher Nation, ausser Unserer Land und Gebiet, mit Ausnahme der Universität zu Ingolstadt, zu studieren ziehen und daselbst sich aufhalten wird, mit der That gefallen seyn soll.«

Diese Maßregel blieb, wie es sich auch erwarten ließ, nicht ganz ohne Wirksamkeit; wenigstens nahm die Zahl der Studierenden im nächsten Jahre (1548) um einige zu, und auch zur Graduirung meldeten sich Mehrere, die auf auswärtigen Anstalten bereits ihre Kurse vollendet hatten. Zu gleicher Zeit wurden von der Regierung vier neue Professoren berufen, von welchen die drei Belgier: Andreas Dadius, Wilhelm Coturnossius und Johannes Ramus, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf

die humanistischen Studien in Wien genommen haben. Der erste von diesen, eigentlich Kienbaum, und von Barl in Brabant gebürtig, heißt bei Eder »Organi Aristotelici Professor,« und er ist wahrscheinlich auch Verfasser der Uebersetzung, welche von demselben während den Jahren 1550—1554 bei Aquila erschienen ist. Uebrigens studierte er zugleich Medicin und erlangte darin 1558 die Doctorswürde. Er starb 1582, war siebenmal Decan der philosophischen Fakultät und 1564 Rektor Magnifikus. Seine Liebe zur Botanik feierten mehrere Zeitgenossen in Gedichten; 1559 führte er die längst vergessenen leontinischen Disputirübungen wieder ein. Der zweite, zu Courtrai geboren, und Wachtelbein zu Deutsch, war ein guter lateinischer Dichter, aber ein noch besserer Arzt. In dieser Eigenschaft begleitete er auch 1554 den berühmten österreichischen Gesandten Auger. Busbeck nach Konstantinopel, wo er 1561 an der Pest starb. Johannes Ramus, Professor der griechischen Literatur, ward zu Goes in Seeland geboren, und hatte an der Schule zu Löwen seine Studien gemacht. Wie sehr er seines Gegenstandes mächtig gewesen, bethätigte er zuvörderst durch die »Epigrammata ex Thesauris Graecorum deprompta et jam recens latina facta,« welche 1551 bei J. Singrienner gedruckt worden, und leider den meisten Literatur-Historikern unbekannt geblieben sind. Außer diesen veröffentlichte er in Wien noch mehrere andere lateinische Dichtungen, die jedenfalls zu den besten gehören, welche das sechzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, und wohl auch durch ihre historische Richtung von vielseitigem Interesse sind. Den Namen Ramus für Meyer nahm er bei seiner Ankunft in Wien an. Er hörte hier zugleich die Rechte, erhielt 1559 zu Löwen das Doktorat und lehrte hierauf die juridischen Wissenschaften in Löwen, Douai und Dole bis auf sein Todesjahr 1578. Der vierte neue Professor war Martin Bondenari, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Italiens. Er las über das Privatrecht, wurde 1554 Kanzler der Universität, und zum Lohne seiner Bemühungen, zur weiteren Aufmunterung zugleich Probst von Ardacker. Allein er genoß diese Vortheile nicht lange; denn bereits nach zwei Jahren traf ihn das endliche Loos der Sterblichen.

Bei all diesen Vorkehrungen, die ohne Zweifel zweckmäßig nur das Emporbringen der Universität im Auge hatten, läßt sich doch nicht verkennen, wie noch immer der Zustand ein schwankender geblieben, und weder eine festere Haltung noch eine bestimmtere Richtung gewinnen wollte. Die fremden Lehrer, abgesehen davon, ob nicht der Eine oder der Andere dennoch Ansichten und Gesinnungen mitbrachte, die dem Geiste der Spaltung zugethan gewesen, konnten dem Institute keine Lebenswärme geben, und die öfter wiederholten Verordnungen wirkten um nichts weniger und um nichts mehr, als die Verordnungen aller Zeiten, wenn sie keinen empfänglichen Boden finden. Dabei darf man wohl auch nicht übersehen, daß die Ereignisse der Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung häufig, wenn nicht ganz ablenkten, doch nicht zur nöthigen Energie kommen ließen. Daher bedurfte es eines Mannes, der mit der Kraft den — Willen verband, der, getrieben von der Begeisterung, für die gute Sache sich hinstellte, kämpfte und aushielt; und dieser Mann war — Eder! —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

III. Von dem Stand des Glaswerchs 1354.

In dem virundfünftzigisten Jar des nachsten Eritags vor dem heiligen pfingstag hat der Rat gemain der Stat zu wienn mit ainer gemainen frag, vnd vrtail nach alter gewonhait vnd kuntschafft, die vorher gewesen ist, an dem Stand des Glaswerchs ertailt vnd erfunden, Alles das glaswerch das her zu wienn kumpt Es sei venedigisch glas oder von wann man es daselbs herpringt, das nicht waltglas ist, Anderswo nyndert vail haben noch verchauffen sol, denn an der rechten stat, das ist an dem hohenmarckht zu wienn auf den mittn glastisch steten, an der zeil zunachst an dem vischmarckht, hinab zu tal vntz an das Gessl, vnd die alle diemeut, den durstegen in vnser purger Spital, vnd wer der ist, er sey purger oder gast, der Glaswerch anderswo vail hiet, an welichen steten in der Stat das wer, Alsofft man In damit begreifft Alsoft soll man In alles das Glas nemen, das er vor Im hat, vnd soll es dannoch dem Rat vnd dem Richter puessen, als er stat an vindet, Aber waltglas mag jeder vail haben vnd verkauffen wo er will.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

12. Sonnabend, den 11. Februar 1837.

Von den zwei Gesandtschaften Mohammed's an Kaiser Heraklius.

Aus den arabischen Geschichten und Lebensbeschreibungen Mohammed's ist es in Europa bekannt genug, daß er im siebenten Jahre nach seiner Auswanderung von Medina, nachdem er durch den Sieg von Chaiber die Macht der Juden in Arabien vertilgt und schon früher mit seinen stammverwandten Feinden von Mekka durch den Friedensschluß von Hodeibe sich vertragen hatte (er war damals im sechzigsten Jahre seines Alters), endlich den seinem Volke, seit sechzehn Jahren, verkündeten Islam auch den anderen Völkern zu künden, und ihre Herrscher zur Annahme desselben mittelst Gesandtschaften einzuladen beschloß. In diesem Jahre, von welchem das Gesandtschaftswesen des Islams datirt, legte sich Mohammed einen Siegelring, mit der Inschrift: Mohammed Gottes Gesandter, bei, und der Gesandte Gottes ordnete nun sechs Gesandte mit Sendschreiben an die sechs Herrscher ab, deren Länder dem Araber am nächsten, für denselben die ihm damals bekannte Welt. Diese sechs Gesandten gingen 1) an den Kaiser Heraklius nach Konstantinopel; 2) nach Alexandrien an den byzantinischen Statthalter in Egypten; 3) an Perwis den persischen Chosroes; 4) an den König Aethiopiens; 5) an den König der Beni Ghasan, welcher der Statthalter des griechischen Kaisers in Syrien, und 6) an den persischen Statthalter in Jemen.

Dieser sechs Sendungen geschieht in den europäischen Lebensbeschreibungen Mohammed's zwar überall Erwähnung, aber die Beglaubigungsschreiben selbst sind bisher nirgends in ihrer vollen Ausdehnung übersetzt worden; dieselben befinden sich in der zu Kairo erschienenen großen Lebensbeschreibung Mohammed's von Ibrahim aus Haleb mit dem Berichte über den Erfolg der Gesandtschaften selbst gedruckt, und wir übersetzen daraus den Bericht über die erste, welche nicht nur von den arabischen Biographen als die merkwürdigste voran gestellet wird, sondern welche für den Deutschen und Oesterreicher insbesondere deßhalb höchst merkwürdig, weil die Morgenländer von jeher die römisch-deutschen Kaiser als eine Fortsetzung der byzantinischen in ununterbrochener Linie betrachtet haben, wie denn auch der Kaiser von Marokko in dem letzten, die Ratifikation des mit Oesterreich erneuerten Friedens begleitenden Schreiben, seine besondere Freundschaft mit Oesterreichs Kaiser auf die präsumtive Abstammung desselben mit Kaiser Heraklius gründet, welcher dem Gesandten des Propheten bessere Aufnahme, als der persische Chosroes angedeihen ließ, indem dieser das Beglaubigungsschreiben zerriß, jener aber ehrenvoll annahm, wofür denn auch das persische Reich alsbald in Stücken zerrissen worden, die Nachkommenschaft des Kaisers Heraklius aber (nach jener marokkanischen Genealogie) noch in dem erlauchten Kaiserstamme Oesterreichs glücklich fortherrscht.

Aus der Lebensbeschreibung Ibrahims von Haleb. S. 227.

Das Schreiben an den Kaiser von Griechenland wurde dem Dahije Ben Chalife, aus dem Stamme Kelb, behändigt. Der Name des Kaisers war Hirkal (Heraklius); nachdem Dahije mittelst der Kämmerer in des Kaisers Gegenwart gelangt, brachte er ihm das ambragesiegelte Schreiben des Sultans der Propheten dar, nachdem er dasselbe zuvor mit ehrenbezeichnender Hand an Aug und Mund gedrückt.

Uebersetzung des (arabischen) Schreibens.

„Im Namen Gottes des Allmilden, des Allbarmherzigen. „Von Mohammed, dem Gesandten Gottes, an Heraklius „den Großen der Griechen. Heil über den, so der wahren „Leitung folgt. Hernach aber rufe ich dich zum Berufe des Islams; ergib dich dem Islam, so bist du gesichert (oder „auch, wirst du dich ergeben, so ist dir vergeben!) und Gott

» wird dir doppelten Lohn geben, wirst du dich aber davon » abwenden, so wirst du dich als Herrscher doppelt schänden; » o ihr Besitzer der heiligen Schrift! kommt zu Gottes Reich, » zu Seinem Worte, das zwischen uns und zwischen Euch » gleich. Beten wir nicht einen einzigen Gott an, dem wir » keinen Gefährten und nichts Anderes an die Seite setzen, » und uns nicht gegenseitig als Götter schätzen, saget daher » und bezeuget, daß ihr Moslimen seyd[1].

Als Heraklius den Inhalt des Briefes gelesen, befiel ihn Zittern am ganzen Leibe und in der Versammlung entstand ein Gemurmel; dem Dahije wurde ein Wohnort angewiesen, und in der Stadt Rumije (Roma nova, d. i. Konstantinopel) eine Versammlung von Bischöfen, Mönchen, Diakonen und Patriarchen zusammenberufen, in welcher der Mönch Saghatir (?), um seine Meinung über das Schreiben befragt, dieselbe dahin abgab, daß der Inhalt desselben dem Evangelium gemäß, welches noch einen kommenden Propheten bezeichne. Heraklius nahm, nachdem der Mönch eine, das Prophetenthum bestätigende Antwort verfaßt, in der Versammlung den Vorsitz, und redete dieselbe an: »Versammelte Griechen, wollt ihr nicht das Glück beider Welten?« Als ein einstimmiges Ja erscholl, fuhr er fort: »Nun so wißt denn, daß der heilige Geist im Evangelium einen Propheten, der zwischen Jesus und dem jüngsten Tage erscheinen wird, verkündet hat, und alle Zeichen sind dafür, daß dieses der vom Evangelium verkündete Prophet sey, welchem zu folgen ersprießlich und nothwendig.« Auf diese Rede stürzten alle wie wilde Esel der Thüre zu. — Heraklius, als er dieses sah, rief ihnen zu, seine Absicht sey bloß gewesen, ihre Festigkeit im Christenthum zu erproben, und er freue sich, daß er sie so fest gefunden. Sie glaubten es und schwiegen. Heraklius sandte den Dahije mit reichen Geschenken und einem Schreiben zurück, in welchem er sich heimlich zum Islam bekannte, aber sich entschuldigte, daß ihn die Uebermacht verhindert, den Islam zu veröffentlichen. Als Dahije zurück kam, und der Prophet den Brief des Heraklius gelesen, sagte er: »Der Feind Gottes lügt, er ist kein Moslim,« und ließ die Geschenke unter die Moslimen vertheilen. Die Schlacht von Mauta, welche im folgenden Jahre wider die Griechen Statt fand, bestätigte vollkommen die Wahrheit des Prophetenwortes.

Drei Jahre nach der ersten Bothschaft, im selben, wo Mohammed in das große Stufenjahr von drei und sechzig getreten, und der Feldzug gegen Tebuk Statt hatte, wohin Mohammed Donnerstags den 5. Redscheb (d. i. den 11. October 630) ausgezogen war[1], hatte die zweite Bothschaft an Kaiser Heraklius, der sich damals zu Himß (Emess) befand, Statt. Ibrahim von Haleb erzählt davon, was folgt[2]: »Der Kaiser versammelte, wie das erstemal, Patriachen und Bischöfe und redete dieselben bei verschlossenen Thüren an: »Versammelte Christen! der Edle, welcher auf das Prophetenthum Anspruch macht, ist in unsere Nähe gekommen, und hat uns ein Schreiben gesendet, worin er uns den Islam antragt oder Kopfsteuer begehrt; es ist Euch allen bekannt, daß dieses der Prophet sey, von welchem die heiligen Schriften sagen, daß derselbe am Ende der Zeiten gesendet werden, und Euch eure Herrschaft entreißen würde; nun liegen zwei Wege vor uns offen, entweder seiner Religion zu folgen, oder uns ihm mit Zahlen von Tribut gehorsam zu unterwerfen.« Auf diese Anrede standen Alle zugleich auf; indem sie den Kaiser schmähten, daß er sie bewegen wolle, das Christenthum zu verlassen und sich einem aus Hedschas gekommenen Araber als Sclaven zu ergeben, eilten sie Alle der der Thüre zu. Kaiser Heraklius, als er, solcher Unsitte Zeuge, voraussah, daß die Versammlung, wenn sie zur Thüre hinauskäme, das vor derselben versammelte Volk zum Bösen stimmen und die Herrschaft zerstören würde, nahm seine Zuflucht zur Dissimulation und glimpflichen Behandlung. „Ich wollte Euch nur prüfen, sagte er; jetzt da ich Euch in Euerem Glauben so fest gefunden, liebe ich Euch um desto mehr.“ So brachte er sie, indem er jedem derselben insbesonders schmeichelhafte Dinge sagte, zum Schweigen und zur Ruhe. Die irregeführte Schaar glaubte seinen Befehlen; dann schrieb Kaiser Heraklius eine Antwort und sandte dieselbe durch einen Araber vom Stamme Tenuch, welchem er als Prüfungs-Aufgabe drei Dinge auf-

1 Der Commentar Ibrahims von Haleb commentirt nun die einzelnen Ausdrücke des Schreibens, als »den Großen der Griechen« statt des Kaisertitels, die Grußformel an Ungläubige: »Heil, wer der wahren Leitung folgt!« Die Anrede: »Besitzer des Buchs,« d. i. der heiligen Schrift u. s. w.

1 Dieses Datum ist eines der schlagendsten wider die Astronomen und Orientalisten, welche der in den hiesigen Jahrbüchern der Literatur durch so zahlreiche Belege bewiesenen Wahrheit widerstreben, daß nur die Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an (wie die art de verifier les dats dieselbe berechnet) die wahre sey, eines der schlagendsten Daten, weil eines der frühesten, nur nach der Berechnung vom 16. Juli an ist der 5. Redscheb, d. i. der 11. October (Sonntagsbuchstabe G) ein Donnerstag.

2 S. 358.

trug: erstens, unterwies er ihn, wirst du beobachten, ob der Prophet seines an mich gesandten Schreibens Erwähnung thue; zweitens wirst du die Frage von Tag und Nacht zur Sprache bringen; drittens wohl Acht haben, ob der Prophet, das zwischen dessen Schultern befindliche Siegel des Prophetenthums (ein eiförmiges mit Haaren bewachsenes Muttermaal) in Vorschein bringe. Als der Gesandte das Schreiben des Kaisers dem Propheten überreicht hatte, legte dieser dasselbe auf das Knie und fragte den Ueberbringer, welchem Stamme er angehöre; er antwortete, daß er ein Araber des Stammes Tenuch. »Verlangt dich, fragte der Prophet, den Islam, welcher die Religion deines Ahnherrn Abraham war, anzunehmen?« — Ich bin, antwortete der Araber, derselben Religion mit meinem Volke, und kann, ehe ich zu demselben zurückgekehrt, davon nicht abweichen. Der Prophet lächelte, und sagte den Vers des Korans: Du wirst nicht leiten, wen du willst, aber Gott leitet, wen Er will. Dann fuhr er fort: »Bruder Araber Tenuchi! ich habe dem Chosroes von Persien ein Schreiben geschickt, das er in Stücke zerrissen, wofür Gott der Schöpfer der Himmel und der Erden, dasselbe Reich zerstücket und vernichtet hat; auch dem Heraklius habe ich geschrieben, welcher mein Schreiben mit Ehren aufgenommen; so lange er im Besitze desselben, wird auch sein Reich aufrecht stehen.« Der Gesandte, der hierdurch den ersten der drei Punkte seiner Verhaltungsbefehle erfüllet sah, zog einen Pfeil heraus, und kerbte darauf das Wort des Propheten ein. Hierauf las mit dem Propheten Moawia das Schreiben des Heraklius, und sagte, nachdem er es gelesen: o Mohammed! du berufest uns zum Paradiese, dessen Breite sich über die Himmel und Erden dehnt, sage mir, wo bleibt denn noch ein Platz für die Hölle? der Prophet antwortete: »Lob sey Gott! wenn der Tag vorausgeht, wo bleibt denn die Nacht.« Der Gesandte kerbte des Propheten Wort, als die Erfüllung des zweiten Punktes seiner Verhaltungsbefehle dem Pfeile ein. Hierauf wandte sich der Prophet zu seinen Gefährten, und fragte: »wer von Euch begleitet den Gesandten?« Einer der Hülfsgenossen (Anßar) bot sich dazu an, und als der Gesandte schon eine Strecke zurückgegangen, rief ihn der Prophet: »Bruder Tenuchi!« der Gesandte kehrte um, und der Prophet, indem er den Mantel vom Rücken zurückschlug, und ihm das Siegel des Prophetenthums zeigte, sagte: »komm, um deine Sendung ganz zu erfüllen!« Der Feldzug von Tebuk, welcher durch die Opposition der Gegner Mohammeds, welche den Krieg nach Syrien zu tragen keine große Lust hatten, mißlang, ist nicht nur durch diese systematische Opposition, deren Mitglieder Ibrahim von Haleb in acht verschiedene Klassen theilt, und an deren Spitze der Jude Ibn Selul stand, durch die Verschwörung am Passe Akba, wo zwölf bis vierzehn Verschworene den Propheten vom Pferde stürzen wollten, sondern auch durch die Freiheitsbriefe, welche Mohammed auf diesem Feldzuge den Einwohnern von Aila, Dscherba und Asreh und ihren Bischöfen ertheilte, und durch das Geschenk merkwürdig, welches Mohammed mit seinem Mantel den Bewohnern von Aila machte, und nach Mecca's Eroberung dem Dichter Kaab Ben Soheirs, welcher dem Propheten sein berühmtes (mehrmal gedrucktes und übersetztes) Lobgedicht sang. Das soll derselbe Mantel seyn, welcher zu Konstantinopel alljährlich durch feierliche Anrührung und Weihwasser verehrt wird. Moawia trug dafür dem Dichter zehn Tausend Dirheme an, diesem aber war das Andenken des Propheten nicht feil und erst von seinen Erben kaufte denselben Moawia um zwanzig Tausend Dirheme und nach dem Sturze des Chalifats der Beni Ommeije kaufte denselben Seffah, der erste der Chalifen aus dem Hause Abbas, um dreihundert Dukaten. Der Biographe des Propheten, Ibrahim von Haleb[1], entblödet sich nicht der freisinnigen Bemerkung, daß dieser Mantel wohl bei dem Verderben Bagdads durch die Mongolen zu Grunde gegangen seyn müsse, in welchem Falle dann der zu Konstantinopel als Reliquie verehrte, nur jener Mantel seyn könnte, welchen der Prophet (ebenfalls auf dem Feldzuge von Tebuk) den Bewohnern von Aila geschenkt.

Hammer-Purgstall.

Erörterung.

In dieser Zeitschrift 1836, Nr. 103, S. 412 heißt es: „Zu den größten typographischen Seltenheiten gehört unstreitig das: »Wappenbuch darinen aller Geistlichen Prälaten Herrn vnd Landleut auch der Stett des löblichen Fürstenthumbs Steyer Wappen vnd Insignia, mit ihren Farben nach Ordnung wie die im Landthauss zu Grätz angemalt zu finden.«



1 Ibrahim von Haleb. S. 373.

Gedruckt zu Grätz durch Zachariam Bartsch, Formschneider.«

So lautet der Titel in zehn Zeilen. Da am angeführten Orte zugleich nach der Existenz eines vollständigen Exemplars und nach dessen Blätterzahl gefragt wird, so freut es den Unterzeichneten, hierauf vielleicht genügenden Bescheid geben zu können.

Diese typographische Seltenheit befindet sich unter dem Bücherschatze der k. k. Ambraser-Sammlung Nr. 71; sie ist in Kleinquart, in altem braunem Ledereinbande, mit Goldschnitt, und auf der Vorder- und Rückseite erscheint der zweiköpfige Adler von Gold eingepreßt.

Das Ganze hat nach meiner Zählung (indem keine Seitenzahlen angegeben sind) 171 Papier-Blätter, mit den zwei eingeschalteten Blättern, wovon das eine (Bl. 8) nach der Vorrede mit lateinischen Bemerkungen und Stellen aus römischen Classikern auf beiden Seiten beschrieben, und das andere (Bl. 26) unbeschrieben.

Die Einleitung besteht aus sechs Blättern, und fängt mit der Widmung also an: »Denen Hoch und Erwirdigen, Wolgebornen, Gesteengen, Edlen, Hochgelerten vnd Ernnesten auch fürsichtigen, Ersamen Weisen Herrn N. und N. denen Stenden einer Ersamen Löblichen Landtschafft des Fürstenthumbs Steyr in jetzigem Landtag zu Grätz versamblet, wünscht Zacharias Bartsch Formschneider vnnd Buchdrucker daselbst ꝛc. ꝛc.; im Contexte und am Schlusse ist öfter von E. (eur.) Fr. (Fürstlichen) G (naden) die Rede, was sich auf den Landesherrn, Erzherzog Carl († 1590) bezieht.

Hierauf kommen die Wappen, welche sämmtlich nach den Regeln der Heraldik bemalt sind, was den Werth des Werkes um so mehr erhöht.

Das neunte Blatt beginnt: „Carl Ertzhertzog zu Osterreich, Hertzog zu Burgundi, Steyr, Kärnten, Crain vnd Wirtenberg ꝛc. ꝛc. Graue zu Tyroll vnd Görtz, ꝛc. ꝛc.

Dann folgt mit Dinte eingeschrieben:

Quid juvat admotam per avorum nomina coelo
Inter cognatos posse referre Jovem?
(Ovid. Heroid. Epist. XI. V. 17 et 18.)

Darunter in einem Rhombus, der mit einem Lorbeerkranz umgeben ist, steht die gedruckte Jahreszahl 1567.

Am Schlusse wieder geschrieben:

Nobilis est solus Virtute insignis et arte,
Virtus nobilibus clarior una viris.

Die Rückseite jedes Blattes ist leer.

Bl. 10. Das Wappen des Erzherzogthums Oesterreich; darunter (wie durchaus die Worte unter den Wappen stehen): Fürstenthumb Osterreich.

Bl. 11. Fürstenthumb Steyr.

Bl. 12. Fürstenthumb Kärnten.

Bl. 13. Fürstenthumb Crain.

Bl. 14. Grafschaft Tyroll.

Bl. 15—28 incl. (Blatt 27 ist als eingebundenes Papier leer) enthalten die dreizehn geistlichen Herrn Stände, als: Bistumb zu Seccaw; Abtei zu Rein; Abtei zu S. Lamprecht; Abtei zu Admündt; Abtei im Neuperg; Comenderey zum Suntag; Comenderey zu Fürstenfeldt vnd Melling; Probstey zu Seccaw; Probsten zu Baraw; Probsten zu Pöla; Probstey zu Stäntz (Stainz); Probstey zu Ratenmann; Abtei zu Goß.

Hierauf folgen die landessässigen Grafen, Freiherrn und Edeln, 127 an der Zahl, vom 29.—156. Blatte. Den Anfang Bl. 29 machen: Die Vngnaden Frei-Herrn zu Sonnegg, Obriste Spän der Grafschafft Warasdin ꝛc. ꝛc.

Bl. 30. Die Hoffmann, Freyherrn zu Grunpuhel vnd Strecha, Erblandthoffmeister in Steyr.

Bl. 31. Die Grauen von Montfort [1].

Bl. 32. Die von Dietrichstein Freyherren zu Hollenburg, Vinckhnstein vnd Talberg u. s. w.

Bl. 156. Die Schweinpeckhen ꝛc. ꝛc.

Den Schluß vom 156. bis zum letzten 171. Blatte machen fünfzehn Städte:

»Die Statt Grätz; die Statt Rackherspurg; die Statt Marburg; die Statt Fürstenfeld; die Statt Voytsperg; die Statt Pruckh an der Muer; die Statt Leoben; die Statt Knüttelfeldt; die Statt Judenpurg; die Statt Rottenmann; die Statt Zilla; die Statt Feisteritz; die Statt Windischgrätz; die Statt Pettha (Pettau); die Statt Harperg (Hartberg).«

Auf der innern Seite des Deckels steht geschrieben: Ex dono Nobilis viri Domini *Mathei Vintler Christophorus a Wehingen* me possidet. Actum Brixinae 10. Decemb. A. 1570.

Auf dem letzten Blatte:

1. 5. A. 71.

† Gedult. Erwarte. †

Christoph von Wehingen, zu Sigmundsfried. vnd Walburg. Fst. Dt. Ertzhertzog Ferdinands zu Oesterreich ꝛc. Rath vnd Regent (der) oberösterreichischen Lande.

Darunter dessen Wappen gezeichnet und heraldisch bemalt.

Wahrscheinlich kam dieses Exemplar von diesem schwäbischen Ritter oder nach dessen Tode in die erzherzogliche Bibliothek zu Ambras.

Bergmann.

---

1 Graf Hugo von Montfort-Bregenz erhielt durch seine Vermählung mit Margaretha von Pfannberg, Erbtochter Ulrichs, des letzten Grafen von Pfannberg († 1368) endlich die Herrschaft Peckau nebst einigen andern Gütern, wie auch später das dem Erzhause zugefallene Pfannberg als landesfürstliches Lehen. Im Jahre 1590, 31. März, verkaufte Graf Wolfgang von Montfort die Herrschaft Peckau ꝛc. ꝛc. an Paul von Eibiswald. — Der Schloßberg oder St. Gebhardsberg zu Bregenz bekam von diesem steierischen Pfannberg durch die Grafen von Montfort den Namen Pfannberg oder Pfannenberg, der sich beim gemeinen Mann bis auf den heutigen Tag fort erhalten hat.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

13. Mittwoch, den 15. Februar 1837.

Ueber die Grabmäler der Alten,
mit einem Blick
auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

Von J. M. Freiherrn v. Nell.

Je höher der wohlverdiente Ruf des Künstlers und die Bewunderung der Mitwelt ein Kunstwerk stellen, das auf die Nachwelt als ein würdiges Vorbild zur Nachahmung übergehen soll: desto wichtiger ist es, in der Beurtheilung desselben nicht bei der Ausführung stehen zu bleiben, sondern die Idee des Dargestellten kritisch zu beleuchten. Nur diese nämlich ist das Erbtheil, welches der große Künstler dem kommenden Genius zur Anregung verwandter Ideen hinterläßt, dem sklavischen Nachahmer genügt freilich, einen Abguß der gepriesenen Formen zu nehmen, die er vorfindet, ohne in den Geist des Kunstwerkes einzudringen. Ueber Canova's Grabmal der Erzherzogin Christina in der Augustiner-Kirche zu Wien sind eigene Abhandlungen[1] geschrieben, und es ist auch bereits besungen worden[2]. Aber jene Abhandlungen und die Bemerkungen der Kunstkenner drehen sich sämmtlich nur um das Lob der Ausführung dessen, was wir auf dem Grabmale vorgestellt finden; die Kritik der idealen Zweckmäßigkeit des Vorgestellten blieb dahingestellt. Wenn daher in den vorliegenden Zeilen einige Bemerkungen über die Idee dieses großen Kunstwerkes gewagt werden: so möge man in deren Mittheilung nicht den krittelnden Sinn eines Zoilos, wohl aber das aufrichtige Streben entdecken, eine Lücke in der Beurtheilung und Würdigung eines Denkmals auszufüllen, auf dessen Besitz das Vaterland sowohl wegen des erhabenen Kunstschätzers, der es errichten ließ, als auch wegen des Meisters, der es ausführte, mit Recht stolz seyn darf. Die österreichische Zeitschrift, welche jeder unparteiischen Beleuchtung vaterländischer Gegenstände in Wissen und Kunst offen stehet, schien uns zur Bekanntmachung der nachfolgenden Bemerkungen über Canova's Meisterwerk vollkommen geeignet; die Schüler unserer Zauner, Fischer, Kiesling u. s. w. dürften sie nicht ohne Theilnahme lesen.

Die durchaus antike Haltung des Denkmals, dessen Beschreibung wir hier nicht wiederholen zu müssen glauben, erfordert vorerst einen Rückblick auf die Idee eines Grabmals bei den Alten in nothwendigem Zusammenhange mit dem Volksglauben und mit der Sitte ihrer Zeit. Bei den Griechen und Römern[1] war nämlich die Ruhe der Todten im Grabe der Hauptzweck des wirklichen Grabmals und die Grund-Idee des Kainotaphiums. Hundert Jahre lang ließ der Volksglaube der Unbegrabenen Manen am neunfach sich schlängelnden Styx in der Unterwelt irren, und erst nach Verlauf dieses Zeitraumes gestattete ihnen Charon die Ueberfahrt in das Reich der Schatten. Dieser

[1] Am ausführlichsten in der Beschreibung von Hrn. Van de Viere und von Carl Ludwig Fernow in dessen Römischen Studien. Zürich 1806. I. Band, S. 149—188.

[2] Monumentum aeternae memoriae Mariae Christinae Archiducis Austriae a ser, conjuge Alberto Saxone Duce Tesc. Viennae in templo D. Augustini Marmore erectum opera Antonii Canova equit, rom. MDCCCV. Carmen posthumum J. Melchioris à Birkenstock. Folio mit der deutschen Uebersetzung von dem unvergeßlichen Grafen Franz von Enzenberg.

[1] Die Grabfelsen von Naxschi-Rustam, welche Herr Porter in seinen Travels in Georgia, Persia etc. Lond. 1821. 4. pag. 514 Platte 16 beschrieben und abgebildet hat, zeigen uns die Vorsorge der alten Perser für die Ruhe ihrer Könige im Grabe; Labyrinthe, in den Felsen gemeisselt, führen zu der Stätte der königlichen Leichen, auf daß kein unberufener Ruhestörer sich ihnen nähern könne. In des prächtigen Cyrus, uns von Strabo (pag. 1062) aufbehaltener Grabschrift heißt es unter den Anfangsworten: »Hier liege ich Cyrus der Herrscher von Asien« ausdrücklich: »störe mich nicht in meinem Grabe.« — Die Pyramiden der Aegypter, und ihre in Felsengrüfte beigesetzten Mumien sind bekannt genug; auch bei ihnen galt die Ruhe des Todten für das erste Erforderniß seines Grabes.

Glaube war aber nicht nur etwa jener des Pöbels, er gehörte den Königen und Heroen der griechischen Vorzeit an, und der Gedanke, nach dem Tode nicht zur Ruhe des Grabes gelangen zu dürfen, war selbst diesen so grausenhaft, daß die Verweigerung des Begräbnisses die gefürchtetste Strafe war, mit der man die Lebenden bedrohte, und welche die Rache die gesunkenen Helden erfahren ließ.

Die herrliche Tragödie des Sophokles »Antigone« dreht sich um diese Ansicht der Griechen vom Grabe. Creon nämlich will dem Polynikes, der im Kampfe gegen seinen Bruder Eteokles das Leben eingebüßt hat, unbegraben liegen lassen; — der Schimpf dieser, der Hülle des Brudermörders zugedachten Strafe ergreift Antigone, dessen Schwester, so sehr, daß sie die bei Todesstrafe verbothene Begräbniß desselben muthig unternimmt. Creon läßt sie darob lebendig begraben, und Hämon, Creons Sohn und der Antigone Bräutigam, ersticht sich am Grabe des Polynikes, das auch die Schwester aufgenommen. Den hohen Werth, den der Grieche auf die Ruhe im Grabe legte, erkennen wir darin, daß die Verweigerung des Grabes bei einem Sophokles als Motiv tragischer Leidenschaft erscheint. Antigone beklagt nämlich das Schicksal des Todten, indem sie sagt [1]: vers. 26 seqq.

»miseri vero mortuum Polynicis cadaver
»civibus dicunt edixisse, ne quis
»Sepulcro tegat neque adeo defleat,
»Sinant vero indefletum insepultum alitibus dulcem
»Thesaurum, usque intentis ad voluptatem pastionis.«

Dann aber faßt sie den Entschluß ihn gegen das Verbot zu begraben; ein schöner Tod winkt ihr als der Preis ihres Wagnisses, sie will den Göttern der Unterwelt mehr als jenen der Oberwelt gefallen, »denn im Grabe,« ruft sie aus, »werde ich ewig liegen!« (*επει γαρ αιει κεισομαι*) Sophokles läßt sie sagen:

sepelians *pulchrum mihi hoc facienti mori*
charo cum illo jacebo, cum illo charo
ubi haec pia feccero facinora nam, *longius est tempus*
Quo me inferis placere oportet, quam his superis
Ibi enim *semper* jacebo! —

Ewige, ununterbrochene Ruhe im Grabe war daher der fromme Wunsch für die Todten, und das Grabmal das ihnen die Liebe oder Freundschaft machte, mußte daher auch vor Allem — Ruhe verbürgen.

Eine der ergreifendsten Szenen in des Sophokles geißelschwingendem Ajax ist eben so auch jene, wo Teucer, gegen Agamemnons Befehl [1], die Beerdigung seines Bruders, des sich selbst entleibten Helden, anordnet. Auch hier also tritt die religiöse Ansicht hervor, welche die Griechen von der Ruhe des Grabes hegten. Daher ward den Grabmälern der alten Hellenen jene einfache Gestalt des rechtwinkeligen, viereckigen Sarges, den ein schwerer Deckel verschließt. Auch in der schönsten Zeit der griechischen Kunst blieb man dieser Form des Grabmals getreu, nur die Außenwände schmückte man mit Hautreliefs, welche die Thaten des Begrabenen vorstellten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits im Eingange gezeigt worden, wie Eder's Persönlichkeit auf die nächste Umgebung wirkte; welchen Antheil er an den nachfolgenden Reformen von der Regierung aus genommen, läßt sich schwer ermessen; gewiß ist es,

---

1) Τον δε αθλιως θανοντα Πολυνεικους νεκον
Αδοισι φασιν εκκεκηρυχθαι το μη
Ταφω καλυψαι, μηδε κωκυσαι Τινα.
Εαν δ᾽ ακλαυσον, αταφον οιωνοις γλυκον
Θησαυρον, εισορωσι προσχαριν βορας.

Sophocl. Tragoed. Sept. curante Joanne Cappeonier Antigone. Paris. 1781. 4.

1 Antigone. loc. vers. 71 seqq.

— — — κεινον δ᾽ εγω
Θαψω, καλον μοι τουτο ποιουση θανειν
Φιλη μετ αυτου κεισομαι, φιλου μετα
Οσια πανουργησας! επει πλειων χρονος
Ον δει μ᾽ αρεσκειν τοις κατω, τοις γαρ ενθαδε —
Εκει γαρ αιει κεισομαι.

Auch Merelaus bedrohte den Teucer mit der Strafe des Lebendigbegrabens, wie Creon Antigonen, falls er den Ajax begraben würde, mit den Worten

και σοι προφωνω τον δε μη ταπτεον οπως
μη τον δε ταπτων, αυτως εις ταφας πεσης.

1 Der Verfasser des römischen Blattes, welches das Denkmal Christinens würdigte, fühlte sehr wohl, wie hier den Moment des theatralischen Leichenpomps mit der ewigen Bestimmung des Grabes verwechselt worden ist, indem er davon sagte: »l'azione di queste figure rappresenta una scena di Sofocle.

daß er sie größtentheils veranlaßt hat. Wir wollen nun diese näher betrachten, und dann auf die Wirkungen übergehen, welche in so kurzer Zeit die Universität zu einem wahrhaft blühenden Zustande gehoben haben. Im Jahre 1551 ernannte Ferdinand Commissäre, die dem Befehle desselben zu Folge und nach mehrfachen Berathungen dem Rektor Magnifikus die sieben nachstehenden Artikel vorlegten. Im ersten wird erklärt, wie der König gnädigst zur Förderung und Aufnahme des Studienwesens beschlossen habe, die jährlichen Einkünfte der Universität von 930 Gulden aus dem Ipserzolle auf 2000 zu setzen, unter der Bedingung jedoch, daß die Universität den Zuflüssen entsage, welche sie von den Gütern des Klosters St. Ullrich in Wiener-Neustadt bisher genossen hat. Im zweiten wird zur Wiederherstellung des Hauses Goldberg, das eine Art Convict gewesen, die Summe von 400 fl. bewilligt; für die Ausbesserung der übrigen Häuser aber, und des herzoglichen Collegiums soll die Universität selbst Sorge tragen. Der dritte Artikel befiehlt, daß der Universitätsrath mit allem Ernste untersuchen möge, worin zunächst die hohe Schule einer Reformation bedürfe. Im vierten wird die Ernennung einiger tüchtiger Doktoren gebothen, von welchen die nöthigen Schulbücher, als ein Katechismus, eine Grammatik, ein Handbuch der Dialektik und der Rhetorik verfaßt werden sollen. Der fünfte fordert anzuzeigen, welche Mängel bei den Professoren zu verbessern, und welche Anzahl derselben als nothwendig erscheine; der sechste, wie viele Zöglinge und Lehrer in den Bursen und den übrigen Häusern für Scholaren untergebracht, und der siebente, mit welchen Ausgaben die Erhaltung derselben bestritten werden könne? —

Die Erörterung, welche über diese vorgelegten Punkte von der Universität gegeben wurde, entsprach indessen weder den Erwartungen noch den Ansichten Ferdinand's; besonders waren die Nummern 3—6 auf eine sehr ungenügende Weise beantwortet worden, die sich doch zunächst als die eigentlichen Lebensfragen herausstellen. Die unentschiedene Sprache des Referats, das unverkennbar überlegte Hinwegschlüpfen und Ausweichen, und die allgemeinen Tiraden über Verfall und Verbesserung sind hier, wie überall, Beweise genug, wie mächtig noch immer die trennenden Elemente wirkten. Die königlichen Commissäre legten daher dem Universitätsrath die Artikel von Neuem vor, und zwar mit dem ausdrücklichen Befehle, sie einer nochmaligen ernsteren Prüfung zu unterziehen, und bestimmte, abgeschlossene Antworten zu geben. Jetzt erst fielen diese entsprechend aus, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Eder dabei bereits einen entscheidenden Einfluß genommen hat. Das Bedürfniß besserer Schulbücher wurde anerkannt, und die Hebung desselben mit allem Fleiße versprochen; auf gleiche Weise fanden die Hindernisse, welche in der Persönlichkeit oder Lage der Professoren ihren Grund hatten, eine eben so offene als umständliche Darlegung, wobei freilich, so wie in Rücksicht auf die geringe Anzahl der Studierenden, der Mangel an den nöthigen Subsistenzmitteln besonders hervorgehoben erscheint. Ganz treffend indessen waren die Bemerkungen zum dritten Artikel, und die Andeutung, wie es noch keineswegs genüge, für die Lehrkanzeln literarische Notabilitäten zu gewinnen, sondern daß es bei der Lage der Dinge vor Allem Noth thue, das Zweideutige fernzuhalten, und das Unlautere auszuscheiden, enthüllte wohl zunächst den wahren Sitz des Uebels.

Hier muß zugleich angeführt werden, daß in diesem Jahre die Jesuiten, von Ferdinand gerufen, nach Oesterreich kamen, und bereits 1554 die Summa Doctrinae Christianae von Peter Canisius[1] erschien, ein Werk, das zu den fruchtbarsten und denkwürdigsten aller Jahrhunderte gehört. Mit Edikt vom 14. August desselben Jahres erklärte Ferdinand diesen berühmten Katechismus zum alleinigen Vorlesebuch in allen deutschen Erbländern, und 1556 veranlaßte er auch „der christlichen Jugent vnd allen ainfaltigen zu nutz," eine deutsche Uebersetzung. Die Vorlesungen an der Universität über scholastische Theologie hielt Canisius zuverläßlich schon 1558; die Uebertragung dieser Lehrkanzel indessen auf seine Ordensbrüder scheint etwas früher zu fallen. Uebrigens nahmen in unserer Periode die Jesuiten keinen so entscheidenden Einfluß auf die Zustände der Universität, um hier ihrem Erscheinen und erstem Auftreten ein Weiteres zu folgen.

Der Vortrag, den die Universität in Beziehung auf die geringe Anzahl der Studierenden gemacht hat, deutete unter Anderm, wie bereits angeführt worden ist, zuvörderst auch auf den Mangel an nöthiger Unterstützung hin; Ferdinand benützte daher den Landtag des folgenden Jahres 1552, hielt an die Stände eine kräftige Rede, und forderte sie darin mit Nachdruck auf, zum Gedeihen der Wissenschaften und der Schulen »ein Merkliches« beizutra-

[1] Er kam 1552 nach Wien.

gen. Diese bewilligten auch wirklich, für den Zeitraum von fünf Jahren, hundert Studierende, zunächst Theologen, völlig zu erhalten; und die Stadt Wien bestritt zu dieser Zeit noch außerdem für 25 und deren selbstständigen Lehrer die Kosten. Man muß gestehen, daß es an den äußern Mitteln, die Universität emporzubringen, durchaus nicht fehlte; wir wollen nun sehen, in welchem Geiste die inneren gegeben und verwendet wurden, und diese wird uns die Reformations-Urkunde, welche im Jahre 1554 veröffentlicht worden ist, näher kennen lehren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Expensarium der Stadt St. Pölten aus der Zeit der Gegen-Reformation, enthält nachstehende Aufzeichnung: »Item den letzten Tag Juli auf Befehl des Herrn Stadtrichter für die Herren Reformations-Comissäre samt den innern und äußern Rathspersonen auf die drei verschiedenen Tafeln eine Malzeit zurichten und geben lassen; für solches Alles in Erwägnug der so theuern Zeit ausgangen: 584 Gulden. Die ganze Summe, was ausgangen, beträgt 2395 fl. 26 kr. Zuerst Herrn Aschlinger einen Auszug, was die Herrn Reformations-Comissarii vom 28. Jannar bis 10. Mai 1623 bei ihm verzehrt haben, bezahlt 1361 fl. 54 kr.

Ferdinand I. (Linz, 20. October 1541) an Alle und Jede in den österreichischen Erblanden: Obschon zu verschiedenen Malen Mandate ausgegangen, die zum Gebete, zu einer frommen, christlichen Lebensweise ermahnt, seyen doch die Gefahren der Zeit, Pest und Türke, ein zu sichtbares Strafmittel, als daß nicht zur Abwehrung derselben von Neuem an Aenderung des Lebens gemahnt werden sollte. Demnach befehlen Wir, an allen Pfarreien und Kirchen wöchentlich wenigstens eine Prozession zu veranstalten, und dabei durch Predigten auf das Volk zu wirken.

Heuschrecken in Tirol. Aus Goswin's handschriftlicher Chronik von Marienberg: Anno Domini 1364 secunda vice vermes illi qui locuste dicuntur in istis partibus volaverunt venerunt autem de partibus Ytalie multo plures quam antea in tanta multitudine quod fere illis volantibus circa meridiem aut horam vacandi vix facies celi poterat videri, et ubicunque nocturnum faciebant per turbas, omnia terre nascentia vastavere. *preter vinum et oleva que dicuntur* Rabchraut que minime contigebant, fuerunt autem in partibus illis a festo assumptionis b. Virg. quo supervenerunt usque ad tempus hiemis montes et colles, planum et valles intrantes, vastantes omnia que eorum usui apta erant.“ (Di Paulis Sammlung 251 B. N. 4. Bl. 12.)

„Den 18. November 1630 ist herr Magister Johann Keppelerus derzeit der führnembste Mathematicus, so den 15. dito gestorben alhier in Regensburg zu Weich St. Peter begraben worden. Ist wie vorig Rudolphi vnd Mathiä also auch Ferdinandi II. Römisch Kays. bestellter wie auch Herzogen zu Friedlandt Hn. zu Wallenstein vnd der Land ob der Ennserischen Löbl. Stände bestellter Mathematicus bis an sein End gewest vnd verblieben. War mein gar guter Freundt, vnd sind erstensmal zu Grätz, als er von Prag wegen Erbschaffts-Sachen mit gar statlich Kays. Schreiben, Irer Dht. recomendirt worden, bekahndt worden. (Tagebuch des Andreas Ochs v Sonnau; Msc. in m. Sammlung.)

»Stralsundische Bete- und Faste-Tagk, welcher auff die allgemeine Beliebung durch Gottes Gnade den 15. Januarii ist angestellet und gehalten worden. Bei wehrender langwieriger und für der Welt unverschuldeter gewaltsamen Belagerung daselbst. Stralsund, Augustin Ferber 1629, 4½ Bogen in 8.« Es ist hier nicht zu vergessen, daß, obwohl Wallenstein's Heer am Abend vor Jacobi 1628 von Stralsund abzog, dennoch die Kaiserlichen die Provinz nicht verließen, sondern sogar sich nicht lange nachher wieder vor die Stadt lagerten und sie umschlossen. Diese lesenswerthe Beschreibung des Bettages, wahrscheinlich von dem damaligen Superintendenten M. Arnold Stappenbeck, Pastor zu St. Jakob, ist in dem verbesserten Vor-Pommerschen Historien- und Curiositäten-Kalender auf das Jahr 1733 wieder abgedruckt worden; das Original gehört zu den größten Seltenheiten.

Berichtigung. Seite 39, Zeile 4 v. o. ist „Schlagbrücke“ statt Schlachtbrücke zu lesen.

---

1 — »hic libellus solus, praetermissis reliquis Catechismis, per omnes Austriae Inferioris Provincias, et Goritiae Comitatum in scholis cum privatis tum publicis praelegatur et conservatur.« — »Proinde ad hujusmodi Catholicum opus conscribendum, non dubiae fidei et doctrinae viros delegimus, conscriptumque eorum quos non solum sacrosanctae Theologiae scientia, verum etiam vitae innocentia et integritate perspicuos esse constat, judicio et censurae subjecimus.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

14. Sonnabend, den 18. Februar 1837.

Ueber die Grabmäler der Alten,

mit einem Blick

auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

(Fortsetzung.)

Die Römer legten denselben hohen Werth auf das Begräbniß wie die Griechen. Die eigentliche Beerdigung[1] war bei ihnen lange vor der Verbrennung[2] der Leichen gebräuchlich; aber die Beisetzung der Asche des verbrannten Leichnams wurde für eben so wichtig gehalten, als die Beerdigung des Todten, und wenn auch die Sprache der spätern Römer unter *sepelire* und *sepulcrum* die Verbrennung (combustionem) verstand[3]; so wurde der Asche des verbrannten Leichnams darum nicht minder ein unzugänglicher Ort zur ewigen Ruhe angewiesen. Die in früheren Zeiten mit Wein[4], später mit Wasser besprengte Asche des Verstorbenen wurde nämlich im Aschenkruge, mit wohlriechenden Essenzen[5] vermengt, in einer gemauerten Grabhöhle beigesetzt, und der Eingang zu solcher Grabhöhle mit einer Votivtafel verschlossen, welche den Wunsch ausdrückte, daß den Verstorbenen die Erde unter ihrem schwarzen Mantel Ruhe gönnen möge[6]. Die Grabmäler der Römer drücken alle, noch in ihren ehrwürdigen Ueberresten deutlich erkennbar, durch edle Einfachheit und ernste Form die Grund-Idee jeder Todesstätte: »ungestörte Ruhe« aus. Hadrians prachtvolles Mausoleum (die heutige Engelsburg in Rom) wollte des Todten Ruhe im Grabe mit undurchdringlichen Mauern, mit einer Schutzwehr sichern, hinter welcher nach anderthalb Tausend Jahren sich noch die Lebendigen verkriechen konnten.

Daß aber der Vorsorge der Römer für die Ruhe der Asche ihrer Verstorbenen dieselbe Idee der Griechen (derselbe Aberglaube, wenn man will) von dem Schicksale der Manen der Unbegrabenen zum Grunde gelegen, erhellt aus den Aeußerungen ihrer Redner und Dichter über das traurige Loos der Unbegrabenen. Cicero wählt, um die Schrecknisse des bürgerlichen Krieges zu malen, das Bild der unbegrabenen[1] gefallenen Bürger. Allgemeine Theilnahme erweckte selbst bei seinen Feinden des großen Pompejus Schicksal nach dem Tode; sein Leichnam war nämlich nackt von den Wellen des Meers an den Strand geworfen worden, wo er lange unbegraben lag. Einer seiner dankbaren Freigelassenen fand ihn dort, wusch ihn heimlich und bedeckte ihn mit seinem Gewande; dann verbrannte er mit den Trümmern eines Fischerkahns die Leiche des Helden, und bedeckte dessen Asche mit einem Häuflein Erde; daher man in Rom von Pompejus mit Wehmuth sagte: „Er, der Tempel verdiente, fand kaum ein Grab!“ Den Abscheu der Römer vor dem Entbehren einer Ruhestätte nach dem Tode, finden wir am schönsten und klarsten in Horazens 28. Ode des 1. Buches[2] ausgedrückt, wo

---

1 In den ältesten Zeiten Roms beerdigte man die Todten daselbst. Plin. Hist. nat. L. VII. c. 54.

2 Einer Verbrennung der Leichen um das Jahr der Stadt 233 finden wir erwähnt bei Dion. Halycar. V. 47.

3 Terent. Andr. T. I. vers. 104. Plin. Hist. nat. L. VIII. Cap. 54.

4 Virgil. Aen. VI. vers. 227.

5 Tibull. III. 2. vers. 23.

6 Sit tibi Terra levis. — Molliter ossa cubent. Ovid. Trist. III. 3. vers. 76. Virgil. Eclog. X. 33. Pers. Satyr. I. 37. Juven. VII. v. 207 oder griechisch — κούφη [illegible] — S. Suid. Lex. in voce κοῦφος — κούφα σοι χθὼν ἐπάνω πέσειε, γύναι. Euripid. in Alcest. v. 462.

---

1 » — cerno animo sepultam patriam, miseros atque insepultos acervos civium.« Cicero in Catilin.

2 »Me quoque devexi rapidus comes Orionis
Illyricis notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato
Particulam dare sic, quodcumque minabitur Eurus
Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae, te sospite, multaque merces
Unde potest, tibi defluat aequo
Ab Jove, Neptunoque sacri custode Tarenti.

der Dichter einen Unbegrabenen redend einführt, welcher den Lohn der Götter demjenigen verspricht, der ihm ein Grab bereiten würde, und einen fürchterlichen Fluch, der solches zu unterlassen im Stande wäre. Er sagt: (Horazens Oden von H. v. Ramler, Berlin 1808. 8. S. 54, 1. Buch, 28. Ode):

Mich gab der Sturm, der Orions Hinabgang begleitet,
Den Illyrischen Wellen zum Raube;
Aber, o Schiffer! verweigerst du nicht ungütig ein Häuflein
Sandes den unbegrabenen Schedel
Und Gebein, so müsse, was Eurus Hesperiens Meere
Droht, der Wald bei Venusia büßen,
Du frei ausgehn, reichliche Waare von daher von dorther
Auf dich regnen durch Jupiters Milde
Und die Gnade Neptuns, der über sein gutes Tarent wacht;
Kümmert's dich nicht, auf die spätesten Enkel
Unverschuldte Strafe zu laden, so trifft die gerechte
Rache für deine Härte dich selbst wohl:
Ungerächt wird dieß mein Flehen nicht bleiben, und dich wird
Kein Sühnopfer entsündigen können.
Eilst du, so wirf, es bedarf nicht langer Weile, nur dreimal,
Staub auf mich, und fahre dann weiter.«

„Kein Sühnopfer" also konnte denjenigen „entsühnen," welcher dem Unbegrabenen die Ruhe im Schooße der Erde verweigerte! —

(Schluß folgt.)

Negligis, immeritis nociturum
Postmodo te natis fraudem committere forsan?
Debita jura vicesque superbae
Te maneant ipsum precibus non linquar inultis:
Teque piacula nulla resolvent.
Quamquam festinas, non est mora longa, licebit
Injecto ter pulvere, curras
Horat. Carm. I. od. XXVIII. vs. 21 seqq. curante T. S. Millero, Berolini 1761 8. pag. 23.

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am 1. Jänner 1554 wurde die neue Reformationsurkunde den Mitgliedern der Universität zur Unterzeichnung vorgelegt, wenige Tage hierauf öffentlich angeschlagen, und im Hofe des Gymnasiums sämmtlichen Schülern vorgelesen. Die Hauptartikel derselben waren: Bestätigung und Erneuerung der alten Privilegien, Gehaltsvermehrung der Lektoren und Befreiung aller Inskribirten von den gemeinen Steuern, wie dieses schon von den Gründern der Universität festgesetzt worden war. Zu den näheren Bestimmungen gehört vorerst die dem Rektor Magnifikus im Vereine mit dem Superintendenten und Consistorium ertheilte Vollmacht, alle Lehrkanzeln, keine ausgenommen, zu vergeben. Doch soll kein Professor zugelassen oder angestellt werden, der nicht entweder bereits einen anerkannten Ruf hat, oder früher durch eine strenge Prüfung als würdig befunden worden. Auch sollen die neuernannten Professoren dem Statthalter, Kanzler und den übrigen Räthen des Regiments namentlich angezeigt und vorgestellt werden, welche hierauf jene zu bestätigen haben, wenn nicht gerechte Gründe zur Verneinung, oder andere gesetzliche Hindernisse vorwalten. Zugleich wird ferner verordnet, daß bei Vertheilung der öffentlichen Vorlesungen keine Persönlichkeit, sondern nur der Grad der Würdigkeit bestimmen, und daß jeder Professor den Schülern sogleich nach der Stunde über die angeregten Zweifel die nöthigen Aufschlüsse geben soll. Einer ganz besonderen Quelle des bisherigen Uebels aber begegnete das Verboth, die pflichtgemäßen Lesungen, ohne hinreichenden Grund und ohne Vorwissen des Rektors oder des betreffenden Dekans, durch Substitute halten zu lassen. Es war nämlich früher nichts Seltenes, daß der eine oder der andere Professor, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, nichts desto weniger jedoch zur Förderung seiner geheimen Absichten, sich von neu angekommenen Gelehrten mehrere Stunden hindurch ersetzen ließ, welche denn ohne Scheu diese Gelegenheit benützten, den Samen der Neuerung und des Widerstandes auszustreuen. —

Nicht minder erscheint als eine höchst zweckmäßige Einrichtung die Verminderung der einst vorgeschriebenen, so genannten Fakultätszeit. Wer von nun an fünf Jahre die Vorlesungen der ordentlichen Professoren, in der Theologie sowohl, als in der Medicin und Jurisprudenz gehört, und eine strenge Prüfung bestanden, sollte zum Doctor promovirt werden können, dabei aber diese kurze Zeit unter keiner Bedingung eine weitere Abkürzung zulassen. Der allenthalben fühlbare Mangel an Geistlichen machte wohl zunächst eine kürzere Studienzeit wünschenswerth;

übrigens ist es gewiß, daß für den damaligen Standpunkt der Wissenschaften selbst die fünf Jahre noch immer mehr als zu viel waren; allein Ferdinand wollte dadurch nicht so sehr eine schnelle Zunahme bewirken, als vielmehr — tüchtige Männer erhalten. Dahin zielte denn auch vorzugsweise die fernere Bestimmung, daß der Universitätsrath überlegen wolle, wie außer der Goldbergischen Stiftung noch andere Häuser gewonnen werden können, in denen arme Studierende Unterkunft und Versorgung finden, da gerade aus diesen oft die gelehrtesten und um den Staat verdientesten Männer hervorgegangen sind [1]. Wie sehr übrigens das Bestreben Ferdinands, so viel als möglich das Studieren zu erleichtern — ohne Widerrede eines der schönsten Zeugnisse für dessen echt humane Gesinnungen — nach allen Seiten hin sich ausbreitete, beweist auch die sorgsame Beachtung der Klagen, welche häufig über die Theurung der Schulbücher geführt wurden. Er verordnete daher, in demselben Reformations-Edikte, mit Hinweisung auf den Eid, an den die Buchhändler beim Kaufe und Verkaufe ohnehin gebunden waren, daß der Rektor Magnifikus und die Dekane der vier Fakultäten mit jenen die nöthige Uebereinkunft treffen und für die Schulbücher einen billigen, entsprechenden Preis feststellen sollen. Schließlich ward noch eine Commission niedergesetzt, die aus dem Rektor, dem Superintendenten und den vier Dekanen bestand, und jährlich wenigstens einmal zu untersuchen hatte, ob auch alle die gemachten Verfügungen in voller Wirksamkeit fortdauerten.

Kurz nach Bekanntmachung dieser Reformationsschrift erließ Ferdinand ein neues Edikt, wodurch die Anzahl der Professoren und das Verhältniß ihres Gehaltes festgesetzt wurden, was um so nothwendiger erschien, da jene bisher fast immer schwankend gewesen, und häufig aus keinem anderen Grunde, als der leidigen Unsicherheit wegen, in welcher die Professoren in Rücksicht ihres Lebensunterhaltes fortwährend standen. Um Aehnliches für die Zukunft zu verhüthen, bestimmte Ferdinand, daß die Universität ihre Einkünfte an die Regierung abtreten, dafür aber von dieser das Doppelte zur Förderung derselben verwendet werden soll. Gleichzeitig ernannte er auch in der Person des berühmten Kanzlers, Albert v. Widmanstad, einen Vertreter und Protektor, zu dem der Universitätsrektor mit seinem Consistorium im nöthigen Falle recurriren konnte und sollte. Der Status der Professoren aber war folgender: In der Theologie erklärte Leonhard Villinus die heilige Schrift; zwei andere Doktoren [1] lasen über scholastische Theologie; der erste hatte 170, von den beiden letzteren jeder 140 fl. Besoldung. Die juridische Fakultät zählte vier Professoren: Laurenz Kirchamer trug das Kirchenrecht vor; Martin Bondenari und mit ihm Stephan Hauptmann das Privatrecht und Sigmund Oeder die Institutionen. Der erste hatte 170, der zweite wegen anderer Verdienste 300, und die beiden letzten erhielten 100 Gulden. Die medicinischen Wissenschaften lehrten Franz Emerich, Wolfgang Lazius und Johann Schrötter; jener mit 150, diese mit 120 fl. Besoldung. In der philosophischen Fakultät lehrte Laurenz Zabesius Grammatik, Georg Muschler Dialektik, Nikolaus Polites Rhetorik, Wilhelm Coturnossius Physik, Andreas Dadius Logik, und der systemisirte Gehalt jedes Einzelnen betrug 80 fl. Für die Mathematik waren drei Lehrer bestellt: Paul Fabricius und Georg J. Rhetikus mit 100; Bartholomäus Reisacher mit 80 fl. Caspar Pirpach hielt Vorlesungen über Ethik, Lukas Gutenfelder über Posie; das Hebräische erklärte Andreas Blank; das Griechische Peter N. Amadonus zugleich mit Wilhelm Postell, der auch die Anfangsgründe der arabischen Sprache lehrte. Der letzte hatte einen Gehalt von 200, die übrigen aber von 100 fl.

Wir haben bereits Mehrere der Genannten kennen gelernt, und unter ihnen Einige von bedeutender Gelehrsamkeit gefunden; hier mag es denn auch am rechten Orte seyn, von den übrigen nähere Notiz zu nehmen, um so den ganzen Umfang der Mittel zu überblicken, welche zur Hebung des Studienwesens wirksam gewesen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur vaterländischen Rechtsgeschichte.

IV. Von dem Stand des wachs 1360.

In dem Sechtzigisten Jar des nachsten pfincztags nach

[1] ... cum ex iisdem Doctissimi et de republica optime meriti viri saepe prodierint.

[1] Der Conspectus nennt zum Jahre 1555 die beiden Jesuiten, Peter Canisius und Nikolaus Lanoy; welche Angabe wir dahingestellt seyn lassen.

sannd Bertlens tag, hat der Rat der Stat zu wienn durch der Stat ern nutz vnd frumen willen mit gemainer frag vnd vrtail ersunden, ertailt vnd aufgesatzt, das man auf den Tischen an dem hohenmarkcht an den wechselpenkchen sürderlichen wachs vail haben sol in der weise vnd rechten als man das engegen aber, auf dem Tischen von vischmarkcht hin zu tal, vncz an das gessl besunderlich alles glas das man von venedig herpringt, oder von wanne man in herpringt, vail hat, vnd vail haben sol als es in disem puch geschriben stett.

Miscellen.

Existirt irgendwo des Constanzischen Jesuiten, Professors und Missionärs, Andreas Arzet, Genealogia Montfortica, Cedrus Montfortica, oder wie dessen Schrift heißen mag?

B.

„Allerhand lustige Kriegs Lieder, der sehr starken Stralsundischen Belagerung betreffend, Geschehen im Jahr 1628. Monats Maij, Junij vnd Julij. Gedruckt im Jahr MDCXXX. 4.« Aus dieser, sechs hochdeutsche und ein plattdeutsches Stück enthaltenden Sammlung sind bereits drei Lieder in erneuter Orthographie von Dr. Zober mitgetheilt worden, nämlich das erste als Anhang seiner Geschichte der Belag. Stralſ. ꝛc. (Stralſ. 1828. 4.); das zweite, angeblich historische Parodie eines geistlichen Liedes, in der Stralſ. Wochenschrift: Sundine, Jg. 1829, Nr. 29, und das letzte hochdeutsche als Anhang zu seinen Ungedr. Briefen Wallensteins ꝛr. (Stralſ. 1830). Einen hie und da bessern Text von zweien dieser Lieder, des plattdeutschen und jener Parodie, kennen wir noch als alten Druck unter dem Titel: Stralsund. Lied zu den Zeiten Wallensteins. 1627. 4 Bl. 4.

Nach Johannes Müller soll Junker Antheim zur Porta, zu Flüelen bei Altdorf seßhaft, der in der Sempacher Schlacht seinen eidgenößischen Mitstreitern die feindlichen Glänen zu zerschlagen den Rath gab, dabei umgekommen seyn; — nach Dörflinger's (weiland Caplan's zu Münster) Handschrift aber vom Sempacher Krieg, in der Bibl. des Gotteshauses zu St. Urban befindlich, den Habsburgischen Löwen von Herrn David von Junkerburg getragen, erobert und mit sich heimgebracht haben.

„Den 28. Mai 1605 haben Freibeuter, darzu sich auch welt loß gesindt, thails so zu Grätz auß der Soldateska und Quardia wegen vbl verhalten außgemustert worden, vnd auch Türken geschlagen, item Tarttarn ꝛc., ain Straiff vnd Einfall in das Landt Steyr gethan, Fürstenfeldt eingenomben, geplündert, Item Felspach vnd andere vill märkt vnd Dörffer in Prandt gesteckt. Des Stainpeiß aines des Ritterstandts Edlmanns Sitz vnuersehens oberfallen, ja auf die anderthalb Meill nach Grätz zuegestraiffet, allso daß ain solcher jammer, Forcht vnd Flucht drauß worden, daß vill hundert Menschen ir beste Sachen nach Grätz und auf die nächstgelegenen Perckschlösser geflüchtet. Haben vill Menschen vnd auch Viech mit sich hinwegh. Da war kain Defension noch gegenwöhr, hat etzlich tage gewehrt. Ire fürstl. Dht. wie auch Ertzhertzog Max. Ernestus waren zu Prag. (Tagebuch des Ochs von Sonau in meiner Sammlung.)

Der Codex Nr. 69 zu Kremsmünster enthält: »Collectionem Tabularum de equacionibus motuum solis et lune compillatam ex tabulis alphacii (Alphonsi) regis Hyspanie. 66 Bl.

Den 16. Februar vmb 8 Vhr zu der Nacht Sein von Gravlich Herrn vnd Ritterstandts Frauen, deren XII einerlei gekleidet gewest, nach hoff in stattlicher Maskarade kommen, wellche, alls auf die vorgangene Avisa, alles darzu, sonderlich die fürstlich statliche musica, Auch die Fürsten, Fürstinen, Frauenzimer, Cammerherren vnd offirier präparirt, statlich sein angenohmben vnd auff den Sall vor der Ritterstuben belait worden, allda die fürstlichen Persohnen sambentlich gesessen vnd Irer gewartet, Alls nun die Reverenz vnd erzaigung beschehen, hat aine aus den Masca: Frauen, So ain brinende Fackl vom weyssen Wax schön mit gold vnd farben in der lincken handt (dergleichen die andern Eylff gehabt) gemald, halttundt, den Regierunden Fürsten aufgezogen zum Tantz, da er wie die Frauen nachtantzen müssen. Ein andre hat die regierunde Fürstin, die dritte Ertzherzogen Maximilianum Ernestum in voriger manier aufgezogen vnd getantzt, vnd solliches hat neben andern mehr schönen Freuden bis auff 12 Vhr continuirt. Regiererin oder Inventrix dieses werckhs war die Frau Gränitz Obristin von Trauttmansdorff Freyherin, geborne Riedterin aus Bayrn.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

15. Mittwoch, den 22. Februar 1837.

Serbische Sitten.

Die serbische Literatur besteht erst seit sechzig Jahren, und doch hat sie sich schon den ungetheilten Beifall der ergrauten Fremd-Literatur erworben, welchen sie freilich wohl nur unserm deutschen Vaterlande verdankt, dem es wahrhaft zum Lobe gereicht, alles Schöne und Gediegene auf heimischen Boden zu verpflanzen. Die ehrenvollste und billigste Aufnahme fanden die Volkslieder, weil sie, russisirende Schminke und das Gemenge von Kirchen- und Volkssprache verschmähend, echt serbisch, überdieß wahrhaft poetisch sind; wie überhaupt »poetische Naturen in Nordländern — auch die große Welt ist der geborne Norden des Geistes — nichts weiter als Elephantenzähne in Sibirien sind, die unbegreiflich an einem Orte abgeworfen werden, wo der Elephant erfriert.«

Da es nun der Lesewelt einiges Interesse gewähren könnte, sowohl zur Verständigung serbischer Schriften, als der Sache selbst willen, über Sitten, Feste und religiösen Glauben dieses Volkes aus seinem eigenen Munde Aufschlüsse zu erhalten: gedenkt der Mittheiler vorliegender Zeilen aus Vuk Stefanovitj, dem lebendigen Orakel serbischer Volkspoesie, solche zu liefern. Vor Allem wird eine kurze Geschichte der Volkslieder als Einleitung nicht am unrechten Orte seyn.

Alle serbischen Volkslieder werden eingetheilt in männliche oder Heldenlieder, die von Männern mit Begleitung der Gusle, und in weibliche oder Scherz- und Liebes-Lieder, die sowohl von Frauen und Mädchen als auch von jungen Männern gesungen werden, und zwar ein- oder zweistimmig. Scherzgedichte singen die Serben lediglich der Unterhaltung wegen; männliche zur Belehrung und Aufmunterung; deßhalb sieht man bei jenen mehr auf die Melodie als auf das Gedicht, bei diesen gilt aber der umgekehrte Fall. Heldenlieder werden heutigen Tages am häufigsten in Bosnien, in der Herzegowina, in Montenegro und den südlichen gebirgigen Gränzen Serbiens gehört, wo durchgehends in jedem Hause eine Gusle, besonders in der Wohnung des Hirten ist, so wie man selten jemand findet, der damit nicht umzugehen wüßte; da sogar viele Weiber und Mädchen zu diesem Instrumente singen. An den untern Gränzen Serbiens[1] (um die Save und Donau) sind sie seltener; höchstens wird man in jedem Dorfe, vorzüglich an der linken Seite der Morava, noch eine finden. In Sirmien aber, in der Batschka und im Banat findet man die Gusle nur mehr bei den blinden Bettlern. Die Scherz- und Liebeslieder sind hier am beliebtesten, wo es weniger Heldenlieder gibt, denn gleichwie in den unteren Gegenden die Leute weichlicher sind, so sind aufwärts auch die Weiber männlicher, und denken mehr an Heldenthaten als an die Liebe, oder ist es vielleicht auch darum, weil dort Weiber und Mädchen mehr in Gesellschaft leben?

In den Orten, wo noch Volksheldenlieder gesungen werden, trifft man kaum Jemand, welcher nicht einige wüßte; es gibt aber Leute, die über fünfzig und mehr kennen, und diesen ist es ein Leichtes, neue zusammenzusetzen. Gleichwie nun gut gelaunte Greise und Jünglinge Scherzlieder dichten, so besingen Andere kriegerische, berühmte Ereignisse. Heldenlieder werden größtentheils durch blinde Bettler, Reisende und Räuber verbreitet. Die ersteren haben die Poesie zu ihrer Dienerin herabgewürdigt. Ihre Wirkung auf das Gemüth wohl verstehend, gehen sie von Haus zu Haus, singen überall ein Lied, und bitten dann um eine milde Gabe; dazu aufgefordert, singen sie auch mehrere. An Feiertagen aber wallfahrten sie nach Klöstern und Kirchen, und auf Märkte, wo sie den ganzen

[1] Der dem österreichischen Gebiete zugekehrte nördliche Theil.

Tag hindurch zur Gusle singen. Eben so ist es gebräuchlich, wenn ein Reisender beherbergt wird, daß man ihn Abends ersucht, mit Begleitung der Gusle die Lieder seiner Gegend ertönen zu lassen; auch hat an den Straßen jede Schenke ihre Gusle, auf welcher Reisende spielen, während andere zuhören. Räuber, welche bei Tage in ihren Schlupfwinkeln verborgen liegen, lassen sich's zur Nachtzeit wohl ergehen, und singen das Lied vom Räuber.

In Bezug auf das Alter ist es wahrscheinlich, daß es ältere Scherz- als Heldenlieder gibt; denn Heldenlieder finden sich wenig ältere vor, als die Schlacht am Amselfelde ist, und ältere, als vom König Nemanitj gibt es gar nicht; unter den kleineren d. h. Scherzliedern sind aber vielleicht auch über tausend Jahre alte, als z. B. die der Königinen und der Dodola [1]. Die Serben mögen wohl auch vor jener Katastrophe am Amselfeld Heldenlieder gehabt haben, und wahrscheinlich hat jenes Ereigniß die Nation so hart getroffen, daß sie für Alles den Sinn verlor, was bis dahin geschehen, und von nun an neuerdings anfing, ihre Geschichte in Lieder einzukleiden. Die heutigen Heldenlieder sind beinahe durchgehends aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von küstenländischen Helden und Emigranten, die sich aus der Herzegowina und aus Bosnien ins Küstenland unter venetianischen Schutz flüchteten, von da auf Abenteuer (wie Räuber) auszogen und das venetianische Gebiet gegen die Türken vertheidigten. Aehnliche Lieder singen auch die Serben muhamedanischer Religion; nur handeln diese größten Theils davon, wie die Ihrigen Meister und Herren geworden, und christliche Mädchen und Frauen entführt haben.

Wir beginnen unsern Cyklus mit dem **Weihnachtsfeste**. Dieses wie alle übrigen hat sein Vorfest. Am Vorabende müssen zwei oder drei Pfühle Cerreiche gefällt und wenn der Abend heranbricht, vom Hausherrn nach Hause getragen und ans Feuer gelegt werden. Wenn er mit den Scheitern ins Haus tritt, sagt er: »Guten Abend! geehrt sey Euch der Scheitertag.« Aus dem Hause aber besprengt ihn Jemand mit Getreide [2] und antwortet ihm: »Gott gebe ihn Dir glücklich.« In der Herzegowina, wo es große Besitzungen gibt, führen sie die Scheiter mit 6, ja 8 Ochsen herbei. Mit diesen nun ist eine eigenthümliche abergläubische Sitte verbunden. Jedes Haus wählt sich jährlich oder hält sich beständig einen Loosmann, den sogenannten Besucher, von welchem das Glück oder Unglück des ganzen Jahres abhängt. Er kommt am Morgen des Christtages, bringt im Aermel Getreide, ruft bei der Thür: »Christus ist geboren,« und streut Getreide mit der Hand aus; aus dem Hause aber bestreut ihn Jemand mit dem Gegengruß: »Wahrhaft geboren;« alsdann behaut er die Scheiter, wo sie brennen, mit der Feuerschaufel, daß die Funken davon sprühen, sagend: so viel Rindvieh, so viel Pferde, so viel Schafe, so viel Schweine, so viel Bienenkörbe u. s. w.; hernach zerwühlt er die Asche und wirft einige Para [1] oder größere Münzen (je nach dem Vermögen) hinein, auch bringt mancher ein Bündel Flachs und hängt es ober der Thür auf. Wenn ihm nun ein Sitz angetragen wird, und er sich setzet, hängen ihm die Weiber eine Bettdecke um, damit sie eine dicke Sahne bekommen.

Nachdem sie ihn bewirthet mit Branntwein und er etwas zum Scherze dafür verpfändet hat, geht er nach Hause, kommt aber wieder zum Mittagmahle, wo sie ihm bis spät in die Nacht zutrinken. Oft besauft er sich bis zum Ekel (ein gutes Vorzeichen!). Wenn er nach Hause geht, geben sie ihm ein Halstuch, Strümpfe, Oberstrümpfe und Kuchen. So viel von den Bränden und dem ersten Besucher.

Im Verlaufe des Abends hernach singen sie und erfreuen sich. Wenn sie Morgens aufstehen, geht ein Mitglied des Hauses fort, bringt zuerst Wasser, dann Getreide und besprengt damit das Wasser (als ob er es begrüßte), wenn er zu demselben kommt. Mit diesem Wasser begießen sie das Weihnachtsbrot [2], die Mahlzeit und die Hausknechte. Bei vorgerücktem Tage füttern sie zuerst die Heerde und begeben sich hierauf zur Mahlzeit (zuvor aber feuern sie einige Flinten ab; so auch Früh Morgens beim Aufstehen). Es versammeln sich alsdann Alle um den Tisch, bethen, eine Wachskerze in der Hand haltend, und geben sich nach der Reihe den Friedenskuß, indem sie zu einander sagen: »der Friede Gottes sey mit uns! Christus wird geboren, wahrhaft geboren; beugen wir unsere Knie vor Christus und seinem Geburtsfeste.« Hierauf nimmt der Hausherr alle

---

1 In diesen findet man unbestreitbare Spuren heidnischer Zeiten. Wir wollen von ihnen später Beispiele liefern.

2 Eine sehr gebräuchliche Art sich zu begrüßen.

---

1 Eine kleine vom Winde leicht zu verwehende türkische Silbermünze.

2 Das Weihnachtsbrot muß die Hausmutter Früh am Christtag einteigen aus Weitzenmehl wie die Pogatschen. Gebräuchlich ist es, in dieses Brot eine halbe Para oder eine andere Silber- oder Goldmünze hinein zu legen; beim Mahle nun brechen sie das Brot, und geben davon jedem ein Stückchen; in dessen Theile die Münze ist, der wird das kommende Jahr der Glücklichste seyn.

die Kerzen in die Hand, stellt sie in eine Schüssel mit Getreide, brennt sie ein wenig an und löscht sie wieder mit jenem Getreide aus, das nun die Frauen den Hühnern geben, damit sie fleißig Eier legen. Beim Beginne der Mahlzeit verkosten zuerst einige die Käse, andere den Braten, manche aber vor Allem ein Glas Weinsuppe [1]; Branntwein jedoch trinken viele nicht, weil er da hitziges Fieber verursacht. Zur Hälfte der Mahlzeit stehen sie zum Lobgesang auf, und brechen einen Kuchen gerade so wie am Patron-Tag, nur fehlt der Weitzenkuchen. Man speist gewöhnlich aus einem Sack (es wird ein leerer Sack auf dem Tischtuche ausgebreitet) und der Tisch wird drei Tage lang nicht aufgehoben, noch das Zimmer gefegt. An diesem Tage sich vollzusaufen, ist keine Schande; daher das Sprüchwort der Weiber: Wenn ich mich vollgesoffen habe, war es zu Weihnachten, wenn ich mein Gesicht enthüllt, war es gegenüber meinem Brautführer. Das Fest hat auch seine Octave: bis zum Neuenjahre ist der Gruß gebräuchlich: »Christus ist geboren,« und die Antwort: »Wahrhaft geboren.« Eben so, wenn man trinkt, statt des gewöhnlichen Toastes: Thue Bescheid, oder: Zur Gesundheit.

(Forsetzung folgt.)

[1] Diese ist eigentlich ein warmer mit Honig und Pfeffer angesetzter Wein.

Ueber die Grabmäler der Alten, mit einem Blick auf Canova's Denkmal der Erzherzogin Christina.

(Schluß.)

Blicken wir nun nach diesem Eingange, welcher vielleicht manchem Leser als eine überflüssige Wiederhohlung bekannter Dinge erscheinen dürfte, auf das Grabmal Christinens von Canova, und wir werden finden, daß eine Darstellung der griechischen und römischen Ansicht vom Grabe keineswegs überflüssig ist, wenn über die Idee eines im antiken (römischen) Geschmacke ausgeführten Todten-Denkmals ein richtiges Urtheil gefällt werden soll. Auf den ersten Anblick vermissen wir an Canova's meisterhaft ausgeführtem Grabmale den Grund-Charakter des griechischen oder römischen Grabes, die Ruhe des Todten (des Aschenkruges) im unzugänglichen Grabe. Die Asche der Verklärten ist erst auf dem Wege zur Ruhe. Daher zerfällt, um des Mangels der einzigen Idee der griechischen Grabstätte, Canova's Denkmal in zwei gesonderte Theile, in den Leichenzug, und in das eigentliche Grabmal, wohin die Asche erst gelangen soll. Die Pyramide enthält wohl in der einfachen Aufschrift »Uxori Optimae Albertus« ihre Bestimmung deutlich ausgedrückt, aber sie ist noch offen, sie ist ein Grab, welches die Asche, für die es bestimmt ist, nie aufnehmen wird [1], daneben aber sehen wir in schneidendem Contraste mit der Idee der Alten vom Grabe einen römischen Aschenkrug, der ewig außerhalb der Ruhestätte bleibt, die ihm mit königlichem Aufwande bereitet worden. Beleuchten wir die Marmorgruppe an der Pyramide mit der Blendfakel, in deren Scheine die herrlichen antiken Gebilde in den Gallerien von Florenz und Rom des Nachts sich zu verklären scheinen, so gewahren wir das traurige Schauspiel eines (um uns so auszudrücken) versteinerten Leichenzugs; der Schreiber dieser Zeilen will nicht verhehlen, daß bei diesem Anblick nicht selten der Wunsch in ihm erwachte, ein guter Geist möge die Urne aus den Händen der Tugend nehmen, sie in das Innere des Grabmals bringen, und dieses mit einer Steinpforte verschließen. Wer sieht nicht dem Ende eines Leichenzuges mit leichterer Brust entgegen? wer gräbt ein Grab und stellt den Sarg, für den es bestimmt, an den Rand desselben, ohne ihn je hinabzulassen, und mit Erde zu bedecken? — Ein griechisches oder römisches Auge müßte in dem Denkmale mit bittern Gefühlen, die sich nach dem Vorangeschickten leicht errathen lassen, nur eine Unbegrabene gewahren, und im Stillen dem Künstler grollen, welcher der Asche den Weg zur Ruhe gezeigt, und ihr doch die Tantalische Qual bereitet hat, ewig am Eingange in eine Grabstätte zu harren, die sie niemals aufnehmen wird. Der innere Widerspruch des Leichenzuges, der nie an sein Ziel gelangt, mit der Ansicht eines Grabmals im Sinne der Alten erscheint uns daher offenbar und beleidigend, und wir glauben damit unser Urtheil begrün-

[1] In dieser Hinsicht erscheint das von Birkenstok zu seiner oberwähnten poetischen Beschreibung dieses Denkmals aus Ovid (Fastor. L. III) gewählte Motto: compositus cinis, tumulique in marmore carmen, als eine bittere Satyre auf das Grabmal, denn die Asche ist dort nicht beigesetzt, und die Grabespforte kann keinen Wunsch für die Ruhe der Todten ausdrucken, denn das Grab ist und bleibt unverschlossen.

det zu sehen, wornach die Idee des Denkmals in sich selbst nicht einig und darum keine der glücklicheren des großen Künstlers seyn dürfte.

Die Asche der Todten verlangt aber nicht bei den Griechen und Römern nur, sie verlangt bei allen Völkern der Erde die ersehnte Ruhe im Hafen des Grabes nach den Stürmen des Lebens, und darum befremdet das Hinsetzen des Aschenkruges an die Pforte des Grabes auch das Auge und das Gemüth des Christen, der seinen heimgegangenen Lieben ein herzliches »Ruhet im Frieden« nachruft. Ueber der Ruhestätte der Begrabenen findet der Künstler stets noch ein weites Feld, die Symbole der Verklärung ihres besseren Theils, und manche Erinnerung an ihr Wirken im Leben anzubringen. Finelli's Grabmal der Frau von Rottmann zu Penzing nächst Wien, welches man längere Zeit hindurch dem Meißel Canova's[1] zuschrieb, läßt die Psyche der Verewigten, den Schleyer des gegen den Himmel gewandten Antlitzes lüftend, der ruhenden Asche entschweben, dem Leben des Geistes ist also hier das Seinige gezollt, aber auch dem Leibe ward, wornach er verlangte — die ewige Ruhe.

Das Ganze des Denkmals, dessen Idee wir hier zu würdigen gewagt haben, erinnert an den Vorwurf, welchen Kenner den Werken Canova's im Allgemeinen gemacht haben, daß seine Darstellungen nämlich sich oft zu sehr dem Gebiete der Malerei nähern, wie sich die Gemälde der ältern deutschen Schule nicht selten in jenes der Plastik verloren. So können wir auch das Gemälde eines Leichenzuges noch gelten lassen, weil das gemalte Grab keinen andern Zweck als jenen der Darstellung eines Grabes hat, die Pyramide von Marmor dagegen ist ein wirkliches Grab, der steinerne Leichenzug dahin vernichtet aber, wie wir oben erwähnten, den Zweck desselben.

Fühlen wir uns gleich nicht berufen, unser Urtheil über ein großes Werk des großen Meisters den Urtheilen eines Goethe (über das Grabmal Clemens XIII.), August Wilhelm Schlegel (über den Theseus), Fernow (über das Denkmal der Frage und über den Kreugos und Damorenos a. a. O.) u. a. m. anzureihen; so glaubten wir uns doch dazu berechtiget, es der Einsicht gründlicherer Kenner der Kunst und des Alterthums zu unterziehen, um von diesen vielleicht durch überzeugende Gegengründe eines Besseren belehrt zu werden.

[1] Die Aufklärungen über dieses Denkmal, welche beweisen, daß nicht Canovo, sondern Peter Finelli aus Florenz unter den Augen des Ersteren der Verfertiger dieses Denkmals gewesen, finden sich im Wiener »Conversationsblatt« Jahrg. 1820. Nr. 80, S. 739 und Nr. 83 S. 789. seqq.

Miscellen.

Den 24. Septembris 1604 Ist ier Hochw. Herr Melchior Glesselius, Bischofe zu Wien vnd Neustatt (hernach auch Cardinal worden) auf Ertzfürstlich ersuechen zu Grätz ankhomben, zimblich bei Nacht. Dieses Bischofs war deßwegen dahin begehrt, weil die Zeit nunmehr vorhanden, daß Ertzherzog Leopoldus zum Bischove zu Passaw sollte installiert werden. Er nebens des Bischoffs Martin von Seggaw ime geferten geben vnd in den Bischofflichen Sachen assistiren vnd treulichist vnterweisen wollen.

Den 29. September 1604 liessen Jer Fürstl. Dht. Ertzherzog Ferdinandus ein Ansehentliche procession, darbey sich alle fürstliche Persohnen fanden, auch Bischoffe Glessel von der Schloß Kirchen zum heyligen Blueth oder Pfarrkirchen vmb glückh vnd Sig wider den Türckhen vnd alle Ketzer halten. Bischoff Glessel verrichtete die Predigt. Sein Thema war von Anruffung der heylligen, vnd derselben Fürbitt. Die vorvergangene Nacht war ein erschrecklich Zaichen am Himmel, gegen den Niedergang von vielen Menschen mit grossem Beseufzen gesehen. Anfang dieses Monats hat der Oberst zu Pest Jägenreutter, ein Land ob der Enserischer Landman, aus verzagter weiß, war noch kein feindt da, den Abzug genomben. Ist lang gefangen gelegen, doch letztlich aus gnaden ledig gelassen worden. (Tageb. des Ochs von Sonnau in m. Sammlung.)

Berichtigung. Im letzten Blatte der Zeitschrift haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, die folgender Verbesserung bedürfen: S. 54, Note, letzte Zeile, lies Injecto statt Inzecto, S. 56, Spalte 1, Z. 9 v. o. Anthoni st. Antheim, Spalte 2, Z. 1. v. o. sonst st. west, Z. 6 Feldbach st. Felsbach und Z. 21 ist nach: »Den 16. Feb. ruarn« einzuschalten: »(Grätz 1605).«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

16. Sonnabend, den 25. Februar 1837.

Serbische Sitten.
(Fortsetzung.)

Der Patron-Tag.

Jeder Serbe hat einen Tag im Jahre, den er heiliget, den Patron-Tag. Der Hausvater ist das ganze Jahr hindurch besorgt, wie und mit wem er diesen Tag verherrlichen soll. Am Vorabende vor Anbruch der Dämmerung ladet ein junger Bursche alle Einwohner des Dorfes, die nicht eben diesen Tag feiern, ein: er nimmt vor jedem Hause seine Kappe herab; und fängt gewöhnlich so an: »Gottes und Euer Haus! es grüßt Euch der Vater und bittet Euch, daß Ihr Abends zu einem Becher Branntwein kommet, um uns zu besprechen und eine Weile der Nacht zu verkürzen; was der heilige Patron bringen wird, wollen wir Euch nicht vorenthalten. Kommet! thut uns nicht das Leid an, nicht zu kommen!« Wenn es noch später wird, geht zu dem Einen der Hausvater, zu dem Andern schickt er den Sohn, zum Dritten den Miethknecht (Weiber dürfen bei der Nacht wohl nicht fortgeschickt werden) oder sonst Jemanden vom Hause, um abermals einzuladen. Beim Hausvater angelangt, grüßen die geladenen Gäste also: »Guter Abend! geehrt sey dein heil. Tag, mögest du ihn feiern viele Jahre in Gesundheit und Freude!« Manche reichen ihm auch einen Apfel oder in den Städten eine Limonie dar, Freunde aus andern Dörfern kommen auch ungeladen. Hier nun nachtmahlen Alle, trinken, besprechen sich, und singen bis spät in die Nacht. Beim Nachhausegehen sagt der Hausvater zum Abschied: »Kommt auch morgen auf einen Becher Branntwein,« und so ladet er jeden Tag vom Abendmahl zum Frühstück, und bei diesem zum Mittagmahl ein; die Freunde aber bleiben beständig da.

Zum Mittagmahle des Festes muß auch der Pope kommen, um den gekochten Weitzen einzuweihen und zu segnen. Zur halben Mahlzeit zünden sie Wachskerzen an, räuchern mit Weihrauch und holen den Wein, dann stehen sie auf zum Gebeth, essen den Weitzenkuchen, trinken sich mit dem Toaste: »Zur Ehre Gottes, die uns helfen kann« zu, und brechen den Patrons-Kuchen, der aus gesäuertem Weitzenmehl zubereitet, und mit dem Hostienmodel gepreßt seyn muß. Sodann singen sie, je zwei und zwei, den Lobgesang:

»Der zu dem Lobgesang
Traubensaft kostet,
Sey uns begünstigt
Hoch von den Göttern!
Schöneres ist nichts
Vor dem Gesange
Und vor der Feier
Freundlichen Mahles.«

Abermals setzen sie sich, und trinkend und essend besprechen sie sich bis zum Morgenthau; der Hausvater aber setzt sich nicht zu Tische, sondern geht mit bloßem Haupte herum und bedient die Gäste mit Wein und Branntwein. Auf gleiche Weise feiern sie das Fest durch drei Tage, nur stehen sie nicht mehr auf zum Lobgesang. Der zweite Tag dieses Festes heißt das Morgenfest, der dritte das Schlußfest; die Freunde jedoch gehen erst am vierten Tage fort. Selbst der elendeste Arme muß seinen Patrons-Tag feiern, sollte er auch gezwungen seyn, ein Thier oder sonst was vom Hause zu verkaufen, um Branntwein und die übrigen Auslagen zu bestreiten. Am häufigsten wird der Nikolai-, Johannes- und Georgi-Tag gefeiert, besonders jedoch das Schutzengelfest; und der einmal angenommene Patrons-Tag verändert sich nicht, sondern bleibt beständig bei derselben Familie: aus diesem Grunde halten sich alle für Verwandte, welche denselben heil. Tag feiern.

Am Tage des heil. Georg fängt früh vor Sonnenaufgang die Badezeit im Flusse an; die Frauen aber holen sich Abends Mühlradwasser, damit jedes Uebel, und die Unfruchtbarkeit sich hebe und abfalle, wie das Wasser

vom Mühlrade. Dieses wird mit stärkenden Kräutern angesetzt, über die Nacht gelassen, und des andern Tages baden sich darin die Frauen unter den Lauben des Gartens. Auch ein wichtiger Loostag ist der St. Georgstag, der Anfang des natürlichen Jahres; vor demselben ist es nicht gerathen, das grüne Liebstöckl abzubrechen und daran zu riechen, an demselben aber ziert es alle Gürtel und Halstücher. Gewissenssache ist es, vor diesem Tag Lammfleisch zu essen, heute aber muß jeder Familienvater ein Lamm schlachten, die Nacht des Festes darf nicht verschlafen werden, der Uebertreter dieses Gesetzes muß sich am Markus-, d. h. am folgenden Tage vom Schlafe enthalten; daher auch das Sprüchwort: Der Georgstag ist der Straßenräuber Schlaftag.

Der Tag des heil. Johannes wird mit Feuer gefeiert. Er ist ein Festtag von so hohem Range, daß an demselben die Sonne aus Ehrfurcht dreimal stehen bleibt, und so den längsten Tag erzeugt. Am Vorabende ist es Sitte der Hirten, den pechhältigen Bast der Haselnußstaude und des Kirschbaumes um die Hürde herum zu verbrennen. Sie lösen nämlich den Bast ab, stecken ihn in Holzkloben, und binden diese in große Bündel zusammen; am Vorabende nun, sobald es dunkel geworden, zünden sie die Kloben an, tragen solche um die Hürde herum, und begeben sich, nachdem sie einige in den Hürden brennend stecken gelassen, mit den Uebrigen auf einen Hügel, wo bei diesem Fackelscheine getanzt wird. Auf gleiche Weise wird am Vorabende des St. Peter-Festes Pechbast verbrannt. An einigen Orten aber, wie in Sirmien, sammeln die Mädchen Waldstroh[1], das bei den Serben Johannesblume heißt, unter verschiedenen Gesängen, winden daraus Kränze, und werfen sie vor den Dachvorsprung des Hauses, oder binden sie an die Zäune.

Religiöser ist die Feier des Armen-Seelentages, der auf den Samstag vor der Fastnacht der großen Faste fällt, und jener ganzen Woche den Namen der Armen-Seelen-Woche gibt. Da nun hat herkömmlicher Weise der Serbe Wachskerzen bereit für alle Todten, deren Andenken er feiert, und auf einem besonderen Todtenzettel vorgemerkt hat. Jede Kerze wird zum Heil eines der Verblichenen bestimmt, angezündet und verbrannt, zu Hause in den entlegenen Orten, vor dem Altare in der Kirche, wenn diese oder ein Kloster nicht entfernt ist. Seinen Todten-Register überreicht er dem Priester, der aller Dahingeschiedenen beim Gottesdienste gedenkt, während welchem ersterer seine Kerze anzündet. Nach dem Momento erscheinen die Akolythen mit dem Wasserbecken und Körben, löschen die Kerzen aus, und sammeln sie zum Gebrauch der Kirche. Andern Orts wallfahrtet man auch mit dem Priester auf den Friedhof, erwähnt dort seiner Todten im Gebethe auf die beschriebene Art, und betheilt die Armen.

Einheimisch sind auch in Serbien die Todtenmahle. Nach herkömmlicher Sitte gibt man deren drei: nämlich nach vierzig Tagen, nach einem halben Jahr, und nach einem Jahr. Dazu werden alle Bewohner des Dorfes gerufen, und besonders eingeladen mit den Worten: »Kommt Abends, daß wir der Todten gedenken.« Der Priester muß den Weizenkuchen segnen. Der Toast beim Todtenmahle ist: »Zur Ruhe der Seele des Bruders N. (oder der Schwester, wenn es ein Weib war) Gott verzeihe seiner Seele!“ Alle Uebrigen pflichten dem Rufe also bei: »Gott möge seiner Seele verzeihen.«

Der gemeine Serbe, dessen Haupt-Charakterzug bis zum grassesten Aberglauben ausschweifende Religiosität ist, muß natürlich auch Momente des gewöhnlichen Lebens haben, bei welchen es zur Gewissenssache gewordenes Herkommen ist, sich an Gebethszeiten zu binden. Die dreimalige Bethzeit im Tage ist: früh Morgens beim Aufstehen, Abends beim Schlafengehen, und vor dem Abendmahl. Da allein bethen alle zugleich, jedoch still, und nach keiner bestimmten Gebethsform; denn jeder stellt das Anliegen des eigenen Herzens seinem Gotte vor. Am Sonnabend und am Vorabend großer Feiertage wird eine Wachskerze angebraunt und vor einem Heiligenbilde an die Mauer angeklebt, das nun der Familienvater mit Weihrauch beräuchert. Nach dieser Feierlichkeit räuchern sich alle, und bethen vor dem Bilde. Das Gebeth des Priesters für Andere hat auch hier seinen besonderen Werth. Dieß beurkundet die Sitte, zum Kranken nicht den Arzt, wohl aber den Popen, oder einen Mönch zu rufen, damit er ihm entweder das große, oder das kleine Gebeth vorlese. Dieses heilt Kopfschmerzen, hitziges Fieber, und geringere Störungen des Organismus, jenes auch gänzliche Zerrüttungen; dieses wurde daher auch noch unlängst nur mit einem Siebenzehner, jenes mit einem Piaster bezahlt. Doch jetzt ist auch das kleine Gebeth im Preise gestiegen.

[1] Waldstroh, Labkraut, galium verum Linn., ist eine wildwachsende Pflanze, deren Blätter die Milch laben, auch statt des Labes angewendet werden.

Der religiöse Sinn des Volkes zeigt sich auch in den verschiedenartigsten Gelübden. Einige geloben in Krankheits- und Unglücksfällen Freitag und Mittwoch nie Fische zu essen, oder eine ganze Woche zu fasten, Andere, daß sie einen bestimmten Tag feiern wollen. In Serbien hat überdieß jedes Dorf seinen Bußtag, den es heiliget. An diesem kommen alle Dorfbewohner mit den Freunden aus den nahen Dörfern auf einem Hügel, oder sonstigem schönen Orte zusammen, die Popen und Mönche lesen ihre Gebethe herab, salben das Schmalz, und weihen das Wasser; darauf erheben sich alle, ziehen mit Kreuzen und Heiligenbildern ins Freie, und halten, nachdem sie an denselben Ort zurückgekehrt, ein fröhliches Mahl mit Tanz und Gesang. Gelübde fordern aber oft größere Opfer und heißen dann fromme Stiftungen.

Kirchen und Klöster wurden, wie überall so auch hier, nach vorhergegangenen Gelübden von einheimischen Zaren und Königen erbaut. Aber auch viele Anstalten zur Beförderung des Gemeinwohles brachten die Gelübde ans Tageslicht: so entstanden Brücken über Flüsse und Sümpfe, gepflasterte Straßen auf schlechtem Wege, Wasserleitungen aus den Gebirgen an die Fahrtstraßen u. a. m. Die Türken, und vorzüglich die bosnischen Begen, beinahe durchgehends serbischer Abstammung, stellen noch heutigen Tages die Springbrunnen und Wasserleitungen wieder her, welche ihre Vordern vor Jahrhunderten gemacht haben; denn solche Stiftungen darf hernach auch Niemand ausbessern, als dessen sie von Alters her sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich nicht übersehen, daß für den Lehrkörper Kräfte gewonnen worden, wie sie kaum unter Maximilian I. in einem vorzüglicheren Grade vereint waren, und wider eine fernere zweideutige Wirksamkeit derselben hatte man sich durch feierliche Eide zu sichern gesucht. Jeder neue Professor mußte nämlich dem Rektor geloben, dem orthodoxen Glauben und der römisch-katholischen Kirche treu ergeben zu seyn, ja in besonderen Fällen sogar einer Prüfung des Wienerbischofes sich unterziehen. In wiefern diese Vorkehrung vollkommen ihren Zweck zu erreichen im Stande gewesen, möge dahin gestellt bleiben; wir wollen zur Würdigung der einzelnen Lektoren übergehen.

Leonhard Villinus, eigentlich Höffler, Doktor der Theologie und Domherr bei St. Stephan, war von Leibnitz in der Steiermark gebürtig, und bereits 1540 Prokurator der sächsischen Nation. Er bekleidete dreimal die Rektorswürde, noch öfter die Stelle eines Dekans seiner Fakultät, und starb am 11. September 1567. Seine Zeitgenossen verehrten in ihm einen der eifrigsten und tüchtigsten Vertreter des Katholicismus und die große Anzahl von Gelehrten, die ihm ihre Bildung verdankten, sichert seinem Andenken einen ehrenvollen Platz in der vaterländischen Literaturgeschichte [1]. Auch Laurenz Kirchamer, der Professor des kanonischen Rechts, wirkte mehr durch mündlichen Vortrag als durch Schriften. Er war ein geborner Wiener, verwaltete mehrere der ersten Aemter an der Hochschule, und wurde „ob singularem eruditionem, fidem perspectam et eximiam integritatem," wie Eder bemerkt, von Ferdinand zum Regierungsrathe befördert. Die durch ihn erledigte Lehrkanzel bestieg Stephan Hauptmann, den wir als Bondenari's Substituten aus dem Privatrechte angeführt haben, ein Mann von eben so außerordentlichen Kenntnissen, als großem Eifer für wissenschaftliche Fortbildung [2]. Er war ebenfalls in Wien geboren, und starb nach Denis 1560. Sigismund Oeder, bereits 1551 Rektor Magnifikus, in welchem Jahre er auch die juridische Doktorswürde erlangte, wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern und insbesondere von Eder mit Lobeserhebungen überhäuft. Seine Vorlesungen über die Institutionen hatten einen wahrhaft zahlreichen Zuspruch, überdieß gehörte er zu den Wenigen, die sich mit unermüdetem Ernste das Wohl der Universität angelegen seyn ließen. „Hic maximos sustinuit pro Rep. literaria labores," sagt Eder, „cujus industria revisa sunt omnia hujus Academiae acta, Privilegia et Statuta, ex quibus nova iterum colligitur Reformatio.« Er wurde später Regierungsrath und Kanzler, auch Superintendent der Universität, und starb, 68 Jahre alt, am 10. Februar 1591, wie seine Grabschrift bei den Schotten bezeugt.

1 — »de Republica literaria multis nominibus deque Catholica Ecclesia bene merito,« so heißt es in der Grabschrift, die ihm bei St. Stephan gesetzt worden.

2 »Vir praeter aetatem maturus et insignis Juris-Consultus, prae caeteris de Gymnasii rebus optime meritus.« Eder l. c.

Unter den Professoren der medicinischen Fakultät haben wir bereits den ausgezeichneten Emerich kennen gelernt; Wolfgang Lazius, jedenfalls mehr Alterthumsforscher und Historiker, und als dieser, was man auch wider ihn vorbringen mag, eine höchst achtenswerthe Erscheinung, besaß nichts desto weniger vielfache praktische Kenntnisse, die er sich beim Kriegsheere erworben hatte, und wirkte auf seine Zuhörer mit entschiedenem Erfolge. Bedeutender indessen war unstreitig Johannes Schrötter. Dieser, von Weimar gebürtig, kam 1545 als Magister der Philosophie von Wittenberg nach Wien, hörte hier die Medizin, und erlangte 1550 die Doktorswürde, zu deren Begründung er drei medicinische Disputationen hielt, die mit Recht Aufsehen machten und im folgenden Jahre erschienen sind. Aus der Zuschrift an Georg Fugger von Kirchberg und Weißenhorn vom 1. December 1551 erfahren wir, daß er kurz vorher einige Zeit in Padua gewesen, um den berühmten Montanus zu hören, dessen Ansichten de Idea Hippocraticae doctrinae, so wie sie ein junger Arzt, Abibon Gebfrid, nachgeschrieben hatte, er bereits im December 1550 bei Aquila in Wien dem Drucke übergeben. Früher aber noch, als die medicinischen Disputationen, gab er seines Lehrers Perlach commentaria Ephemeridum, und als Beweis, daß er durch seine mathematischen Kenntnisse dazu berufen, die von ihm verfaßten „Tabulae, ex quibus quisque facile discet, qua via praedictiones rerum futurarum elici debeant" heraus. Er spricht darin im Ernste von dem Nutzen und Mißbrauch der Vorhersagungen aus dem Gestirne! Dagegen eiferte er in der Arzneikunde mit Nachdruck wider allen Aberglauben, und suchte insbesondere seine Zuhörer von den Arabern abzulenken, und auf Hippokrates, Galenus und andere gute Autoren [1] aufmerksam zu machen. König Ferdinand würdigte seine Verdienste, indem er ihn 1553 zum Hofarzt ernannte; und von der medicinischen Fakultät wurde er im nämlichen Jahre zum Dekan erwählt. Doch folgte er bereits das Jahr darauf dem Rufe seines Churfürsten nach Jena. Was er dort gearbeitet und geschrieben, hat Manget in seiner Bibl. Script. Med. T. II. P. 2. p. 220 verzeichnet.

In der philosophischen Fakultät treten die Professoren der Grammatik und der Dialektik, Laurenz Zadesius und Georg Muschler, wenigstens als Schriftsteller nicht besonders hervor. Ersterer, zu Bischofslak in Krain geboren, war wienerischer Domherr, und bekleidete wiederholt die ersten Stellen an der Universität; letzterer, von Oettingen in Schwaben, wird von Eder auf eine seltene Weise gerühmt. »Hic ea authoritate bis praefuit huic Academiae, qua ab hoc Gymnasio celeberrimo amplissimam meritus fuerit gratiam. Qui dum per annos XIX integros non publice tantum Artes hic maxima fide docuit, sed Scholae etiam privatae apud D. Stephanum toto hoc tempore summam curam habuit, multa praeclarissima produxit in hanc Remp. ingenia. Adeo ut maxima Scholae hujus pars hunc Virum, cum de Juventute, tum de tota Academia praeclare meritum, suum agnoscat Praeceptorem.« Im Jahre 1563 wurde er seiner Verdienste wegen unentgeldlich mit dem juridischen Doktorate beehrt; 1565 hören die Nachrichten von ihm in unsern akademischen Schriftstellern auf. Einen nicht unbedeutenden Namen als lateinischer Dichter hat sich Nikolaus Polites (Bourgeois) erworben, der über Rhetorik las. Er war von Brüssel gebürtig, trat in Wien zuerst 1549 mit einer Elegie auf den Tod der Königin Anna auf, in welchem Jahre er auch rheinischer und sächsischer Prokurator war, und gab bis 1552 mehrere ähnliche Druckschriften heraus, die sich eines allgemeinen Beifalls erfreuten. Ueber Wilhelm Coturnossius und Andreas Dadius ist bereits das Nöthige gesagt worden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Typus ex Hippocrate, Galeno, aliisque bonis Autoribus etc. etc. Viennae Austriae excudebat Egidius Aquila. Anno MDLI. 8

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

17. Mittwoch, den 1. März **1837.**

Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Interessant ist es, die einzelnen Gebräuche eines Volkes dann besonders aufzuzeichnen, wenn ihnen der Untergang mit dem Systeme des Modelns und Zuschneidens nach einer Form droht. Wir wollen, von dieser Ueberzeugung ausgehend, eine aus inneren und äußeren Gründen für aus heidnischen Zeiten abstammend gehaltene Sitte wieder geben. Zur trocknen Sommerszeit vereinigen sich mehrere Jungfrauen, um von Dorf zu Dorfe gehend Regen vom Himmel zu erflehen. Eine derselben wird auf dem bloßen Leib mit bunten Blumen und Gesträuchen so umwunden, daß sie ganz gekleidet erscheint; diese heißt Dodola[1]. Die so natürlich geschmückte Jungfrau ist zum Sprüchworte geworden. »Sie kleidet sich als Dodola an,« sagt man von einem Frauenzimmer, das ihren Kopf sehr putzt. Vor dem Hause angelangt, tanzt die Dodola, während die übrigen, eine Gruppe zum Reigen bildend, singen:

Gott! erhöre unsre Bitten,
Daß bethauend Regen falle,
Daß er unsre Flur bewäss're;
Nur vom Mais zwei zarte Stengel
Und die Wintersaat des Weitzens.

Doch die Hausfrau ist so unhöflich, das Naturmädchen mit Wasser zu begießen, ohne es indessen dadurch im Tanze, und die Begleiterinen im Gesange zu stören:

Unsre Doda fleht zum Himmel,
Daß bethauend Regen falle,
Daß benäßt wird, der Euch ackert,
Der Euch ackert, der Euch karstet,
Und das ganze Hausgesinde.

[1] Die Wurzel dieses Wortes, eines Nachklanges aus heidnischen Zeiten, ist nicht bekannt, das Volk kennt seine Bedeutung nicht: ihm ist es genug zu wissen, daß es so gesungen wird.

Den Regen, als den Erfolg ihres Gebethes, heranrücken sehend, verkünden sie ihn mit stolzer Selbstgefälligkeit:

Wir durchziehn das Dorf in Reihen,
Wolken zieh'n am Hochgewölbe;
Wir beeil'n uns; — seht! die Wolken!
Ha! die sind' uns vorgeeilet,
Satt bethauend Flur und Rebe.

Diese Sitte erhielt sich vorzüglich in Serbien vom Valjevo-Thal an gegen den Timok, den Gränzfluß zwischen Serbien und der Bulgarei; in Sirmien, in der Batschka und im Banat haben sie die jungen Priester abgeschafft und ausgerottet.

Der Königinen Fest ist nicht so sehr religiöser Art als die vorigen. Am Dreieinigkeitssonntag machen zehn bis fünfzehn wohl geübte Mädchen singend die Runde um das Dorf. Die vorzüglichste und schönste spielt die Rolle der Königin, das Haupt und Gesicht in einen weißen Schleier gehüllt; eine zweite will mit bekränztem Hute und Säbel für den König, eine dritte mit einer weißen und rothen Lanzenfahne für den Fähnrich gehalten werden; eine vierte nennt sich die Hofdame, Kammerfrau. Bei einem Hause angelangt, setzt sich die Königin auf einen kleinen Stuhl, ober ihr steht die Hofdame, und um sie herum bilden die übrigen einen halbmondförmigen Kreis, und tanzen zwei Schritte links und vorwärts schreitend bei munterem Gesange den Kolotanz.

Der König steht am linken Ende des Kreises, macht die Bewegung gleichförmig mit, indem er sich bei dem Vorschreiten der Koloanführerin zurückzieht, und mit dem Säbel fechtend sich gleichsam vor dem Angriffe vertheidiget; der Fahnenträger tanzt am Ende des Kreises. Hat der Tanz eine Weile gedauert, so kehren König und Fähnrich plötzlich auf ihren Platz zurück, machen eine Tour um den stille-

stehenden Kreis der Tänzerinen, und beginnen auf ihren Platz zurücktretend abermals den Reigen. Das Spiel beginnt stets vor der Wohnung des Königs, welchen sie zur Theilnahme also einladen:

König, goldner König!
Junger Ban und König!
Wache auf und komme
Mit von Hof zu Hofe,
Bis zum Kaisersitze,
Wo der Sultan nippet,
Sultans Frauen schenken
Wein aus goldnem Becher.

Mit ihm beginnen sie dann die Runde. Das erste Lied vor jedem Hause befiehlt dem Hausherrn, einen Stuhl für die Königin zu bringen. Hierauf besingen sie jeden nach der Reihe. Zuerst den Hausvater und dessen Frau, und hierauf als besonderen Gegenstand der Aufmerksamkeit die jungen blühenden Mädchen.

Der Studierende, obwohl dem Volke seiner künftigen Bestimmung wegen eine mystische Person, ist doch auch seinem gesunden Witze nicht entgangen. Der Königin Begleiterinen singen ihm so zu:

Diesem selbstbefliß'nen
Schüler war kein Lehrer,
Traun — er liest stets Bücher.
Aus dem Buch vernimmt er:
Reiten soll er niemals,
Soll kein Schwert umgürten,
Keinen Wein je trinken,
Nicht mit Mädchen kosen. —
Doch des Buches Worte
Bleiben unbefolget:
Auf das Pferd sich schwingend
Schnallt er fest den Säbel,
Mehr noch trinkt er Weines
Mehr liebkost er Mädchen.

Da nun jedes Dorf nicht so viele Schönheiten aufzuweisen hat, vereinigen sich die Mädchen mehrerer Dörfer, und ziehen unter Begleitung von zwei oder drei Junkern von Dorf zu Dorfe. Der Gesang am Wege ist:

Weichselbaum! lieb Bäumchen!
Deine Zweig' erhebe,
Unter dir sind Wilen [1]
So den Götterreigen führen.
Vorne hüpft das Männchen
Peitscht den Thau im Tanze
Führt am Arm zwei Wilen
Sprechend zu der dritten:
»Komm mit mir, o Wila!
Wirst bei meiner Mutter
Sitzend kühl im Schatten
Feine Seide spinnen
An der goldnen Spule.

(Fortsetzung folgt.)

Die Universität zu Wien
um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ganz ausgezeichnete Männer waren die drei Professoren der mathematischen Wissenschaften; wie denn überhaupt seit alter Zeit her Wien in diesem Fache die ersten Gelehrten herangebildet hatte. Bartholomäus Reisacher, zu Waltenstein in Kärnthen geboren, der Philosophie und Medicin Doctor, war ein Schüler des berühmten Mathematikers Andreas Perlach, dem er auch 1551 in der Professur folgte. Als solcher hat er mehrere Abhandlungen [1] geschrieben, auch gab er eine Reihe von Jahren hindurch Kalender [2] heraus, doch sind die meisten seiner Schriften poetischen Inhalts [3]. Paul Fabrizius von Lauban in der Oberlausitz, scheint zu Nürnberg die Mathematik studiert zu haben. Dabei trieb er die Humaniora, wurde 1553 von K. Karl V. nach Wien berufen und erwarb sich hier 1557 die medicinische Doctorswürde. Von 1558—1578 war er fünfmal Dekan seiner Fakultät, und dabei Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolph's II. Hofmathematikus. Er starb 1588 den 20. April, als er eben öffentlicher Lehrer der Arzeneikunde geworden war. Seine literarischen Arbeiten, nach drei Richtungen zerfallend, haben in jeder Ausgezeichnetes geleistet. Besondere Verdienste jedoch erwarb er sich um das Studium der Botanik. Zwanzig Jahre früher, als Clusius, sammelte er die Pflanzen um

---

1 Die Wilen, halbgöttliche Personen des slawischen Mythos, leben auf großen Waldgebirgen nahe an Flüssen und Seen. Sie sind jung und schön, in ein weißes Flortkleid gehüllt, mit langen, den Schultern und Brüsten entlang aufgelösten Haaren; sie thun Niemanden was Böses, bis sie nicht beleidigt werden, die Beleidiger aber werden mit Pfeilen in den Fuß, in die Hand, oder gar ins Herz geschossen. Den Slowacken sind die Wilen Geister der abgeschiedenen Bräutigame.

1 Tabulae quantitatis dierum et noctium artificialium 1551. Msc. De mirabili novae Stellae mens. Nov. anno 1572 conspectae phoenomene. Viennae Austriae, Steinhofer. 4. etc.

2 Denis scheint diese Angabe Vogel's (Specim Bibl. Germ. Austr. P. I. p. 411) für nicht ganz richtig gehalten zu haben; ich besitze selbst einige Jahrgänge.

3 De nato mundi Salvatore carmen elegiacum etc. Viennae MDL. 4. Doctorum in Viennensi Academia brevis depictio, Ibid. 1551. 4. Epithalamium quo describitur Triumphus Virtutum — Sigismundi Regis Poloniae — ac Catharinae, Archiducissae Austriae — nuptiis celebratus. Ibid. 1552. 4. etc..

Wien, und gab deren Beschreibung in einem selbstständigen Werkchen heraus: Pauli Fabricii Catalogus Stirpium circa Viennam nascentium. Viennae 1557. 4. — Seine Kenntnisse in der Astronomie und Mathematik hat er durch mehrere Druckschriften und als Verbesserer des Kalenders bewährt; zunächst merkwürdig ist die Stelle in einem Briefe desselben, worin er berichtet, daß an der verlangten Uhr für Andr. Wolf, den Rentmeister von Regensburg, gearbeitet werde, und hinzufügt: »In eo non modo minuta, sed et secunda, imo et quindena tertia scrupula notari poterunt. Viennae 9. Cal. April 1557.« Also schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist die Bestimmung der Zeit nach Minuten, Secunden und Terzen mit Zuziehung der Uhren bekannt gewesen! Uebrigens gab er auch Prognostica, meistens als Anhang zu seinen Kalendern heraus, die beweisen, daß er in dieser Beziehung wenigstens nicht über seiner Zeit gestanden. Desto hervorragender durch Reinheit der Sprache und Schönheit der Gedanken sind die zahlreichen lateinischen Dichtungen, die wir von ihm besitzen, ja sie verdienten, auch ihrer historischen Grundlage wegen, gesammelt und wieder gedruckt zu werden. — Der dritte Professor, Georg Joachim von Feldkirch, bekannter unter dem Namen Rheticus, hatte bereits 1551 zu Nürnberg einen Canon doctrinae Triangulorum drucken lassen, und gehört überhaupt zu den besten Mathematikern seiner Zeit. Schade, daß wir von seinen Lebensverhältnissen so wenig wissen; es ist unbekannt, wie lang sein Aufenthalt und Wirken in Wien gedauert hat.

Zu den noch übrigen Professoren übergehend, müssen wir ebenfalls gestehen, daß sich von dem Professor der Ethik, Caspar Pirbach, wenig sagen läßt. Geboren zu Waidhofen an der Thaya, erscheint er 1568 als Rektor Magnificus, und zugleich als Professor des praktischen Theiles der Medicin, war dreimal Dekan seiner Fakultät und starb wahrscheinlich 1585. Von Lukas Gutenfelder, dem Professor der Poesie, ist bereits gesprochen worden; Andreas Plank folgte dem Johann Sylvester als öffentlicher Lehrer der hebräischen Sprache zwischen 1552—1554. Im Jahre 1552 gab er die Institutiones Grammatices Ebreae heraus, denen der Prophet Jonas mit einer lateinischen Uebersetzung angehängt ist. Die Seltenheit dieses Druckstückes, das sich in der Lyceums-Bibliothek zu Linz befindet, läßt sich aus den Unrichtigkeiten schließen, mit welchen die Bibliographen davon reden. Wahrscheinlich ist Andreas Placus, dessen Schriften Geßner verzeichnet, unser Plank. Er verheirathete sich 1554, und aus dem gedruckten Hochzeitsgedichte geht hervor, daß er Doktor der Philosophie und Medicin gewesen, auch heißt er hier schon im November Professor der hebräischen Sprache. Nach Locher war er im selben Jahre noch Dekan der medicinischen Fakultät; Eder's Katalog der Rektoren setzt sein Sterbejahr auf 1564, den 11. November. Le Long (Bibl. sacra. P. II.) nennt ihn Placus mit dem Beisatze: Germanus, Monguntinus, Calvinista; er war aber Prokurator der österreichischen Nation, was seine Abkunft von Mainz zweifelhaft macht. — Peter Raymund Amabonus, der an der Universität bereits 1550 über Homer Vorlesungen hielt, war von Lausanne gebürtig, und gab 1551 mit Erläuterungen und kritischen Untersuchungen zur Feststellung des griechischen Textes Plato's Dialog: De Furore Poetico heraus. (Viennae Austriae, Joannes Carbo excudebat MDLI. 8.) Dieses einzige Werk genügt, um über dessen Befähigung als Philolog ein wahrhaft günstiges Urtheil aussprechen zu können; Eder zählt ihn überdieß zu den berühmteren Aerzten Wien's. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist der zweite Professor der griechischen Literatur, Wilhelm Postell, welcher zugleich die arabische Sprache lehrte. Am 25. März 1510 zu Barenton in der Normandie von armen Aeltern geboren, mußte er so lange einen Dorfschulmeister abgeben, bis ihn de la Forest, der als Gesandter nach Constantinopel ging, dahin mitnahm. Hier (1534) fing er an, die arabische und türkische Sprache zu erlernen, verlegte sich dabei noch auf das Vulgargriechische, und brachte es bald so weit, daß er bei seiner Zurückkunft in Paris Professor der orientalischen Sprachen wurde. Allein 1542 entfloh er, mit dem Verluste seines Gehaltes von 250 Goldgulden, heimlich aus Paris, und eilte abermals nach Constantinopel, wo er bis 1551, unterstützt vom französischen Gesandten, seinen philologischen Bestrebungen lebte. Im genannten Jahre verließ er Constantinopel wieder, wendete sich an viele Große, um sie zur Beförderung einer Vereinigung der Menschen durch die Sprachen zu vermögen, jedoch vergebens, bis ihn endlich, wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1553, der einzige, den er übergangen, Kaiser Ferdinand auf Widmanstad's Anrathen nach Wien berief. Widmanstad hatte ihn zu Rom kennen gelernt, und wünschte insbesondere durch ihn eine arabische Druckerei in Wien eingeführt zu sehen. Doch hielt es hier der wunderliche

Kopf nicht lange aus; denn schon im Mai 1554 entledigte er sich, wie zwölf Jahre früher in Paris, der eingegangenen Verpflichtung durch die — Flucht. Merkwürdig ist die während seines kurzen Aufenthaltes bei Michael Zimmermann von ihm erschienene Schrift: »De linquae Phoenicis sive Hebraicae excellentia et de necessario illius et Arabicae penes Latinos usu, praefatio, aut potius loquntionis humanaeve perfectionis Panegyris,« worüber Denis und ein Aufsatz von Gevay in den Jahrbüchern der Literatur nachgelesen zu werden verdienen. Ueber die ferneren Schicksale Postell's, da sie nicht hieher gehören, gibt Colomesii Gallia Orient. S. 59 die nöthigen Aufschlüsse. Er starb am 6. September 1581 im Kloster St. Martin des Champs zu Paris. —

Dieß waren nun die Männer, welche im Geiste der neugetroffenen Institutionen wirken, und zugleich mit diesen den immerfort schwankenden Zustand der Universität heben sollten. Die Regierung hatte unstreitig nichts versäumt, was im Bereiche ihrer Kräfte lag, und ihre letzten Schritte waren auch, wenigstens vom theoretischen Standpunkte aus, ganz geeignet, dem Verderben Schranken zu setzen. So wie es aber im Großen bei ganzen Staaten, so ist es bei kleineren Körperschaften. Die positiven Einrichtungen mögen noch so tadellos, die einzelnen Individuen noch so verwendbar seyn; das Ganze wird sich zu keiner Bedeutsamkeit erheben, sobald es an dem Geiste fehlt, der in die Institutionen Leben, in die wirkenden Glieder — Begeisterung bringt. Man kann nicht in Abrede stellen, daß sich nun an der Universität dort und da Spuren zum Besseren zeigten, daß die Anzahl der Studierenden zunahm, und darunter insbesondere Mehrere vom höheren Adel waren; allein diese Erscheinungen haben noch keineswegs Gewicht genug, um die Reformation als wirksam und ihre Folgen als glücklich bezeichnen zu können. Noch voller zwei Jahre dauerte jene unbestimmte, haltlose Lage, die zumindest noch keine durchgreifende Aenderung und allseitige Sicherstellung erwarten ließ — bis endlich Eder, der, wie gesagt, bisher nur indirekten Einfluß genommen hatte, zur Universität übertrat, und 1557 das erste Mal als Rektor Magnifikus kräftig in die bestehenden Verhältnisse eingriff. Es bleibt immerhin eine auffallende Erscheinung, wie der Einzelne im Stande gewesen, eine Reformation durchzuführen, die jahrelangen Versuchen mißlungen; allein wer weiß, was klares Selbstbewußtseyn, fester Muth, und eine große Persönlichkeit vermögen, dem wird die Lösung des Räthsels keine Schwierigkeit machen. Gewiß ist es, daß die nächstfolgenden Jahre eine der glänzendsten Epochen bilden, die Wiens hohe Schule je gehabt hat; und dieß nicht allein durch die Anzahl der Studierenden, und die Tüchtigkeit der Professoren, sondern vor Allem durch den Einfluß, den sie im Allgemeinen auf die wissenschaftliche Fortbildung ausgeübt. Eine nähere Darstellung derselben behalten wir uns für einen zweiten Artikel vor, in der festen Ueberzeugung, dadurch hinlänglich zu beweisen, wie nicht Vorliebe, sondern Thatsachen uns gezwungen, dem seltnen Manne das wahrhaft große Verdienst der Restauration zuzuschreiben.

(Schluß in einem zweiten Artikel.)

Miscelle.

Pfalzgraf Reichard am Hofe zu Wien. (Aus einem Schreiben des Reichs-Vicekanzlers Dr. Seld an den Herzog Albrecht von Baiern. D. d. Wien, den 7. April 1565.)
„Die kay. Mt. hat wie ich hör vill gueter conuersation mit „ime, er beut sich an Irer Mt. wenn sy sein bedurfft dren „tausent pferdt in Hungern, die lautter guth leutt sein sollen, „vnd darunter auch etliche junge Fürsten, als seines bruders „Sohn Hertzog Casimirus, deßgleichen den jungen Hertzogen von „Wirtenberg vnd andre zuzufueren, vnd sagt doch daneben lächer„lich, er will sy woll hinab pringen, aber wie sy widerumb „herauf khumen, da well er sy dafür sorgen lassen, Er hab „sonst nichts zu verlieren, So sey auch an seiner Person wenig „gelegen. Er bittet ir Mtt. sy welle ine bald widerumb abfer„tigen, dann also hab er zu guet leben, Jr Mtt. laß Jne gar „zu wol tractiren, vnd wenn er gern zechen will, so hab er gesel„schafft genug, die ime darzue helffen. Wann er aber etwas „verlustig, so sey khain mensch, der inne darzue nöthige oder „austrenge. Er thuet auch Irer Mtt. furschlag, ir Mtt. soll „allen Thumbherrn so in Teutschland sein, aufbieten, daß sy „in Vngarn ziehen. Do vermalnt er dieweil sy zum gueten „tal vest vermöglich, vnd doch sonst dahaim zu nichten nutz, „wie er dann bey ime selbst woll befinden, weil er ain „Thumbherr gewesen, so wird Jr Mtt. woll etlich fanen Reutter „darnon aufrichten mögen. Ich glaub für meine Person gerne, „als es mit den rheinischen Thumbherrn als zu Maintz, Cöln, „Trier, Straßburg rc. ain solliche gestalt hab, aber wann „er heroben bei vnsern Stifften gewesen wer, als zu Passau, „Freising vnd dergleichen, wurd er gute Baccalarios finden, „dern ainer (mit genediger erlaubnus) khann ain alte Katzen zu „fatlen hat."

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

18. Sonnabend, den 4. März 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

Das Verderben, welches in das innerste Mark Deutschlands gedrungen war, hatte bereits gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele Männer hervorgerufen, die mit Entschiedenheit dagegen auftraten, und in Schriften sowohl, als auf der Kanzel Abstellung der Mißbräuche, Verbesserung in Haupt und Gliedern forderten. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sich bald jene drei Richtungen herausbildeten, die großen politischen oder kirchlichen Erschütterungen immer vorangehen, und wohl, mehr oder minder, zu allen Zeiten bestehen, in denen der Geist der Bewegung lebendig ist. Gab es Vertheidiger des Herkömmlichen, des Bestehenden; so predigten Andere Ausrottung desselben bis in die Wurzeln, d. h. absolute Neuerung; zwischen beiden standen die Männer der Vermittlung. Diese letzten aber sahen und suchten die Rettung im — Volks-Unterrichte, in einem allgemeinen wissenschaftlichen Aufstreben, und dafür kämpften sie rastlos thätig, wohl erkennend, daß die Tendenz des Stillstandes nicht minder, wie die des Umsturzes gefährlich. An ihrer Spitze stand Conrad Celtis, voll lebendigen Geistes, in der Schule der Alten gebildet, und die Gefahren des Tages durchschauend wie Wenige seiner Zeitgenossen. Die vielen Reisen, welche er wiederholt durch Deutschland, Ungarn, Polen unternommen, hatten seinen praktischen Blick geschärft, und ihn zur Ueberzeugung geführt, daß eine Reform, die allen Bedürfnissen entsprechen sollte, nur aus Gelehrten-Vereinen hervorgehen könne. Demzu Folge suchte er überall, wohin er kam, die vereinzelten Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. In kurzer Zeit erhoben sich an mehreren Orten Deutschlands gelehrte Gesellschaften, unter deren Mitgliedern stets die durch Rang und literarische Bildung ausgezeichnetsten Bewohner erscheinen. So war Johannes Dalburg Curator der rheinischen, welche auch vorzugsweise die celtische hieß, und jene an der Donau, unstreitig die fruchtbarste, weil besser gepflegt und länger dauernd, nahm nach dem Tode des Bischofs Vitez Kaiser Maximilian I. selbst in unmittelbaren Schutz.

Mit wahrem Feuereifer verfolgte Celtis seinen Zweck, der, wie gesagt, in Läuterung des Vergangenen, Feststellung des Künftigen durch wissenschaftliche Forschung und Fortbildung bestand. Dazu forderte er, sich nicht selten als Beispiel hinstellend, alle seine gelehrten Freunde auf, und immer und immer wieder kehrte er darauf zurück: »Benützt die unerschöpflichen Schätze der Alten; erforscht die Gesetze der Natur; reinigt die Philosophie und Theologie von dem Unrathe der Skolastik; steigt in den Schacht der Geschichte; prüfet das Leben großer Männer; studiert die Sitten der Völker — so, so entzündet sich euch die wahre Leuchte des Lebens, die ihr schwingen sollt zum Wohle Anderer.« Mit diesen Worten enden sehr Viele seiner Oden und Elegien, die im Eingange gewöhnlich noch eine gute alte Zeit mit der verderbten Gegenwart in Vergleich stellen; nie aber sucht er den Born der Rettung, der Genesung von den herrschenden Uebeln auf anderm Wege. Seine Anhänger und Schüler wirkten in demselben, durch sie noch näher abgegränzten Geiste, und dieser sprach sich nirgends so klar aus, als in Wien, wo auch Luther's Benehmen so lange Anklang gefunden, als er innerhalb jenem Wirkungskreise blieb, der Verbesserung, aber keinen Umsturz bezweckte. Cuspinian, der Freund des unermüdeten Celtis, das würdigste Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft, und lange fort der Repräsentant derselben, entzog seine Theilnahme der Sache Luther's mit dem Augenblicke, als

er zu weit gegangen war, und wies die freundschaftlichsten Briefe desselben zurück[1].

Hier dringt sich die Frage: Was hätte das schöne Institut, wenn es mit Maximilian's Tode nicht zerfallen, bei dem Eindringen des Protestantismus in Oesterreich gewirkt? wohl von selbst auf, und ihre Beantwortung kann keinem Zweifel unterliegen. Unläugbar ist die Thatsache, daß die noch übrigen Mitglieder desselben und zugleich Alle, welche mit diesen in näherem Umgang standen, der Trennung stets entgegen waren, und durch sie die Idee der Vermittlung — freilich jetzt in einem anderen Sinne — selbst auf Ferdinand I. überging. Aber auch im Allgemeinen war der Einfluß nachhaltig; und wenn in der ersten Zeit das Lutherthum zu Wien nicht so raschen Eingang, wie anderswo gefunden, so war es der Geist, der aus der Gesellschaft hervorgegangen, welcher ihm entgegentrat. Dieser wollte und forderte Verbesserung des Kirchenwesens, Abstellung der Mißbräuche, und mit Recht; Losreißung hingegen schien ihm weder wünschenswerth noch nothwendig und wohl auch mit Recht. — Zwar gab es immerhin Einige, die damit die Stimme aus Wittenberg verwechselten, und wieder Viele wendeten sich dieser zu, weil es in der Natur des Menschen liegt, dem Neuern zu huldigen; allein hätte eine Anstalt fortbestanden, die allgemein so großes Ansehen genoß, würde ihre Wirksamkeit nicht von unberechenbaren Folgen gewesen seyn?

(Fortsetzung folgt.)

[1] S. »Conrad Celtis« im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift.

Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Zur Schilderung des religiösen Glaubens in einem Volke gehört auch nothwendiger Weise die seines Aberglaubens: wir wollen also Glauben und Aberglauben um so weniger von einander trennen, als noch Niemand die Gränzsteine dieser Begriffe in ihrer Anwendung auf Bestehendes unbestreitbar angegeben hat.

Here ist den Serben ein Weib, dessen Körper vom bösen Geiste besessen ist, welcher im schlafenden Zustand des Leibes entweicht, die Gestalt eines Schmetterlings, einer Henne oder Truthenne annimmt, und sich mit dem Fleische kleiner Kinder, und andrer Menschen nährt. Gräßlich ist die Art dieses Mahles: aus der Brust, die sie mit einer Ruthe öffnet, nimmt sie das Herz heraus, und verzehrt es, bestimmt aber zugleich, wann und welchen Todes der nun Ausgeweidete, dessen Brust sogleich wieder zusammen wächst, sterben soll. Schimmernd und feuersprühend sehen die Hexen aus, wenn sie zur Nachtzeit zu ihrem Versammlungsort, einer Dreschtenne, fliegen. Vor dem Flug besalben sie die Achselhöhle mit einem Fett, und dem salbungsvollen Zauberspruch: »Nicht in ein Dorngebüsch, sondern auf eine ausgekehrte Dreschtenne.« Ein specifisches Mittel gegen diese Unmenschen ist der Knoblauch[1], an die Brust, die Sohle und die Achselhöhle geschmiert, und zwar in den Fastnächten, in welchen die Hexen das meiste Verlangen nach Menschenfleisch haben. Am besten ist es aber freilich, wenn sie selbst ihre Sünden bekennen; dann mögen sie diese Kost nicht mehr, geben vielmehr den Ausgeweideten wirksame Arzneien. Tödten würde man die Here, wenn man, während der unreine Geist ausgefahren ist, ihren gleichsam todt daliegenden Körper so umkehren würde, daß der Kopf an die Stelle der Füße zu liegen kommt. Doch wissen sich die Serben auf eine minder gewissenhafte Art der Hexen zu entledigen. Weh dem alten Weib, auf das der Verdacht beim Eintritt einer ansteckenden Krankheit fällt; es ist unwiderruflich verloren. Die Probe einer Here ist, sie in tiefes Wasser zu werfen: rettet sie der Zufall, so wird sie getödtet, weil sie eine Here ist, die bekanntlich im Wasser nicht untergeht.

Männliche Ungeheuer ähnlicher Art sind die Vampyre, deren Körper nach dem 40. Tage ihres Todes vom bösen Geiste beseelt und belebt werden, um aus dem Grabe herauszugehen, Leute zu würgen, und ihr Blut zu trinken. Zum Vampyr wird der Verstorbene wegen seiner Sünden, oder aus zufälligen Ereignissen; als da sind: das Fliegen eines Vogels, und Kriechen eines andern Thieres über den Leichnam; daher das emsige Bewachen desselben. Bei eintretenden Sterbefällen, und gemachten Anzeigen: man habe den Vampyr mit einem Leichentuche über die Schultern gesehen, fängt man an besorgt zu seyn,

[1] Daher auch der Volksglaube: Ein Knoblauchkern in dem Kopfe einer vor Mariä Verkündigung getödteten Schlange auferzogen, und an diesem Tage in der Kirche hinter die Mütze gesteckt, gibt alle Hexen zu erkennen, da sich's diese angelegen seyn lassen, ihm den Knoblauchkern zu entwenden.

in welchem Grabe wohl der Vampyr sey. Das sicherste Orakel ist da ein schwarzer Hengst ohne Gestütbrand, der in den Friedhof geführt, über das Grab eines Vampyrs nicht darf und sich nicht getraut zu gehen. Nach derartig gewonnener Ueberzeugung versammeln sich alle Bauern mit Pfählen von Weißdorn, vor welchen allein der Vampyr sich fürchtet, öffnen und durchwühlen das Grab, ziehen den Leichnam, wenn er noch nicht der Verwesung unterlag, heraus, und verbrennen ihn. Nach ihren Aussagen sieht der Vampyr im Grabe aufgeblasen, wohlgemästet und roth aus vom gesaugten Blute. — Schöne Frauen müssen sich nächtliche Besuche ihres zum Vampyr gewordenen Gemahles gefallen lassen; Kinder, durch Vampyre erzeugt, haben keine Beine. Zur Zeit einer Hungersnoth sieht man Vampyre bei Wassermühlen, Getreide-Magazinen und Scheuern.

In den Cyclus der Schilderungen des südslawischen Volksglauben gehört noch die Darstellung der allgemeinen Meinung von der Pest, einem Uebel, das den größten Theil der Serben von näherem Verkehr mit dem gebildeteren Europa ausschließt, und ihnen die Früchte der Civilisation nur spärlich zukommen läßt.

Daß der Südslawe, so wie viele seiner Nachbarn, auf eine natürliche Causalität der Krankheiten noch nicht aufmerksam geworden, wurde bereits erwähnt; wie sollte ihm die Pest naturgemäß scheinen? — Sie ist ihm personificirt ein altes, hageres Mütterchen in weiße Lacken eingehüllt. Dieß behaupten alle, die einmal von der Pest befallen gewesen, mit mehr Recht aber noch jene, welche sie haben tragen müssen. Denn sie packt die Menschen am Felde, am Wege, oder im Hause an, und sagt ihnen: »Spute dich, mich da oder dorthin zu tragen, und wohl Niemand weigert sich, die sanfte Bürde an den verlangten Ort zu bringen; einmal, weil sie, wie die Hexen, im Allgemeinen sehr leicht; dann, weil sie fernerhin aus Erkenntlichkeit des Trägers Haus mit ihrem unfreundlichen Besuch verschont. Das Vaterland dieser Wesen versetzt die Fantasie des Serben jenseits des Oceans in ein unbekanntes Land, das er sich wahrscheinlich nicht als ein Eldorado ausmalen wird. Von dort schickt sie Gott hierher, wenn das Geschlecht ausartet und sündiget; er bestimmt die Zahl der für die allgemeine Sühne zu fallenden Opfer. — Zur Zeit der Pest wähnt man ihr Mitleid zu erwecken, wenn man sie Gevatterin nennt; auch muß vor der Nacht alles Küchengeräthe wohl gescheuert werden: die Nachlässigkeit hierin hat zur Folge, daß die Pest alle Löffel und Schüsseln zerkratzt und zerschellt, ja manchmal sogar den Speck forträgt.

Wer kennt selbst im deutschen Vaterlande den Volksbegriff des Wortes Sympathie nicht? Daß der Begriff sogenannter sympathischer Heilungsart in Serbien gang und gebe sey, ist schon öfter gezeigt worden. Hier noch Folgendes:

Hat jemand Halsweh, rathen ihm alte Mütterchen, die Volksärzte der ganzen Welt, daß er ein mit der Zauberformel: »der Hund hat Halsweh, nicht ich,« bekräftigtes Stück Brot dreimal behauche, und es einem Hunde vorwerfe. Die Verhärtungen unter der Haut werden durch das Anhauchen eines nach dem Tode des Vaters gebornen Kindes geheilt. Unumstößliche Belege für die Heilkraft der Natur!

Hier möge noch ein kleines Gemälde der Freuden Platz haben, als Uebergang zur Beschreibung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Der Slawe würzt sich gern die Arbeit des Feldbaues mit Gesang und Fröhlichkeit; der Südslawe ist seinem Nachbar gern behülflich im Bebauen und Einernten der ausgedehnten Grundbesitzungen, und steigert dadurch den Fleiß, so wie die Heiterkeit jedes Einzelnen. Geschmückt, wie zum festlichen Kirchengang, erscheinen Burschen Mädchen und Brautleute zur Ernte, arbeiten, muntere Lieder trillernd, schäckernd und scherzend den ganzen Tag; den Abend, und einen Theil der Nacht aber bringen sie mit Tanz, Gesang und Gastiren zu.

Der Zug vom Felde nach dem Hause des Landwirths ist sehr feierlich: die Mädchen machen Fahnen aus ihren Tüchern, und tragen sie unter Gesang, gleichwie bei Hochzeiten, dem Zuge voraus, vor dem Hause angelangt pflanzen sie die Fahnen auf. Nun kommt die Pflicht, gesellig und freigebig zu seyn, an den Hausvater; er muß die Gäste bewirthen, als feierte er seinen Patron-Tag. Der ärmere Bauer kommt dieser Verpflichtung dadurch nach, daß er Reichere einladet, und ihnen die Ehre des Vorsitzes gestattet. Selbst aus benachbarten Dörfern kommen Freunde mit Schaaren von Junkern und Dirnen, wenn nicht zur Arbeit, doch gewiß zum Zechgelage. Daß da Gelegenheit zu dem in Serbien nicht ungewöhnlichen Mädchenraub gegeben wird, übergehen wir mit Stillschweigen. Die Arti-

kel über Mädchenraub, Hochzeitsfeier und m. dgl. sind in Talvj's »Volksliedern« und W. Gerhard's »Wila« zu finden.

Liebe zur Geselligkeit und Theilnahme an den häuslichen Freuden des Familienlebens zeigt auch der Serbe durch die Sitte des Wochenbesuches. Das Wochenbett hüthen die serbischen Frauen pünktlich eine Woche lang. Am siebenten Tage kommen bekannte Weiber zum Wochenbesuch mit Geschenken, als da sind: Kuchen, Krapfen, Wein u. dgl., und werden, wie natürlich, wieder bewirthet. Am Abend aber kommen alle Freunde und Freundinen, Verwandte und Pathen, das Wochenbett und die Wöchnerin zu bewachen; sie bleiben die ganze Nacht singend und schäckernd beisammen, daher das Sprüchwort: »Er ist die siebente Nacht nicht bewacht worden,« einen tollen, nicht reif gewordenen Mann bedeutet. Sollte jemand seine Rolle vergessend vom Schlaf überwältigt werden, der wird im Gesichte durch Ruß entstellt, oder durch angeheftete Lappen und Scherben gestraft, und so dem allgemeinen Spott und Gelächter ausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Waizens Eroberung durch den Statthalter Karakasch.

(Aus dem zu Ostern erscheinenden III. Bande der Geschichte der osmanischen Poesie. Nadiri, der 1007te Dichter.)

Der Dichter, dessen Aufschwung groß,
Erobert so des Wortes Schloß:
Es ist ein Schloß, das zahlet Batzen[1],
Mit Donaubrück, genennet Watzen;
Als Drach' ist Brücke hingelegt,
Das Schloß Juwele[2], die es trägt;
Welch schönes Land, das Neid[3] aufregt,
Und hunderttausend Drachmen trägt[4]!
Das Schloß schaut in das Feld mit Zinnen,
Und Geld ist angehäuft darinnen;
Dem, der davon Besitz genommen,
Ist es unmöglich beizukommen.
Es ist das Schloß des Schatzs der Schlangen,
Kanonen sind des Feldes Schlangen.
Wenn dieser Schatz dort nimmt den Platz,
Bedenke welch ein großer Schatz:
Kanonen, welche Männer rauben,
Verborgen in Schießschartenlauben,
Sie stecken d'rin mit offnem Munde,
Wie die Kopey steckt in der Wunde.
So steht das Schloß unüberwindlich,
Dem Auge, das es sieht, empfindlich;
Gehörig war es zu Budim[1],
Das Land beherrschend von Budim;
Durch Jahre lang war dieser Stein
Krystallen Glas für lichten Wein;
Der deutsche König, wie ihr wißt,
Nahm es zur Friedenszeit mit List.
Er nahm's den Gläubigen zum Graus,
Verwandelt es in Götzenhaus;
Als nun nach Ofen war gekommen
Der Pascha, der viel Land genommen,
Der Pascha mit den schwarzen Brauen[2].
Wesir, dem Länder anzutrauen,
Der Reiches Flur mit Glanz umzieht,
Vor dessen Dolch der Löwe flieht,
Der Gaben schenkt und Feinde jagt,
Und der den Unterthan nicht plagt.
Als dessen Heer nach Buda kam,
Besitz von der Regierung nahm,
Gerechtigkeit das Land beglückt,
Und Frühling Morgenland entzückt.
Als Angst zu Buda eingenistet,
Weil die Ungläub'gen es verwüstet,
Gab er der Festung Kraft und Mark,
Und machte sie zum Damme stark;
Da kam ihm Waizen in den Sinn,
Eroberung und Beutgewinn,
Es floh in einer Segensnacht
Wie Pfeil beschwingt mit Peri's Macht,
Es öffnet Gabriel die Schwingen,
Um das Gezüchte zu verschlingen,
Des Morgens war er schon davor,
Und drang hinein beim offnen Thor,
Gott gab ihm leichten Schlag und Stoß,
Und leicht erobert ward das Schloß.
Der Pascha mit den schwarzen Brauen
War schwarzen Aug's itzt anzuschauen,
Doch als er in dem Schlosse war,
War weiß sein Antlitz ganz und gar.

1 Badsch sind die von Charadsch (der Kopfsteuer) verschiedenen Abgaben, da dasselbe ganz mit dem deutschen Batzen verwandt, konnte es unbedenklich durch dieses übersetzt, so wie der Name Waitzen zur türkischen Form Wadsch zurückgeführt werden.

2 Muhre ist der Edelstein, welchen der Drache im Munde trägt, der Pantarbas, von welchem schon Ktesias erzählt.

3 Den Neid des Paradieses.

4 Täglich 10.000 Drachmen.

1 Budim statt Budun, was das gewöhnlichere für Ofen (Buda).

2 Karakasch heißt: der mit schwarzen Augenbraunen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

19. Mittwoch, den 8. März 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Nach der kurzen Schilderung, welchen Standpunkt die gelehrte Donaugesellschaft und ihr Stifter zu den Bewegungen der Zeit im Allgemeinen eingenommen, wollen wir zur Geschichte ihrer Gründung, ihres Zustandes und ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit übergehen. Merkwürdig genug fiel mit Celtis Bestrebungen Kaiser Maximilian's I. hohe Gesinnung für Verbreitung einer durchgreifenden intellectuellen Bildung zusammen. Dieser unvergleichliche Fürst hatte kaum von den Erbländern, die unter Friedrichs langer Regierung in jeder Beziehung tief gesunken waren, siegend wieder Besitz genommen, als er auch schon seine vollste Aufmerksamkeit dem Zustande der Wiener Universität widmete. Die alten Privilegien und Freiheiten wurden erneuert, erweitert und fester begründet, die eingerissenen Mißbräuche entfernt, die Vorlesungen vermehrt, und Männer von anerkanntem Rufe aus allen Theilen Europa's bestiegen die Lehrstühle. Die raschen Fortschritte gränzen an das Wunderbare; kaum war ein Decennium verflossen und schon stieg die Zahl der Studierenden auf sieben Tausend. Sie kamen aus ganz Deutschland, aus Italien und Belgien; insbesondere verdankt die Schweiz ihre größten Gelehrten jener Zeit Wien's literarischen Anstalten. Ulrich Zwingli, selbst aus ihnen hervorgehend, schickte seine ausgezeichnetsten Schüler, seine beiden Brüder, von denen Jakob bei den Schotten Mönch wurde, bald aber starb, zur weiteren Ausbildung hieher, und bewies so durch die That die Achtung und Verehrung, die er oft und kräftig ausgesprochen. Es gab aber auch damals keine Anstalt, die in allen ihren Verzweigungen so vollkommen, durch ihre Lehrer so wirksam gewesen wäre, wie Wien's Universität. Alle hatten Mängel, selbst die von Paris, die größte Nebenbuhlerin, stand nach des berühmten Geographen und Ausländers Loreti (Glareanus) Zeugniß weit zurück.

Unter den Männern nun, welche Maximilian I. allenthalben zu finden gewußt, war auch Conrad Celtis, den er im Jahre 1497 mit einem höchst ehrenvollen Schreiben[1] nach Wien berief. Schon früher hatte Celtis, obwohl nur kurze Zeit, hier Vorlesungen gehalten, und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die meisten hiesigen Gelehrten traten mit ihm in freundschaftliche Beziehungen, wie der Briefwechsel bezeugt, der sich in einem Codex der kaiserlichen Bibliothek erhalten hat; zudem war die gelehrte Donaugesellschaft, welche sich zuerst freilich ohne innere und äußere Bedeutsamkeit, in Ofen gebildet hatte, bereits nach Wien übergesiedelt, und hier durch Maximilian zu einer bestimmteren Haltung gekommen. Celtis ließ im Jahre seiner Ankunft in Wien (1497) »Lucii Apulei Platonici et Aristotelici philosophi Epitoma divinum de mundo seu Cosmographia« drucken, und aus der ersten Abtheilung dieser typographischen Seltenheit lernen wir die Mitglieder der Gesellschaft kennen. Diese enthält nähmlich: »Episodia sodalitatis litterariae *Danubianae* ad *Conradum Celtem*, dum e Norico gymnasio (Ingolstadt; nicht Nürnberg, wie Denis übersetzt) ad *Viennam* Pannoniae concesserat;« und da die Namen vollständig angesetzt sind, mag es hier am rechten Orte seyn,

[1] S. dieses Schreiben bei Mosel (Geschichte der k. k. Hofbibliothek) S. 7. Wir heben hier folgende Stelle aus: »Nos vero ingenuis artibus eloquentiaeque faventes, quae solae omnes homines a ceteris animantibus secernunt, censuimus publicas potentis Oratoriae suavisque Poetices lectiones primum erigendas esse: sed, cum summa diligentia doctissimos quosque, qui super his Lectoris munus assumerent, inquireremus, celebris commendatio doctrinae tuae coram Majestate nostra ventilata est, affectus nostros movit, ut te ejusdem lecturae officio oneratum in universitate nostra sub nostro stipendio militare cupiamus: te summopere hortamur, quatenus sine mora his literis nostris perlectis ad capitaneum, senatum, regentesque provinciarum nostrarum Viennam te conferas, lecturam praedictam ex ipsorum manibus nostro nomine accepturus etc.«—

von den Einzelnen eine gedrängte Nachricht zu geben. Diese aber wird uns nicht nur zeigen, wie der Verein aus Männern bestanden, welche in bürgerlicher und wissenschaftlicher Beziehung gleich hochgestellt, sondern auch, wie er bereits von der Idee ausgegangen, die verschiedenen Völker durch ein geistiges Band zu nähern, und für gemeinsame Interessen zu beleben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Maximilian mehr oder minder alle gelehrten Anstalten; nichts war daher natürlicher, als daß er an der thätigen und einflußreichen Donaugesellschaft persönlichen Antheil nahm, und dadurch ihr erst jene Sanktion ertheilte, die eine wirksame Fortdauer verbürgte. Wir finden unter den Mitgliedern des Jahres 1497 nicht nur Oesterreicher und Deutsche, sondern auch Ungarn und Böhmen, und zum Vorsteher wird wiederholt der Bischof von Vesprim, Johannes Vitez, erwählt. Dieser von armen adeligen Aeltern geboren, war zugleich seit 1490 Administrator des Wienerbisthums, oberster Kanzler der Königin von Ungarn, und erhielt 1495 von K. Bladislaus den Auftrag, mit dem gelehrten Bischofe zu Stuhlweissenburg, Dominicus, die Landesgesetze zu erneuern. Sein Leben ist öfter beschrieben worden, hieher gehört, daß er ein großer Eiferer für die Reinheit und die Rechte der Kirche gewesen, und seiner ausgebreiteten literarischen Bildung wegen von den Zeitgenossen vielfach gefeiert worden. So besang ihn Hieronymus Balbi in mehreren Gedichten, und Aldus Manutius widmete ihm sein Athenaeum, aus dessen Zuschrift wir zugleich erfahren, daß Vitez in Italien von dem Cretenser Musurus das Griechische erlernt, und hierauf das Studium desselben in seinem Vaterlande eingeführt habe. Er starb 1499.

Das erste Mitglied indessen, das wir aus dem angeführten Werke kennen lernen, ist Johann Fuchsmagen (Fusemannus), ein vorzüglicher Rechtsgelehrter und Rath K. Friedrichs IV. und Maximilians I. Er war zu Hall in Tirol geboren, studierte an der Universität von Freiburg (1469), wurde Magister der Philosophie und Licenciat des canonischen Rechtes und hielt auch hier einige Zeit Vorlesungen. Celtis, dessen Berufung er zunächst veranlaßte, sagt von ihm: „Quis enim inter germaniae proceres te Fusemanne in inquirenda utraque (h. c. coeli terreque superficie) diligentior? Quis numerorum et dimensionum telluris circulorumque coelestium doctior? Quis eruditius gentes, populos, urbes, mariaque et flumina, variasque animalium et hominum figuras corporibus et affectibus differentes sub diversis coelestibus circulis et in diversis climatibus degentes melius te explicare potest?" Er sammelte Münzen, suchte alte Denkmale, und ließ sein Haus und die Wiener Akademie mit römischen Steinen und Inschriften zieren, von denen einige noch dem berühmten Lazius zu seinen Arbeiten als Erläuterungen dienten. Seine Bibliothek besaß viele Seltenheiten, die nach seinem Tode größtentheils dem Cuspinian zufielen, und jetzt noch in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Unter diesen erwähnen wir nur des Furius Dionysius Philokalus römischen Kalender, der, dem Joseph Scaliger und Markus Welser räthelhaft, nach neun Ausgaben noch nicht vollständig erklärt ist. Fuchsmagen starb am 3. Mai 1510 und wurde im Kloster bei St. Dorothea begraben.

In der k. k. Hof-Bibliothek zu Wien befindet sich ein schöner Pergament-Codex, der in einer chronologischen Aufzählung der Kaiser besteht, und von Fuchsmagen für Maximilian I. verfaßt worden ist. Aufschrift: Dive Maximiliane Cesar sacratissime. Ordo et series Augustorum, Caesarum, ac Tyrannorum qui imperium invadere ausi sunt, cum annotacione quo quisque tempore et quot annis imperaverit: ex suppulacione Eusebii, Prosperi et Palmerii ad Majestatis tue jussa subnotatur: cujus clemens aequusque censor ut sis, devotissimus Johannes Fuchsmagen Doctor per dexteram rectricem Imperalis culminis tui supplex orat. Mit dem zehnten Blatte beginnt ein Verzeichniß römischer Münzen, die Fuchsmagen dem Kaiser geschenkt hatte, mit folgender Aufschrift: Divo Maximiliano Cesari invictissimo varia haec veterum numismata priscam Romae urbis Majestatem testantia, et Augustorum Cesarum atque magistratuum nominibus inscripta. Johannes Fuchsmagen Doctor dono dedit. Eine Handschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert in der Universitäts-Bibliothek zu Innsbruck enthält mehrere Gedichte an Fuchsmagen von Zeitgenossen.

Pierius Graccus, eigentlich Johann Krachenberger, von Passau gebürtig, k. Rath und Sekretär, als Jurist und Dichter, noch mehr aber als Beschützer und Mäcen der Gelehrten ausgezeichnet. Von seiner literarischen Thätigkeit zeugen insbesondere mehrere Bücher Elegien, ein längeres Gedicht über Netz, die österreichi-

schen Annalen, und zahlreiche Briefe. Er lebte zuverlässig noch im Jahre 1514, und war damals gesonnen, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Ganz eigenthümlich erscheint in Serbien auch das bürgerliche Leben und das Hauswesen. Patriarchalisch herrscht das Oberhaupt der Familie, der Starjeschina, über Hab und Gut; er theilt jedem Gliede die angemessene Verrichtung und Arbeit zu, er verkauft mit Beiziehung der Hausgenossen das Entbehrliche, und kauft das Nöthige; ihm gebührt der Schlüssel zum Geldkasten, ihm liegt die Zahlung der Ausgaben, so wie der Steuern ob, und das Tisch- und Abendgebeth zu beginnen und zu schließen, ist, wie gesagt, seine Sache. Ist ein Gast geladen, unterhält sich und speist der Starjeschina allein mit ihm, wo viel Hausgesinde ist, wird ihm und den Gästen zuerst aufgetischt, am zweiten Tische sitzen die männlichen Feldarbeiter, dann erst speisen die Weiber und Kinder.

Das Oberhaupt der Familie ist nicht immer der Aelteste im Hause; wird der Familienvater zu schwach und alt, übergibt er die Herrschaft dem klügsten Sohne, Bruder oder Neffen, sey er auch der jüngste. Die absolute Gewalt des Starjeschina wird jedoch durch das Volk, die Hausgenossen nämlich, welchen das Recht den unklugen Hausvater abzusetzen zusteht, eine beschränkte. —

Das Hauswesen führt uns zur Darstellung eines serbischen Dorfes. Es gibt in Serbien Dörfer von 100, aber auch von 15 Häusern, im Durchschnitt zählen sie deren 30 bis 50. In den gebirgigen Theilen sind die Häuser so weit von einander entfernt, daß ein Dorf von 40 Wohnungen den Raum einer Hauptstadt einnimmt; es steht in einer Thalschlucht ein Haus, und oft eine halbe, ja ganze Stunde davon ist das nächste wieder in einem andern Thale; das Gebiet eines Spahia von vielen solchen Besitzungen ist nun ein Dorf, so daß zwei Bewohner verschiedener Dörfer Nachbarn seyn können. Aber selbst im ebenen Lande, wo die Häuser dichter angebaut, sind sie durch Gärten und Felder getrennt. Hier kann jeder Bauer aus einem Dorf ins andere nach Belieben übersiedeln, er braucht weder dem vorigen, noch dem neuen Spahia die Anzeige davon zu machen; sein Haus kann er verkaufen oder zerstören, Obst- und Weingärten pflegen und benützen gegen Entrichtung des Zehenten; am neugewählten Orte aber baut er sich auf nicht bearbeitetem Boden ein Häuschen, wählt sich urbaren Boden für Felder und Wiesen, pflanzt Obstbäume und Reben so viel ihm beliebig. Kommt der Spahia ins Dorf um die Kopfsteuer, und ruft er alle Bewohner aus dem Grundbuch beim Namen, wird der neu Angekommene mit dem Bedeuten, daß er sich hier festgesetzt hat, dem Grundherrn vorgestellt. In den Ebenen, besonders in kahlen, unfruchtbaren Gegenden sind die Wohnungen sehr elend, größtentheils mit Stroh und Bast bedeckt; in den Gebirgstheilen sind sie schöner und fester, aus Stein gebaut oder gemauert, und mit Schindeln bedeckt.

Im Hause gibt es nicht überall hinreichend viele Zimmer für die große Familie, die da beisammen wohnt, jedes Paar hat daher um das Haus herum sein besonderes Schlafgemach, wo es im Winter kein wohlthätiger Herd begrüßt; Rauchabführer gibt es nur in der Matschwa, in dem Passarowizer Kreis, und in den Erdhütten der Wallachen.

Unter den Serben ist keine Leibeigenschaft, kein geborner Herr, kein geborner Sclave. Die Grundherren, welchen der Zehent und die Kopfsteuer gebührt, sind die türkischen Spahien. Nur die Namen: Ljubowitj, Widaitj, Brankowitj, Philipowitj, Gjurgjewitj u. s. w. gleich wie die Sprache, verrathen noch serbische Abstammung, längst sind sie schon nationalisirte Türken. Sie erscheinen gewöhnlich im Herbst und im Winter in den Dörfern, die Abgaben einzusammeln. Der Spahia steigt im betreffenden Dorfe bei einem größeren und schönen Bauernhof ab, wo er gastlich empfangen wird; sich selbst indessen von dem Ertrag der Ernte zu überzeugen, ist nicht seine Gewohnheit. Hier nun wird auf die bloße Aussage des Landmannes, und das Zeugniß des Nachbarn die Zehentabgabe bemessen. Beklagt sich der Bauer: er habe spät angebaut, und der Reif habe den Mais verbrannt, die Aecker habe Hagel verheert, oder das Wasser verschwemmt, er habe wenig eingeerntet: läßt sich der Spahia leicht bereden, und tröstet ihn auf's künftige Jahr. Das Verhältniß des Bauers zum Grundherrn, wenn man ihn so nennen darf, ist also sehr erfreulich, und wohl nicht so, als es uns Pirch darstellen will. Bei Vielen findet auch eine Ablösung der Naturalabgaben Statt. So zahlen die Terschitjaner für jeden Verheiratheten jährlich 10 Piaster, und weiter keine Abgaben.

Die Verwaltung des Landes geschieht durch Knesen und Oberknesen. Zum Richteramt werden noch Geschworne zu-

gezogen, welche so wie die Knesen nur durch das Vertrauen des Volkes bezahlt werden. Sie sowohl, als die Männer des fürstlichen Hauses haben den Titel Hospodar, Herr, womit vor dem Aufstand 1804 nur die Begen und Spahien beehrt wurden.

Noch jetzt ist die Bestellung des öffentlichen Unterrichtes sehr mangelhaft. Aus den Klöstern sind bis jetzt noch immer die Lehrer des Volkes, die Priester, hervorgegangen, seltener aus den Händen der Letzteren selbst. In jedem Kloster findet man mehrere Studenten, deren Aufgabe es mehr zu seyn scheint, die Mönche zu bedienen, als sich auszubilden. Die kleineren hüten im Sommer Ziegen, Schafe, Schweine, verrichten leichtere Garten- und Feldarbeiten, klauben das Obst ab u. s. w.; die größeren folgen den Mönchen auf die Kollekte, im Winter aber führen sie Holz herbei und pflegen die Pferde, während die minderen zum Zimmerausfegen verwendet werden. Zum Lernen versammeln sich entweder Alle im Schulzimmer, wo sie ein Diakon oder Mönch im Lesen unterrichtet, oder jeder geht zu seinem besondern geistlichen Lehrer. So geschieht es, daß manche 4 und 5 Jahre im Kloster vergeuden, ohne das Lesen zu lernen, weil die Frucht des Winters durch die häufige Arbeit im Sommer verloren geht. Es sind jedoch schon viele öffentliche Schulen eingeführt.

Da in Serbien kaum in jedem zehnten Dorfe eine Kirche anzutreffen, besucht das gläubige Volk zur Zeit der großen Faste und anderer Festtage die zahlreichen Klöster, um da zu beichten und das heil. Abendmal zu empfangen. An den Festtagen erscheinen sie wohl bloß zum Markt, wo sich bei günstiger Witterung am Maria-Verkündigungstage, am Palmsonntag, Christi-Verklärungs- und den Frauentagen mehrere tausend Wallfahrter versammeln. Hier verkaufen verschiedene Käufer ihre Waaren: die Wirthe schenken Wein, Most und Branntwein aus; die Fleischer braten Lämmer, Schafe, Ziegen und Schweine zum Verkauf; hier suchen junge Männer eine Braut aus (gebräuchlich kommen Jungfrauen am Palmsonntag, Bräute zu Ostern); hier begegnen und besprechen sich Pathen, Freunde und Verwandte von verschiedenen Dörfern. — So besuchen die Batscher am Dreieinigkeitstage die Syrmier Klöster, halten sich jedoch bei keinem lange auf, sondern wandern von einem zum andern, die Heiligenbilder küssend, und das Refectorium besichtigend (als z. B. in Rawaniza, wo die Schlacht am Amselfelde, oder in Jaska, wo der Tod des Königs Urosch gemalt ist); im eigentlichen Serbien aber erscheinen die Kirchenbesucher schon am Vorabend, die von der nächsten Umgebung am Morgen des Festes, und bleiben bis nach Mittag. Männer sowohl als Weiber erscheinen in ihren schönsten Festkleidern. Reichere Landleute gehen nach berühmten Wallfahrtsorten sogar zehn Tage weit, in Studeniza strömen sie aus ganz Serbien, Bosnien und der Herzegowina mit Opfergaben zusammen, und gewiß würden auch die syrmischen Klöster häufiger besucht, wenn nicht die Quarantaine wäre.

Die Weltpriester hingegen spielen eine sehr untergeordnete Rolle. Ihr Aeußeres unterscheidet sich wenig von Bürgern oder Landleuten, das Kleid gewiß nicht, höchstens der lange Bart, welchen die älteren pflegen. Ein Pope hat gewöhnlich mehrere Gemeinden unter sich; sein geistliches Amt besteht größtentheils darin, daß er zum Patrons-Tag seiner Pfarrkinder mit geweihtem Wasser erscheint, um den Patronskuchen einzusegnen. Sollte aber der Bauer seiner bedürfen, um Gebethe über den Kranken auszusprechen, oder zur Kindstaufe, muß er ihn von seiner Wohnung abholen; findet er ihn nicht, so muß er ihn oft Tage lang aufsuchen.

Zu Hause ist der Pope angewiesen, alle Feldarbeiten zu verrichten: er ackert, karstet, bebaut das Feld, und erntet, wie jeder Andere des Dorfes, die Früchte seines Fleißes selbst ein. Die Klostergeistlichen sind älteren Ursprungs, ferner reicher, höher gestellt, wegen der Ehelosigkeit, und der häufigen Uebung willen vertrauter mit dem Ritus, weil in Klöstern sehr häufig Gottesdienst gehalten wird, während mancher Pope nur einmal jährlich der Liturgie bedarf.

Wenn uns viele Sitten der Serben an die Geschichte des Mittelalters erinnern, so ist dieß vorzüglich bei der Probe durch glühendes Eisen der Fall. Wird Jemand von Mehreren des Diebstahles beschuldigt, und er läugnet, muß er diese Probe bestehen. Es wird alsdann in einem mit heißem Wasser angefüllten Kessel ein glühendes Eisen (wohl auch ein halbverglaster Kieselstein) eingesenkt, das der Beschuldigte mit beiden Händen sogleich wieder herausziehen muß. Seine Schuld wird dadurch, daß er sich die Hand verbrennt, so wie die Unschuld durch das Unverletztseyn bewiesen. Wohl wenige mögen da mit heiler Haut davonkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

20. Sonnabend, den 11. März 1837.

Ueber die
Personalbeschreibung der Propheten
nach der Ueberlieferung der Morgenländer.

Der vortreffliche Aufsatz im Stuttgarter Kunstblatte über die Malerbegriffe christlicher Kunst in der Darstellung hebräischer Propheten und christlicher Heiligen hätte von dem Gegenstande dieses Artikels kaum Kunde nehmen können, wenn dem Verfasser auch die Quellen, an welche hier die Wünschelruthe des Orientalisten anschlägt, zu Gebote gestanden hätten, weil trotz der Gründlichkeit jenes Aufsatzes die Vorstellungen moslimischer Kunst und Ueberlieferungen außer den Gränzen der christlichen liegen; näher lag der Gegenstand des im eilften Bande des Nouveau journal Asiatique von Ferdinand Denis aus dem Handbuche des Malers und Bildhauers des Hrn. Arsenne gegebenen Auszuges über die Miniatur-Gemälde orientalischer Handschriften und Gemälde von Reisebeschreibungen in ihrem Verhältnisse zur neueren Malerei betrachtet. In diesem schmächtigen Auszuge von acht Octavblättern ist aber von einer Systemisirung der Mustergemälde gar nicht die Rede, es wird nur oberflächlich von den Gemälden einiger orientalischer Handschriften gesprochen, ohne daß der Verfasser auf den Gegenstand derselben näher eingegangen wäre. Wenn er sich nur hätte die Mühe geben wollen, den Gemälde-Cyclus eines einzigen Schahname in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, so hätte er aus demselben eine Gallerie von Mustergemälden für Helden, Diwe, Schlachtrosse und Köschke zusammenstellen können; hieran aber hat der Verfasser gar nicht gedacht, noch weniger an eine Classifikation der Gegenstände altpersischer Malerei und Sculptur. Die Architektur blühte im Islam unter den Beni Omeije durch die herrlichen Moscheen derselben zu Damaskus und Cordova auf, welche die Muster aracenischer Baukunst für alle künftigen Zeiten; die Malerei aber datirt ihre Blüthe in Persien wohl erst von dem Beginnen der mongolischen Herrschaft in diesem Lande, wodurch der Perser in nähere Berührung mit China gebracht, seinem natürlichen Talente in der Malerei, trotz der strengen Satzung des Islams, freien Lauf ließ. Bekannt sind die Stellen der Ueberlieferung, wodurch der Prophet dem Moslim Figuren zu malen oder Statuen zu schnitzen verboth, weil der Mensch das Werk seiner Hände zu beseelen nicht im Stande, und weil am jüngsten Tage diese Machwerke menschlicher Kunstfertigkeit von ihren Urhebern die Seele fordern würden, die sie ihnen zu ertheilen nicht vermögend gewesen; eine in anderer Beziehung höchst beachtungswerthe Lehre für Künstler, welche, nicht im Stande ihre Kunstwerke mit dem Hauche des Genius zu beleben, dem Verdammniß-Urtheile des Weltgerichtes verfallen sind. Trotz des vom Propheten wider Gemälde und Statuen geschleuderten Bannstrahles, erhob sich zwar nicht die Sculptur, aber doch die Malerei in Persien zu einem beachtungswerthen Grade von Vollkommenheit, zwar nicht in der Perspektive, deren Mangel die Erbsünde chinesischer Malerei, aber in dem brennenden Schmelze dauerhafter Farben, in der Zartheit von Blumengemälden und in der fantastischen Verschlingung der Arabesken und Goldschnörkel. Blumen und Figuren sind die beiden Hauptgegenstände persischer Malerei; die letzten, die wir hier vorzüglich ins Auge fassen müssen, um zu dem Ziele dieses Aufsatzes zu gelangen, zerfallen in die sieben Classen, 1) von Engeln oder guten Geistern; 2) von Diwen oder Dämonen; 3) von Königen oder Helden; 4) von Frauen und ihren Zofen, nähmlich den Heldinen romantischer Gedichte und dem Gefolge ihres Frauengemachs; 5) die Propheten; 6) die Genien der Planeten; 7) die Thiere, die wirklichen und fabelhafte Ungeheuer. Die letzten sind der Gegenstand der Naturgeschichte, und die Handschriften des Abschaibol-Machlukat, d. i. von den Wundern der Geschöpfe und andere naturhistorische Werke sind damit

ausgeschmückt. Da diese Werke nicht nur die Thierwelt, sondern die ganze Natur in ihren höchsten und tiefsten Regionen umfassen, so enthalten sie auch die Gemälde der guten und bösen Geister, der Engel und Diwe, der fabelhaften Ungeheuer und der Genien der Planeten. Aus einer solchen Handschrift sind die Genien der Planeten abgezeichnet, womit vor acht und zwanzig Jahren die Fundgruben des Orientes geöffnet worden. Eine höchst merkwürdige bildliche Darstellung derselben Genien der Planeten und der zwölf Bilder des Thierkreises befindet sich in Metall gearbeitet auf einem sehr kostbaren Trinkgefäße in der zwar minder, als andere dieser Art zahlreichen, aber höchst gewählten Sammlung Sr. Durchlaucht des Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten von Metternich, deren Beschreibung mit den beigegebenen Abbildungen eine für den Antiquar, Numismaten, Orientalisten und Künstler gleich lehrreiche Erscheinung, ein würdiges Seitenstück zu der, von Reinaud mit so viel Sachkenntniß beleuchteten, Beschreibung der moslimischen Denkmale des Herrn Herzogs von Blacas [1] seyn würde. Ein Seitenstück zu dem Aufsatze, welcher die Fundgruben des Orients unter dem Titel: über die Sternbilder der Araber, eröffnet, geben wir hier durch die folgende Uebersetzung eines Abschnittes aus dem Chamis, d. i. das Fünfgeschaarte, der vortrefflichsten aller Lebensbeschreibungen Mohammed's [2], aus der auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Handschrift [3].

Rischam der Sohn des Aaß erzählt: Ebubekr sandte mich und einen anderen Koreischiten als Gesandte an Heraklius, um ihn zur Annahme des Islam einzuladen; eines Nachts sandte er nach uns und führte uns in ein großes vergoldetes Gemach, in mehrere kleine Behältnisse untergetheilt, deren jedes mit einem besonderen Thore versperrt und verriegelt war. Er öffnete eines und zog daraus ein Stück schwarzen Seidenzeuges hervor, auf welchem ein rundes Gemälde mit Farben nach dem Leben; es war ein Mann mit großen Augen und ungeheuern Hüften, langem Halse, ohne Bart, doch mit dem schönsten und längsten Haare begabt. »Wißt ihr, sagte Heraklius, wer dieses ist? dieses ist Adam, über den Heil sey! welcher mehr Haare hatte, als ein jeder anderer Mensch.« Er öffnete dann einen anderen Schrank und zog ein schwarzes Seidenzeug heraus, worauf ein weißes Bild gemalt, ein Mann von ungemein krausem Haaren, rothen Augen, dickem Schädel, schönem Bart, — es war Noe; dann öffnete er einen anderen Schrank und zog daraus ein schwarzes Seidenzeug hervor, worauf das Bild eines Mannes von ungemein weißer Gesichtsfarbe, schönen Augen, hoher Stirne, langen Wangen, gerader Nase, weißen Bartes, lächelnden Angesichts; — er sprach, kennt ihr diesen? wir sagten, nein! es ist, sagte er, Abraham. Hierauf öffnete er einen Schrank, worin er ein weißes Bild, bei Gott! das des Propheten (Mohammeds). Diesen, sagte er, kennt ihr wohl, wir weinten, denn das Bild schien uns mit besonderer Rührung anzusehen. Er verweilte eine Zeitlang, und öffnete einen anderen Schrank, worin auf schwarzem Seidenzeuge das Bild eines Mannes von ungemein krausem Haare, tief liegenden Augen, trotzigen Angesichtes, dichtverflochtener Haare, und schwellender Lippen als ob er zornig; dieses, sagte er, ist Moses, der Sohn Amran's; neben ihm war das Bild eines anderen, ihm ähnlichen Mannes, nur waren die Haare gesalbt und die Stirne breit, dieß war Aron sein Bruder. Er öffnete dann einen anderen Schrank und zog ein Stück weißen Seidenzeugs hervor, worauf das Bild eines vierschrötigen Mannes, von schönem aber zornigem Angesichte, — es war Loth. In dem nächsten Schranke, aus welchem er ein Stück weißen Seidenzeugs hervorzog, war das Bild eines Mannes von weißem Schnurbarte, rothen Wangen, schönem Gesichte, — es war Isaac. Im nächsten Schranke befand sich auf weißem Seidenzeuge das Bild eines dem vorigen ganz ähnlichen Mannes, nur mit einem Muttermale auf der Lippe, — es war Jakob; aus dem nächsten Schranke zog er abermal ein Stück schwarzen Seidenzeugs hervor, worauf das Bild eines Mannes von weißem schönen Gesichte, mit hochgewölbter Nase und mit strahlendem Angesichte, das in's Röthlichte fiel, — dieß sagte er, ist Ismail, der Ahn eueres Propheten. Noch weit strahlender, fast wie das Anlitz der Sonne, war das des nächsten, auf weißem Seidenzeuge gemalten Bildes, welches der ägyptische Joseph. Im nächsten Schranke war auf weißem Seidenzeuge das Bild eines dünnschenkelichen Mannes, mit schwachen blöden Augen, und dickem, schwertumgürteten Bauche, — es war David; er rollte das-

---

[1] Description des monumens Musulmans du cabinet de M. le Duc de Blacas par M. Reinaud. Paris 1828. 2 Bände.

[2] S. der Islam und Mohammed im LXIX. B. der Jahrbücher. S. 26.

[3] Die kaiserl. Hofbibliothek besitzt zwei Handschriften dieses vortrefflichen Werkes, die vorzüglichere, ein kleiner Foliant von 539 Blättern Bl. 14 unter der Aufschrift: Ueberlieferung von den Gestalten der Propheten.

selbe zusammen, und zog auf weißem Seidenzeuge das Bild eines starkhüftigen, langfüßigen, auf einem Pferde sitzenden Mannes hervor, welches Salomon, der Sohn Davids; dann öffnete er einen anderen Schrank, worin auf schwarzem Seidenzeuge das Bild eines jungen Mannes, von schwarzem Barte, reichem Haarwuchs, schönen Augen und schönem Angesichte, — es war Jesus der Sohn Maria's. Wir fragten den Kaiser, woher er denn alle diese Bilder habe? — er sagte uns, daß Adam den Herrn angefleht, daß er ihm die Bilder der Propheten, seiner Nachkommen zeigen möge, worauf ihm Gott diese Bilder gesendet, die er in seinem Schatze in Westen aufbewahrt, wo dieselben Alexander aufgefunden, und durch Daniel diese Copien auf schwarzem und weißem Seidenzeuge habe verfertigen lassen.

Hammer-Purgstall.

Serbische Sitten.

(Fortsetzung.)

Sagen- und Märchenkranz.

Der innere Reichthum der Serben an Gefühl und Fantasie wird uns durch die Volkslieder, deren Ruf europäisch ist, so wie durch ihre Sagen, die minder bekannt sind, belegt. Vielleicht der schönste in der Geschichte Serbiens ist der wahrhaft große Charakter des Milosch Obilitj. Der innigste Vertraute des letzten Knesen Lasar, wurde er diesem kurz vor der blutigen Schlacht am Amselfelde 15. Juni 1389 durch Wuck Brankowitj verdächtiget; seiner Unschuld sich bewußt, und entschlossen sich großmüthig an dem argwöhnischen Fürsten zu rächen, eilte er mit zwei Gefährten nach dem türkischen Lager, als wollte er dem Sultan Amurat wichtige Geheimnisse verrathen.

In das Zelt das Großherrn eingeführt, glaubte er durch den Tod des von seinem Dolche hingestreckten Amurats Verwirrung unter die Feinde gebracht, sein Vaterland ohne Schlacht, deren gefährlicher Ausgang vorauszusehen war, gerettet zu haben. Doch der Sultan lebte gerade so lange noch, daß er dem tapfern Scävola der Serben die Todesstrafe diktiren, seine Truppen zur Rache auffordern, ja den Untergang des serbischen Reiches nach der unheilvollen Schlacht sehen konnte. Diesem wahrhaft tragisch-interessanten, und historisch-unsterblichen Charakter glaubte das serbische Volk auch einen Platz in seinem Märchenkranze anweisen zu müssen, ein Denkmal seiner Art, nicht griechisch, nicht römisch.

Stephan der Gewaltige sah auf einer Jagdpartie im Gebirge Zer von weitem die Zweige eines Baumes sich wechselweise erheben und zur Erde senken. Verwundert naht er dem Orte, wo er unter dem Baume einen Knaben rücklings bei einer Heerde Schafe schlafen, und eine Axt in den Stamm des Baumes eingekeilt sieht: die Bewegung der Zweige rührt vom Knaben her, durch dessen Athem sie herabgezogen, und beim Aushauchen abgestoßen werden.

Noch mehr erstaunt, versucht es der Zar, dem Kleinen die Axt vom Stamme zu nehmen, aber vergebens! Sogleich schickt sich die geschäftige Zahl der Vasallen an, dem Knes behülflich zu seyn, sie können indessen ebenfalls die Axt nicht von der Stelle rücken. Der Knabe wird dadurch munter, Stephan fragt ihn: »Wie heißest du?« — »Milosch« — »Hast du Aeltern?« — »Nur die Mutter, der Vater ist gestorben,« — »und wo ist deine Mutter?« — »Sie ist da unten im Dorfe zu Hause,« »wohlan! führe uns zu derselben,« — »ich kann wegen der Schafe nicht,« — »wir wollen dir beistehen, die Heerde nach Hause zu treiben.« — So wurde er endlich bewogen, sie in seine Wohnung zu führen. Alle waren nun neugierig, was er mit der Axt thun, ob er selbe aus dem Pflock herausbringen, oder ob da lassen werde. Als die Herrde in Bewegung war, zieht Milosch die Axt mit einer Hand aus dem Stamme und wirft sie auf die Achseln. Zu Hause angelangt, verläßt Milosch die Heerde und die unbekannten Gäste, um hinter dem Gebäude seine Mutter aufzusuchen. Der Zar besorgt, der Knabe möchte ihm entgehen, folgt ihm nach, und sieht durch die Spalte eines Balkens in das Haus, wo er die Mutter des Milosch erblickt, welche Brot knetend die linke Brust über die rechte Schulter, die rechte Brust über die linke geworfen hat. Verwundert rief der Zar aus: »Also diese fruchtbare (obil) Mutter gebar den kräftigen (obil) Sohn.« Diesen nimmt der Zar zu sich an den Hof, und gibt ihm den Nahmen Obilitj.

Von der Geschichte springen wir auf die Metamorphose. Den Serben war der Guckguck (Kukawica) eine Frau, welche so lange um den Tod ihres Bruders weinte und trauerte, bis sie sich in diesen Klagevogel verwandelt hat. Nach andern wurde es dem Geiste des Bruders lästig, daß sie so lange klage, und auf seinen erbitterten Fluch sey sie ver-

wandelt worden; endlich halten andere dafür, Gott habe sich erzürnt über ihre ungerechte Klage, und ihr die Gestalt zur Strafe auferlegt. Daher wird jede Serbin, die einen Bruder verlor, zu Thränen gerührt beim Schlage des Guckgucks. — Der Guckguck ist ferner für die Räuber ein ominöser Vogel: läßt er sich frühzeitig im dichten, finstern Walde hören, deutet er denselben Unheil für jenes Jahr an; Freude verkündet er am Saume des Waldes.

Das Märchen vom Märzenschnee gehört ebenfalls in die Reihe der grauenhaften Metamorphose. — Ein Weib hatte einst im März eine Heerde junger Ziegen das Waldgebirg hinan in die Sommerweide getrieben, als sich plötzlich Schnee und der Nordwind einstellte; ergrimmt, sein Vorhaben vereitelt zu sehen, ließ es dennoch von demselben nicht ab, sondern fluchte über das Wetter. Nun kam die Reihe zu zürnen an dieses. Frost, Wind und Schnee stürmen furchtbar auf das Weib los, so daß es sammt seiner Ziegenheerde in Steinmassen verwandelt wird, die noch auf irgend einer Anhöhe dem abergläubischen Volke zur Warnung dienen: das Weib steht in der Mitte, rund herum die Ziegen.

Ein ähnliches Märchen wird von der Nacht vor dem Feste der Erscheinung des Herrn erzählt. Es herrscht hier der Aberglaube, der Himmel öffne sich in dieser Nacht, und Gott gewähre Jedermann, was er verlangt, wenn er nur um Eines bittet. Darum lauern Manche die ganze Nacht unter freiem Himmel, um sich ihren Wunsch zu erbitten, aber es ist nicht jedem gegönet, mit profanen Augen die Herrlichkeit zu sehen. So nun traf das offene Himmelsgewölbe einen lang im Antichambre harrenden Bittsteller in der Wohnstube; um die Zeit nicht zu versäumen, während die Gnadenthore offen stehen, steckt er eiligst den Kopf zum Fenster hinaus, und ruft aus vollem Halse: Gib mir Gott! den Kopf eines achtjährigen Pferdes (daj mi Bozje! od osmak glavu) anstatt zu sagen: Gib mir! Gott! ein Viertel Geld (daj mi Bozje! osmak blaga). In demselben Augenblicke wird sein Wunsch erfüllt: Schädel und Schnauze werden länger, und sieh! der Mensch erlangt einen Pferdekopf. — —

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1604.

Den 17. Juni haben Jre Fürstl. Dht. Ferdinandus, herzog Albrecht aus Bayern, wie auch all die andern Ertzherzogen vnd Ertzherzoginen, dem Fest des Fronleichnams, So gar ansehnlich gehalten worden, beygewohnet. Wie auch alls es vber acht tag, den 24. Junì, widerumben celebriert worden, alle fürstl. Persohnen (außer herzog Albrecht aus Bayrn, so schon abgereist war) Sich darbey befunden. Disen abend war ain Schön kostbarlich Sonwendt Feuer vor St. Paulus Thor gehalten.

Den 20. Juni war Sontag, bin ich mit meinem hrn Vettern Peter Cassäln nach dem Closter Rein, zwo meill von Grätz verraist, vnd weill sie gleich ieren Umbgang hielten, Sendete Jre fürstl. Dht. die alte Ertzherzogin, So auch Alda war, den hoff Fnrier Dionissium; ließ mier bevelchen, Sollte neben des Papler, war ain Crainerischer vom Adl vnd neulich Catholisch worden, den himel helffen tragen. (Vermuetblich wars mier von meinem hrn Vettern allso angesrimbt) wie hoch Jch auch imer batte mich zu entschuldigen, habe ich doch nichts gerichtet, Sondern habe dem Bevelch benügen leisten müssen rc. da wäre es am sicheristen gewesen, weit davon.

Den 10. Juni haben die Congregation S. Spiritus, deren Rector für dismallen war Frater Georgius Falbius, Monachus Garstensis, So hernach Prälat zu Göttweich im Ertzherzogthumb Oesterreich vnder der Ennß worden, und Endlich auch Religions-Reformator in Oesterreich ob vnd vnder der Ennß rc. Jre Festum oder Bruderschaft Feste in Grätz gehalten. Weill dan mein herr Vetter auch in disee Bruderschaft war, vnd vom Rector der Congregation zum Mittagmall in das Convict eingeladen wurde, hatt er mich mit Jme genomben rc. Regens des Convicts für dismall war herr Pater David, des Ferdinandei Regens aber war Pater Marcellus.

Den 4. September ist hr. Prälat Johann Wilhelm Heller in Weyr von Gärsten komen, allso balden forth nach Maria Cell verreiset. Jm widerkhern hat er die vor diesem angefangene Reformation continuiren gäntzlich in Forsatz gehabt, als in aber seine Burger vnd Baurn, So demüttig darfür gebetten vnd Hr. Prälat ohnediß nich. vill Lust darzu hatte, auch eines frommen gemüths war, Jst es biß auf Hr. Abbten Anthonium Spindler so bliben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

21. Mittwoch, den 15. März **1837.**

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Augustinus Olomucensis (Kaesenbrot), Theolog, Astronom, Dichter, Geschichtsschreiber, war zu Olmütz geboren, studierte in Padua Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie, und erhielt in der ersten sowohl, als in der letzten die Doktorswürde. Seine ausgebreiteten Kenntnisse öffneten ihm die Bahn zu bedeutenden Ehrenstellen. Er ward Domherr, später Probst zu Olmütz und Brünn, und leitete als erster Sekretär König Wladislaw's sehr viele und wichtige Staatsgeschäfte. Wie natürlich mit den größten Gelehrten seiner Zeit in fortwährend naher Berührung, erscheint er auch als einer der eifrigsten Theilnehmer an den Interessen der Donaugesellschaft. Wir besitzen von ihm mehrere Schriften, unter denen insbesondere die Briefe über und wider die Waldenser als schöne Denkmale streng kirchlicher Gesinnung, und der historische Catalog der Bischöfe von Olmütz[1] unsere Aufmerksamkeit verdienen. Aber auch der Dialogus in defensionem poëtices, der 1493 in Venedig erschienen, die Epigramme, welche Celtis in Wien herausgegeben, und das größere Gedicht de bellis Pannonicis haben bleibenden Werth. Ueberdieß besorgte er noch 1495 zu Venedig den Druck von J. Bianchini's »Tabulae coelestium motuum,« und widmete sie seinem gelehrten Oheim Andreas Stiborius. Er starb in seiner Vaterstadt 1513, nicht älter, wie die dortige Grabschrift in der Domkirche bezeugt, als 46 Jahre, 8 Monate, und hinterließ seine zahlreiche Büchersammlung dem Domkapitel.

[1] Augustini Olomucensis Episcoporum Olomucensium Series, quam recens. continuav. notisque illustr. Fr. X. Richter. Olomucii 1831. 8. Die erste Ausgabe erschien zu Wien 1511 in 4.

Julius Milius, Leibarzt des Königs von Ungarn, und, wie aus dem letzten Verse seiner Episode an Celtis hervorgeht, der Geburt nach ein Italiener. Der Geschichtsschreiber Bonfin nennt ihn Aemilius, und rühmt nicht nur dessen edle Abkunft, sondern auch die große Gelehrsamkeit, von der wir indessen keine weiteren Denkmale besitzen.

Johannes Cuspinianus (Spießhaymer — so heißt es auf dem Grabsteine bei St. Stephan) gehört, man mag ihn nach seiner politischen oder literarischen Wirksamkeit betrachten, zu jenen Erscheinungen, welche sich in allen Jahrhunderten als Seltenheiten herausstellen. Um das Jahr 1473 zu Schweinfurt geboren, kam er, kaum 15 Jahre alt, nach Wien, und machte hier, besonders unter der Leitung des Professors der Dichtkunst, Paulus Amalthäus, die außerordentlichsten Fortschritte in seinen Studien. Schon 1493 erhielt er den poetischen Lorbeerkranz. Hierauf studierte er Medicin, wurde Doktor, und bekleidete von nun an die ersten Ehrenämter an der Hochschule. Nach Celtis Tode übernahm er die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, und zugleich die Stelle eines Vorstehers der kaiserlichen Bibliothek, bald aber verwendete ihn K. Maximilian, der sich oft ganze Nächte hindurch mit ihm unterhielt, zu den wichtigsten Staatsgeschäften, und auch Ferdinand I. schenkte ihm das vollste Vertrauen. Seine Leistungen als — Rath, Gesandter und Vermittler; seine Verdienste um die Universität als beständiger Superintendent, sein Verhältniß zur Stadt Wien als Stadtanwalt — gehören wohl nicht hieher; wenn man indessen bedenkt, wie bei all den Geschäften, die auf ihm lasteten, und deren Durchführung nie etwas zu wünschen übrig ließ, er dennoch einen so thätigen und fruchtbaren Einfluß auf die Cultur der Wissenschaften genommen hat, wird man um so weniger anstehen, dem Ausspruch der Verehrung beizupflichten, den die Geschichte seinem Andenken schuldig ist.

Cuspinian war unstreitig das würdigste Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft, und dieß nicht allein der vielen Werke willen, die er hinterließ, sondern durch den lebendigen Geist, mit dem er auf dieselbe wirkte. Es wird sich im Verlaufe unserer Darstellung wiederholt die Gelegenheit darbieten, diesen näher kennen zu lernen; hier möge es genügen, in Kürze der schönen Denkmale zu erwähnen, die wir dem unermüdeten Fleiße des vortrefflichen Mannes verdanken. Das Studium der Alten war allenthalben lebendig geworden; Cuspinian wirkte dafür nicht nur selbst durch kritische Ausgaben aus Handschriften[1], sondern veranlaßte auch solche, indem er aus seiner reichen Sammlung gute Codices Anderen mittheilte[2]. So kam er schon frühzeitig zu der Idee, eine Geschichte der Cäsaren sowohl als der römischen Consulen zu schreiben. Erstere vollendete er im Jahre 1512, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er am 6. April an Reuchlin geschrieben: sie erschien aber erst 1540 im Drucke[3]; letztere fand sich nach seinem Tode ebenfalls vollständig vor, kam indessen nicht früher, als im Jahre 1552 unter die Presse[4]. Beide Werke verschafften ihm in der literarischen Welt einen Namen erster Reihe, und mit Recht; denn was auch die neuere Kritik daran zu rütteln und schütteln finden mag, kann sie doch nie übersehen, wie Cuspinian der Erste war, welcher mit seltenen Studien und nicht ohne tiefe Kritik an die Ueberlieferungen der Alten ging, und diese zu einem schönen Ganzen verschmolz. Insbesondere verdankt die deutsche Geschichte dem ersteren Werke viele höchst wichtige Aufschlüsse, und Niemand wird die Biographie Kaiser Maximilian's I. ohne innige Rührung lesen können. Für vaterländische Geschichte hat Cuspinian überdieß noch zwei Werke geschrieben, die in jeder Beziehung unsere vollste Anerkennung in Anspruch nehmen: wir meinen seine Austria[1], und das wahrhaft schöne „Diarium de congressu Caesaris Maximiliani et trium regum in urbe vienensi 1515[2].« Ist dieses, als einzige Quelle, eine meisterhafte Darstellung eines der wichtigsten Momente in der Geschichte des Hauses Habsburg; so bietet jene des Interessanten und Gehaltvollen so Vieles, daß man darüber die dort und da eingeschlichenen irrigen Angaben wohl leicht übersehen mag. — Auch die »Oratio Protreptica ad Sacri Ro. Imp. Principes et proceres, ut bellum suscipiant contra Turcam," die bald nach der Schlacht von Mohacz bei Singrenius erschienen, ist eine höchst beachtenswerthe Stimme der Zeit, denn sie vereinigt edle Freimüthigkeit mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse, und gewährt dadurch einen tieferen Blick in die damaligen Zustände, als ganze Reihen diplomatischer Ueberlieferungen. Krieg wider den Erbfeind von Osten war bereits seit mehreren Decennien der allgemeine Ruf Deutschlands geworden; je näher aber die Gefahr rückte, desto größer zeigte sich das Bedürfniß der Abwendung zunächst in den österreichischen Ländern, und wenn Maximilian diese Aufgabe stets vor Augen hatte, und selbst an die Wiedereroberung Jerusalems dachte, kann man es wohl, wie manche Neuere vorschnell thaten, weniger eine Träumerei, als vielmehr eine richtige Ahnung der Bedrängnisse nennen, die ohne kräftiges Entgegentreten später oder früher hereinbrechen würden. In diesem Sinne hatte auch Cuspinian schon früher mehrere Gedichte geschrieben und im Jahre 1522 überdieß noch das Werkchen: De Itineribus in Turciam, Felice Petantio cancellario Segniae Autore, zum Drucke befördert[3]. Dieses gibt vorerst zwei Wege nach der Türkei an, den einen von Belgrad aus, den andern durch Siebenbürgen. Hierauf wird gezeigt, wie die Feinde durch Dalmatien und Kroatien in Deutschland einfallen können, und endlich werden nach dem Beispiele der Römer noch ein Paar Wege von der Meerseite gegen Thracien gewiesen. Den Schluß macht ein nachdrücklicher Epilogus exhortatorius ad invadendum Turcos. Cuspinian's Zuschrift an Ferdinand I. handelt vom Ursprunge der Türken, von der Vertreibung ihrer Sekte aus Spanien unter dem

---

1 Dionysii Periegesis. I. Situs Orbis Ruffo Avieno interprete. Viennae, Winterburger, 1508. 4. Lucii Flori libri historiarum a Cuspiniano castigati, cum indice. Ib 1511. 4. Panegyrici Variorum Autorum et Declamationes nonnullae perquam eruditae, hactenus non impressae. Ib. 1513. 4. Liber hymnorum Prudencii. Impr. Viennae per I. Winterburg. 4. etc. etc.

2 So schickte er 1502 dem Aldus die vier ersten Kapitel des Valerius Maximus, die dieser auch bei der im selben Jahre erschienenen Ausgabe benützte. Dem Nikolaus Gerbelius übergab er den Philostratus, dem Conrad Peutinger den Jornandes u. s. w.

3 De Caesaribus atque Imperatoribus Romanis opus insigne. Argentor. 1540. Fol. Enthält noch: »De Turcorum origine; Foelicis Petancii, quibus itineribus Turci sint aggrediendi; Diarium de cogressu — in urbe Viennensi 1515 facto.«

4 De Consulibus Romanorum Commentarii etc. Basil 1553. Fol. Damit erschien zugleich die Austria. Wechel in Frankfurt legte diese, so wie das vorhergehende Werk 1601 von Neuem auf.

1 Austria cum omnibus ejusdem Marchionibus, Ducibus, Archiducibus, ac rebus praeclare ad haec usque tempora ab iisdem gestis. Basil. 1554. Fol.

2 Erschien im nähmlichen Jahre auch deutsch.

3 Imprimebat Viennae Austriae Joannes Singrenius Chalcographus. Anno Salutis MDXXII. 4.

mütterlichen Großvater Ferdinand, von des väterlichen Großvaters, Maximilian's, durch den Tod vereitelten Anstalten. Es käme nun also auf seinen Bruder Carl und ihn.« — So griff der seltene Mann in die Fragen der Zeit, deren Berathung und Lösung häufig in seiner politischen Stellung lag, auch als Literator ein, und wenn wir die bisher angeführten Werke noch einmal übersehen, können wir wohl nichts anderes thun, als auf den im Eingange gemachten Ausspruch in der Ueberzeugung hinzuweisen, daß unsere Leser dieselbe Ansicht gewonnen haben. Indessen sind noch einige andere Schriften zu erwähnen übrig, die nicht minder unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die wiederholten Reisen nach Ungarn in diplomatischen Angelegenheiten benützte Cuspinian zugleich, um sich nähere Kenntnisse von diesem Lande zu verschaffen. So entstand sowohl seine Beschreibung, als seine Karte desselben, von welchen wir jedoch keine weiteren Notizen haben, als die wir durch ihn selbst überkommen: »Descriptiones regni Hungariae et tabulam ejus edidi ac Regi Hungariae Ferdinando dicavi, quae jam impressa circumfertur. Opus hercle insigne, absit invidia verbo.« (De Consul. p. 418.) Als Vorarbeiten zu seinen beiden größeren historischen Werken besorgte er 1515 die erste Ausgabe des Otto von Freisingen aus einer Handschrift des Schottenklosters zu Wien, und verwendete gleiche Sorgfalt auf einen Catalogus Consulum Rom., den er vom Stabius in Handschrift erhalten hatte. Auch schrieb er an einem Stammbaum der österreichischen Regenten, worin ihm jedoch Stabius, wie er selbst sagt, zuvorgekommen, und im Jahre 1527 gab er zu Wien ein chronologisches Verzeichniß der Kaiser und Päbste heraus. Seine Gedichte, welche sich zerstreut in verschiedenen Werken befinden, und jedenfalls einen mäßigen Octavband füllen würden, hätten schon längst ihrer sprachlichen Gewandheit und historischen Richtung wegen gesammelt zu werden verdient. Uebrigens stand er mit den größten Gelehrten des Auslands in fortwährender Verbindung, so wie er in Wien — auch außer den Beziehungen zur Donaugesellschaft — beinahe auf jede literarische Erscheinung Einfluß genommen hat. Er starb am 19. April 1529, und liegt bei St. Stephan begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Serbische Sitten.

(Schluß.)

Daß dem Entstehen vieler serbischer Städte Märchen zu Grunde liegen, ist mehrfach erzählt worden; minder bekannt dürfte jenes von der Entstehung Constantinopels seyn, das der Serbe Kaiserstadt (Zarigrad) nennt. — Auf der Jagd stieß der Kaiser auf einen Todtenkopf, und setzte mit dem Pferde darüber; dieser redete ihn aber an: »Was trittst Du mich, da ich dir säen und verderblich werden will[1].« Der Kaiser springt vom Pferde, trägt den Kopf nach Hause, verbrennt ihn, und verwahrt die zu Staub zerstoßenen Ueberreste in einem Papier. Als er nach einiger Zeit verreiste, durchsucht seine mannbare Tochter den Schrein, findet das Pulver, und verkostet ein wenig davon auf der Zunge; sie verschließt es zwar wieder, wird aber davon schwanger. Dieß mit der Zeit wahrnehmend, und nachspürend, erfährt man die Ursache. Die Folge war die Geburt eines Sohnes. Der Neugeborne, vom Großvater am Arm genommen, erhascht sogleich dessen Bart mit beiden Händen. Der Zar läßt nun zwei Tassen, die eine mit glühenden Kohlen, die andere mit blanken Dukaten angefüllt, herbeibringen, neugierig, nach welcher von beiden das Söhnchen verlangen wird, um zu erfahren, ob es die vorige Handlung aus Unvernunft, oder vorsätzlich gethan. Die Probe bewahrheitet die letztere Vermuthung, da es sogleich mit beiden Händen nach dem Golde, und nach den Kohlen gar nicht greift. Der Kaiser findet darin die Bestätigung des zweideutigen Orakels. Daher schickt er den Knaben, als er erwachsen war, in die weite Welt mit dem Befehl, nirgends stehen zu bleiben, als wo sich zwei Uebel bekämpfen.

Der Prinz durchreiste die Welt, und fand, als er an den Ort des nachherigen Constantinopels kam, eine Weißdornstaude, um die sich eine Schlange wand: die Dornen verletzten die Schlange, diese biß in die Dornen. Da dachte er bei sich: „Nun hier sind zwei Uebel im Kampfe miteinander,“ besichtigt demnach die Gegend, und kommt, einen Kreis beschreibend, abermals dem Dornbusch nahe, bleibt stehen, und ruft aus: „Hier also soll ich stille stehen,“ und im selben Augenblick, als er sich umsieht, hebt sich nach

[1] Es ist hier ein Wortspiel in einem und demselben Worte dosaditi, welches sehen, säen, aber auch verderblich werden heißt.

seinen Fußstapfen eine Mauer empor, von dem Gehäge an bis zu dem Orte, wo er steht. Er wirft sich später zum Kaiser auf, und nimmt seinem Großvater das Reich, damit geschehe, was da vorhergesagt worden.

Schijak ist ein Schimpfwort, heißt beinahe so viel als Pinzgauer, Krähwinkler, und hat seinen Grund in der verschiedenen illyrischen Aussprache des cyrillischen Buchstabens ѣ — je, e und ije. Die Herzegowiner nennen die Syrmier und Batscher Schijacken, weil sie e, diese umgekehrt die Herzegowiner, Dalmatiner und Kroaten so, weil sie ije aussprechen. Dießmal gilt es die Letzteren. Mit hochbepackten Rossen[1] schlugen einige Herzegowiner in Serbien den Weg gegen ein Kloster ein, als einer der Carawane zu den Gefährten sagte: »Geht, treibt mir einer meine Lastpferde, ich gehe hier ins Kloster, das Abendmahl und den gesegneten Wein aus der Amphora zu empfangen, ich komme gleich wieder.« In der Kirche angelangt, schreit er mit lauter Stimme, und im Accent seines Dialectes: »Wo ist der, der da das Brot und den Wein darreicht beim heil. Abendmal, ich habe nicht Zeit zu warten, es gehen mir die Pferde fort.« Die Kirchendiener erkannten bald, mit wem sie es zu thun hätten, und konnten wohl voraussetzen, daß der Herzegowiner noch nie communicirt habe; sie führten ihn in einen Erker der Kirche und fragten ihn aus, ob er den Tag noch nichts gegessen habe, weil er das heilige Abendmahl verlange; dieser gibt sich dadurch bloß, daß er aussagt, er habe schon mittaggemahlt. Nun heißen sie ihn warten, und Einer von ihnen bringt in einem Becher herben Käse mit türkischem Pfeffer zugerichtet, und steckt ihn dem Bauer in den Mund; der Betrogene fährt mit der Hand zum Mund und lauft durch die Kirche, aber hier erwartet ihn ein Zweiter mit einem Stock, und fällt ihn an, mit dem Bedeuten: warte Herzegowiner! ich will dir noch die Amphora geben. Am Wege aus der Kirche begegnet er einem Mann mit mehreren Kindern, der ihm auf die Frage, wo er hingehe, antwortet: er führe die Kinder zur Communion; da kann der Herzegowiner sein Bedauern nicht unterdrücken: »Gott!« sagte er, »und Gottes Glaube! vielleicht wird eines der größeren mit Leben davonkommen, von den kleineren gewiß keines, denn welche die Communion des Brotes verschont, bringt die Amphora um.«

[1] Ihre Waaren bringen die Herzegowiner gewöhnlich auf Pferden in die Stadt, da die Batscher Lastwägen hierzu gebrauchen.

Zum Schlusse noch von der Nagelsuppe. Ein Soldat kam zu einer Bäuerin in die Küche, um sich ein Essen zu erbetteln, sie fertigte ihn damit ab, daß sie nichts habe. »So wirst du mir doch eine Pfanne und etwas Wasser geben, um mir eine Nagelsuppe zu machen.« Die Hausfrau neugierig, was da werden soll, gibt es ihm; er wirft einen eisernen Nagel hinein, und setzt das Compot zum Feuer; als das Wasser warm wird, begehrt er etwas Salz, später etwas Mehl; das Weib, immer begieriger auf den Kuchen geworden, bewilligt ihm auch dieses. Als das Wasser zu sieden beginnt, begehrt er ein Ey, endlich etwas Schmalz, und nachdem er das Ganze abgeseiht, den Nagel herausgenommen hat, ist die Nagelsuppe vollendet.

L. H.

Aus dem
Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.
1604.

Den 12. Julij. Obe zwar Von ier fürstl. Durchl. Scharffe Mandata auf die Palger vnd dergleichen gesindt, in bedenckung seit des Neuen Jarr hero fünff Persohnen entleibt worden, die mit ernstlicher Lebens Straff vnverschont auch ohne ansehen der Persohn, zubestraffen, So ist doch an disem Tage vngefehr vmb 2 Vhr Nachmittentag zu Grätz, gleich vor dem Landthauß (so ich selber mit augen gesehen) ein feine junge Persohn am Palgen erstochen worden. Der Thäter machte sich fluchs beim Thor hinaus. Den 13. hujus wurde wider ainer entleibt, vnd den 14. einer halb tott geschlagen, So den dritten tag darauff gestorben.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

22. Sonnabend, den 18. März **1837.**

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Andreas Stiborius (Stöberl) von Vilshofen in Baiern, lehrte die Mathematik vorerst zu Ingolstadt, dann an der Hochschule zu Wien mit ausgezeichnetem Erfolge. Er ward Domherr bei St. Stephan und starb um das Jahr 1515. Als 1514, in der zehnten Session des lateran. Conciliums, die Verbesserung des Kalenders in Berathung sollte gezogen werden, trug Kaiser Maximilian I., von Innsbruck aus (4. October), ihm und dem berühmten Georg Tannstetter auf, ihr Gutachten darüber einzuschicken. Sie thaten es in einer selbstständigen Abhandlung[1]; Maximilian berichtete der Universität (Innsbruck, 16. December 1514) die Absendung derselben nach Rom, indem er ihr zugleich die beiden Verfasser auf das Nachdrücklichste anempfahl. Die übrigen Schriften unsers Gelehrten hat Weidler in seiner Geschichte der Astronomie verzeichnet.

Johann Stabius, kaiserlicher Historiograph, vorzüglicher Mathematiker, und einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, heißt bald Austriacus, bald Styrensis; beide Angaben lassen sich vereinigen, wenn man Steyer, die bekannte Stadt in Oesterreich ob der Ens, als dessen Geburtsort annimmt. Nach Chyträus soll er zu Schletstadt unter dem Westphalen Ludwig Dringenberger die ersten Studien gemacht haben; gewiß ist, daß er in Ingoldstadt Magister der Philosophie und hierauf Professor der Mathematik wurde. Da er sich aber mit dem Vicekanzler Georg Zingel nicht vertragen konnte, ging er nach Wien, und erwarb sich hier in kurzer Zeit das volle Vertrauen Maximilian's. Am 31. October 1501 hatte dieser das Diplom zur Errichtung des Collegium Poetarum et Mathematicorum unterzeichnet. »Duos,« heißt es darin, »in mathematicis disciplinis eruditos ad ipsum collegium deputamus;« daß Stabius einer der beiden gewesen, ersehen wir aus einem Briefe des Vincenz Lang an Celtis[1]. Im nächstfolgenden Jahre erhielt er den poetischen Lorbeerkranz, wurde zugleich Sekretär des Kaisers, und kam nun nicht mehr von dessen Seite. Unter den vielen Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, erwähnen wir der Erhebung in den Ritterstand, und der Ernennung zum Dechant an der Metropolitankirche zu Wien. Er starb am 1. Jänn. 1522 in Grätz, eben im Begriffe, einige größere Arbeiten zu vollenden, von denen ihn das bisher geführte Hofleben immerfort abgehalten hatte. Seine Schriften zerfallen nach drei Richtungen und sind allerdings sehr zahlreich. Die Bibliographen verzeichnen nicht mehr als 15 mathematische, 5 poetische, 6 historische; dazu kommen noch drei Werke anderer Autoren, die er zum Drucke befördert. Hier möge es genügen, nur einige derselben namentlich anzuführen. Die zwölf ersten mathematischen Inhalts hat schon Tannstetter vor den Tabulis Eclypsium Peuerb. zusammengestellt, dem Geßner und Voß in ihren Angaben folgten; dazu gehören noch: 1) »Form eines Irrgartens in einem Dreieck, Viereck, oder runder Gestalt,« worüber der bekannte J. Vadianus Nachstehendes berichtet: „Labyrinthi formam quibusque flexibus, figura trigona, quadrangulari et rotunda strui queat, aeditis, ut sic

---

[1] Andreae Stiborii Boii Theologi et Mathematici et Georgii Tannstetteri Collimitii Phisici et Mathematici, super requisitione sanctissimi Leonis Papae X. et divi Maximiliani Imp. P. F. Aug. de Romani Calendarii correctione Consilium in Florentissimo studio Viennensi Austriae conscriptum et aeditum. Joannes Singrenius impressit Viennae, expensis suis. 4.

[1] »Corrivalem Jo. Stabii fuisse Stephanum Rosinum, ex eadem comperimus Longini epistola, qua Celtem monuit, ne, velut machinatus est Rosinus, pateretur, mathematicum stipendium e collegio poetarum avelli atque collegio Universitatis uniri.« (Klüpfel T. I. p. 203).

dicam, Iconibus, jam pridem docuit Joannes Stabius Austriacus Mathematicus, maximi ingenii homo, et cui neminem in acute judicando et inveniendo recte praetuleris.“ 2) Prognostica für mehrere Jahre. Von diesen befinden sich die Jahre 1499 und 1500 in Handschrift auf der kaiserlichen Bibliothek. 3) Beschreibung Oesterreichs: dessen Lage, Berge, Flüsse, Städte, Schlösser, Märkte und Dörfer[1]. Ein schönes Denkmal seiner mathematischen Kenntnisse hat sich in Nürnberg erhalten: „Zum steten Andenken seiner delineirte Stabius A. 1502 daselbst an der Laurenzer Kirchen, oben auf der Wand, die gegen Mittag hin siehet, und nur 6 Grad von Mittag gegen Morgen abweichet, eine Sonnen-Uhr von considerabler Größe, auf welcher er die kleine und große Uhr, auch die Arcus, wann die Sonne in ein neues Zeichen tritt, gar geschickt angedeutet, die noch bis dato, da sie jederzeit wohl conservirt worden, davon ein genugsames Zeugnus gibt[2].«

Die poetischen Schriften sind meist religiösen Inhalts: Ad sanctos Austriae Patronos praecatio; Ode de Martyrio S. Colomanni Scoti Martyris; Carmina de Sancto Andrea c. cruce u. s. w. Unter den historischen sind bemerkenswerth: I. „Der Triumphwagen[3].“ II. »De genealogia Domus Austriacae,« Handschrift der kaiserlichen Bibliothek, enthält eine Widerlegung des Sunthein und Manlius, die seiner Ansicht nach in der Ableitung von den alten fränkischen Königen Fehler begangen. III. »Stammbaum des Hauses Habsburg« ausgehend von — Noe, Anfangs von Kaiser Maximilian mit Wohlgefallen aufgenommen, dann aber verworfen, nachdem ihn die Theologen näher untersucht hatten. IV. »Notae in Trithemium,« handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek, und zunächst die Geschichte der Franken betreffend. V. »Res a Maximiliano Imp. gestae.« Er vollendete die Arbeit nicht, doch sprach man allgemein davon, wie eine Aufschrift des Johann Hadel zeigt: Ad Joannem Stabium rerum a Divo Maximiliano gestarum scriptorem, Poetam laureatum, Mathematicumque insignem.« Mitterdorfer in

1 »Superest, ut nunc omnes fluvios; montes, oppida, castra et villas pro complemento subjiciamus, quae omnia sua peregrinatione Joannes Stabius oculis lustravit, et jussu Maximiliani Caesaris descripsit: Georgius Collimitius auxit, et in pulchram tabulam redegit, quam nunc subjungam, ut omnibus innotescat Austriae situs. (Cuspinian, zum Schlusse seiner Austria.)

2 Doppelmayr, historische Nachricht von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern. Nürnberg 1730. Fol. S. 32. Anm. s.

3 »Stabius hat auch den Triumphwagen ganntz vnd gar zum weg geticht. Aber wier haben den noch nit vbersehen.« (K. Maximilian an Sig. v. Dietrichstein: Niederwell, 14. Oct. 1512).

seinem Consp. hist. Univ. behauptet, Stabius habe dem Kaiser in der letzten Krankheit einen Theil davon vorgelesen; Cuspinian erzählt es von Manlius; wir müssen um so mehr diesem beipflichten, als eine Stelle im Leben Maximilian's über das ganze Werk andere Aufschlüsse gibt[1]. Uebrigens scheint Stabius noch mehrere historische Arbeiten hinterlassen zu haben. So erzählt Jakob Spiegel, Stabius habe der Erste vermuthet, daß das churfürstliche Collegium des deutschen Reiches von Pabst Gregor V. gegründet worden, und Wolfgang Lazius bedauert, daß Alles, was Stabius von den Unternehmungen der Römer in Deutschland geschrieben, verloren gegangen, oder irgendwo verborgen und vergessen liege. Die Werke fremder Autoren, deren Herausgabe er besorgt, sind: »Messalah de motu orbis. Nürenberg 1564; Bartholini Odeporicon. Viennae 1515, und Quadratum geometricum praestantissimi Georgii (Burbachii) Mathematici. Nürenberg 1516.

Christoph von Weitmil, aus einem edlen böhmischen Geschlechte, hatte in Bologna studiert, und unter Philipp Beroaldus große Fortschritte gemacht. Es scheint, daß er bei seiner Rückkehr ins Vaterland habe Geistlicher werden wollen; wenigstens nennt er sich selbst in der Episode an Celtis Praepositum Pragensem; doch nahm er die Weihen nicht, sondern folgte seiner Neigung zum Kriegerstande. Ob er außer der angeführten Episode noch etwas geschrieben, ist unbekannt. Sein Vater, Benedict von Weitmil, war reich und angesehen. Er genoß insbesondere der großen Beredsamkeit willen, die er sich zu eigen gemacht, die Achtung der meisten Fürsten seiner Zeit, und wurde zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendet.

Johannes Sturlinius de Schmalcaldia (Steurle), Dichter und Geschichtsschreiber, den auch Meuken

1 »Erat Johannes Stabius judicii acutissimi vir, rarae que doctrinae, qui pluribus annis sub eo (Maximiliano I.) militarat, multa adjecturus allaturusque, quae posteritas fuisset admirata, utpote, qui castra ejus sequutus, semper lateri adhaesit annis jam assiduis sedecim. Et quum Austriam Carinthiamque graphice depinxerat, ac stemma domus austriacae ingeniosissime in lucem produxerat, depropturus adhuc multa et speciosa et insignia, potissimum nunc aulicis liberatus tempestatibus et tranquillitati redditus, ecclesiae Viennensis factus Decanus. Sed eminentioribus omnibus invidet invida mors, quae hunc insperato, cum molliretur ingentia quaedam, Graetzii in Stiria nobis abstulit Kalend. Januarii, vigesimi secundi anni post Millesimum quingentesimum, quum Maximilianum scribendum suscepissemus ejus ductu. Erat mihi namque animus exemplo Plutarchi Suetoniique et aliorum hic subsistere aliisque scribendum hunc relinquere, sed hic me vicit, ut modis omnibus hunc pium ac foelicem Principem scriberem. (Caesares, p. 723.)

unter die Wiederhersteller der lateinischen und griechischen Literatur in Meissen zählt. Er lehrte einige Zeit zu Leipzig, errichtete eine Privatschule in Annaberg, und begleitete hierauf den obengenannten Christoph von Weitmil nach Italien. Von da im Jahre 1497 nach Deutschland zurückkehrend, begab er sich zugleich mit diesem nach Wien, und feierte hier die Ankunft Celtis ebenfalls mit einem schönen Gedichte. Der berühmte Bohuslaus von Hassenstein, dessen Kinder er später unterrichtete, schätzte ihn ungemein hoch, widmete ihm viele seiner Gedichte, und unter Andern auch das Werkchen: »De Avaritia [1].« Aus einigen Epigrammen erfahren wir, daß er von strengen Sitten gewesen, und auf ein ernstes Aussehen viel gehalten. Schwarzen Angesichts, trug er noch einen ungewöhnlich langen und starken Bart. Gedichte und Briefe von ihm befinden sich in Hassensteins Werken; Klüpfel nennt noch: 1) Res bello et pace gestae, sermone metrico. 2) Centuria Uladislao Bohemiae Regi dicata anno 1510.

Hieronymus Balbi, bereits 1494 Professor der Rechte an der Hochschule zu Wien, in welchem Jahre auch hier sein »opusculum epigramaton« erschien, war unstreitig einer der scharfsinnigsten Köpfe seiner Zeit. Retzer hat im Jahre 1791 dessen Werke gesammelt, und mit einer biographisch-literarischen Würdigung in zwei Bänden herausgegeben; wir können uns daher über ihn kurz fassen. Daß er zu Venedig geboren worden, liegt außer allem Zweifel; Me Veneti genuere lares, singt er selbst von sich. Er studierte in Rom unter Pomponius Lätus, ging hierauf nach Paris, und wurde hier in sehr nachhaltige literarische Streitigkeiten verwickelt. Mehrere Schriftsteller lassen ihn darüber 1496 nach England fliehen; da er aber schon zwei Jahre früher in Wien Vorlesungen hielt, und diese bis 1499 fortsetzte, fällt diese Angabe von selbst zusammen. Ueberdieß erzählen zum Jahre 1494 die Akten der juridischen Fakultät: Balbi sey von Padua berufen worden, und habe die Kanzel der Rechtswissenschaft um das Fest Johannis des Täufers mit ungewöhnlichem Zulauf betreten. Im folgenden Curse hat er auch über die Beredsamkeit zu lesen angefangen, und daß er die Poetik vorgetragen, geht aus dem bekannten Briefe des Pierius Graccus hervor, der den Celtis an dessen Stelle zu kommen einlud. Mit Anfang des Jahres 1499 wollte er über Ungarn nach seinem Vaterlande reisen; unterhalb Ofen jedoch, in dem Wald-Vértes, von Räubern geplündert und verwundet, mußte er wieder nach Wien zurückkehren. Nun verhalf ihm Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein zu einer Lehrkanzel in Prag, wo er auch Anfangs großes Aufsehen erregte, allein später selbst das Vertrauen seines Beförderers verlor. Die Ursachen werden von Verschiedenen verschieden angegeben; Georg Nitsch, Domherr zu Olmütz, schrieb an Celtis 1500, daß Balbi in den Verdacht der Haeresie gerathen, dem wir aus mehr als einem Grunde beistimmen zu müssen glauben. Derselbe scheint indessen nicht anhaltend gewesen zu seyn, denn Balbi trat hierauf in den geistlichen Stand, wurde an den Hof König Wladislaw's gezogen, und selbst Bohuslaus rief ihm vor der Abreise nach Ungarn zu: »Facito, ut is sis, qui caepisti, et rem meam, magis tamen Rempubl. et *religionem christianam*, quantum in te est, cures.« Budik läßt ihn bereits nach drei Jahren Probst in Preßburg werden; allein er war gewiß noch im März 1514 Probst zu Waitzen, und erscheint in ersterer Würde erst 1515. Als solcher wurde er zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendet; unter Andern 1521 an Carl V. nach Worms, wo er jene schöne Rede gehalten, die Pray im fünften Bande seiner Annal. Hung. wieder hat abdrucken lassen. Sie öffnete ihm die Bahn zu höheren Ehren, und nach Isthuanffy war er auch wirklich zum Bischof von Triest bestimmt (ohne Zweifel 1522, da Peter Bonomo für die Wienerinsel ausersehen); indessen er erhielt — Gurk. In demselben Jahre ward er von Ferdinand I. an Papst Adrian VI. abgeordnet, um diesem die Gefahren zu schildern, die durch das Näherrücken des Erbfeindes der Christenheit immer drohender wurden. Er that es in einer kräftigen Rede, welche auch ohne weitere typographische Angaben in 4. erschienen ist. Eine ähnliche Bestimmung hatte seine Gesandtschaft 1526 an Clemens VII., wie wir aus der Rede erfahren, die im selben Jahre zu Rom gedruckt worden ist. (De rebus Turcicis ad Clement. VII.) Das letzte Geschäft, dem sich Balbi unterzog, war die Reise nach Bologna 1530 zur Krönung Carl's V.; wahrscheinlich starb er auf dem Wege nach Hause in Venedig. Indessen hatte er bei dieser Gelegenheit sein bekanntes Werk de coronatione verfaßt, das mit dem, ein Jahr früher erschienenen „Vaticinium de futuris Caroli V. triumphis“ inniger Verbindung steht. Uebrigens verweisen wir, wie gesagt, auf Retzer's Gesammtausgabe.

[1] »Cupienti mihi aliquid de Avaritia scribere, Saturne optime, te potissimum delegi, cui opusculum hoc dicarem, qui semper et avaritiae hostis fuisti et nihil unquam pecuniae causa fecisti.« —

Bartholomäus Scipio (Steber), gewandter Redner und bedeutender Arzt, war ein geborner Wiener. Im Jahre 1481 wurde er Magister der Philosophie, hörte hierauf die Medizin, ging nach Italien und erlangte dort die Doktorswürde. Bei seiner Zurückkunft ward er Mitglied der hiesigen Fakultät, sechsmal Dekan derselben, und 1490 Rektor Magnifikus. Er schrieb: A Malafranczos morbo Gallorum preservatio ac cura. Impr. Viennae per I. W. 1497. 4. und starb, wie seine Grabschrift bei St. Stephan bezeugt, im Jahre 1506.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Handschriften.

Nachstehende Notizen befanden sich in einem Codex des 15. Jahrhunderts, welcher ehemals dem Stifte St. Paul im Lavantthale gehörte, und das deutsche Civil-Recht nebst verschiedenen Formularien von Kauf-, Heiraths-, Geleitsbriefen enthält. Sie sind größtentheils (nämlich bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts) von gleichzeitiger, die übrigen aber von neuerer Hand.

A. d. 1338. Fuerunt locuste (Haberschreckh) qui comederunt omnes fructus terre, segetes et alia.

A. d. 1348. Fuit terre motus magnus ita quod Villacum ciuitas cecidit in die conuersionis S. Pauli.

A. d. 1392. Fuerunt multi francigeniti inter paganos interfecti atque aliarum multitudo nacionum populi. Zu Schiltarn.

A. d. 1393. Creuerunt uina amara, dicta Zirnnhellt.

A. d. 1401. Hat man herrn Markharten v. Grolzhaym geschriben, dem Erbern vessten Rittern.

A. d. 1409. Fuit captus Patriarcha Pragensis cum comitiua sua in Ciuitate St. Viti in Karinthia in feria festi assumpcionis Marie et natiuitatis eiusdem a militibus Domino Rudolfo Capitaneo karinthie de Sulcz et Dominis Burkchardo et Wilhelmo fratribus de Rabenstain et sic vitam male finierunt et sui complices.

A. d. 1410. Amiserunt cruciferi de Prussia magnum exercitum, qui erant a paganis interfecti. Vna cum uno Capitaneo dicto de Plaben seu Plawen qui erat de terra aduocatorum.

A. d. 1414. Fuit celebratum generale Concilium in Constancia et ibidem Huss de Bohemia fuit concrematus pro heretico.

A. d. 1416. Obsessum fuit castrum Kolnitz per dominum Johannem Ehrenfelser tunc temporis Capitaneum domini Bambergensis.

A. d. 1419. Celebrauit Dominus Newnhawss Episcopus Salczburgensis Concilium etc.

A. d. 1421. In die St. Gregorii cremati seu combusti sunt omnes Judei qui fuerunt in tota Austria de mandato illustrissimi Principis Domini Alberti Ducis Austrie, Styrie, Karinthie etc. ad vindicandum sacratissimum corpus Domini nostri ihesu, contra quod hew irreuerenter dinoscebatur ab eisdem in Anaso (zw Ens in der stat) fore tractatum ante tempora etc.

A. d. 1425. In vigilia beati Thome Apostoli Comes Cilie obsedit ciuitatem Wolfsberg, sed nichil lucratus est nisi quod aliquas vineas absciderunt et deuastauerunt etc. et deinde abiit cum eodem exercitu Villacum volens ciuitatem obsidere et inito bello extra muros ciuitatis receperunt foris magna dampna etc. et cum suis recessit.

A. d. 1438. Am Ostertag des abents in der VIIIten vr ist die grosse prunst gewesen zu Marpurg.

A. eodem. Comes Cilie recepit Monasterio et Johanni Abbati duos carros cum equis et vino.

A. d. 1440. Unus presbyter qui fuerat socius dominorum de Grednitz ad S. Martinum, recepit prefato Abbati 17. equos, solutos deducens, et vina et carros stare permittens.

A. eodem. Feria quarta post festum St. Georii hora nona noctis vel citra, hew combusta est tota ciuitas Marburge ex domo cuiusdam ciuis dicti Hechtel proueniens, nichil remanens nisi Monasterium mendicancium et Curia Seitzer et vna domus Rogendorff pons et valuae eiusdem ciuitatis penitus nichil remansit. Sunt eciam ibidem combusti plus quam 20 ex christianis et judeis ab eodem igne.

A. eodem. Spoliatum est forum St. Pauli in Lauentina per Sigismundum Weyssenbach a castro Mautenperg ad Seldenhofen.

A. d. 1441. Iterum combustum est forum St. Pauli vallis lauentine in die Petronelle virginis per ebenbegiam ciuissam eiusdem fori.

A. d. 1442. Feria quarta post Michahelis iterum forum predictum per Comites Cilie Fridericum et Vlricum filium eius depredatum et combustum est etiam per latronem beiuatter. Idem latro preuentus est in vilacum morte actus 1454.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

23. Mittwoch, den 22. März **1837.**

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Johannes Schlechta von Wssehrd, Herr in Kostelecz, geboren am 24. Jänner 1466, war nach den einstimmigen Ueberlieferungen seiner Zeitgenossen eben so gelehrt als liebenswürdig. Vollkommen der lateinischen und griechischen Sprache mächtig, verdankte er diese Bildung den Vorlesungen des M. Gregorius, welcher an der Universität zu Prag zuerst es wagte, den Virgil mit den Glossen des Servius vorzutragen. Im Jahre 1484 wurde er Baccalaureus der Philosophie, und nach vollendeten Studien Sekretär König Wladislaw's, welche Stelle er sechzehn Jahre bekleidete. Nachdem er aber den Hof verlassen, kehrte er für immer zu den Seinen zurück und vermählte sich 1504 mit Magdalena von Straßnicz. Er starb am 29. August 1525, und wurde zu Kostelecz, wo auch sein Vater 1508 begraben worden, beigesetzt. Die Verse auf dem Denksteine:

> Joannis SSlechtae recubant hoc membra sepulcro,
> Commendat animam qui tibi Christe suam.

sind bezeichnend. Aus den wenigen Schriften, die wir noch von ihm besitzen, leuchtet durchgehends ein tiefer, religiöser Sinn hervor, und der größte Schmerz seines Lebens war der beklagenswerthe Zustand seines in drei Religionsparteien zerrissenen Vaterlandes[1]. Er wollte dieses lieber ungelehrt, als lasterhaft sehen[2]. Bohuslaus von Hassenstein ließ keine Gelegenheit unbenützt, um die seltnen Tugenden des treuen, herrlichen Freundes hervorzuheben; in Briefen und Gedichten feyerte er ihn. Schlechta war gelassen in allen Zufällen, dankbar, freigebig gegen seine Freunde, und ein wahrhaft thätiger Gönner gelehrter Männer, wenn sie dem Rechte und der Wahrheit nicht abgeschworen. Außer einigen Gedichten, und mehreren Briefen, welche sich unter Hassenstein's Werken befinden, und von denen jener an Sigismund Gelen höchst merkwürdig, schrieb er noch unter dem Titel: »Microcosmus« eine Unterredung von Gott, und wie man Alles nach ihm richten, die Laster aber fliehen soll, die bereits 1501 fertig war. Er legte sie Anfangs dem Stanislaus Thurzo, und hierauf dem Hieronymus Balbi und seinem Freunde Bohuslaus vor. Dieser rieth ihm mit der Herausgabe noch zu warten, und überhaupt lieber, statt aus griechischen und arabischen Skribenten zu schöpfen, über Verbesserung der Sitten, gute Verwaltung des Landes, Unterdrückung der einheimischen Zwistigkeiten zu schreiben. Schlechta ließ die Arbeit bis 1522 liegen; da schrieb er am letzten April von Kostelecz aus eine Widmung an Stanislaus Thurzo, und Velius verfaßte einige Verse zum Lobe derselben. Die Widmung ist im Anhange zu Hassensteins Gedichten abgedruckt. Das Werk selbst blieb, wahrscheinlich des inzwischen erfolgten Todes wegen, ungedruckt. Wo befindet sich die Handschrift?

Georg Neudecker, aus einem altösterreichischen Geschlechte, legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung an der Hochschule zu Wien, ging hierauf nach Bologna, und studierte dort unter dem Magister Johannes Campegius die Rechtswissenschaft. Zum Doktor erhoben, ward ihm die Auszeichnung zu Theil, der Akademie als Rektor Magnifikus vorzustehen. Nach seiner Rückkehr aus Italien kam er an den Hof König Wladislaw's von Ungarn, und erhielt eine Sekretärsstelle; im Jahre 1503 aber rief ihn Kaiser Maximilian in sein Vaterland zurück, ernannte ihn zum Kanzler, und 1505 zum Bischof von Trient. Er starb 1505; nähere Nachrichten über ihn enthalten Pyrrh. *Pincii* annales Trid.

Erasmus Pinifer war in Krakau geboren, wie

---

1 Brief an Erasmus.

2 Epistola inter Hassenstein. poem. p.3[illegible].

aus der Episode an Celtis hervorgeht; und dieß ist auch das Einzige, was wir von ihm wissen.

Johann Tolophus, eigentlich Dolhopf, war Domherr in Regensburg, Doktor der Rechte, und, wie Trithemius bemerkt, ein ausgezeichneter mathematischer Schriftsteller. Wir kennen von ihm noch mehrere Briefe und Gedichte, die nicht minder einen geläuterten Geschmack als vielfache Kenntnisse verrathen. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1503 erfolgte, hatte er die Probstei zu Forchheim erhalten.

Theodorich Ulsenius (Velsen) ein geborner Friesländer, widmete sich Anfangs den schönen Wissenschaften, später der Medizin, und erlangte darin die Doctorswürde. Als praktischer Arzt in großem Ansehen, lebte er zuerst in Nürnberg, dann in Augsburg, und endlich am kaiserlichen Hofe. Er kehrte aber in sein Vaterland wieder zurück, und starb zu Herzogenbusch. Mit Celtis stand er in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse, wie denn der bereits öfter erwähnte Coder vierzehn Briefe von ihm enthält. Seine übrigen literarischen Arbeiten, außer vielen Eklogen und Epigrammen, sind: „De Pharmacandi comprobata ratione libri duo. Norimbergae 1496. 4. auch Basileae 1571. 8. und Guilermi Parisiensis Episcopi opera de fide, legibus, virtutibus etc. (Norimbergae) hortante Dannhausero. 4.

Heinrich Cuspidius (Spieß) war in der Gegend von Heidelberg geboren, und ein eifriger Schüler Celtis, dem er auch von Heidelberg nach Ingolstadt und von da nach Wien folgte. Er verlegte sich auf das Studium der Rechtswissenschaft, und dieß ist Alles, was uns von ihm bekannt.

Peter Bonomo, aus einem altadeligen Geschlechte von Triest, trat nach dem Tode seiner Gemahlin in den geistlichen Stand, und war ein ganz besonderer Liebling Kaiser Marimilian's. Schon Friedrich IV., dessen Sekretär er gewesen, hatte ihn zum Grafen erhoben; im Jahre 1502 wurde er Bischof in seiner Vaterstadt, und von nun an verwendete ihn Marimilian zu den wichtigsten Gesandtschaften. So wohnte er 1512 der lateranens. Synode, 1515 der großen Fürstenversammlung in Wien, und 1518 dem Reichstage in Augsburg bei. Er war in Wels bei dem Tode Marimilians, und wurde von diesem zum Exekutor des Testamentes ernannt, so wie auch unter die Zahl derjenigen gesetzt, welche die österreichischen Erbländer bis zur Ankunft des neuen Fürsten verwalten sollten. Vom Alter gebeugt, erhielt er endlich 1523 die Erlaubniß, nach Triest zurückzukehren, um ganz seinen Pflichten als Bischof leben zu können. Er starb 1546 in einem Alter von 88 Jahren. Wir haben von ihm mehrere Briefe und Gedichte, auch gab er 1518 zu Augsburg Complurium eruditorum vatum carmina ad Blasium Hoelzelium heraus.

Franz Bonomo, der letzte unter den Mitgliedern der Donaugesellschaft im Jahre 1497, war ein Bruder des Vorigen, Sekretär der Königin Blanka, und in der lateinischen, griechischen und hebräischen Literatur wie Wenige seiner Zeitgenossen bewandert. Johann Trithemius nennt ihn noch einen ausgezeichneten Redner und Dichter.

(Fortsetzung folgt.)

Das römische Bad
in der Vorstadt Mülln zu Salzburg.

Im westlichen Ende von Mülln erhebt sich das St. Johannes-Spital, das ein menschenfreundliches Denkmal des edelmüthigen Fürst-Erzbischofes Johann Ernst Grafen von Thun, und an der Stelle der alten Ritterburg der Herrn von Grimming 1709 erbaut worden ist.

Erst vor einigen und 30 Jahren ließ im Hofe des linken Flügels ein Unfall von zwei Pferden die Oberfläche des Erdreichs durchbrechen, und dadurch eine unterirrdische Halle mit einem römischen Badgebäude sich aufschließen.

Koch-Sternfelds Notizen über den Straßen- und Wasserbau (Salzburg 1810, Seite 6—7) erwähnten hierauf zum ersten Male dieser Entdeckung; ihnen folgte das Conversationsblatt von Wien 1819, Nr. 22 und 25; und die Jahrbücher der Literatur (Wien 1831, 55. Band, S. 25, Nr. 22) erinnerten neuerdings daran, jedoch nur im Allgemeinen; eine nähere Beachtung hat dieses Denkmal einer edlen Vergangenheit bisher noch nicht gefunden.

Und doch ist dieses Badgebäude das einzige, und zugleich vollständig erhaltene dieser Umgegend aus der Zeit des alten Juvavum, der Colonia Aelia Hadriana! Auch ist es eine Rotunde, also von einer andern Bauanlage und Form, als überhaupt die römischen Bäder und Badbecken, die nach Vitruv in länglicher Ausdehnung angelegt gewesen sind, und selbst die 3 römischen Bäder, die ich 1815 zu Tittmanning an der Almoninger-Leite, 1826 zu Rabenschwand bei Oberhofen im Hausruckkreise, und 1829 zu Hallein im Garten des Gürtlerhauses Nr. 197,

also westlich, östlich und ostsüdlich um Salzburg entdeckte, erbauet waren.

Das Gebäude des römischen Bades (Balneum, Balineum) zu Mülln ist vorerst ein am Fuße des Mönchsberges einem Flötzgebilde von Nagelflur [1] abgeteufter Tagschacht, der eigentlich eine cylinderförmige Rotunde bildet, die im Erdgeschoße bei 5′ dick, im Innern aber 15′ hoch ist, und deren Raum im innern Umkreise 52′, und im Durchmesser 12′ 6″ enthält. Die Wände dieses Gebäudes sind ringsum mit regelmäßig behauenen Quaderstücken von Sandbreccie ausgesetzt und bekleidet. Auf diesen ruht ein Gurtbogen und das halbkreisige Deckengewölbe, das aus Backsteinen und Kalkmörtel erbaut ist. Unten her in der Mitte des Bodens ist das gleichfalls mit Quaderstücken von Sandbreccie ausgesetzte runde Wasser- oder Badebecken (Βαλανεῖον, Labrum, Baptisterium) 6′ 8″ im Durchmesser weit, und 2′ 5″ tief, umgeben von einem 3′ breiten, und mit rothen Marmorplatten gepflasterten Rand, oder Gang (Schola) ohne Geländer (Pluteus), der kümmerlich breit genug ist, um nach römischer Sitte ein Paar beweglicher Sessel (Sella portatoria, gestatoria) oder ein einziges kleines Ruhebett (Lectum, Torum accumbendi) aufzunehmen. Auch ist kein Sitz (Solium, Sella) oder ein Platz zur Salbung (Unctiatorium) hier erbauet; dagegen aber befinden sich rings an den Wänden in verhältnißmäßigen Abständen unter sich, und 3′ hoch über den Boden des Ganges vier 3′ 6″ weite, 4′ 10″ hohe, und 3′ 8″ tiefe, mit Flußsteinen gepflasterte, eingewölbte besondere Blenden (Niche), die wahrscheinlich einst entweder Standbilder (Statua) oder Standleuchter (Candelabrium) zierten, oder zur Aufbewahrung von Badgeräthschaften, z. B. der Striegeln (Strigilis), der Tücher zum Abreiben (Lintea), der Oehlfläschchen (Guttus), eines Kruges, oder einer Flasche (Ampulla), einer Schale, oder eines anderen Gefäßes (Lenticula), oder wohl auch zum Niederlegen der Kleider dienten. Eine eigene fliegende Wendeltreppe, welche von 22 sehr künstlich eingefalzten Tafeln aus Sandbreccie im halben Kreise zwischen Süd, Ost und Nordwest sich schlängelnd erbaut, auch nach einigen Merkmalen einst mit einem Geländer versehen gewesen ist, erhält noch jetzt die einzige Verbindung zwischen dieser unterirrdischen Halle, und der Oberfläche des Erdreichs über Tag. Allein am eilften Staffel dieser Treppe von unten nach oben zeigt sich an der nördlichen Wand eine senkrechte Aushöhlung eines Pfostens von einer Thür, die ursprünglich daselbst gegen West in das Innere der darüber gestandenen Tag-Gebäude führt. Eine zweite Eingangsthür scheint auch einst am oberen Ende dieser Wendeltreppe gegen Süd bestanden zu haben, die in das Innere der dortigen Tag-Gebäude leitete; da die römischen Männer- und Frauen-Wohnungen (Ανδρών Γυναικωνιτις) für den Gebrauch der Bäder entweder abgetheilt, oder örtlich abgesondert waren. Vielleicht diente eine dieser Thüren zugleich, dem Tageslicht den Eintritt in die unterirrdische Halle zu gestatten, da dieselbe sonst keine Fenster hat.

Eine besondere Erscheinung ist endlich, daß sich in den Badbecken von selbst ein unterirrdisches kaltes Quellwasser sammelt, und darin regelmäßig sich ein Wasserschatz von 8″—10″ Teufe [1] dadurch erhält, aber auch mehret oder vermindert, in dem Verhältnisse, als über Tag Niederschläge durch Schnee, Regen, Thau bei mehr feuchten als trockenen Tagen und Jahreszeiten sich ergeben [2], so daß sich bereits einige Mal der ganze Wasserschatz verloren; aber auch noch öfter den Rand von dem Becken um 3—4 Fuß überspület hat. Hiernächst entstammen also die natürlichen Quellwasser dieses Badbeckens nicht unmittelbar dem Schoße des Erdreichs, sondern treten hier nur wieder aus den Niederschlägen über Tag durch die Oberfläche der Dammerde hervor. Wahrscheinlich war diese Eigenschaft von jenen bereits in römischer Zeit schon bekannt; weil an der Südseite des Beckens, und gegenüber an der Nordseite nach der ganzen Tiefe des Beckenrandes zwei sich entgegengesetzte 1′ 7″ weite Kanäle erbaut, und mit Quadern ausgesetzt, noch jetzt vorhanden sind, von denen Ersterer allem Ansehen nach um den darin aufsteigenden

---

1 Dieser Flötz ist nach Schrolls Mineralogie unfehlbar Sandbreccie aus größeren und kleineren Sandsteingeschieben durch Sandkitt zusammen gesetzt, nicht aber, wie Reisende 1807 noch meinten, ein erhärteter Sandstein, weil am Mönchsberg weder Quarz noch Thonerde, nach Lenz Mineralogie, als Bindungsmittel erscheint; auch ist dieser Nagelflurflötz noch überdem gegen Ebels Bau der Erde darum merkwürdig, weil seine Mächtigkeit gegen 90 bis 100 und 150 Fuß beträgt.

1 In jüngerer Zeit wurde der Wasserschatz dieses Badbeckens zur Herberge von Blutegeln (Hirudo medicinalis) benützet, und derselbe seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet.

2 Das Steigen und Fallen des Wasserspiegels der nahe vorbeiströmenden Salzach, obwohl ihr Rinnsal nach Silberschlags hydrographischer Bestimmung hier, so gut wie bei jedem anderen Flusse, nur der sichtbare Kanal eines beweglichen weiter in das Ufergelände verbreiteten Sees ist, hatte nach bisheriger Erfahrung auf den Kubus des Wasserschatzes in diesem Badbecken keinen Einfluß. Auch bestehet der Boden dieses Beckens hauptsächlich bloß aus aufgelöstem lockern Kies und Steingerolle, Kalk und Kieselerde bei 8—12″ mächtig, das auf einem Lager von gelbgraulichem beinahe fossilen Thon ruht.

Zufluß der Quellwasser[1], letzterer um ihren Abfluß gegen die Salzach nach der natürlichen Inklination des Erdreichs zu befördern, oder die Produktion und Consunktion des dießfälligen Wasserschatzes gegenseitig auszugleichen, bestimmt ist.

Diese Quellwasser sind übrigens, wie gesagt, durchgehends kalter Natur. Das einschlägige Temperatur-Verhältniß war indessen den 11. December 1832[2] in der äußern Luft über Tage im Spitalhofe nach Reaumur — 1°, innerhalb des Badgebäudes aber + 6°, und das der Quellwasser im Badbecken selbst + 7½°, zugleich aber das Gewicht dieser Badewässer selbst + 1° über die specifische Schwere des natürlichen Wassers; eine Erscheinung, welche auf einigen gleichverhältnißmäßigen Zusatz von Kiesel und Kalkerde deutet[3].

Die Farbe dieser Quellwasser ist übrigens weiß, der Gehalt nicht sehr rein, und zum Theil nicht ohne leichten Staub; ihr Geschmack ist mehr weich, als hart, und im Ganzen dem des Wassers ähnlich, das aus dem nahen Brunnenschachte des nämlichen Spitalhofes durch Ventile erhoben wird.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus Handschriften.

(Fortsetzung.)

A. d. 1446. In der Wochen palmarum ist Revspeeen zeerstört worden mit der Kirchen darunder ligund.

A. d. eodem. In dee Antlas-Wochen haben die hungeen ain Volkh als auf 7000 man in Tragfeldt zu pettaw gehabtt vnd haben da gebrendt gerawbt die lewt, frawen vnd man prewnt (sic!) vnd tödt vnd sind gae an der Klausen ob Rurst gewesen.

A. d. 1447. Dom. Rex F. (Fridericus) romanor. rex dux Austrie etc. fuit Marpurge ex parte hungarorum.

A. d. 1448. In die Luce Ewangel. ist der Huniat Janus ains kriegs nydergelegen vnder deu Türkchen dapey vil dewtsch Pehem vnd vngrisch hereen vnd grafen gewesen sein.

A d. 1452. In dominica infra octauam corporis christi venit Cesar Fridericus de Austria etc. cum conijge sua de Roma ad S. Vitum in Karinthia.

A. d. 1453. Fuerunt vina multum amara. Destructa prope ruinam per frigus et niuem omnia grana noualia et septemtriualia.

A. d. 1456. Am Erchtag vor Maetini ist Graf Ulrich von Cilly zu Griechisch Weissenburg, von dem jungen Huniat Janusch eeslagen worden.

A. d. 1457. Am Mittich nach reminiscere in der Vasten ist aber deeselb Huniat Janusch von kunig Lasla enthaupt worden.

A. eodem. Hat sich kaiser Feiedrich in der vasten dee herschaft zu Cili vnderwunden vnd darnach in dem ersten Mayen hat in dee Jan Willobus von Grebing zu Cili überfallen vnd sein pefft Rette gefaugen vnd von dannen geführt. Vnd kaiser Friedrich ist gewichen auf Obee-Cilij. Darnach haben sich die Land lewt von Steyer, Kernden vnd Keain mer als 8000 zu Roßen vnd zu Fueßen nach Cillij gefuegt.

A. d. 1466 et 1467. Fuit maxima pestilencia que per omnes regiones Bauarie, Bohemie, Austrie, Styrie valde maxime Karinthie et Carniolie.

A. d. 1471. Ferria tercia pentecostes Carnioliam circa Leubacum et sequenti die vallum sauuie Turca improviso suo more depredatus est. Et eodem anno tempore autumpnali prouincie Khast usque ad tragestum similia intulit dampna, hincinde infinitum abducendo populum.

A. d. 1482. Ad festum apostolor. Petri et Pauli in Campo drauensi in limitibus Marchpurg et pettaw etc. similem exercuit.

A. d. 1473. Carnioliam transiens Sabbato post translacionem St. Ruperti, per viam Kancher improuiso intrans vallem lunensem consequenter karinthiam vsque Velkirchen et prope S. Vitum omnia comsumpsit duce Yssbwckh. Eodem quoque anno in carnisbriuio Waradinum in hungaria cepit expugnando et spoliando.

A. d. 1474. Sageriam (sic!) Kreppinis residens cumcircumjacentibus depredabatur. In estate ac autumpnali tempore marchiam schlauonicam et limites hungarie et S. crucem inuasit.

(Schluß folgt.)

1 Seit einiger Zeit wird indessen auch ein kleiner Sprudel von Quellen etwas westlich von dem obbemerkten Kanale an dessen Südseite wahrgenommen.

2 Damals machte ich die letzte Untersuchung dieser Temperatur-Verhältnisse, wo gerade auch die eingeschlossene Luft in dieser Halle durch Dampf vorzüglich geschwängert gewesen ist.

3 Wirklich zeigen sich auch an den Wänden dieses Badgebäudes, und zwar vorzüglich von dem Deckengewölbe herab viele feuchte, lange, und zum Theil breite Streifen von Kalksinter, den die Wasserdämpfe hier früher abgesetzt haben, und noch immer abzusetzen fortfahren.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

f ü r

Geschichts- und Staatskunde.

24. Sonnabend, den 25. März 1837.

Das römische Bad
in der Vorstadt Mülln zu Salzburg.

(Schluß.)

Unfehlbar wurden die Quellwasser bei dem Mangel an Mineralgehalt, Sauerstoffgas, oder fixer Luft, einst von den Römern bloß als Reinigungsmittel, als kaltes Bad (Frigidarium) benützt, und über dieselben diese aufgeschlossenen cella frigidaria deßwegen erbaut; denn nirgends ist ein Merkmal, eine Spur örtlicher Erwärmung (Hypocaustum) bemerkbar.

Ohnehin hatte Anfangs die Sitte, sich zu reinigen, zu stärken, nur durch Bäder in Flüssen und Seen, oder mit kaltem Wasser in Becken, oder zu Hause in Wannen, länger und öfter, oder kürzer und seltner begonnen. Erst später gingen die Völker zu dem Gebrauch der Bäder von natürlichem gehitztem Wasser und warmen Mineral-Quellen über. Nach Homer hatten jedoch auch die Griechen schon Bäder von gehitzten und kalten natürlichen Wassern, und diese Sitte ging aus dem Oriente nachher in das Abendland zu den Römern und Celten über. Die Bäder in den warmen Heilquellen von Gastein waren in altceltischer Zeit, nach Koch-Sternfelds Tauern und Muchars Norikum, bereits im Gebrauche; desgleichen auch, nebst andern Bädern, unter der Herrschaft der ewigen Roma. In letzterer Periode war nach Plinius die gewöhnliche Zeit sich zu baden zwischen 2 und 3 Uhr des gegenwärtigen Nachmittages, und überhaupt ein dringendes, häufiges Bedürfniß für Männer und Frauen, weil beide Geschlechter weder Hemden noch Strümpfe trugen. Es gab daher sowohl öffentliche, als Privat-Bäder, einfache, auch wieder über die Maßen prächtige. Rom selbst zählte einmal 22 warme und 856 bis 909 kalte Bäder; an Privat-Bädern allein 880. Das gegenwärtige Bad-Gebäude gehörte sicher einst zur Classe der letzteren, und dieß in mehr als einer Hinsicht. Dafür spricht schon der erwähnte kleine Umfang dieser Rotunde überhaupt, wie insbesondere der des Wasserbeckens selbst, der Rand um dieses, und der Thatumstand, daß letzterer keine Spur eines Geländers für Zuseher zur gesellschaftlichen Unterhaltung darbietet. Auch findet sich hier nur ein einziges Badgemach, und keine Abtheilung für zwei Geschlechter. Ueberdem ist diese Badanlage selbst unterirdisch abgeteufet, wie andere römische Bäder in Privathäusern; zwar mit verschiedenen Aus- und Eingängen von und nach den Männer- und Frauen-Wohnungen; jedoch weder stockwerkartig abgetheilet, noch mit eigenen Heitzstätten, oder mit Kammern für kaltes und warmes Wasser nach der besonderen römischen Sitte versehen. Allein alle diese besondern Eigenthümlichkeiten hindern nicht, diese Rotunde als eine Badanstalt zu erkennen, die Männer und Frauen in einer Anzahl von einer oder mehreren Personen, doch nur abwechselnd benützen konnten, und benützt haben werden. Auch kann die Entstehung dieses römischen Bades nur in den ersten zwei Jahrhunderten der Regierung Roms über das Norikum gesucht werden. Der massive sehr regelmäßige Bau des Innern dieser Halle, die ausgezeichnete kühne Anlage der fliegenden Wendeltreppe, der edle Halbkreis des Deckengewölbes verkünden an sich selbst diese Blüthezeit tiberinischer Architektonik. Zudem dankt das alte Juvavum seine römische Restauration unmittelbar dem Imperator Hadrian (117—138 nach Christus) urkundlich nach der Juvavia §. 23 und 26; und die gemeinschaftliche Regierung der Antonine Septimus Severus, und Markus Aurelius (198—210 n. Chr.) ist nicht weniger durch Inschriften und Denkmäler verewigt. Die Erweiterung des Weichbildes dieser Aelia Hadriana über das Clausenthor (Clusa) bis in die Vorstadt Mülln, die Vermehrung die Verbesserung ihrer Gebäude, das Entstehen des gegenwärtigen römischen Bades gerade in dieser Vorstadt, wo

nach Apian, Gewold, und Kleinmeyers Juvavia §. 67 an dem Platze der heutigen Klosterkirche die Sonne den römischen Haupttempel mit dem Standbilde Jupiters[1] umstrahlte, lassen daher nur noch zuversichtlicher die Anlage dieses Bades mit der dazu gehörigen Männer- und Frauenwohnung zwischen 117 und 210 annehmen, besonders, nachdem es seit 1804—1815, und 1831 durch die neuesten Entdeckungen bei Himmelreich — Marlon von massiven Thürmen, prächtigen Pallästen und Privat-Gebäuden, mit Bädern und Quadrigen, mit Tempeln und Altären des römischen Herkules, und der Diis Manibus erwiesen ist, daß Juvavum's Weichbild sich südlich und westlich ausbreitend, einst sogar die Niederungen des Glanflusses überschritten, also auch das des gegenwärtigen Mülln gewiß umfaßt habe.

Daher sind denn auch, wie die allgemeine Tradition weiß, bereits bei dem ursprünglichen Baue des Johannes-Spitales mehrere römische Denkmäler, die sich nachher, wie gewöhnlich, wieder verloren haben, ausgegraben worden, und wenn nach den geschichtlichen Angaben eigene Bäder nur als Zubehörden und Theile eines Wohngebäudes von einem edleren Römer in der Perodie des größeren Luxus nie fehlen durften, so werden sich gewiß auch in den Umgebungen dieses Badgebäudes bedeutende Reste von einem Haupt-Gebäude mit manchen andern Alterthümern noch finden. Denn jedes Bad hatte nach der allgemeinen Regel an der Nord-, oder Süd-, oder Westseite von jenem zu stehen; neben sich aber gegen Morgen die Wohn- und Schlafzimmer mit der Bibliothek, gegen Nord die Bilder-Gallerie, die Speisezimmer, jedoch diese für den Winter gegen Südwest, und für den Sommer gegen Nordwest, auch außer dem noch ihre Sommerlauben mit Gärten und Lustwäldern (Peristilium) ihre eigenen Hausfluren (Vestibulum) besondere Empfangssäle (Atrium) nebst den Dienstbothen-Gemächern um sich, und unter sich ihre Erdgeschoße mit Küchen- und Heerdstätten (Testuaceum). Eine absichtliche Nachgrabung, oder ein neuer glücklicher Zufall werden daher auch im Kreise der gegenwärtigen Rotunde für die Archäologie und die Geschichte von Mülln kaum weniger lohnend werden.

J. And. Seethaler.

[1] Jovioptimo-sumum signum—Cum Basse.

Die ersten Sparkassen in Europa.

Das neunte Heft der Bibliothèque universelle de Genève (Nouvelle Série 1836), enthält einen interessanten Aufsatz von Alphonse de Candolle sur l'Origine de l'Institution des Caisses d'Epargne, aus welchem wir unsern Lesern in getreuem Auszuge Folgendes mittheilen:

»Vermuthlich sind es die Engländer gewesen, welche zur Errichtung der Sparkassen den Weg bahnten. Ihre friendly und ihre benefit-societies sind schon im Mittelalter entstanden, wo auch Frankreich und die meisten übrigen Staaten von Europa ähnliche Verbrüderungen zwischen Meistern und Handwerksgesellen aufzuweisen hatten. Mehr noch näherte sich Swift der Idee unserer Sparkassen, indem er von einem Gesetze der Lilliputaner spricht, vermöge dessen jeder Arbeiter einen monathlichen Abzug von seinem Lohn erdulden mußte, um daraus die Erziehung seiner Kinder zu bestreiten.

Der berühmte Pitt soll einen ähnlichen Plan gehabt haben, den er aber nicht in Ausführung bringen konnte. Erst im Jahre 1798 wurden einige Sparkassen in England errichtet; zu einer allgemeineren Ausbreitung gelangten sie aber nicht vor dem Jahre 1815 und 1816.

Die erste Sparkasse in der Schweiz, und vielleicht in ganz Europa, ist die im Jahre 1787 zu Bern errichtete Caisse des domestiques. Sie war ursprünglich nur für das Dienstgesinde bestimmt. Der große Rath von Bern hatte ihre Statuten genehmigt, und die Regierung selbst hatte ihr bedeutende Vorschüsse gemacht, die sich im Jahre 1799 auf 112.000 Fr. beliefen, und erst im Jahre 1828 ganz zurückbezahlt werden konnten. Die geringste Einlage war auf 75 Fr. festgesetzt. Im Jahre 1829 belief sich die Summe der Einlagen auf 831.000 Fr. Nach dem neuen Reglement vom 1. März 1830 ist der Zinsfuß auf 3½ pCt. bestimmt worden.

Im Jahre 1792 gründete die Stadt Basel eine ähnliche Sparkasse, welche aber [illegible] Ständen ohne Unterschied geöffnet war. (Vergl. Bernouilli's Archiv für die Statistik der Schweiz, Basel. 8.)

Auch der Canton Genf hatte um das Jahr 1789 eine Art von Sparkasse, die aber nur der Kaufmannschaft und dem Mittelstande zugänglich war, da man das Minimum

der Einlage auf 60 L. (97 Fr. 17 C.) festgesetzt hatte. Dieses Institut blieb nicht lange in Wirksamkeit.

In Zürich entstand im Jahre 1805 und in Aarau im Jahre 1811 eine wohleingerichtete Sparkasse.

Eine Gesellschaft von 12 Personen gründete im J. 1812 ein derlei trefflich organisirtes Institut zu Neuenburg; welches vorzüglich darum so sehr in Aufnahme kam, weil es in 40 Ortschaften Bevollmächtigte aus der Classe der angesehensten Bürger als Einnehmer aufstellte, welche die Barschaften in Empfang zu nehmen und monatlich in die Hauptkasse zu hinterlegen hatten.

Im Jahre 1815 entstand eine Sparkasse zu Vivis; im Jahre 1816 in der Landgemeinde Chenet (ebenfalls im Canton Waadt) und in dem Städtchen Wädenschreil (im Canton Zürich) endlich im Jahre 1818 zu Winterthur.

Gegenwärtig besitzt Waadt allein schon 13 und Zürich 8 verschiedene Sparkassen. Die von Genf wurde am 15. October 1816 eröffnet, nachdem Herr de Candolle Boißier schon am 10. November 1814 den Plan dazu vorgelegt hatte.

Die Geschichte der englischen Sparkassen ist in dem Werke Annals of banks for savings, London 1818 ausführlich dargestellt. Wie schon erwähnt, entstand das erste Institut dieser Art im Jahre 1798 zu Tottenham, einem Dorfe in der Umgegend von London, auf Veranlassung einer Dame, Namens Wackefield, und eines Gutsbesitzers, Mr. Sperling. Sie war anfänglich nur für Frauen bestimmt; doch hatte man gestattet, auch auf den Namen der Kinder kleine Einlagen zu machen, die, wenn sie 25 Fr. erreicht hatten, mit 5 pCt. verzinst wurden. Später trennte sich dieser Zweig als eine eigene Bank for the eornings of poor children.

Am 1. Jänner 1804 endlich wurde gedachtes Institut in eine allgemeine Sparkasse, unter dem Namen *Tottenham benefit bank* verwandelt. Das Minimum der Einlage war auf 1 Shilling festgesetzt. Im Jahre 1816 belief sich die Summe der Einlagen auf 42.500 Fr.

Im Jahre 1799 gr[illegible]e Joseph Smith zu Wendover eine Gesellschaft zur Ermunterung der Sparsamkeit und des Fleißes, der ehrwürdige Geistliche empfing die Beträge jeden Montag in der bessern Jahreszeit, und zahlte sie am Ende jeden Jahres mit einem Drittheile Ueberschuß zurück.

Den Plan seines Institutes ließ er in der Schule von den Kindern abschreiben, und legte ihren Verdienst selbst in der Sparkasse an, deren Fond sich durch die freiwilligen Beiträge wohlhabender Bürger ergänzte.

Dieselbe menschenfreundliche Gesinnung äußerten zwei Geistliche in Schottland. John Muckersy zu West-Calder in der Grafschaft Mid Lothian, und Henry Duncan zu Ruchwell durch Errichtung ähnlicher Sparkassen in den Jahren 1807 und 1810. — 1808 entstand die zu Bath auf Veranlassung der Lady Isabelle Douglas, Schwester des Grafen von Selkirk, mit einem Fonde von 50.000 Fr. (jedoch nur für das Dienstgesinde bestimmt).

In Edimburg gründete die Gesellschaft zur Abstellung der Bettelei unter der Leitung des Herrn J. H. Fortes im Jahre 1813 eine Sparkasse, welche bald die reißendsten Fortschritte machte, wozu die Errichtung von Filialen in vier verschiedenen Vorstädten Edimburgs das Ihrige beitrug. Ein vortreffliches Institut dieser Art erhob sich abermals zu Bath unter dem Schutze des Marquis von Lansdom im Jahre 1815. Endlich folgte auch London dem Beispiele dieser Städte, und gründete im Jahre 1816 unter dem Vorsitze des Sir Thomas Baring die provident institution or bank for savings. Seitdem wuchs die Anzahl dieser Institute auf das rascheste, und im Jahre 1817 waren deren schon 101 nur in England und Wales allein.

Nach Prevost, Notice sur les Caisses d'épargne (Paris 1832. 8.), wurde die erste Sparkasse in Frankreich im Jahre 1818 errichtet, auf Antrieb des H. Benjamin Delessert, der seinen Plan zuerst der Seeschaden-Versicherungs-Gesellschaft vorgelegt hatte.

Bald darauf folgten Sachsen, die freien Städte Deutschlands, das Königreich der Niederlande, Schweden und Norwegen dem Beispiele Englands, Frankreichs und der Schweiz.«

So weit unser Schriftsteller. Wir fügen nur bei, daß die erste österreichische Sparkasse zu Wien bekanntlich schon am 14. October 1819 eröffnet ward, und daß Oesterreich gegenwärtig schon mehrere ähnliche Institute besitzt. Auch im übrigen Deutschland ist die Zahl derselben nicht unbedeutend, und sie wird sich hoffentlich noch von Jahr zu Jahr vermehren, da sich der wohlthätige Einfluß dieser Anstalten auf die unteren Volksklassen nicht verkennen läßt. Wie viele Millionen werden dadurch auf eine sichere, frucht-

bringende Weise angelegt, die sonst in die Hände listiger Betrüger übergegangen, oder wohl gar im Lottospiel und in der Branntweinschenke vergeudet worden wären!

Dr. Moriz von Stubenrauch.

Mittheilungen aus Handschriften.

(Schluß.)

A. d. 1475. Prouinciam Histerreich (sic!) vastans, consequenter in profesto assumpcionis b. virginis Campum drauensem ut antea ingressi cum monte pach (sic!) integraliter consumpserunt, quos cum nostri insequerentur circa fluuium Zatel non longe a Visel Castro ceciderunt. CXX. occisis captisque ijC. (sic!) die St. Bartholomei. Non his contenti circa festum St. Michahelis relicta antea in Carniolea circa rattmansdorff et alibi cepit.

A. d. 1476. Ad festum S. Michahelis montem Kramperg circa Villacum drauum traiiciens singula sub Villaco circa assbacum, S. Vitum, Gurkch etc. deuastans partem inferiorem vallis lauentensis vsque ad Tragberg more suo absumpsit.

A d. 1478. In principio Augusti per montem Flitsz superioris Carinthie progrediens, omnes superiores ejusdem Carinthie partes, per tres ebdomadas circumuolans vsque ad Volkn et partes Geile traiiciens vallem lunensem totam incendio consumpsit duce Schayderwegkeh.

A. d. 1480. In die Oswaldi a Cilia per lunensem vallem intrans Karinthiam per frisacum transiens totam superiorem Styriam vsque ad Rottenman et inferiorem vsque ad Raba fluuium et colles prope Marchburch in via St. Laurencii vallem Lauentis ingressus per octo dies pene exterminauit, nec fuit vallis, mons vel petra ipsis resistens, duce Dahut Wascha.

A. d. 1491. Celebratum fuit concilium prouinciale in oppido Muldorff, per Dominum friderium natum de Schawnberg episcopum Salczeburgensem.

A d. 1511. Fuit nix super modum grandis et tempus gelidissimum et quo maior pars frumentorum hyemalium periit.

A. d. eodem. Proxima feria quarta post dominicam Oculi, hora tercia post meridiem fuit terremotus magnus et horribilis sentitus per multas prouincias de quo destruxerunt castra, Turres et forcia edificia in partibus Italie et Carniolie.

A. d. eodem. In die St. Vdalrici fuit magnum diluuium fluuiorum Traa, Langut et Gradneths de quo in pluribus locis fundus prata et foenum perierunt.

A. d. 1531. Regnante Domino Mathia fürtner et quarta post corpus Christi, media pars fori St. Pauli combusta est. Et quidam ciuis nomine Kilianus figuli diues et abundans in eodem igne permansit.

A. d. 1542. Amara fuere vina et omni dulcedine priuata. Regnante Domino Mathia fürtner.

Franz Goldhann.

Miscellen.

Die Akten der philosophischen Fakultät in Wien enthalten zum Jahre 1482: „Am 28. Oktober versammelte sich die Universität, um zu berathen, ob man der Pest wegen, die bereits das ganze Jahr hindurch gewüthet, so viele Studierende hinweggerafft und noch nicht aufgehört hatte, die Vorlesungen einstellen soll, oder nicht? Die Ansicht der medicinischen Fakultät, daß das Uebel schon nachlasse, und bald ganz aufhören werde, bestimmte sowohl die theologische, als juridische Fakultät, die Vorlesungen fortzusetzen; aber wollte Gott, es wäre nicht geschehen! Sehr viele und sehr brave Jünglinge, die im Vertrauen auf das medicinische Gutachten im Collegium nun erschienen, mußten ihr Leben, das sie vielleicht sonst erhalten hätten, durch die leidige Krankheit enden. Ueberdieß hatten wir einen Mangel an Lebensmitteln, der bisher in Oesterreich nie vorgekommen war: der Muth Weitzen wurde um acht Talente und noch theurer verkauft, das Pfund Fleisch kostete sechs, sieben, auch acht Pfennige; ein ungarischer Gulden galt zehn Silberstücke und zehn Pfennige, ein rheinischer aber sieben Silberstücke und zwanzig Pfennige.

Waß auf Khünig Lasla Khuchel vnd Stall An. 1457 aufgangen: auß Conrad Hölzler Huebmaister Raittbuech. So ist aufgangen auf vnser Khuchen Zehrung zu Wien auch vmb Brott vnd speiß, Wein vnd fuetterung alß vmb habern heu vnd Streu des ehegenannten Jars 5400 Pfund 4 Groschen 10 Pfennige.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

25. Mittwoch, den 29. März 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir nun die Männer, welche dem schönen Institute 1497 angehörten, etwas näher kennen gelernt, wollen wir zur Entwicklung der inneren und äußeren Verhältnisse des Vereines übergehen. Beide gewannen mit Celtis Ankunft eine bestimmtere Richtung, eine festere Grundlage; was sich auch in kurzer Zeit durch die allseitig erhöhte Wirksamkeit des Ganzen aussprach. Es ist eine alte, oft bethätigte Wahrheit, daß Anstalten, denen der belebende Geist fehlt, — sie mögen nun von Privaten oder Regierungen gegründet worden seyn — ewig nur Maschinen bleiben, die da im vorgezeichneten Geleise sich bewegen und drehen, bis sie endlich dem Marasmus erliegen. Darum zerfielen auch, während die Donaugesellschaft zu immer frischerem Leben sich erhob, ihre übrigen Schwestern in Deutschland, weil es ihnen an dem Manne fehlte, der, von der Idee wahrhaft durchdrungen, durch Persönlichkeit und kräftiges Vorwärtsschreiten auch Andere dafür zu begeistern im Stande gewesen wäre. In Wien trafen übrigens noch mehrere günstige Umstände zusammen. Kaiser Maximilian I. nahm selbst, wie bereits gesagt worden, gleich Anfangs den wärmsten Antheil daran, und aus dem Verlaufe unserer Erzählung wird hervorgehen, wie er nicht nur ermunternd und belohnend, sondern förderud und unterstützend eingegriffen. Vor Allem aber waren die Mitglieder durchgehends Gelehrte, die ihren Beruf erkannten, und daher nur des Vereinigungspunktes bedurften, von dem aus ihre Wirksamkeit geleitet, geregelt und in Thätigkeit erhalten werden sollte. Dieser fand sich in Celtis, und wie die Gründung der Gelehrten-Vereine und deren Tendenz, zunächst den Bewegungen der Zeit gegenüber, von ihm ausgegangen, so verstand er es auch, die Richtungen vorzuzeichnen, nach welchen, dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechend, die literarischen Bestrebungen sich theilen mußten. Die damals mehr, als je, richtige Ansicht, daß in den Schriften der Alten, der Griechen und Römer, für alle Zweige der Wissenschaft die erste und kräftigste Basis zu finden, stellte das Studium derselben als obersten Grundsatz auf. Daß Celtis selbst dieses mit Erfolg betrieben, bezeugen sowohl seine zahlreichen lateinischen Gedichte, als auch die von ihm verfaßte griechische Grammatik, nach welcher er, bald nach seiner Ankunft in Wien, Vorlesungen hielt. Ueberhaupt gehörten, bei dem vorherrschenden Gebrauche der lateinischen Sprache, Reinheit und Eleganz des Ausdrucks zu den ersten Erfordernissen, und nicht selten wurden, wenn die Arbeiten der einzelnen Mitglieder zur Discussion kamen, gerade darüber die strengsten Untersuchungen angestellt. Eine höchst wichtige Folge dieser Richtung, abgesehen von dem Einfluß, den sie auf die Bildung im Allgemeinen und nach allen Seiten hin gewonnen, waren die emsigen Forschungen nach neuen Handschriften, und die Bemühungen, die bisher bekannten Texte zu verbessern, und mit kritischen und historischen Erläuterungen zu versehen. So erschienen in Wien mehrere Editiones Principes, und auch einige der berühmteren Ausgaben des Aldus haben hier ihre Bearbeiter gefunden. Uebrigens war Celtis in letzterer Beziehung sehr empfindlich; es verdroß ihn, daß Schätze, welche in Deutschland gefunden worden, nicht auch in Deutschland sollten gedruckt werden. Wiederhohlt brach er darüber in Klagen aus, und wir müssen diesen um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als sie keineswegs der Ausdruck engherziger Eifersucht, sondern die Sprache des

edelsten Stolzes waren, der sein Vaterland nirgends zurück sehen wollte [1].

In enger Verbindung mit dem Studium der Alten standen die Vorträge über Poetik und Redekunst, welche der Verein zuerst in die Schulen einführte, und deren nächste Tendenz es war, zur Nachahmung der Griechen und Römer aufzumuntern. Entwickelten sie nun einerseits aus diesen die Elemente und Grundbedingungen, so suchten sie auf der andern Seite durch gutgewählte Beispiele die gewonnene Theorie zu befruchten, oder auch in selbstständigen Arbeiten zu bethätigen. Wir haben von ihnen Gedichte und Reden, deren sich ihre Vorbilder nicht zu schämen brauchen, und es bedarf hier wohl keiner weiteren Nachweisung, welch großen Einfluß diese Bestrebungen auf die wissenschaftliche Fortbildung im Allgemeinen nehmen mußte. Derselbe äußerte sich zunächst im Gebiete der Philosophie auf eine höchst vortheilhafte Weise. Diese hatte sich bisher in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande befunden, die elendeste Wortgrübelei ward noch immer für ihr Wesen gehalten, und je verwirrter die Vorlesungen des einzelnen Lehrers, desto größer war sein Ansehen. Dem finsteren Geiste entgegenzutreten, und eine bessere Richtung zu begründen, stellte sich um so mehr als dringendes Bedürfniß heraus, als jener auch größtentheils über die Lehrkanzeln der Theologie den verheerendsten Despotismus ausübte. Die Aufgabe der Gesellschaft war keine geringe; nichts ist so gefährlich, als der Kampf wider alte Mißbräuche, verjährte Vorurtheile und liebgewonnene Stupidität; allein mit unerschütterlichem Muthe übernahm es ein Theil der Mitglieder, den Popanz zu stürzen, und durch Erschließung und Reinigung der Quellen auf die Bahn reiferer Prüfung und tieferer Begründung zu leiten. Plato und später auch Cicero waren die Leitsterne für jene, die sich philosophischen Untersuchungen widmeten, und die Theologen unter ihnen strebten vor Allem, den leeren Schwulst der Skolastik zu entfernen, und, fest an den heiligen Schriften und den Ueberlieferungen der Kirche haltend, geläuterten Ansichten Eingang zu verschaffen. Den hochwichtigen Erfolg dieser letzteren Bemühungen haben wir bereits angedeutet: die aus langjährigen Studien entsprungene Ueberzeugung ließ sich von dem Reitze der Neuheit nicht fortreißen, denn sie verstand den Geist der Bejahung von dem der Verneinung zu unterscheiden, während die skolastische Bildung und die totale Unwissenheit keinen Haltpunkt wider diesen finden konnten, und somit, das Eine zugestehend, auch dem Andern folgen mußten.

Von nicht minder bedeutendem und nachhaltigem Einflusse war die historische Richtung anderer Mitglieder. Ihre Aufgabe bestand zunächst in Auffindung alter guter Quellen, und dabei wurde die vaterländische Geschichte mit Vorliebe bedacht. Sie durchforschten Archive und Bibliotheken, sammelten Urkunden und Handschriften in den fernsten Gegenden, und übergaben sie entweder dem Drucke, oder benützten sie zu selbstständigen Arbeiten. Viele der wichtigsten geschriebenen Denkmale fanden auf diese Weise eine mehr gesicherte Verwahrung, und merkwürdig genug fällt gerade in jene Zeit die Gründung des geheimen Haus-Archives in Wien. Aber auch Münzen, Inschriften, Gedächtnißsäulen, Gemälde, Grabeshügel u. s. w. waren Gegenstände ihrer besonderen Aufmerksamkeit, und diese entsprang aus der vollkommen richtigen Ueberzeugung, daß Monumente ähnlicher Art, wenn nicht zugleich Quellen, doch immer höchst beachtenswerthe Hülfsmittel sind, um zweifelhafte oder schwankende Angaben kritisch festzustellen. Eben so innig erkannten sie die Wichtigkeit einer näheren Kenntniß der Völker in ihren Festen, Gebräuchen, Sitten und Sprachen; daher schrieben sie auf ihren Reisen Alles nieder, was in einer dieser Beziehungen ihnen als merkwürdig genug auffiel. So haben sich in ihren Werken selbst ältere Sagen erhalten, wodurch wir nicht selten in den Stand gesetzt werden, den Ursprung oder eigentlichen Lebenskreis derselben näher zu bestimmen. Die Geschichtschreibung aber mußte auf diesem Wege an Lebendigkeit gewinnen, und je inniger sie sich an die Klassiker hielt, desto erfreulicher zeigten sich ihre Fortschritte. Es handelte sich nun nicht mehr um eine ganz einfache Hinstellung der Fakten, wie früher; die Kritik sichtete den Stoff, die Auswahl folgte dem Grade der Wichtigkeit, und Anordnung, Verbindung und Einkleidung verrathen schon deutlich, wie jener pragmatische Geist, welcher den innern Zusammenhang der Fakten

---

1 »Quo circa cum vidissem multa praeclara, et illustria exemplaria, tanquam egregia, et optima quaedam de nobis spolia, ab Italis e Germania in Italiam delata, ibique impressa, cogitabam et ego, ad me hominem in media Germania, et Hercinia natum, successionis et hereditatis jure spectare debere, ut latentes in obscuro codices, velut venator egregius, elicerem, germanisque meis typis procusa traderem.«

zu durchdringen und darzuthun sucht, bereits wach geworden [1].

Hierher gehören auch die Bemühungen der Gesellschaft zur Feststellung und Verbreitung geographischer Kenntnisse. War es für ihre Mathematiker eine der ersten Aufgaben, den Lauf der Flüsse, die Lage der Berge und Orte zu bestimmen, und Plane und Karten einzelner Gegenden und ganzer Länder zu entwerfen, so übernahmen Andere die Beschreibung derselben nach selbstgemachten Forschungen [2]. Die österreichischen Erbländer haben dadurch früher, als viele andere Staaten, nähere Aufschlüsse über ihre geographischen und topographischen Verhältnisse erhalten. — Die Verdienste, welche sich Camers und Vadian durch ihre Bearbeitungen des Pomponius Mela und Solinus um die alte Geographie erworben, sind hinlänglich bekannt. Gerade aus dem Streite derselben gingen Erörterungen und Bestimmungen hervor, die in allen späteren Ausgaben der beiden Classiker Anerkennung und Würdigung gefunden haben. Uebrigens wurde bereits mehrerer Leistungen in diesem Gebiete gedacht; Andere werden noch später zur Sprache kommen und darthun, wie wahrhaft groß und allseitig der Einfluß gewesen, den die Gesellschaft mit ihren Arbeiten genommen hat. Dieser zeigte sich indessen in keiner Richtung so hervortretend, als in der — mathematischen. Wie das Wiederaufleben der mathematischen Studien durch Johannes von Gmunden in Wien begonnen, und von da aus durch Regiomontanus und Peuerbach weiter fortgepflanzt worden, so erreichte die hiesige Hochschule in dieser Beziehung nun eine Bedeutsamkeit, dergleichen sich kaum eine andere rühmen kann. Alles strömte hieher, um die Vorlesungen eines Stiborius, Stabius, Tannstetter, Perlach u. s. w. zu hören. Diese Mitglieder, zugleich Professoren, hatten sich in ihren Arbeiten mit Umsicht zertheilt: die einen trieben Geometrie und Astronomie nach Euklid und Ptolomäus, die andern beschäftigten sich zunächst mit Erfindung und Verfertigung von Instrumenten, und haben hierin Ausgezeichnetes zu Stande gebracht. Die Zahl sowohl als der Werth ihrer Schriften ist im hohen Grade bedeutend, und dieß von Zeitgenossen und späteren Literaturhistorikern oft und nachdrücklich anerkannt worden. Um so mehr können daher wir eine weitere Nachweisung hier unterlassen: das Verdienst der Gesellschaft hat sich überdieß lange fort in — tüchtigen Schülern erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

[1] S. Cuspinian's, des Stabius, Augustinus Olomucensis Werke u. s. w.

[2] Bei der großen Oberflächlichkeit, welche neuere Geographen häufig an den Tag legen, hier ein Beispiel: Anesus qui et Anisus, haud procul ob eo castello quod Chernstat rude vulgus Rasstat nominat, in profundae vallis planitie ortus, primo tenuis, mox utrinque illabentibus rivis auctus, asperrimis montium angustiis illabitur atque inde longis sonorisque flexibus eluctatus Norici Ripensis campestris ingreditur, cursu adeo citato, ut his in locis quibus interdum vadosus, et quamvis fortia jumenta subsistere et ferre impetum vix queant. — Anisus infra urbis Ensii moenia juxta Mathausen Danubio commiscetur. — Oenus flumen rapidissimum, vulgo der Inn, qui Rhetiae primae alpibus, quibus nunc nomen est Athesinarum, a fluvio Athesi, vulgo Etsch, delapsus oppidum Oenipontis Innsbrug praeterfluit — — a quo quidem loco primum navigabilis, sed montium confractibus varie tortus, nec etiam in plena admissus, ubi longius per campestris ingressus est, amnibus aliquot non ignobilibus e Norico venientibus demum juxta Petevium cum tali impetu undarum in Danubium ruit ut per longissimum spatium cursum suum servet, nec Danubianis aquis admisceatur, quem admodum perspicue ex undarum colore adparet.

Ueber eine Stelle in Schrötters und Rauch's österr. Geschichte.

Im ersten Bande Seite 332 wird gesagt, daß Gertrud die dritte Tochter des heiligen Leopold, Gemahlin des Herzogs und nachmaligen Königs Wladislaw von Böhmen, Gründerin des Frauenstiftes Doxan in Böhmen, den 23. Hornung 1119 gestorben und in Doxan begraben sey. Es wird sich wegen der Begräbnißstätte in der Anmerkung (2) mit folgenden Worten auf den Balbinus berufen:

(2) „Also Balbinus dec I. p. 139. — Haselbach beim Pez „Tom. II. p. 706 nennet dieses Kloster Snon. Allein entweder „muß das Kloster Doxan auch diesen Namen geführt haben, „oder es ist des Balbini Erzählung vorzuziehen, welcher selbe „aus einem alten Todtenbuche dieses Klosters entnommen „hat.“

Sowohl die Angabe, daß Gertrud in Doxan begraben, als die Vermuthung, Doxan habe auch Snon geheißen, ist unrichtig. In dem von Balbin angeführten Mortuarium wird für's Erste nicht gesagt, daß Gertrud in Doxan begraben, sondern nur, daß sie daselbst gestorben sey. Die Stelle lautet:

„*Obiit* piae recordationis Gertrudis Fundatrix nostra quae primitias
Ordinis nostri in terram hanc introduxit.

So richtig es nun ist, daß Gertrud in Doxan gestorben, so unrichtig ist dagegen die Annahme Balbins und der obge-

genannten Verfasser der österreichischen Geschichte, daß sie auch daselbst begraben sey. Vincenz, der Fortsetzer des Cosmas, belehrt uns, daß die Herzogin, wie sie es gewünscht, in Strahow begraben worden. Er sagt:

„Eodem anno (1151) Domina Gertrudis Ducissa, ipsam suam regalem genealogiam morum honestate exsuperans II. Non. Augusti viam universae carnis ingreditur, et in eodem montis Sion monasterio, sicut optaverat, sepelitur.«

Der von Rauch und Schrötter citirte Haselbach sagt dasselbe

„Gertrudis et ejus maritus sepulti sunt in Bohemia, in monasterio
Syon dicto, eorum fundatione."

Endlich spricht für die Begräbnißstätte in Strahow auch die vom Abte Milo herausgegebene, sehr seltene „historische Darstellung des Ursprungs 2c. des königlichen Stiftes Strahow, Prag, Schönfeld 1805."

Das nun von beiden Chronisten erwähnte Monasterium Syon ist nicht Doxan, sondern Strahow in Prag; welches der Herzog Wenzel und seine Gemahlin Gertrud für Prämonstratensermönche im J. 1142 gestiftet haben. Ein Jahr später errichteten Gertrud und der Bischof Heinrich Zdick von Ollmütz das Frauenstift eben dieses Ordens in Doxan, welches daher von Strahow oder Syon ganz verschieden ist. Der Gebrauch, Syon für Strahow zu setzen, ist uralt. Er entstand durch die Aehnlichkeit des Berges, worauf Strahow gebaut ist, mit Syon in Palästina. Die meisten böhmischen Geschichtsschreiber alterniren Strahow mit Syon und umgekehrt, aber alle sind über die Gleichbedeutung beider Benennungen einverstanden.

Der Seelauer Chronist (nur ein Beispiel anzuführen) gibt die Identität wie folgt an:

„Henricus monasterium Regalis operis in monte Strahow, quem alio nomine
„Sion nominavit — construxit."

Dagegen findet sich keiner, und kann sich keiner finden, der Doxan und Syon, wie die Verfasser der österreichischen Geschichte muthmaßen, für gleichbedeutend hielte. Wie sehr dieß unmöglich, lehrt uns folgende Stelle des Vincenz:

„Dux autem Wladislaus, sua orbatus conjuge, filium suum Adalbertum
in montem Sion, filiam suam Agnetem in Doxan, sacris litteris
conversationi ad erudiendum tribuit.«

Man sieht hieraus, daß Herzog Wladislaw seinen Sohn Adalbert nach Sion (Strahow) zu den Chorherren, seine Tochter Agnes aber nach Doxan ins Frauenstift gesendet habe.

Da nun die gleichzeitigen Vincenz, der Fortsetzer des Cosmas, und der Seelauer Chronist, ferner Haselbach, so wie viele Andere, in der Benennung der Grabesstätte der Herzogin Gertrud übereinkommen, und Alle Syon, welches Strahow ist, setzen; das Doxaner Mortuarium aber nur die Todesanzeige (obiit) nicht aber den Beerdigungsort enthält, so muß angenommen werden, daß Gertrud um so gewisser in Syon oder Strahow begraben ist, als Vincenz ausdrücklich sagt: „in eodem montis Sion monasterio, *sicut optaverat*, sepelitur." Dort ist auch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Seelauer Chronisten der Mitgründer von Doxan, Bischof Heinrich Zdick, begraben. Auch er wollte nicht in Doxan zur Erde bestattet werden, sondern in Syon ruhen. »Henricus,« heißt es von ihm, »sepultus est in ecclesia montis Sion, *sicut semper optaverat.*

Irrig ist aber in der oben angeführten Stelle des Haselbach, daß auch Gertrudens Gemahl der Herzog Wladislaw in Strahow oder Syon begraben ist. Er hat zwar in der von ihm gestifteten Abtei Strahow, wo die Gebeine seiner Gemahlin beigesetzt waren, nach Abtretung der Regierung an seinen Sohn Friedrich in klösterlicher Einsamkeit bis zum Jahre 1173 gelebt, allein die in Böhmen nach seiner Abdankung entstandenen Kronstreitigkeiten zwischen seinen eigenen Verwandten bestimmten ihn, seinen Ruhesitz Strahow zu verlassen und sich auf das Schloß Mehre in Thüringen, welches ein Eigenthum seiner zweiten Gemahlin Judith gewesen, zu begeben. Dort starb er im Jänner 1174 und wurde, dem Zeugnisse des Seelauer-Chronisten zu Folge, in der Kathedrale zu Meissen begraben.

Matthias Koch.

Miscelle.

Den 2. November 1622 ist Kaiser Ferdinandt d. And. mit deren Gemahlin Leonora geborne Herzogin von Mantua, sambt gantzen Kaiserlichen Hoffstatt vmb halbe vier Uhr nacher Steyer khomen, Irer May. sindt im Schloß samt allen Frauenzimmer losirt. Die Hr. Räthe aber vnd übrige Hoffstatt in der Statt einquartirt vnd Alles frey gehalten worden. Der Kaiser hat sich einmall allergnedigst erzeigt, jedermann Audienz anbotten, vnd der Statt mit allen Kaiserl. Gnaden zugethan zu verbleiben sich erklärt. Ist den 3. darauf nach gehörter Messe, und nach genohmbenen Fruemall gleich umb 11 Uhr Mittagszeit nacher Crembsmünster zum Nachtlager verruckt. Ihre Mayest. raisen auf den Churfürsten tage nachher Regenspurg.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

26. Sonnabend, den 1. April 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Für naturhistorische Studien scheint die Gesellschaft wenig oder nichts gethan zu haben. Zum Theile lagen wohl diese noch außer der Zeit; anderer Seits mögen auch die geringen Resultate nicht auf uns gekommen seyn. Daß man übrigens die Wichtigkeit derselben eingesehen, geht aus den wiederhohlten Ausgaben einzelner Bücher des Plinius hervor; nicht minder finden sich dort und da Andeutungen über botanische Durchforschungen der Wienergegenden. Die literarischen Arbeiten der Mediciner selbst beschäftigten sich nur mit den hervortretendsten Erscheinungen des Tages, dergleichen die Pest und insbesondere die Venusseuche waren; an Physiologie und Anatomie wurde noch wenig gedacht. Der letzteren stand der Volksglaube geradezu entgegen, und obschon wir Beispiele kennen, daß von der medicinischen Fakultät an Leichnamen selbst Versuche angestellt worden, so unterlagen sie doch immer großen Schwierigkeiten. Im. J. 1454 mußte eine Frauensperson, die verurtheilter Maßen ertränkt, und hierauf der Universität zum Seciren übergeben worden war, von dieser am dritten Tage unter Begleitung aller Würdenträger und sämmtlicher Doktoren feierlichst zur Erde bestattet werden.

Noch erübrigen zwei Gegenstände, die von der Gesellschaft in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen worden, und zu deren Förderung insbesondere Celtis sehr Vieles beigetragen hat: wie meinen die Musik und die Aufführung alter oder auch selbstgeschriebener Schauspiele. Die Ansichten, welche über den Nutzen der ersteren sowohl, als der letzteren Kunst vorherrschend waren, dürften noch heutzutage gelten; nur wollte Celtis durch diese auch die Latinität mit höher bringen. Daß Wien in der nächsten Zukunft schon mehrere theoretische Musiker von großer Bedeutsamkeit hatte, war ohne Widerrede eine Folge der ersteren Richtung; übrigens hat die Gesellschaft selbst unter dem Titel »Melopoea« ein musikalisches Werkchen herausgegeben, aus welchem sich der Zustand dieser schönen Kunst hinlänglich erkennen läßt. Die Tage ihrer Zusammenkunft wurden mit Musik gefeiert, wie mehrere Gedichte von Celtis und viele Briefe seiner Freunde darthun, die uns zugleich von der allgemeinen und großen Empfänglichkeit dafür Zeugniß geben.

Celtis Verdienste um die Einführung dramatischer Darstellungen in Deutschland sind bekannt. Zum Jahre 1502 bemerkte der Rektor Magnifikus, Wilhelm Puelinger, in den Akten der Universität: „Erat profecto Memoria dignissimus actus, antea non visus a me, neque ceteris: Comoediae plures in aula Universitatis, me annuente, et ut plurimum praesente, per pueros recitatae, ac scenico plausu repraesentatae sunt.“ Celtis lud dazu durch öffentlich angeschlagene Epigramme ein, und die Zeit der Darstellung war um 1 Uhr Nachmittag. Die Lustspiele des Terenz wechselten mit Seneca's Tragödien, wenigstens an der Universität[1]; vor Maximilian führten, wie wir noch sehen werden, die Mitglieder der Gesellschaft selbst mehrere Gelegenheitsstücke auf. Sie erregten allgemeine Theilnahme; besonders wurden erstere sehr zahlreich besucht. —

Dieß waren nun die Richtungen, nach welchen sich

---

[1] Hanc in rem occurrunt in libris epigrammatum epigrammata dua; quorum altero denuntiabat, exhibendam esse in aula academica Aulularium Terentii; altero autem comoediam Eunuchi Terentianam annuntiavit, jussitque spectatores, ut adsint post meridiem hora prima, in aula academica. Neque ob finem alium reor a Celte fuisse editas Senecae tragoedias binas, Herculem nimirum furentem, atque coenam Thyestae, quarum editionem ad annum 1486 referre licet. Id genus comoediae, tragoediasve magno fore usui Latinae linquae rectius perdiscendae, nemo nisi rudis, ac imperitus earum rerum inficiabitur. (Klüpfel.)

die gelehrte Donaugesellschaft bewegte. Das Gebiet ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit erscheint, zumal wenn man die Zeit nicht außer Augen läßt, von wahrhaft bedeutendem Umfang, und — ihre Leistungen blieben hinter dem gesteckten Ziele nicht zurück. Beinahe wöchentlich traten die Mitglieder zusammen, um die vollendeten oder begonnenen Arbeiten der Einzelnen gemeinschaftlich zu prüfen, Aufgaben für die Zukunft festzustellen, und durch mündliche Mittheilungen sich gegenseitig zu fördern. Bei größeren Versammlungen fehlte es nicht, wie bereits gesagt worden, an musikalischen Produktionen, und nicht selten schloß ein heiteres Mal die ernste Berathung. Kamen fremde Gelehrte, wurden sie hier eingeführt, und mit in die Gespräche gezogen, welche das Wohl der Wissenschaften, den Sieg der Wahrheit und des Rechts, kurz die allgemeinen Interessen der Menschheit betrafen. Es sind mehrere Briefe auf uns gekommen, die mit Begeisterung davon sprechen, und wohl noch Jeden innig ergreifen werden, dem der Sinn für so heilige Bestrebungen nicht ganz erstorben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bazars, und die Buchhändler in Constantinopel.

In dem Bazar der Droguerien, welcher der ägyptische genannt wird, findet man alle Droguerien vom Arsenikum bis zum Rhabarber, alle Körner und werthvollen Substanzen vom Opium bis zum Surme, vom Reis bis zur Mokka-Bohne zur Schau ausgestellt; man glaubt sich in eine ungeheuere Apotheke oder in eine reiche naturgeschichtliche Sammlung versetzt. Der Papier-Bazar enthält alle nothwendigen Schreib-Materialien, als: messingene Schreibzeuge, Federn aus Rohr, grobes, hartes und buchiges, sogenanntes türkisches Kanzleipapier; allein Briefpapier findet man hier nicht. Der Bücher-Bazar gleicht ganz einer Kirche. Von den hier versammelten muselmännischen Künstlern nehmen einige Abschriften, andere malen die Buchstaben aus, oder glätten das Pergament mit scharfem Jaspis, um es glänzend zu machen; allein bei allen diesen Arbeiten herrscht immer eine feierliche Stille, und die arbeitenden Künstler haben ganz das Aussehen von Betenden. Der Zutritt zu diesem Bazar war einst den Franken und Christen verboten, und nur verstohlen wagte ein europäischer Reisender im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf die vielen Abschriften des Korans zu werfen. Doch jetzt sind der Koran und die übrigen heiligen und profanen Bücher aller Welt sichtbar und an Jedermann verkäuflich. Die Bücher sind fast durchgehends Manuskripte, denn gedruckte Werke werden, weil die türkischen Buchhändler zugleich Kopisten sind, natürlich nur schwer verbreitet. Gut kopirte Manuskripte sind selten und sehr theuer; der ganze Vorrath von guten persischen, arabischen und türkischen Büchern wurde in jüngster Zeit zur Versendung nach Persien gekauft. Bücher, in griechischer, lateinischer oder in einer andern europäischen Sprache sind in Constantinopel nur bei einem einzigen Buchhändler, der auch mit Büchern der abendländischen Literatur handelt, in seinem Laden zu Galata zu finden. Dieser Laden liegt fast unterm Dache und ist fünf bis sechs Quadratfuß groß. Wenn man hinein will, muß man über die Bücher hinwegschreiten, und man kann nicht anders verweilen, außer man setzt sich auf Bücherballen. Hier hausen alle schönen Geister aus Frankreich, Italien, Deutschland und England. Doch sind diese Bücher nur für die hier lebenden oder durchreisenden Fremden vorhanden. Es gehört zu den Seltenheiten bei einem in Constantinopel ansäßigen Franken eine Bibliothek zu finden; die Bücher der lateinischen Klöster sind alle von Würmern angefressen; in den Pallästen der Gesandten von Frankreich, England und Rußland findet man kaum einige bloß zufällig zusammengebrachte Bücher, und nur der österreichische Internuntius ist im Besitze einer auserwählten Bibliothek. Hinsichtlich des Einbandes übertreffen die Einbände zu Constantinopel alle übrigen an Schönheit, Eleganz und Vollkommenheit. Die von den türkischen Arbeitern gebundenen Bücher sind sehr leicht zu öffnen und zu schließen, und ihre Deckel und Futterale sind sehr geschmackvoll verziert. Es ist unglaublich, welche Sorgfalt auf die Erhaltung der Bücher verwendet wird, so daß es zweifelhaft scheint, ob in den türkischen Ländern je ein Autor so wohl gekleidet, so gut gehalten worden sey, als eines seiner Werke in einer Bibliothek oder in der Bude eines Buchhändlers aufbewahrt wird.

Der Waffen-Bazar bildet ein großes viereckiges Gebäude, in dessen Mitte alle orientalischen Waffen, wie in einem Arsenale zur Schau prangen. Es gewährt einen

sonderbaren Anblick, die Türken von ihren Bänken herab, die mit Silber ausgelegten Pistollen, die Yatagans und die langen Pallasche zum Kaufe anbieten zu sehen. Dieser Waffen-Bazar, einst der Stolz der Muselmänner, soll in neuester Zeit sehr viel verloren haben; trotz der Reform Mahmuds ist hier doch jeder Franke vom Ankaufe der Waffen ausgeschlossen, weil ihm das Gesetz nur erlaubt, Waffen zu tragen, nicht aber solche zu kaufen, so widersprechend dieses immerhin seyn mag.

Der Kupfer-Bazar, wo die Küchen-Geräthe verfertigt werden, macht allein mehr Lärm als die ganze Hauptstadt mit ihren Vorstädten. Die Pfeifen-Fabriken befinden sich in einer eigenen Straße. Zur Anfertigung eines Chibus scheinen alle Industrien des Orientes beitragen zu müssen; alle Länder des Reiches steuern dazu bei. Aleppo liefert seine Jasmin- oder Kirschenröhre, Klein-Asien einen rothen oder schwarzen Thon, der in Ungarn zubereitet wird, Persien seine Edelsteine, sein Elfenbein, seine Perlen, das Meer endlich seinen grauen oder gelben Bernstein. Wie viele Menschenhände sind nicht bei Verfertigung des Kopfes, des Rohres und des Mundstückes der Pfeife erforderlich. Und ist die Pfeife endlich fertig, deren Erzeugung so viel Sorgfalt, so manchen Handgriff erfordert, so müssen erst Laodicäum und Thessalonich die braunen Blätter schicken, womit der Muselmann sich berauscht. Das Verbot des Tabakrauchens, welches hier schon öfters eingeführt war, würde jetzt ohne Zweifel hunderttausend Familien in der Hauptstadt und in den Provinzen der Armuth und dem Hunger Preis geben. Um sich eine Idee von den berühmtesten Bazars machen zu können, denke man sich eine Menge hölzerner Barraken, wie auf den Jahrmärkten Buden, an einander gereiht, in denen die verschiedenartigsten Waaren prangen, als: Marockin, indische Shawls, bengalische Mousseline, Hermelin-Pelzwerke, chinesisches Porzellan, indischer Stahl, aleppische Glaswaaren, Diamanten aus Golkonda, Pelzwerke vom Kap Komorin und dem persischen Meerbusen u. s. w. Die Käufer, noch mehr aber die Gaffer, strömen hier haufenweise zusammen. Durch die vielen türkischen Frauen, die man nicht drängen darf, wird man so sehr am Weiterkommen verhindert, daß man an einem Vormittage oft nur 2 bis 3 Bazars besehen kann. Die einzige Verzierung der Buden besteht in den in denselben ausgestellten Waaren. Der reichste Kaufmann beschränkt seine Bude auf einen sehr kleinen Raum. Die Kaufleute bedienen sich der Kerbhölzer, nach Art der französischen Bäcker, und helfen sich bei ihren Berechnungen a[illegible], mit den Kügelchen ihres Rosenkranzes. Sie halten keine Commis, schreiben auch sehr wenig, da sie die größten Rechnungen oft bloß durch ihr Gedächtniß zu Stande bringen. Wie es heißt überbieten die Türken ihre Waaren in den Bazars um ein Drittel, die Armenier um die Hälfte und die Juden sogar um zwei Drittel ihres wahren Preises. Doch scheint unter den Türken weniger Geschäfts-Neid zu herrschen, als unter den Kaufleuten aller übrigen Nationen, da hier ein Kaufmann den Käufer oft auf die bessere Waare seines Nachbares hinweist. Diebstähle ereignen sich in den Bazars nur höchst selten. Der Kaufmann verläßt oft stundenlang seine offene Bude, in der Ueberzeugung, bei seiner Rückkunft alles noch so zu finden, wie er es verlassen hat. Das Stehlen ist den Türken fast ganz unbekannt, und jeder Raub muß gewaltthätig und einem Siege ähnlich seyn, wenn sich ein Türke damit befassen soll, weßhalb man wohl Muselmänner unter den Straßenräubern, nie aber, oder nur sehr selten, unter den gewöhnlichen Spitzbuben findet. Uebrigens tragen die Türken starke Lust nach fremdem Gelde, und sie schielen, bei Bezahlung einer Schuld oder bei Empfang eines Bakchis, mehr nach dem hin, was man behält, als nach dem, was sie empfangen haben. Auch fehlt es den osmannischen Kaufleuten nicht an Geschicklichkeit, den Kunden das Geld abzulocken, worin sie, in Hinsicht ihrer höflichen und einnehmenden Manieren, die Armenier und Griechen übertreffen. So mancher Fremde, der einen Bazar bloß besucht, um die Buden zu besehen, wird durch mancherlei Artigkeit, ohne zu wissen wie, zum Einkaufe verleitet. In den Zeug-Bazars erregte eines Tages das Gerücht, daß die kaiserlichen Garde-Regimenter neu montirt werden sollten, eine allgemeine Unruhe. Es werden nämlich bei jedesmaliger Montirung der Truppen die Kaufleute und Schneider zusammen berufen, welche Tuch und Arbeit zu sehr billigen Preisen liefern müssen. Deßhalb scheut Jedermann die Lieferung, und die Regierung sah sich oft gezwungen, zur Auffindung von Lieferanten zu der Bastonade oder zu noch herbern Mitteln Zuflucht zu nehmen. Es ist auch auf keinem Aushängeschilde eines Kaufmannes der Name der Veziere der Sultane oder Sultaninen zu finden. Schilder und Inschriften sind überhaupt nicht gebräuchlich, ja der Wunsch,

seine Waaren zur Schau zu stellen, wird zuweilen durch die Besorgniß, sie möchten diesem oder jenem zu Gesichte kommen, neutralisirt. Hierzu kommt noch, daß die schlechter ausgeprägte Münze öfter unter den Kaufleuten der Hauptstadt Schrecken und Verlegenheiten verbreitet. Wenn diese Münze am meisten verrufen ist, so werden die Waaren abgeschätzt, was fast dasselbe ist, als das Maximum in Frankreich im Jahre 1793. Obwohl dieses lange nicht geschehen ist, so fürchtet man es doch fortwährend. Man lebt hier mehr als anderswo bloß für den Augenblick, und die letzten unruhigen Bewegungen haben den Handel der Hauptstadt im Allgemeinen sehr zerrüttet; alle Kaufleute gehen zu Grunde und die Verarmung macht die Gemüther nicht sorgloser. Sicher werden die Finanziers sagen, daß es Constantinopel an einem wesentlichen Etablissement, an einer Börse, fehle. Es ist wahr, keine einzige türkische Stadt hat eine Börse, man kennt keine Anleihe, keine Staatsschuld. Nach dem Traktate mit Rußland hatten zwei große Pariser Banquierhäuser sich erboten, das erforderliche Geld für die Zahlung, welche die Pforte an Rußland zu leisten hatte, anzuschaffen; allein dieser Vorschlag fand kein Gehör. Ueberdieß kümmern sich die Osmanlis nicht, ihren Verkehr mit den Ausländern zu vervielfältigen und sie von ihren Angelegenheiten zu verständigen. Dazu trägt noch bei, daß eine Anleihe ihre religiösen Meinungen verletzen würde, und daß die Agiotage, die unvermeidliche Folge einer Staatsschuld, sehr leicht von den Ulemas in die Classe der von dem Koran so verbotenen Hazardspiele gestellt werden könnte. Aus diesen Gründen haben die Osmanlis keine Börsen. In Betreff der Handelsgesetze herrscht in der Türkei noch die größte Barbarei. Mahomed hat zwar dem ehrlichen Kaufmanne einen Platz unter den Engeln des Paradieses angewiesen; damit ist es aber auch abgethan. Die Türken haben ihre Gesetze aus der Wüste mitgebracht, und in Betreff des Handelsverkehres nichts mehr hinzugefügt. Sie haben kein Handelsgericht; ihre Gesetzbücher enthalten nichts über Wechselbriefe; es gibt nur Firmans und eine Art von Jury, um die große Lücke der muselmännischen Gesetzgebung zu ergränzen. Die Handels-Innungen und Corporationen Constantinopels gleichen denen der großen europäischen Städte im Mittelalter. Gr.

Aus dem Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1605.

Den 1. Novembris Sein Ire Fürstl. Durchl. unsere genedigste Landtesfürstin vnd Frau mit ainer frölichen vnd glückselligen Leibesgeburt erfreuet worden, alls aines Jungen frischen Prinzen, welcher den Nachfolgunden Tag den 2. dits zwischen 2 vnd 3 Vhre Nachmittentage vom Bischove Martin von Seccau in der Hoff- oder Jesuiter Kirchen offentlich getaufft, vnd Johann Carl genandt worden. Ertzherzog Carl hatt in in der Tauffe an statt Königl. May. in Hispania gehalten vnd gehoben. Jer Fürstl. Durchl. selbsten, wie auch die zwo Ertzherzogin Leonora vnd Magdalena (welche Magdalena hernach Großherzogin zu Florenz geworden) sambt dem gantzen Hoff Statt, auch vill Landthern vnd Landtfrauenzimer war zugegen. Die Hofftrometer gratulierten disen Mittage noch vor verrichter Tauffe, am Purckh Platz. Doch drinen im Hoff, Jerer Dht. mit ainem gar schön blasunden Joseph. Summa es war aller orthen Freudt vnd Jubilieren.

Den 22. Nov. ist der Schöne Fueßturnier in Grätz vorm Landthauß gehalten worden, alda sich beede Ertzherzogen Ferdinandus vnd Maximilianus Ernestus gefunden. Sein oberdiemassen mit schönen Neuen Inventionen, Musica, wie auch die andern Graven, Herrn vnd Ritter in allerhanden Manier kostbarlich aufzogen, hatt von 7 Vhr Abends biß auf 11 Schlagen gewehrt. Den 23. darauff Ist ain Schön Ringelrennen bei dem fürstlichen Stall gehalten worden in publico.

Miscelle.

Der Herzog von Alba in seinem Feldherrn-Costüme. (Aus einer Beschreibung der spanischen Herrschau bei Badojoz den 10. Junius 1580.)

»Der Herzog von Alba hat angehabt vnd ist nachfolgen»der gestalt geklaiht gewest, Erstlich ain paar roth carma»sinen Hosen mit einem gulden senck, auch von silber geziert »vnderzogen, ain wammes von guldner Leinwat, auch mit »silber geziert, darüber ain weis golder von Leder mit sil»bernen passament verpreimbt, ain mandl von aschenfarb »Seidenzeug vnd pordiert, ain Huet von ebenmessigen »aschenfarben Seidenzeug vnd mit Seidn außgestickht, dar»auf ain große rote fedr, das gulden Fließ am Hals, vnd »ain Rappier vnd Dolchen vergult.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Gheien'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

27. Mittwoch, den 5. April 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

So lange indessen die Gesellschaft keine andere Grundlage hatte, als jene, welche der feste Wille ihrer Mitglieder bildete, mußte sich ihr Bestand immerfort als schwankend und prekär herausstellen. Konnten nicht Mehrere der Mitglieder, durch äußere Umstände gezwungen, mit einem Male zurücktreten; oder auch — hatten die Einzelnen Mittel genug, um ihre begonnenen Forschungen mit Nachdruck fortsetzen zu können? Die Gesellschaft bedurfte eines höheren Schutzes, eines Mäcens, der nicht allein durch Anerkennung ermunterte, sondern auch durch Unterstützung erleichternd und fördernd eingriff. Kaiser Maximilian I. verstand, wie Wenige vor und nach ihm, das Geheimniß, auf das Gedeihen der Wissenschaft zu wirken: er wußte, daß die Verwendung von Summen wohl der erste Hebel, indessen doch immer ohne bedeutenden Erfolg bleibe, wenn sie nicht vom belebenden Hauche der Liebe durchdrungen. Dieser Ueberzeugung, und zugleich dem innersten Rufe seiner Neigung folgend, zeichnete er überall, wohin er kam, Künstler und Gelehrte aus; die Mitglieder der Donaugesellschaft umgaben seine Person; sie wurden zu den wichtigsten Stellen befördert, und der kleinsten ihrer Leistungen fehlte es nie an würdigender Aufmerksamkeit. Oft erschien der Kaiser bei den Sitzungen derselben, und hörte den Verhandlungen zu; öfter noch lud er Alle zu sich, um ihnen zu beweisen, wie sehr ihm ihre Bestrebungen am Herzen liegen. So befand sich, als er im Jahre 1501 auf dem Schlosse zu Linz residirte, ein großer Theil derselben bei ihm, und führte vor dem ganzen Hofe das von Celtis verfaßte Schauspiel: »Ludus Dianae« auf. Die österreichische Zeitschrift hat in ihrem ersten Jahrgange eine vollständige Beschreibung dieser Kunstleistung geliefert; hier mag es daher genügen, die dabei beschäftigten Hauptpersonen zu nennen. Im Ganzen belief sich die Zahl der Darsteller auf 24; die ersten Rollen aber hatten Celtis, Vincenz Longinus, Peter Bonomo, Theodor Ulsenius und Joseph Grünpeck [1], des Kaisers Sekretär, Theolog, Arzt, Historiker und Astrolog, übernommen. Im dritten Akte erscheint Bachus, von Vincenz Longinus dargestellt, mit Sylen und Bachanten, grüßt den König, »die Krone der römischen Cäsaren,« rühmt sich als Spender der Freude, und stürzt endlich mit der Bitte um den poetischen Lorbeerkranz [2] zu des Kaisers Füßen. Maximilian erhebt sich von seinem Sitze, gibt dem knienden Gotte der Reben den Kuß des Friedens, und den bedeutungsvollen Ring von Jaspis, und bekränzt dessen Haupt mit dem Zeichen des Sieges. Die Bachanten brechen in lautem Jubel aus; in dreistimmigem Chore singen sie den unvergänglichen Ruhm des erhabenen Herrschers und die Pflichten des neugekrönten Dichters: »In heiligen Liedern soll er die Ehre feiern, die ihm eben zu Theil geworden, und nie mögen Unlust, eitle Klagen, oder

---

1 Dieser, mittlerweile in die Gesellschaft aufgenommen, war 1473 zu Burghausen geboren. Er lebte in seinem vorgerückten Alter zu Steyer auf einer Mühle, die ihm Kaiser Maximilian geschenkt hatte, und wahrscheinlich hat dieser Umstand Preuenhuber veranlaßt, aus ihm einen gebornen Steyrer zu machen. Denis hat dessen Schriften im Anhange zur Buchdruckergeschichte Wien's verzeichnet; in der königlichen Bibliothek zu München befinden sich noch handschriftlich von ihm: »Vitae pontificum sanctae Saltaburgensis ecclesiae,« 53 Blätter in Folio, und im hiesigen geheimen Haus-Archive wird ein noch ungedrucktes lateinisches Exemplar von dem Leben Kaiser Friedrich's und Maximilian's aufbewahrt, das in jeder Beziehung besser seyn soll, als die von J. Jak. Moser zu Tübingen 1721 veranstaltete deutsche Ausgabe. Uebrigens war Grünpeck ein vielseitig gebildeter Mann, wie schon das Verzeichniß seiner Schriften zur Genüge darthut; nur war er mehr, als gewöhnlich, astrologischen Träumereien ergeben.

2 Ueber die Feierlichkeit der Dichterkrönungen s. die Oesterreichische Zeitschrift, 1836. S. 289.

freche Begierden seine Seele umschleiern. Frei sollst du streifen durch dichte Wälder und singen das Lob der reinen Sitten und kämpfen gegen Trug und Arglist; so wirst du berühmt werden auf der weiten Erde, und dein Ruf wird am Ister und am Rheine erschallen.« — Nach dem vierten Akte öffnen sich plötzlich die Thüren, königliche Diener erscheinen mit goldenen Bechern und Schalen voll perlenden Weines, und unter Paukenschall und Hörnerklang wird das Wohl des Kaisers, seiner Gemahlin, der anwesenden Fürsten von Mailand, das Wohl — Aller getrunken. Im fünften Akte erscheinen die 24 Mitspielenden zugleich; Diana, Abschied nehmend, wünscht dem königlichen Hause des Himmels reichsten Segen, und der ganze Chor wiederhohlt in vierstimmigen Weisen ihre Worte. So endete das Schauspiel; am folgenden Tage ehrt Maximilian alle Theilnehmer mit einer wahrhaft kaiserlichen Tafel! —

Eine solche Liebe mußte Begeisterung erwecken, und in der That werden die dankbaren Gelehrten nie müde, dem erhabenen Gönner ihre tiefste Erfurcht zu bezeigen. In allen ihren Werken erscheint Maximilian so recht eigentlich als Mittelpunkt, von dem die Strahlen des Lebens ausgingen, ja wenige Fürsten sind so wahr und innig gefeiert worden; aber auch wenige haben es in demselben Grade verdient! Durch die bisherigen Leistungen die Wichtigkeit des schönen Institutes immer mehr erfassend, und zur festen Ueberzeugung gekommen, daß nur aus einem Vereine von Kräften, die, obschon verschiedener Richtung, dennoch dem einen großen Ziele zustrebten, die Erfüllung des allgemeinen Bedürfnisses hervorgehen und eine durchgreifende intellektuelle Bildung begründet werden könne, sah es Maximilian für eine seiner ersten Regentenpflichten an, der Gesellschaft, um ihren Bestand zu sichern, und den Kreis ihrer Wirksamkeit zu erweitern, auch in materieller Beziehung zu Hülfe zu kommen. Er bestritt die Ausgaben zu den Reisen der Historiker und Geographen; auf seine Kosten wurden die wichtigsten Codices angekauft, Urkunden gesammelt, Vermessungen vorgenommen, und die Resultate in der kaiserlichen Bibliothek niedergelegt. Wir müssen hier eines der thätigsten Mitglieder, den Ladislaus Suntheim anführen, von dem zu reden wir bisher noch keine Gelegenheit hatten. Suntheim war aus einem edlen, schwäbischen Geschlechte von Ravenspurg, studierte in Wien und wurde 1465 Baccalaureus der freien Künste. Hierauf widmete er sich dem geistlichen Stande, und hielt sich wahrscheinlich am Hofe Sigismunds auf, bis Tirol an Kaiser Maximilian kam. Dieser ernannte ihn zu seinem Kaplan und endlich zum Domherrn in Wien, ließ ihn mit Stabius und Manlius ganz Deutschland durchreisen, um zunächst Sammlungen zu einer Geschichte des Hauses Habsburg anzulegen, wobei er indessen auch vieles Andere gefunden, das er ausgearbeitet hat. Bereits 1491 hatte Suntheim mit dem Probst Jakob zu Klosterneuburg, die bekannten »Tabulae claustro-neoburgenses« verfertigt, die, wenn auch hie und da mangelhaft und unrichtig, dennoch für die Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern sehr Vieles zu Tage gefördert haben. Sie erschienen im selben Jahre zu Basel gedruckt; Pez hat sie in den ersten Band der Script. rer. Aust. wieder aufgenommen. Ferner haben wir noch von ihm die »Historia Guelphorum«, welche Leibnitz aus der Handschrift der hiesigen Hof-Bibliothek herausgegeben hat, und 1511 vollendet worden ist, und: „Familiae Germaniae Principum illustratae.“ Diese, an der Zahl 31, sind im zweiten Bande von Oefelle's Scriptores abgedruckt, und zwar aus einem Exemplare, das der berühmte Conrad Peutinger mit eigener Hand geschrieben. Daß Suntheim mit Maximilian und Manlius an einem Stammbaum des habsburgischen Hauses gearbeitet, geht aus der Widerlegung des Stabius hervor; mehrere Literaturhistoriker führen auch noch eine Abhandlung »de linqua vulgari per Germaniam superiorem« an. Es ist in der That eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß mehrere Mitglieder der Donaugesellschaft mit der Muttersprache sich beschäftigten — zu einer Zeit, wo für ähnliche Bestrebungen kaum die geringste Empfänglichkeit vorhanden war. Wir haben bereits erwähnt, wie Johann Krachenberger an einer deutschen Sprachlehre gearbeitet, und hier treffen wir eine Untersuchung über die Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Mundart! — Wenn sich nun auch diese Richtung als keine vorherrschende herausstellt, kann sie doch mit Recht unsere vollste Anerkennung in Anspruch nehmen, und dieß um so mehr, als sie nicht ohne Früchte geblieben ist. Mehrere Werke, welche damals zu Wien in deutscher Sprache geschrieben worden, geben Zeugniß davon; ja sie sind, abgesehen selbst von so vielen späteren Erzeugnissen, wohl mehr als hinreichend, um die absprechenden Urtheile zurückzuweisen, als hätte Oesterreich im sechzehnten Jahrhundert die Muttersprache ganz vernachlässigt. Wir könnten eine große Anzahl Volkslieder aufzählen, die bei uns entstanden, und mit den besten der Nachbarländer den

Vergleich aushalten — wir könnten deutsche Schauspiele nennen, die hinter den gleichzeitigen anderer Gegenden nicht zurückstehen, — doch wir wollen zu den Unterstützungen zurückkehren, mit welchen Maximilian I. unsere Gelehrten zu weiteren Forschungen aufmunterte.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

Die geringe Ergiebigkeit des Goldbergwerkes zu St. Leonhard in der letzteren Zeit, der Mangel an Capitalien zum Betriebe desselben, das Aufhören der Darlehen von der kärnthnerischen Landschaft, da die Gewerke in Zurückzahlung der den Ständen schuldigen Summen die Zahlungs-Termine nicht eingehalten hatten, und das Mißlingen des Fürstenbaues, der so viel Geld verschlungen, machten, daß das Goldbergwerk im Ober-Lavantthal im ersten Decennium des 17. Jahrhunderts fast ganz ins Stocken gerathen war.

Zu Bamberg mochte man indessen die Ansicht haben, der Goldbergbau, zweckmäßig und mit Ernst betrieben, könne dennoch wieder, wie vorher, einträglich werden. Der Bischof trug daher dem bambergischen Bergrichter Hans Rüdlen auf, das Goldbergwerk bei St. Leonhard auf das genaueste zu untersuchen, und darüber zu berichten. Insbesondere wurde ihm, da Bamberg den Gäppelschacht wieder erheben wollte, und deßwegen zur Unterhaltung des Erbstollens 6 Bergleute angestellt hatte, der Auftrag ertheilt, zu erforschen, ob mittelst der Betreibung dieses Gäppels neue Klüfte und gutes Erz angetroffen worden, oder was dießfalls für gute Hoffnung vorhanden wäre, und was besonders für Gänge damit erbaut werden könnten.

In dem hierüber erstatteten Berichte, St. Leonhard am 26. Juni 1613, sagt der Bergrichter, daß er sich in Bezug auf den Gäppelschacht auf einen älteren Bericht (der nicht bekannt ist) beziehe und nur dieß beisetze, daß der alte Gäppelschacht der Berg sey, wohin man dermalen mit dem tiefsten Stollen zu bauen gedenke.

Dann folgt eine Specifikation, was an Holzwerk, sowohl zur Bergewältigung des Schachtes, als zur Aufrichtung des zerbrochenen Gäppels beigeschafft und verbraucht worden, auch was für Zahlungsposten der Knappen und was für andere Kosten ausständig haften.

Uebrigens, fährt er fort, seyen in Kliening folgende 8 Gruben die namhaftesten gewesen:

1. Der alte Gäppel.
2. Der mittlere Gäppel.
3. Die Gruben beim Hebenstreit.
4. Der Gesellenbau, und der Stadionische Gäppel, der letzthin eingegangen, durch den aber die übrigen Gruben wieder erhoben werden könnten, weil mit dem oberen Erbstollen der Durchschlag sey.
5. Die Gruben bei dem Fuggerischen Hause, die Gottes-Gabe genannt.
6. Unter dem Fuggerischen Hause bei St. Bartholomä.
7. Unter St. Bartholomä, wo vor Zeiten ein Gäppelschacht war.
8. Die rechte Gottes-Gabgrube, in welcher ein ebensohliger Stollen, worin viel Gold gehauen worden, und welches der Ort wäre, wo man aufzuschlagen hätte, da der ganze Kleininger Berg kein besseres Gebäude haben soll, und wo vor Zeiten 2 Pochwerke waren. Daß aber dieser Bau eingegangen, sey keine andere Ursache gewesen, als weil die Herrn Gewerken über die Bauführung nicht einig waren. Bei dem letztmahlig geführten Gäppelschachtbau seyen Hauptgewerke gewesen: Ihre fürstl. Gnaden zu Grätz, die löbl. kärnthnerische Landschaft, die Herren Tonhausen und Khänburg. Außer den angeführten Hauptgruben gebe es noch andere minder bedeutende.

Dermalen, schließt der Berichterstatter, bauen die HH. von Dietrichstein und Mosheim in vier Gruben, und die Knappen haben die beste Hoffnung, gutes Erz anzutreffen.

Bischof Johann Gottfried erließ daher auf diesen Bericht am 27. Juni 1614, am 18. November 1615 und am 25. Hornung 1616 dießfalls Verordnungen, worin er dem Vicedome dringend die Wiedereröffnung des Baues auf Kosten des Bisthums befahl. Es scheint aber nicht, daß diesen Befehlen Folge geleistet worden sey, da man hierüber nichts findet und die berggerichtlichen Aufschreibungen vom Jahre 1609 bis zum Jahre 1630 eine gänzliche Lücke darbieten. Ja es läßt sich vielmehr mit hoher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Vicedom damals den Befehlen des Bischofs gar nicht einmal entsprechen konnte, da Bamberg in Betreff seiner Herrschaften in Kärnthen damals 71.230 fl. mit jährlichen 3178 fl. Interessen an verschiedene Gläubiger schuldig war. Woher also bei der ohnedieß schon so großen Schuldenlast neuerdings Geld nehmen, und

zwar zu einer Unternehmung, die so kostspielig war, und deren glücklicher Erfolg keineswegs mit Gewißheit sich voraussehen ließ? Ueberdieß erforderten einige Jahre darauf (1618) die Rüstungen gegen Venedig großen Aufwand. Man findet vom Jahre 1614 nur, daß in der Lavant Gold gewaschen wurde, welches in dem bambergischen Rentamte per 1 Ducaten (2 fl.) um 14 ß. (1 fl. 45 kr.) ohne fernere Frohnreichung abgelöst wurde, wobei die Goldwäscher täglich 4 kr. Löhnung erhielten. Dr. K. Tangl.

Die slawischen gelehrten Gesellschaften.

In Rußland arbeiten und bestanden früher für slawische Sprache und Literatur folgende Gesellschaften:

1. Die königl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, von Peter dem Großen 1724 gegründet, von Katharina der I. 1725 eröffnet, und neu eingerichtet von Katharina der II. und Alexander dem I. Von dieser erscheint das periodische Blatt: »St. Petersburger Zeitung« (S. Petersburgskija vedomosti) russisch und deutsch, zweimal in der Woche, einen Bogen stark.

2. Die k. russische Akademie in Petersburg zur Bildung der russischen Sprache, von Katharina der II. 1783 gestiftet, veröffentlicht: „Originalaufsätze und Uebersetzungen (Socinenija i prevody 1823 in 7—»Berichte der russischen Akademie« (Izvestija rosiskoi akademii) 1823 in 11 Heften; u. dgl.

3. Die freie russische Gesellschaft für Sprache, Geschichte und Vergangenheit (volnoe rasijskoe sobranie) entstand an der Moskauer Universität durch die Bemühungen des Kurators J. J. Melissino 1771, dauerte bis 1785, und förderte an's Licht: „Versuch der Anstrengungen" (Opyty trudov) bis 1785 in 6 Heften.

4. Die freie adelige Gesellschaft zu Petersburg seit dem Jahre 1765.

5. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft, Literatur und Geistesbildung (Obscestvo ljubitelej slovesnosti, nauk i hudozesto) entstand in Petersburg im Jahre 1801 und steht jetzt unter der Leitung A. E. Ismaelow's. Sie förderte: „Die Büchererolle der Musen" (Svitok Muz) 1802 bis 1803, in 2 Heften zu Tage; »der St. Petersburger Bote« aber 1812 wurde später der Zeitumstände wegen unterbrochen.

6. Der Verein für die russische Geschichte und Vergangenheit (Obscesto istorii i drevnostej rosijskih) in Moskau unter dem Vorsitze des P. P. Beketow gestiftet, und mit der hohen Schule verbunden, gab die Schrift »Russische Merkwürdigkeiten« (Ruskie dostopamjanosti) heraus; verlor aber im französischen Kriege viele Früchte seines hochgefeierten Fleißes.

7. Die k. Gesellschaft der Naturforscher (Obscestvo ispitatelej prirody) im Jahre 1805 unter der Leitung des Professor Fischer in Moskau gegründet, verlegte die Denkwürdigkeiten der Gesellschaft von Naturforschern (Zapiski obscestva izpitatelej prinody) russisch und französisch von 1809 bis 1816 in 5 Bänden.

8. Die Gesellschaft der Aerzte in Wilna.

9. Die Gesellschaft für Medizin und Naturlehre in Moskau (Obscestvo sorevnovanai vracebnih, i fiziceskih nauk) unter dem Vorsitz des Professors und Staatsrathes W. M. Richter.

10. Die Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur (obscestvo ljubitelej otcecstvenoj slovesnosti) in Kasan 1808 gegründet; eine Ausgabe ihrer Werke erschien 1817 in zwei Bänden.

11. Der Verein der russischen Sprachfreunde (beseda ljubitelej ruskago slova), zu welchem G. R. Derschawin und A. S. Schischkow in Petersburg 1810 den Grund legten. Er hörte mit dem Tode des Letzteren im Jahre 1816 auf; die literarischen Arbeiten desselben erschienen von 1811 bis 1816 in Petersburg.

12. Die Gesellschaft der Freunde russischer Literatur (Obscestvo ljubetelej slovesnosti) zu Moskau, vereint mit der Universität. Den Vorsitz der Gesellschaft führt der Rektor A. A. Prokowitsch-Antonski; von ihr ging eine gediegene Zeitschrift: „Die Bemühungen des Vereines der Freunde russischer Literatur" bis 1822 in 20 Heften aus.

13 Die Gesellschaft der Freunde russischer Literatur an der Dawidow'schen Lehranstalt zu Jaroslaw.

14. Die Gesellschaft der Wissenschaften (obscestvo nauk) an der Charkower Universität gab 1815 einen Band ihrer Arbeiten heraus.

15. Der freie Verein der Freunde russischer Literatur (volnoe obscestvo ljubetelej rosiskoj slovesnosti) gegründet 1816 in Petersburg, gibt seit 1818 die Zeitschrift: „Der Eiferer für Aufkläung und Wohlstand" (Sorevnovatelj prosvescenia i blagotvorenia) heraus.

16. Die k. Gesellschaft des gesammten Hütten- und Bergwesens zu Petersburg vom Jahre 1818.

17. Der pharmaceutische Verein in Petersburg datirt sich ebenfalls vom Jahre 1818.

18. Die Gesellschaft für Schulen des wechselseitigen Unterrichtes vom Jahre 1819, steht unter der Leitung des Grafen Th. P. Tolstoy.

19. Die russische Bibelgesellschaft vom Jahre 1813 in Petersburg bestand 1820 aus 53 Ausschußmännern und 145 Filial-Vereinen; sie hat bis jetzt 430.000 Bibeln in 26, vorzüglich slawischen Sprachen gedruckt und vertheilt.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

28. Sonnabend, den 8. April 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Fortsetzung.)

Die Erfindung neuer Instrumente setzt unabhängige Muße, die Verfertigung nicht selten große Opfer und Kosten voraus. Außerordentliche Leistungen im Gebiete der Astronomie, Physik, Mechanik u. s. w. sind fast immer nur von Männern gekommen, die ihrem Berufe ganz leben, und auch die nöthigen Mittel dazu verwenden konnten. Wie viele schöne Ideen mußten zu Grabe gehen, weil sie keine Unterstützung gefunden haben. Kaiser Maximilian setzte die Mitglieder der mathematischen Sektion nicht nur in den Stand, ungestört ihre begonnenen Forschungen zu verfolgen, indem er ihnen eine so viel möglich freie Stellung im Staate verschaffte, sondern er machte es ihnen auch möglich, ihre Entdeckungen und Combinationen ins Leben zu rufen, oder durch praktische Versuche zu bekräftigen. Peter Ramus, der ein halbes Jahrhundert später lebte, spricht mit großen Lobeserhebungen von den vielen außerordentlichen Kunstwerken, welche Wien's Mathematiker unter Kaiser Maximilian verfertiget haben; seine ausführlichen Beschreibungen derselben bestätigen vollkommen die Angaben anderer Schriftsteller, die sich auch Alle in der Behauptung vereinigen, daß zu jener Zeit an keiner Hochschule Europa's diese Studien so gut betrieben worden, wie in — Wien.

Der Umstand, daß Celtis und nach ihm Cuspinian Vorsteher der eben gegründeten kaiserlichen Bibliothek gewesen, und die Benützung der kostbarsten Schätze den Mitgliedern der Gesellschaft freigestanden, beweist, wenn auch keine nähere Verbindung, doch hinlänglich, wie Alles zusammenwirkte, um die wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern. Zugleich bleibt es eine auffallende Thatsache, daß beinahe alle Sammlungen, welche den einzelnen Mitgliedern gehörten, in die kaiserliche Bibliothek übergegangen sind.

In engster Beziehung zur Gesellschaft, und ihrer praktischen Tendenz wegen von großer Wichtigkeit war die Errichtung des Collegium Poetarum et Mathematicorum. Von Maximilian durch ein Schreiben aus Botzen, letzten Oktober 1501, beschlossen, und mit jenen Begünstigungen ausgestattet, ohne die kein wahres Gedeihen denkbar, trat es im folgenden Jahre in's Leben, und hatte zunächst die Bestimmung, die begonnene bessere Richtung in Dichtkunst und Beredsamkeit allgemeiner zu machen, und den Kreis mathematischer Kenntnisse immer mehr zu begründen und auszudehnen. Celtis, zugleich Professor, ward zum Vorsteher ernannt; jede Abtheilung hatte zwei Professoren, und die vorzüglichsten Schüler des Gymnasiums waren ihre erwählten Zöglinge. Aus diesen gingen die künftigen Professoren hervor; nach wenigen Jahren treffen wir schon Mehrere zu Grätz, Laibach u. s. w. wirksam. Wer wird hier in Abrede stellen, daß eine solche Anstalt von unberechenbar wohlthätigen Folgen? Abgesehen von der großen Erleichterung, welche sie bei Ernennung der Professoren gewährte, war sie wohl auch vor Allem berufen, den Geist der Einheit auf die Lehrkanzeln aller bestehenden Studien-Anstalten zu pflanzen, und so eines der schwierigsten Probleme zu lösen, welche die Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens zu überwinden hat.

Der Erfolg übertraf in jeder Beziehung die Erwartungen. Die Thätigkeit der Lehrer war, nach mehreren gleichzeitigen Berichten, eben so außerordentlich, als sich die Fortschritte der Schüler erfreulich zeigten. Wien hat in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Dichter und Redner in Menge aufzuweisen, welche durch Beherrschung der Sprache, Reichthum der Ideen und Adel der Gesinnung den Besten aller Zeiten angehören; von der Präpotenz im Gebiete der mathematischen Wissenschaften

ist schon öfter Erwähnung geschehen. Kaiser Maximilian, theils um die Verdienste des Vorstehers, Celtis, auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, theils auch um die Wirksamkeit des Institutes noch mehr zu steigern, ertheilte dem ersteren und allen seinen Nachfolgern das Recht, Dichter zu krönen [1]; ein Recht, das bisher nur von dem Kaiser selbst ausgeübt worden war! —

So wirkte Maximilian auf die Gesellschaft; so benützte er die literarischen Bestrebungen derselben, um seinem großen Plane, durch eine durchgreifende intellektuelle Bildung dem Verderben der Zeit entgegenzutreten, und das veraltete Uebel zu heben, immer näher zu rücken. Er hat das Höchste gewollt, und die einzig wahre Bahn getroffen; die Mitglieder der Donaugesellschaft, von der Idee durchdrungen und dafür begeistert, sind ihm kräftig zur Seite gestanden.

(Schluß folgt.)

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des

städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836.)

A. Entstehung.

Salzburg, einst reich an Schätzen jeder Art, reich an Ereignissen, reich an Produkten der Natur und der Kunst, ist weder in seinem Umfange noch in seinem Innern mehr das, was es vor kaum vier Jahrzehenten gewesen; selbst die Erinnerung an dieselben scheint mit den kommenden Geschlechtern allmählig sich zu trüben und zu verdunkeln.

Kriege, schnell wechselnde Regierungs-Veränderungen mit allen ihren unvermeidlichen Folgen mußte das schöne Land erdulden, und sich von Vielem, was ihm hohen Werth und Schmuck verliehen, mit bitterm Schmerze trennen, bis es sich endlich des Glückes zu erfreuen hatte, bleibend unter Oesterreichs milden Zepter zu kommen.

Es ist daher der Liebe zu dem heimathlichen Lande gewiß nicht zu mißdeuten, die es wagt und versucht, alles dasjenige, was der Zahn der Zeit und die vielen politischen Veränderungen der jüngsten Vergangenheit noch übrig gelassen, und was hie und da ungekannt und mit Gefahr bedroht dem Auge des Forschers und des Bewunderers verborgen liegt, und was uns Aufschluß und Belege liefert von Salzburgs ehemaliger Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, von einstiger Pracht und Größe, von den Schicksalen und Ereignissen, Sitten und Gebräuchen unserer ruhmbewährten Vorzeit, wieder an den Tag zu rufen, zu sammeln, zu retten und zu schützen, um es in der Mitte des Landes dem treuen Andenken der Kunst und der Geschichte für immer zu bewahren.

Zwei Jahre sind es nun, daß man mit diesen patriotischen Versuchen begonnen, und der im Wege thätiger Verwendung, einzig nur durch die Zusammenstellung freiwilliger Geschenke an derlei Gegenständen, zum erwünschten Ziele führen sollte. Der Anfang wurde mit der decorirten Aufstellung eines kleinen Arsenals gemacht, wozu einige Fahnen und zwei Kanonen, Säbel und Gewehre, von der vormals bestandenen National-Garde den Grund legten; aber schon nach Verlauf Eines Jahres sah man, wegen vielseitiger Beiträge von solchen in der Stadt selbst aufgefundenen Gegenständen, ein weit größeres Lokale fast ohne Lücke mehr.

Doch nicht allein Rüstungen und Waffen wurden gesammelt, man erhielt auch salzburgische Bücher, Pflanzen und Mineralien, Antiquitäten und Münzen. Da jeder dieser Theile für sich ein eigenes Fach bildet, so fordert jedes Fach sein eigenes Lokale, das sich im anstoßenden Arsenale fand.

Mit dem Frühjahre 1836 wurde auch schon ein zweites Lokale, das nun die eigentliche Museal-Aufstellung enthält, eröffnet, und die Fächer eines vaterländischen Herbariums, der Bibliothek, der Mineralogie, eines Antiquariums, und einer Numismatik, sind ungeachtet so kurzer Zeit doch so bestellt, daß dieselben jeder Sachverständige, besonders mit billigem Hinblick auf deren Entste-

---

1 »Quo autem,« heißt es in dem darüber ausgestellten Diplome, »praefatum collegium uberiori a nobis gratia, et privilegio decoretur, resque ipsa felici gradu debitum sumat incrementum; pro honore nostro et dignitate augendae Viennensis Universitatis, Caesarea nostra auctoritate, ac motu proprio praefatum collegium hoc praesenti privilegio, ac praerogativa decoramus: ut quicunque in praefata nostra Universitate Viennensi in oratoria et poetica studuerit, laureamque concupiverit, is in praenominato poetarum collegio diligenter examinatus: si idoneus ad id munus suscipiendum habitus, et inventus fuerit, per honorabilem, fidelem, nobis dilectum Conradum Celtem, per genitorem nostrum Fridericum III. divae memoriae primum inter germanos laureatum poetam, et modo in Universitate nostra Viennensi poetices ac oratoriae lectorem ordinarium, ac deinde per successores ejus, qui pro tempore collegio praefuerint, laurea coronari possit, sicque per eum et successores ejus laureatus pro poeta ab omnibus habeatur et celebretur . . . ac si manibus nostris ea dignitate fuisset insignitus etc.«

hen ohne Fond und Mittel, nicht unbefriedigt verlassen dürfte. Nach allen diesen Fächern werden auch besondere Inventarien geführt, in welche nebst der Beschreibung des Gegenstandes und der Acquisitionsweise auch die Namen der wohlthätigen Geber mit ihren etwaigen Bemerkungen über Vorbehalt ihres Eigenthumsrechtes für den Fall fremder Anmaßung eingetragen werden.

Der Unternehmer und Leiter dieser kleinen Anstalt ist ein Beamter nur subalternen Ranges, Herr Vincenz Süß, Cassier und Steuer-Controllor des Magistrates zu Salzburg. Nur seiner rastlosen, vielseitigen Verwendung gelang es, jene reichlichen Unterstützungen zu gewinnen, welche ihren schönsten Lohn in dem baldigen Aufblühen eines Werkes finden mögen, das einst als Kleinod und Zierde der Stadt Salzburg allgemein beachtet und geschätzt werden wird. Sollte daher eine Sache, die schön und hoffnungsvoll in der Blüthe sich entfaltet, nicht eines höhern Interesses, nicht eines mächtigern Einwirkens, nicht einer allgemeinen, selbst fremden Theilnahme würdig seyn? —

Man möge für die Zukunft voll der frohesten Hoffnung seyn, da Se. Durchlaucht der hochwürdigste, hochgeborne Erzbischof von Salzburg, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, wie auch der rastlose Herr Albert Graf von Montecuccoli, k. k. Kreishauptmann, diesem Institute hohes Interesse schenken.

Als besondere Beförderer dieser jungen Anstalt bewähren sich der hochwürdigste Herr Abt Albert Nagenzaun vom Stifte St. Peter, Herr Bürgermeister von Heffter, Herr Bürgermeister Alois Lergetporer, Herr Pfleger Ritter Ignaz von Kürsinger, Herr Buchhändler Duyle durch besonders viele Geschenke für alle Fächer des Museums, Herr Buchhändler Zaunrith und Herr Buchhändler Oberer, die Handelsherren Schwaiger und Mayr, Herr Hof-Apotheker Filz, die Handelsherren Gebrüder Spengler, Herr Joseph Kurz von Goldenstein, und Herr Franz Anton v. Braune, k. k. pensionirter Regierungs-Sekretär und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

B. und C. Eintheilung und Inhalt.

Dieses städtische Museum ist in zwei großen aneinander gereihten Lokalitäten in zwei Haupt-Abtheilungen getheilet.

Die erste enthält die aufgestellten Waffen, und bildet die Waffenkammer, die zweite das eigentliche Museum mit den Fächern für:

1. das Herbarium;
2. die Bibliothek;
3. die Mineralogie;
4. das Antiquarium, und
5. die Numismatik.

Sämmtliche Museums-Gegenstände sind entweder inländischen Fundes oder Abkommens. Fremdartige Artikel wurden und werden in dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen.

Bei dem Besuche dieser Anstalt gelangt man zuerst in die Waffenkammer, welche einen Flächenraum von 36 Fuß in der Länge und 36 Fuß in der Breite enthält.

Die darin aufgestellten Gegenstände sind mit möglichster Sorgfalt geordnet, und gewähren im Allgemeinen einen nicht unimposanten Anblick.

Die schöne Fahne der vormals königlich baierischen Nationalgarde mit der reich von Gold gestickten Inschrift:

MAXIMILIAN IOSEPH KOENIG von BAIERN
DER STADT SALZBURG

die beiden schwer von Gold gestickten Standarten der Erzbischöfe Schrattenbach und Colloredo, die Standarte der Erzbischöfe Max Gandolph und Khuenburg, und Paris und Lodron, die Fahne der Bürger-Garde unter der churfürstlich Ferdinandischen Regierung fallen besonders gefällig in die Augen.

Außer den mit den verschiedensten Waffen reichlich gezierten Wänden sieht man vier Haupt-Trophäen, aus salzburgischen Fahnen, Hellebarden, Morgensternen, Harnischen und Helmen aus der ältesten Zeit zusammengestellt. Eine Sturmdrischel, mit eisernen Ringen und Stiften beschlagen, aus den Zeiten des Bauernkrieges unter dem Cardinal-Erzbischofe Matthäus Lang von Wellenburg (1525) ist nicht zu übersehen.

Die Wachsbüste des salzburgischen Obersten und Rupertus-Ritters, Freiherrn von Prank, der bei dem Ausmarsche des Salzburger Bataillons 1793 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde starb, ist für Salzburg von lokalem Werthe.

Mehrere türkische Gewehre, mit Elfenbein eingelegt, zieren den Umkreis der gothischen Eingangsthür in das eigentliche Museum; dann orientalische Schilde, Eroberungen der Salzburger Hülfs-Truppen, in den Feldzügen gegen die Pforte, und einst eine Zierde des nun schon lange zersplitterten Zeughauses in der Festung Hohensalzburg, wie auch türkische Roßschweife, wovon einer einem Pascha,

der bis in den Lungau streifte, abgenommen, und in die Kirche M. Plain geopfert wurde.

Gleichfalls aus der hohen Festung sind ein Paar Schenkelschienen eines Harnisches von seltener Größe, und eine Anzahl deutscher Schilde.

Besonders schön sind zwei 6 ½ Schuh lange Kanonen vom Jahre 1565 mit dem Wapen des Erzbischofs Khuen von Belasi; Doppelhaken von 7 ½ Schuh Länge, und Gewehre mit Luntenschlössern; sie stehen in großem Contraste mit den neuern Musqueten, deren über 200 am Fuße der Wände prangen.

Die am Plafond angebrachten vier aus Holz geschnitzten schönen Stadtwapen sind aus dem alten Rathszimmer des Magistrates, dessen schöner Tafelboden sich im Schlosse zu Laxenburg befindet.

Die Säule in der Mitte des Arsenals ist von hölzernen und weißbeinernen Pulverhörnern vom Jahre 1600 geziert, in deren Mitte zwei Partisanen mit dem erhabenen Wapen und Bildnisse des Erzbischofs Colloredo großen Beifall erhalten.

Ein abgebrochenes Schwert mit eisernem Korbe gehört ins Mittelalter hinauf, und wurde im vorigen Jahre in der Salzach gefunden. Ein Säbel mit der Reihenfolge der römischen Kaiser von Julius Cäsar mit deutscher Schrift gravirt, ein Geschenk des Herrn Abtes Albert zu St. Peter, dann ein Säbel mit erhobenen alten Schriftzügen, mit einem Kalender überschrieben, ein Geschenk des Herrn Bürgermeisters Lergetporer, so auch zwei Dolche, wovon sich der eine durch die schöne uralte Silberverzierung seines eisernen Griffes, und der andere durch seine vielseitigen scharfen Kanten und Wiederhaken zu unheilbaren Verwundungen auszeichnet.

Aus dem einst reichen, nun gänzlich zersplitterten Zeughause der Festung Salzburg findet sich hier gerettet eine sehr schöne mit Elfenbein eingelegte türkische Doppelpistole mit zwei Radschlössern vor.

Eine dem Salzburger nicht angenehme Erinnerung gewähren die in einer kleinen Pyramide aufgestellten Kanonenkugeln, gesammelt auf den Walserfeldern (eine halbe Stunde von Salzburg) nach dem Treffen im Jahre 1800, wo noch im vorigen Jahre ein auch hier befindliches französisches Schwert ausgegraben wurde.

Eine Lanze mit 17 Schuh langem Schafte von einem jungen Eichenstamme, wahrscheinlich noch aus der Festung, dürfte gleichfalls nicht ohne Interesse seyn; eben so die vielen alten eichenen mit eisernen Spitzen beschlagenen Pfeile, die aus verschiedenen Schlössern des salzburgischen Gebirgslandes gesammelt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die slawischen gelehrten Gesellschaften.

(Schluß.)

II. In Polen.

1. Die k. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (towarzystwo królewskie przyjaciól nauk), welche in Warschau 1801 gestiftet, vom Kaiser Alexander dem I. im Jahre 1815 bestätiget wurde, ließ die Früchte ihres Strebens in der Zeitschrift: »Handbücher der Gesellschaft der Freunde von Wissenschaften« (Roczniki towarzystwa królewskiego przyjaciól nauk) bis 1824 erscheinen.

2. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Krakau (towarzystwo naukowe s universitetem krakowskim polaczone) 1815 gebildet, und mit der Krakauer Universität vereinigt, gibt die Zeitschrift: »Handbücher der Gesellschaft der Wissenschaft« (Roczniki towarzystwa naukowe) bis 1824 in 9 Bänden heraus.

3. Die k. Gesellschaft des Ackerbaues in Warschau (towarzystwo król. rolnicze warszawskie) beschäftiget sich mit dem Journal: »Tagebuch der k. Gesellschaft des Ackerbaues« (Dziennik towarzystwa król. rolnicze warszawskie).

III. In Böhmen und Ungarn.

1. Die Gesellschaft der Wissenschaften in Prag wurde unter Maria Theresia nach Born's Vorschlag als ein selbstständiges Institut für vaterländische Geschichte und Naturwissenschaft gegründet, und von Joseph dem II. zum legitimen Verein der Wissenschaften erhoben. Wenn dieser auch mehr eine allgemeine wissenschaftliche Tendenz, als eine nationale hat, so ist doch durch ausgezeichnete Leistungen einzelner Glieder desselben das Gebiet der slawischen, besonders aber der böhmischen Geschichte und Literatur sehr bereichert worden.

2. Das böhmische National-Museum vom Jahre 1818 berücksichtiget jeden wahren Fortschritt in vaterländischer Wissenschaft und Geistes-Cultur, so wie jedes Merkwürdige, das Natur, menschliche Betriebsamkeit und Industrie in Böhmen erzeugt, zum allgemeinen Nutzen, und zum Gedeihen der Cultur, der Wissenschaft, der Künste, und der Vaterlandskunde. Es erscheint durch dasselbe eine slawisch-tschechische Zeitschrift von großer Wichtigkeit.

3. Das Institut der tschechisch-slowakischen Sprache und Literatur in Preßburg (Institut reci a literatury cesko-slowenske), verbunden mit einer tschechisch-slowakischen Lehranstalt, ebendaselbst wurde 1803 eingeführt, mußte aber nach einem Jahrzehent sich auflösen.

4. Der Verein für slowakische Literatur, von den Herrn Lowitsch und Tablitsch um das Jahr 1812 gestiftet. L. H.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

29. Mittwoch, den 12. April 1837.

Die gelehrte Donaugesellschaft zu Wien unter Kaiser Maximilian I.

(Schluß.)

Mit Celtis Tode, der am 3. Februar 1508 erfolgte, ward Cuspinian Präses der Gesellschaft und dessen Haus zum weißen Rössel in der Singerstraße der Versammlungsort. Noch jetzt befindet sich im Hofe daselbst der Denkstein, welchen Cuspinian im Jahre 1510 zum ewigen Andenken der zwölf vorzüglichsten Mitglieder[1] hat setzen lassen, und daraus lernen wir wieder einige neue Namen kennen, die hier einer kurzen Erläuterung bedürfen.

Gabriel Eubolius, von Laufen in Schwaben, wo sein deutscher Name: »Gutrater,« noch häufig vorkommt. Er studierte zu Wien Philosophie und wurde 1487 Magister derselben. Hierauf verlegte er sich auf das Studium der Rechte, wurde Professor, und 1500 Rektor Magnifikus. Später nahm er die Stelle eines Syndikus der Stadt Wien an, erscheint 1522 als Bürgermeister, und starb nach Lazius 1527. Cuspinian, mit dem er in sehr innigen Freundschaftsverhältnissen stand, nannte ihn gewöhnlich seinen geliebten Pylades, und schätzte dessen antiquarische Kenntnisse ungemein hoch.

Wilhelm Polymnius, eigentlich Puelinger, war von Würting in Oesterreich ob der Ens gebürtig. Er wurde 1491 Magister der Philosophie, hierauf Vorsteher der Burse »Haydenhaym,« und scheint Anfangs den Vorsatz gehabt zu haben, dem geistlichen Stand sich zu widmen. Wenigstens studierte er Theologie, und trug auch 1492 die öffentliche Rede vor, welche alljährig von der theologischen Fakultät an Marien's Himmelfahrtstage gehalten wurde. Doch änderte er bald seine Gesinnung, verlegte sich auf die Arzeneiwissenschaft, und erhielt daraus die Doktorswürde. Neunmal war er Dekan seiner Fakultät, zweimal Prokurator der rheinischen Nation, und im Jahre 1502 Rektor Magnifikus. Er stand seiner medicinischen und theologischen Kenntnisse wegen im großen Ansehen. Ein Beleg für erstere ist die Berufung nach Wels bei Maximilian's Tode, und das Vertrauen in die letzteren zeigte sich 1520, als sich zwischen dem Rektor der Universität und der theologischen Fakultät über das Inquisitionsrecht Zwistigkeiten erhoben. Auch wurde er 1527 bei der gerichtlichen Untersuchung wider einen Bürger Wiens, welcher der Ketzerei beschuldigt worden, zum Beisitzer ernannt. Er starb 1534. Johann Entzianer, damals Dekan der medicinischen Fakultät, schrieb bei dieser Gelegenheit in die Jahrbücher: »Zu Ende dieses Theils des Jahres meines Dekanates (endigte sich gewöhnlich am 14. April) bezahlte die Schuld der Natur der berühmte Mann Doctor Wilhelm Puelinger von Wirsing, dessen Seele dem allmächtigen Gott angenehm seye. Denn er ware ein gerechter, aufrichtiger Mann, nicht allein höchst gelehrt und berühmt in der Kunst zu heylen, sondern auch ein guter Ausleger der heiligen Schrift, in der Geschichte vernünftig, und in der lateinischen Sprache beredt; in den Räthen eine Stütze der Universität und Fakultät. Er hat gelebt vier und Siebenzig Jahr. Bei seinen Mitteln ware er eingehalten und gesparsam: hat auch seine Güter nicht in die Luft zerstreuet, damit er einen Reisepfenning hätte in seinem Alter.« Die Bibliothek zu Klosterneuburg besitzt von ihm ein medicinisches Werk in Handschrift.

Johann Purgrius (Burger) von Eggenburg in Oesterreich, studierte in Wien, wurde 1488 Magister der Philosophie und hierauf öffentlicher Lehrer derselben. In dem Verzeichnisse der Universitäts-Rektoren kommt er

[1] 1. Pierius Graccus. 2. Jo. Cuspinianus. 3. Jo. Stabius. 4. Conrad Celtis. 5. Theodor Ulsenius. 6. Andreas Stiborius. 7. Gabriel Eubolius. 8. Wilhelm Polymnius. 9. Jo. Purgrius. 10. Ladislaus Suntheim. 11. Stephan Rosinus. 12. Heinrich Euticus.

zweimal vor, 1495 und 1496; mehr ist von ihm nicht bekannt.

Stephan Rosinus, von Augsburg, studierte zu Krakau, erlangte die philosophische Magisterwürde, und ließ sich 1501 der Wiener-Fakultät einverleiben. Er hieß eigentlich „Röslein," wurde Professor der Philosophie, Baccalaureus der Theologie, und endlich auch Lizentiat der Rechte. Kaiser Maximilian machte ihn zu seinem Hofkaplan, worauf er Domherr zu Trient, Passau und Wien geworden, und einige Zeit auch des Kaisers Geschäfte am römischen Hofe leitete. Unter seinen Freunden erscheinen Peter Bembus, Friedrich Nausea, Johann Reuchlin; und Jakob Spiegel weiß ihn nicht genug zu rühmen. Er lebte sicher noch am 12. April 1534, doch scheint er nicht in Wien gestorben zu seyn. Im Jahre 1528 hatte er das hiesige Kanonikat aufgegeben, und es ist zu vermuthen, daß er sein Leben im hohen Alter beim Bischofe zu Passau, Wolfgang von Salm, geendet habe. Wenigstens singt Sebastian Solidus in seinen Necrophilis von ihm:

Sed tulit hoc tellus Musarum Boiara lumen,
Hic ubi Danubij jungitur Oenus aquis.

Franz Irenikus zählt ihn unter die berühmtesten, lateinischen Dichter Deutschlands, Tannstetter unter die ersten Mathematiker Wien's. Wir kennen indessen nur kleinere Gedichte, und, außer einem deutschen Prognosticon, noch die „Tabula declinationum stellarum fixarum" von ihm.

Heinrich Euticus, war in Nürnberg geboren, wie aus dem Gedichte hervorgeht, das er auf Celtis Panegyrikus verfaßt hat. Dieser ehrte ihn ebenfalls mit einer Ode, aus welcher wir ersehen, daß Euticus Arzt, und der Stadt Frankfurt Physikus gewesen. Trithemius führt viele Gedichte und auch einige medicinische Werke von ihm an.

Mit diesen eben genannten Mitgliedern der Gesellschaft müssen wir denn auch die ganze Reihe derselben beschließen; es bleibt indessen mehr als wahrscheinlich, daß die Anzahl viel bedeutender gewesen. Ueberhaupt beginnen jetzt die Angaben zur äußeren Geschichte immer seltner zu werden, und wenn uns nicht von Zeit zu Zeit einzelne Werke an den Fortbestand erinnerten, würden wir wohl genöthigt seyn, mit so vielen Andern bereits die Zeit des gänzlichen Verfalles anzunehmen. Cuspinian, bald zu wichtigen Staatsgeschäften verwendet, und häufig als Gesandter der Kaisers abwesend, konnte wohl für die Zukunft den Mittelpunkt nicht mehr bilden; es scheint, daß der berühmte Mathematiker, Georg Tannstetter, die Stelle desselben übernommen. Unstreitig aber hat Cuspinian immerfort den wärmsten Antheil genommen; davon geben nicht nur viele seiner Briefe, sondern auch mehrere seiner Schriften Zeugniß; und daß die Gesellschaft fortbestanden, erfahren wir zugleich aus den Unterstützungen, welche Maximilian den Mitgliedern ohne Unterbrechung zufließen ließ. Fallen denn nicht gerade in diese Zeit die erfolgreichsten Reisen der Geographen und Historiker, und haben vor dem Tode Maximilians die Leistungen der Mathematiker nachgelassen? Daß Ursinus Velius von einer Sodalitas *Collimitiana* [1] spricht, beweist keineswegs eine besondere Gesellschaft, sondern nach unserer Ansicht, die sich jedenfalls mit nicht wenigen Gründen unterstützen läßt, bloß eine willkührliche Benennung nach dem — Vorsteher, was eben dem Dichter nicht hoch anzurechnen ist, der in dessen Hause die herrlichen Männer Alle getroffen hat, nach deren Bekanntschaft er so großes Verlangen getragen. Velius ist entzückt und begeistert über das gemeinschaftliche Wirken derselben, und die Stunden, die er in ihrer Nähe zugebracht, gehören zu den schönsten seines Lebens! Auch Bartholinus in seinem Odeporicon Austriacum 1515 spricht davon, und wir ersehen daraus, daß Cuspinian noch immer mit der alten Liebe daran gehangen. Erst nach Maximilian's Tode verschwinden die Nachrichten gänzlich, und die Ursachen des Verfalles und der Auflösung fallen wohl mit jenen zusammen, welche damals im Allgemeinen dem literarischen Fortschritte in Wien hemmend und zerstörend entgegentraten. Die Bewegungen, die von Wittenberg ausgingen, und später die Gefahren und Bedrängnisse der Türkenstürme ließen an keine Wiederherstellung denken; was in den Tagen der Regentschaft untergegangen war, blieb es auch. — Das schöne Institut, das Collegium Poetarum et Mathematicorum, ward mit der Universität vereinigt, und gerieth mit dieser in alle die Verhältnisse, die ein endloses Schwanken herbeiführten, und nicht mehr, wie vordem, zu einer bestimmten Richtung kommen ließen. Indessen hielten die Wirkungen beinahe noch zwei Decennien an: der Geist,

1 Georg Collimitius (Tannstetter) war eben so berühmt als Mathematiker, wie als Arzt. Im Jahre 1482 zu Rain am Lech geboren, kam er wahrscheinlich 1510 nach Wien, denn 1511 gab er hier schon »Procli Diadochi Sphaeram« heraus. Er ward hierauf Professor der Mathematik, K. Maximilian's Rath, und Leibarzt bei den Kindern Ferdinand's I. Seine zahlreichen Schriften hat Denis verzeichnet. Er starb am 26. März 1535, in einem Alter von 53 Jahren, wie seine Grabschrift auf dem Neustadterkirchhof außer Innsbruck bezeugt.

welcher von der Gesellschaft angeregt und befruchtet worden war, lebte fort in mehr oder minder kräftigen Schwingungen, bis endlich auch diese stille standen inmitten des Kampfes, der die Zeit durch und durch ergriffen hatte. So ging selbst die Erinnerung zu Grabe, denn die Beziehung der schönen Werke, welche von den einzelnen Mitgliedern hinterlassen worden waren, gerieth in Vergessenheit. Wir haben sie wieder herzustellen versucht; die herrlichen Leistungen erregten unsere Bewunderung, aber auch das Gefühl der bittersten Wehmuth, daß eine Anstalt erloschen, der wir sie verdanken, und die, wenn sie fortbestanden und zeitgemäß sich entwickelt hätte, für Wissenschaft und Kunst in Oesterreich von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. K.

Ueber die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt des städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836)

(Fortsetzung.)

Aus dieser Waffenkammer gelangt man durch eine gothische Thür in die

II. Abtheilung,

das eigentliche Museum.

I. Herbarium.

Dieses macht sich zur Aufgabe:

a. Die Sammlung aller salzburgischen wildwachsenden Baum-, Gesträuch-, Ranken- und Zwerg- oder Erdholzarten, mit der auch ein Forst-Herbarium von Blättern und Blüthen-Zweigen, wie auch von Winter- und Knospen-Zweigen, dann eine forstkarpologische Sammlung von allen Früchten und Samen der Forstgewächse verbunden wird.

b. Ein allgemeines salzburgisches Herbarium nach den 24 Classen Linées, dann:

c. eine Sammlung von allen bis jetzt bekannt gewordenen salzburgischen Land- und Wasser-Conchylien. Zu a und c hat bereits Hr. v. Braune, k.k. pensionirter Regierungs-Sekretär, ansehnliche Beiträge geliefert und zu b der k.k. Regierungsrath und Kreishauptmann, Hr. Albert Graf von Montecuccoli, eine vollständige Sammlung, durch alle 24 Classen nach Linée geordnet und beschrieben, zum Geschenke gemacht.

II. Literatur.

Diese kleine vaterländische Bibliothek enthält schon über 500 Bände theologischer, juridischer, medicinischer, historischer und geographischer Werke größerer und kleinerer Art, unter denen besonders Hundius, Metzger, Dücker, Kleinmayrn, Zauner, Hübner, Vierthaler, Hartenkeil und Moll zu nennen sind. Schade, daß rücksichtlich der salzburgischen Emigration nicht mehr vorhanden ist, außer Caspari und Johann Jakob Mosers, herzoglich Würtembergischen Regierungsrathes und Professors Juris zu Tübingen, Emigrations Acta, dann eine bildliche Darstellung der salzburgischen Emigration nebst einer abgedruckten Vollmacht des Königs von Preußen an seinen Gesandten Plotho zur Erhebung des Vermögens der Emigrirten. Unter den Manuskripten und Bildern ist vor allen das Hauptbuch der Bruderschaft des heiligen Kreuzes in Salzburg vom Jahre 1685 ausgezeichnet. Es enthält ohne die Papier-Gemälde dreißig Miniatur- und Pergament-Gemälde mit den eigenhändigen Unterschriften vieler Erzbischöfe, Bischöfe und Domherrn und vieler vom hohen Adel.

Die vorzüglichsten darunter sind:

1. Der gekreuzigte Heiland zwischen den Schächern, mit eigenhändiger Unterschrift:

Maximilianus Gandolphus Archiepiscopus et Princeps Salisburgensis. 1685.

2. Der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes.

Iohann Ernestus Max. Archieps. et Prp. Salisb. 1688.

3. Schlacht und Einsturz der Brücke unter Constantin dem Großen mit dem in der Wolke erscheinenden Kreuze: „In hoc signo vinces.

Philippus Carolus Episcopus et Princeps Lavantinus Landgravius de Fürstenberg. 1709.

4. Der gekreuzigte Erlöser, unter ihm die Stadt Salzburg. Unterschrift:

Franciscus Ant. Archieps. et Princeps Salisburg. de Harrach. 1710.

5. Christus am Kreuze mit zwei Engelchen. Unterschrift: –

Leopoldus Archiepiscopus. 1727.

III. Die Mineralien-Sammlung.

Diese enthält über zweitausend Exemplare inländi-

scher Fossilien aller Erd- und Steinarten, Salzarten, brennbarer Substanzen und Metalle.

Den ersten Grund zu dieser Sammlung legte Frau Landrichters-Witwe Prinzinger, durch die Schenkung der von ihrem seligen Herrn Gemahl hinterlassenen nahmhaften Anzahl der auserlesensten Stücke des Landes. Durch viele andere kleine Schenkungen erhob sich diese Sammlung auf den gegenwärtigen Stand, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß auch die Herren Bergbeamten im Gebirge zu dieser Sammlung ihr Schärflein beitragen werden.

IV. Antiquitäten-Sammlung.

Darin dürften folgende Gegenstände die merkwürdigsten seyn:

1. Zwei Urnen von grauem Thon mit 40 Zoll in der Höhe und 33 Zoll im Durchmesser, die vielleicht zum Aufbewahren des Oeles dienten. (Aus der Residenz.)

2. Ein Glaskasten mit Schubladen, enthaltend die Abbildungen der eilf ausgegrabenen römischen Fußböden auf den Walserfeldern und deßgleichen bei Aigen, mit vielen hier ausgegrabenen römischen Münzen, einer römischen Lampe und andern Bruchstücken von Geschirren. Diese Abbildungen sind von Perlen-Mosaik auf Wachstafeln aufgesetzt, eine Arbeit des seligen Herrn Franz Schöpfer von Klarenbrunn, welche er in einem Alter von 60 Jahren geliefert hat.

3. Die Büste des Baumeisters des Salzburgischen Domes, Santinus Solari, von weißem Marmor; ein Geschenk des Herrn Landrathes Benzler.

4. Modell der hiesigen Domkirche von Papparbeit.

5. Zwei ausgegrabene Urnen aus dem Rosenegger Garten.

6. Die Wapen der Grafen v. Khuenburg aus Einem Stücke Holz geschnitzt, 5 Schuh hoch, 3 Schuh 8 Zoll breit.

7. Eine metallene Gluthpfanne mit der Jahreszahl 1580 und der durchbrochenen Inschrift:

»Allein auf Gott hoff und vertrau, auf Menschen Zusag gar nit bau.«

8. Eine sehr kleine, einen Zoll lange türkische Pistole mit Radschloß, schön vergoldet.

9. Der Legaten-Hut des Erzbischofes Leonhard Keutschach. Aus der St. Georgen-Capelle in der Festung Hohensalzburg.

10. Der Cardinalshut des Erzbischofes Matthäus Lang, ein Geschenk des Herrn Prälaten von St. Peter.

11. Von demselben Erzbischofe ein Pantoffel von einer Länge von 14½ Zoll und 5 Zoll Breite.

12. Drei salzburgische Kammerherrn-Schlüssel mit dem Wapen des Erzbischofes Hieronymus.

13. Ein aus Eichenholz geschnitzter Becher, 7 Zoll hoch und 4½ Zoll im Durchmesser, mit den Vorstellungen:

a. von Maria Verkündigung,

b. wie der Engel dem heil. Joseph im Traum erschien,

c. der Flucht nach Aegypten.

Geschenk eines Bürgers von Salzburg.

14. Ein sogenannter Landthädingstab der alten Pfleger zu Mittersill, ohne welchen diese einst so mächtigen Pfleger kein öffentliches Landrecht halten durften, und ohne den das Volk keiner landesherrlichen Verordnung Glauben schenkte. Geschenk des Hrn. Pflegers Ignaz Ritters v. Kürsinger.

15. Ein ganzes Fenster mit verschiedenen gemalten Glastafeln aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, sämmtlich die Geschichte des Landes betreffend.

16. Ein Globus vom Jahre 1544.

17. Ein Trinkglas mit dem heil. Augustin und der Jahreszahl 1596.

18. Ein Stück Schnitz-Arbeit aus Bein, enthaltend zwölf Reiter und zwei Kanonen, dann ein Zepter, in welchem aus Einem Stück Bein geschnitzt ein Rosenkranz mit Kreuzchen sich befindet.

Aus Berchtesgaden.

19. Ein sehr alter Rosenkranz mit würfelförmiger Messingfassung.

20. Ein großer runder Tisch, 5½ Schuh im Durchmesser von äußerst schöner Gyps-Mosaik mit dem Wapen Wolf Dietrich's vom Jahre 1600.

Dieß sind die vorzüglichsten, der Aufmerksamkeit und nähern Betrachtung würdigsten Gegenstände.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

30. Sonnabend, den 15. April **1837.**

Das k. k. Lustschloß Belvedere
im Jahre 1725.

Das heutige Belvedere wurde bekanntlich von dem größten Helden seiner Zeit, dem Prinzen Eugen von Savoyen, angelegt, nach dessen Tode es an das allerhöchste Kaiserhaus überging. Bereits im Jahre 1693 wurden die Arbeiten begonnen; aber erst im Jahre 1724 kam das große Werk nach dem Plane des Hof-Architekten Johann Lukas von Hildebrand zu Stande[1]. Schon im darauffolgenden Jahre fand dieses herrliche Lustschloß einen Lobredner an dem Professor Augustin Hingerle, der es in lateinischen Versen ausführlich besang. Der vollständige Titel dieses Werkchens lautet: *Sedes Pacis Martis Austriaci* seu Palatium et Hortus Serenissimi Principis *Eugenii* Honori Illustrissimorum, Perillustrium, Reverendorum, Praenobilium, Nobilium, ac Eruditorum Dominorum AA. LL. et Philosophiae Baccalaureorum dum per R. P. *Augustinum Hingerle* e Soc. Jesu AA. LL. et Philosophiae Doctorem, ejusdemque Professorem Ordinarium Prima Philosophiae Laurea condecorarentur a Parnasso Viennensi dedicata. Anno reparatae Salutis MDCCXXV. Mense (Maji) Die (4.) Viennae Austriae, Typis Mariae Theresiae Voigtin, Universitatis Typogr. (8. 74 Seiten.) Dem Büchlein sind zwei Kupfertafeln beigefügt, welche die Hauptfaçaden des Pallastes gegen Süden und gegen Norden darstellen, und denen die beiden Prospekte in Küchelbeckers Beschreibung von Wien zu S. 487 und 789, mit J. G. Schmidt sc. bezeichnet, offenbar nachgestochen sind. — Der kurze Inhalt unsers Gedichtes (der von dem Verfasser selbst vor jedem Abschnitte summarisch angegeben wird) bestände etwa im Folgenden:

Pallas eilt dem nach Wien zurückkehrenden Helden entgegen, um ihm zu dem Siege bei Peterwardein und zur Eroberung von Temeswar Glück zu wünschen. Mit den Worten:

> Vive decus nostrum — — spes una, salusque
> Austriadum, Mavors Maxime! . . . .

reicht sie dem siegreichen Feldherrn die Hand, und bietet ihm ihre Hülfe zur Erbauung des neuen Friedenssitzes an. (§. I.) Während Eugen von Neuem zu Felde zieht, beginnt Pallas das versprochene Werk. Nymphen und Faunen verrichten die Arbeit; der Chor der Musen besorgt die Ausschmückung des Pallastes. (§. II.) Vulcan verfertiget die Thüren dazu aus dem Erz der eroberten Waffen; einige Halbgötter und Halbgöttinen, die dabei seiner spotten, werden in steinerne Ungeheuer verwandelt (§. III), und Cellina, die Nymphe des Berges, sieht sich genöthigt, ihren krystallenen Schmuck als Beute zurückzulassen. Calliope ziert die Wände der Gemächer mit schönen Gemälden, die den Kriegsruhm Eugens verherrlichen, und die Religion errichtet im Hause ihre Capelle. (§. IV.) Dyctimna, die Najade, versieht den Garten mit Wasser. (§. V.) Flora bedeckt ihn mit duftenden Blumen (§. VI.) und errichtet ein herrliches Glashaus. (§. VII.) Diana's Gefolge, ein Chor fröhlicher Sänger, in Vögel verwandelt, wird vom Kriegsgotte hier in Käfige eingeschlossen gehalten (§. VIII); und auf ähnliche Weise eine andere Schaar von Diana's Begleitern in seltene Thiere verzaubert. Kurz Alles, was der Erdball Wunderbares darbietet, findet sich hier vereinigt:

> Omnia, quae totum sunt rara, aut mira per orbem,
> Hac in Magnifica sunt cumulata Domo.

Der Verfasser schließt sein Gedicht mit dem Wunsche:

> Inclyte Mars multos (hanc) incole sanus in annos,
> Nec tibi devictam despice, quaeso, chelym.

Interessanter für uns, als die zum Theile sehr schwülstigen Verse unsers Dichters, und die mit Allegorien und

1 Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Wien 1832. 8. Bd. III, S. 193.

mythologischen Tändeleien überhäuften Beschreibungen, sind die Anmerkungen, die sich hier und dort dem Werkchen eingeschaltet finden, und aus denen wir unsern Lesern Folgendes mittheilen:

Im Eingange (Pag. 7) schon bemerkt Hingerle, daß man in keinem Falle erwarten solle, auf einigen wenigen Blättern Alles Merkwürdige aufgezeichnet zu finden, zu dessen Beschreibung ganze Bände kaum hinreichen würden; er begnügt sich also damit, nur das Wichtigste herauszuheben. Vorerst bewundert er die eisernen Gitterthüren, deren künstliches Getriebe, aus verschlungenen Blumenkränzen und Sieges-Trophäen zusammengesetzt, viele Tausende gekostet hatte. Durch diese Pforten tritt man in einen weiten Hofraum, in dessen Mitte sich ein großer Teich befindet, dessen Ufer des Nachts mit Laternen erleuchtet werden; eine dreifache Reihe von Lindenbäumen zu beiden Seiten gewährt den erquickendsten Schatten. (Pag. 8.) Das Wasser zur Speisung jenes Teiches, so wie der übrigen Wasserwerke wird in bleiernen Röhren aus dem eine Meile entfernten St. Veit (unweit Maria-Brunn) hergeleitet. Im Umfange des Schlosses befinden sich außerdem noch ein großer Teich, zwei Cascaden, eilf große und zwölf kleinere Springbrunnen, und ein steinerner Canal, der die ganze Orangerie umschließt, und aus achtzehn Springquellen eine angenehme Kühlung verbreitet. (Pag. 31, 32.) Herrliche Statuen zieren die verschiedenen Wasserfälle und Bassins.

Im Pallaste selbst bemerkt man zuerst den großen Saal, dessen Boden mit Marmor, dessen Wände mit Gold überdeckt sind; Gemälde von den berühmtesten Meistern prangen al fresco an der Decke desselben. Zur rechten wie zur linken Seite befinden sich sieben Zimmer, mit den schönsten indischen und niederländischen Tapeten geschmückt; die vier Gemächer, an den vier Ecken des Gebäudes, sind in Gestalt von kleinen Thürmchen mit schimmernden Kuppeln bedeckt. Das eine ist mit inländischen Stoffen, das andere mit indischen Zeugen herrlich ausgestattet, und mit kostbarem Getäfel versehen. Spiegel bedecken die Wände des dritten und im vierten befindet sich die Haus-Capelle, ganz mit Marmor bekleidet, und reich an Vergoldung. Das Altarblatt ist eine Auferstehung Christi, von Künstlerhand verfertigt.

Unweit davon ist das Schlafgemach des Prinzen (retirade) mit golddurchwirkten Tapeten geschmückt. Die Schildereien an den Wänden stellen die Siegesthaten des Helden vor; auch fehlt es nicht an einer Bibliothek. In allen Gemächern sind die Kamine mit kostbarem Schnitzwerk versehen. Tische aus afrikanischem Marmor und Florentiner Mosaik, prachtvolle Spiegel, schimmerndes Geräthe begegnen überall dem Blicke des Bewunderers. Auch das geräumige Erdgeschoß, das im Sommer einen kühlen Zufluchtsort darbietet, ist auf das Geschmackvollste verziert. (Pag. 9, 10.)

Das untere Gebäude steht dem oberen zwar wohl an Größe, doch nicht an Pracht und an Kunstschätzen nach. Außer den Gemächern des Prinzen sind hier noch mehrere Stuben zur Aufnahme von Gästen bereitet; Statuen (aus weißem ägyptischen Marmor) und kostbare Gemälde schmücken die Säle.

Auch der große Garten zwischen den beiden Pallästen ist mit verschiedenen Statuen und Büsten besetzt, die theils Götter und Halbgötter, theils Ungeheuer und Najaden vorstellen. Die Bäume sind äußerst künstlich in Kegel- und Pyramidenform zugeschnitten; die schönen Rasenplätze (Parterre Gasonage) mit eben so seltsam gestalteten Buchsbaum-Hecken eingefaßt. Schattige Alleen und kleine Gehölze schützen vor der Hitze der Sonnenstrahlen; auch ein reich bepflanzter Obstgarten ist hier nicht vergessen. (Pag. 37—39.) Ein Inbegriff aller Annehmlichkeiten ist das Paradies-Gärtlein (hortus Coronarius) an der rechten Seite des großen Gartens. Dort befindet sich eine Orangerie und ein mit den seltensten Pflanzen besetztes Glashaus, dessen bewegliche Wände im Sommer entfernt werden. Sieben Gartenhäuschen grün bemalt, mit vergoldeten Dächern, erheben sich ringsum. In einem großen Vogelhause werden die seltensten Singvögel verwahrt. (Pag. 47—50.) Eben so merkwürdig ist die Menagerie; man findet dort Strauße und Casuare, mexikanische Vögel, Perlhühner, indianische Adler u. s. w., dann indianische Hirsche, türkische Schafe-Steinböcke, sardinische Lämmer ohne Wolle (Moguli), weiße Damhirsche, einen indianischen Wolf, einen Tieger, mehrere Bisamkatzen, ein Stachelschwein, einen indianischen Affen (den unser Verfasser Marcullus nennt) u. s. w.[1] (Pag. 60 und 61.)

Am Schlusse (Pag. 65—71) fügt unser Verfasser einen ausführlichen alphabetischen Katalog aller exotischen Pflanzen bei, die in den verschiedenen Glashäusern

[1] Eine ausführlichere Beschreibung der Menagerie findet sich bei Küchelbecker a. a. O. Seite 789—791.

des Gartens gezogen werden, darunter 22 Specien der Aloe, der Ambrabaum und die Ananas, Cappern, Caßia, der nur bei Nacht blühende Cereus, Cedern und Cypressen, Palmen- und Sensitiv-Pflanzen, die bei der Berührung ihre Blätter schließen, Tulpenbäume u. s. w.

Dieß war die ursprüngliche Gestalt unsers heutigen Belveders, dessen prachtvolle Säle gegenwärtig der Aufbewahrung unserer ausgezeichnetsten Kunstschätze mit wahrhaft kaiserlicher Municicenz gewidmet sind.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des

städtischen Museums zu Salzburg.

(Oktober 1836)

(Fortsetzung.)

V. Numismatik.

Auch diese beschränkt sich nur auf die vaterländische, nämlich salzburgische Münzstätte. Hiermit wurde erst im October 1835 begonnen.

Obgleich schon dem Erzbischofe Hartwik (991—1023) am 25. Mai 996 vom K. Otto III. das Zoll- und Münzrecht verliehen, und im Jahre 1190 vom Kaiser Heinrich VI. dem Erzbischofe Adalbert III. (von 1168—1200) die Urkunde ertheilt wurde, daß Niemand außer die eigenen Münzer des Erzbischofes salzburgische Münzen schlagen soll, auch in spätern Urkunden und Käufen ziemlich bedeutende Summen von Pfunden Pfenningen erscheinen, so wurde es dem fleißigen und wohl unterrichteten Herrn Julius Schilling bisher nicht möglich, Spuren dieser, vor dem Anfange des XIV. Jahrhunderts geprägten Münzen aufzufinden[1].

Es wurden aber, muß Mittheiler dieser Zeilen bemerken, wenn vielleicht auch nicht gerade zu Salzburg, doch zu Friesach, dem Hauptorte der weitläufigen Besitzungen in Kärnthen, unter dem großen Erzbischofe Eberhard II. (1200—1246), dem Gründer der Bisthümer Chiemsee (1215), Seckau (1219) und Lavant (1221) und späteren Fürsten Solidi geprägt, die nicht selten besonders in Inner-Oesterreich gefunden werden (vergl. Appel, Bd. I. S. 432—436), wie auch die sogenannten Schinderlinge vom Erzbischofe Sigmund I. (1452—1461).

[1] S. Salzburger Zeitung, Amts- und Intelligenzblatt 1832, Stück 90, S. 1160 ff.

Ein prachtvolles Goldstück zu vier Ducaten vom Erzbischofe Pelegrin II. von Puechheim (1365—1396) befindet sich im k. k. Münz-Cabinette zu Wien, und ist in Monnoies en or, Vienne 1759, pag. 21 abgebildet.

Eine interessante Frage für einen Geschichtsforscher Salzburgs wäre die, ob nicht auch zu Salzburg selbst wie zu Friesach, oder gar ursprünglich nur in Salzburg geprägt wurde, wenn sie nicht schon gelöset ist?

Das Museum besitzt bisher keine Münzen aus der Zeit vor dem, auch um den salzburgischen Bergbau hochverdienten Erzbischof Leonhard Keutschach (von 1495 bis 1519).

1. Von demselben besitzt die kleine Sammlung:

1. Gulden-Klippe mit dem Brustbilde, vom J. 1513; $1/3$ Thaler, rund, mit dem Brustbilde, mit der Jahreszahl 1513; $1/4$ Thaler-Klippe, vom Jahre 1513; vier Stücke Batzen von 1500, 1511, 1513 und 1519.

2. Von Matthäus Lang von Wellenburg (von 1519—1540):

Nur ein Gulden mit dessen Brustbilde vom Jahre MDXXII.

3. Vom Erzbischofe Ernst, Herzoge von Bayern (von 1540, resign. 1554), ist leider, wie von dessen Nachfolger,

4. Michael von Küenburg (1554—1560) noch kein Stück vorhanden.

5. Von Johann Jakob Khuen von Belasi (1560—1586) liegt ein 30 Kreuzerstück von 1576, ein 10 Kreuzerstück von 1577, und ein Heller von 1581 vor.

6. Von Georg von Küenburg (vom 4. Mai 1586, † schon den 25. Jänner 1587) eine Gulden-Klippe.

7. Von Wolf Dietrich von Raitenau (von 1587, resignirt 1612), eine dreifache, zweifache und einfache, eine halbe und $1/4$ Thurmthaler-Klippe, dann $1/4$ Ducaten vom Jahre 1610, der nur auf einer Seite geprägt ist, nebst mehreren Scheidemünzen.

8. Von Markus Sittikus, Grafen von Hohenems (von 1612 1619) ein Thaler mit dessen Wapen und dem heil. Rupert, $1/3$ Thaler-Klippe, $1/2$ Ducaten-Klippe und mehrere Scheidemünzen.

9. Von Paris, Grafen von Lodron (von 1619—1653) ein Thaler, ½ und ¼ Thaler-Klippe, die Denkmünze auf die Einweihung der Domkirche, nebst kleinern Scheidemünzen.

10. Sehr sparsam spendet Guidobald Graf von Thun (von 1654—1668) seine Münzen. Die kleine Sammlung besitzt nur einen Thaler vom Jahre 1666, ⅙ und 1/9 Thaler-Klippe, und ¼ Ducaten von 1662.

11. Häufiger gab sie wieder Max. Gandolph Graf von Küenburg vom Jahre 1668—1687, wovon mehrere Stücke vorhanden sind.

12. Johann Ernest Graf von Thun (1687—1709) scheint mit ihm zu wetteifern; denn außer Hieronymus Colloredo coursiren wohl am meisten von Max Gandolph und Johann Ernest; auch die seltene Silbermünze auf des römischen Königs Joseph I. Durchreise durch Salzburg vom 9. Februar 1699 findet sich vor.

13. Von Franz Anton, Grafen Harrach (1709—1727) sind die meisten Münzen schon da, aber noch keine der zwei seltenen Wahl-Medaillen.

14. Von Leopold Grafen von Firmian (1727—1744) besitzt die Sammlung nur einen Thaler mit dem Brustbilde, ¼ Thaler mit dem heil. Rupert, ¼ Ducaten von 1740 und einige Scheidemünzen.

15. Selten finden sich selbst in Salzburg die Münzen des Erzbischofes Jakob Ernest, Grafen von Liechtenstein (1745—1747) vor. Hier sah ich nur einen Thaler mit dem heil. Rupert, und zwei kleine Scheidemünzen.

16. Von Andreas Jakob, Grafen von Dietrichstein (1747—1753) liegt nur ein Thaler mit etlichen Scheidemünzen vor.

17. Von Sigmund III., Grafen von Schrattenbach (1753, 5. April, bis 1771, 16. December) fand ich daselbst (Goldmünzen ausgenommen) bis auf seine große Wahl-Medaille und die große Denkmünze auf die Durchbrechung des Neuthores vom Jahre 1767, dann jene mit dem Gepräge der Stadt Salzburg und die Medaille auf Salzburgs Universität fast alle vor.

18. Von Salzburgs letztem reichsunmittelbaren Erzbischofe Hieronymus, Grafen von Colloredo zu Walsee und Mels (erwählt am 14. März 1772, resignirt 1803, † 1812) ist fast alles vorhanden, außer dessen seltenem Löwenthaler, welcher zugleich das gelungenste Porträt des Erzbischofes enthält, und seiner Wahlthaler-Medaille.

Von dem Churfürsten Erzherzog Ferdinand, der das durch den Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Februar 1803 für das Großherzogthum Toskana erhaltene Land im Preßburger Frieden 1805, 26. December, gegen Würzburg an Oesterreich vertauschen mußte, sind schon die meisten Münzen vorhanden; nur die schöne Medaille auf dessen Besitznahme des Landes ist noch ein Gegenstand des künftigen Glückes für die Sammlung.

Wie vordem Kaiser Franz II. (I.) auf seinen Münzen den Titel eines Großherzoges von Toscana (M.agnus D.ux HET.ruriae) führte, so nahm er auch auf dem neuen Stämpel vom Jahre 1804 bis 1806 mit dem gekrönten Doppeladler im Herzschilde den Titel D.ux SAL.isburgensis an, wie auf denen der folgenden vier Jahre bis einschließlich 1810 D.ux LO.tharingiae SAL.isburgensis WIRC.eburgensis. Mit dem Jahre 1811 verschwindet der Name Salzburg ganz aus dem numismatischen Gebiete. Daher sind wohl mit vollem Rechte auch diese Stücke in die Sammlung aufzunehmen. Bayern schloß die salzburgische Münzstätte 1810.

(Schluß folgt.)

Aus dem
Tagebuch des Andreas Ochs v. Sonnau.

1605.

Den 29 November ist hörmann Christoph Roswurmb, gewester Kayserlicher Feldtmarschalch zu Prag in der Alten Statt am Rathauß, als er drey tag zu vor Sich in ain Franciscaner Mönchs Kutten einklaiden lassen, decoliert vnd bey Innen auch begraben worden. Regnante Rudolpho II. Rom. Imp.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

31. Mittwoch, den 19. April 1837.

Die Kontinental-Sperre
unter den alten Venetianern.

Die alten Venetianer trieben sich nach Cassiodor's Zeugniß, welcher Alles selbst sah, bereits im sechsten Jahrhundert nach Chr. auf den italienischen Flüssen und Meeren als Kaufleute und Spediteurs en gros herum. Schon unter der Römer-Herrschaft strebten sie kräftig zum Principate der Schifffahrt und des Handels hinan. Die Lagunen waren bewohnt und blühend lange vor der Völkerwanderung, und es gehört unter die geschichtlichen Fabeln, wenn man meint, daß ärmliche Fischerhütten, im 4ten Jahrhunderte auf den Lagunen-Inseln aufgeschlagen, der Grundstein des heutigen Venedig's gewesen. Allerdings trugen die späteren Ereignisse zur glanzvollen Entwickelung der venetianischen Republik ungemein viel bei. Nach dem 6ten Jahrhunderte z. B. plünderten Griechen und Longobarden Italien in die Wette. Alles, was sich in die Lagunen flüchten konnte, suchte dort Schutz und Sicherheit vor den Gräueln des Festlandes. Mit der Bevölkerung wuchs der Wohlstand; Betriebsamkeit, Schifffahrt und Handel breiteten sich immer mehr aus. Die Lagune wurde das Band zwischen dem Morgen- und dem Abendlande; hier war der Punkt, wo die Gesittung der Barbarei, — der Reichthum dem Mangel, — wo der Franke, Teutone, Longobarde und Italiener dem Bulgaren, Dalmatiner, Istrianer, Serben, Griechen und Orientalen die Hand boten. Die Lagunenbewohner waren ihre Faktoren, ihre Zwischenhändler. Unabläßig durchkreuzten sie Flüsse und Meere, um dem Einen, was Nothdurft, — dem Andern, was Luxus erheischte, in Masse zuzuführen. Künste und Manufacturen blühten immer üppiger auf unter ihnen.

So roh und einfach ein Volk auf der niedrigsten Stufe der Cultur auch seyn mag: des Salzes, des Brotes, des Eisens kann es nicht entbehren. Seit undenklicher Zeit war die Anlage von Salinen ein Hauptaugenmerk der Venetianer. Die Lagunen enthielten deren unzählige, auch an Punkten, wo bedeutende Schwierigkeiten zu besiegen waren. Man betrachtete jene Salinen wie eine Art von Weltwunder. Nebst dem eigenen Erzeugnisse führten die Veneziauer auch überseeisches Salz in Menge ein und versahen damit ausschließlich alle zwischen den Alpen und Apenninen, an den Ufern des Isonzo, Tagliamento, Lemene, Livenza, Piave, Sile, Brenta, Bachiglione, Etsch, Po, Mincio, Oglio, Adda, Parma, Panaro u. s. f. hausenden Völkerschaften. Den Salztransport betrieben sie auf großen bewaffneten Barken. Carl der Große erneuerte im Jahre 775 mehrere, von longobardischen Königen erlassene Handelssatzungen, und gestand den Venetianern sehr ausgedehnte Vorrechte und Begünstigungen zu, kraft welcher sie längs den schiffbaren Flüssen zahlreiche Häfen, Märkte, Waaren-Niederlagen, Kaufhöfe u. dgl. errichteten. Von jener Zeit datiren an dem jetzt wüsten Lagunen-Saume die ehemals reichen Stapelplätze und Hauptmärkte von Oriago, Mestre, Campalto, Musestre, Porto Buffoledo, Porto Gruaro rc., woher die auf dem Festlande zerstreuten Völkerstämme ihre Bedürfnisse holten.

So wußten sich die Venetianer ihre Nachbarn bald zinsbar, und dergestalt abhängig zu machen, daß ihnen die Herzoge, Grafen, Bischöfe u. s. w. nicht nur in vorbenannten privilegirten Häfen und Marktplätzen, sondern auch in den übrigen Städten ihrer Gebiete zollfreie Einfuhr und freien Verschleiß einer gewissen Waarenmenge, selbst den Pacht des gesammten Zollwesens einräumen mußten. Sie unterhielten deßhalb an jenen Punkten eigene Gastaldi ducali, herzogliche Vögte. Entstanden Mißhelligkeiten mit den Grundherren, so schlossen die Venetianer ihre Kaufhäuser, blokirten die Häfen und Flußmündungen und schnitten jede Zufuhr ab. Der Bevölkerung wurden so harte Entbehrungen auferlegt, daß sie bald in Gährung ge-

rieth; die Grundherren waren eben so bald zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens und des freien Verkehres, oft mit bedeutenden Opfern und unter mancherlei Erniedrigungen, bereitwillig gemacht.

So z. B. sah Wintker, Markgraf von Istrien, mit scheelem Auge, wie Capodistria und vielleicht noch manche andere Küstenstadt mit den Venetianern in sehr enge Verbindung traten. Er beschloß dafür Rache zu üben. Er begann mit der Confiscirung aller Güter, welche die Venetianer Dogen, der Patriarch von Grado, die Bischöfe von Olivolo und Torricello, seit undenklichen Zeiten in Istrien besaßen. Er erklärte alle Schuldforderungen der Venetianer für null und nichtig, plünderte venetianische Kauffahrer und ließ sogar mehrere ihrer Seeleute ermorden. Darob gerieth der Doge Pietro Candiano II. in gerechte Entrüstung. Wintker mußte gezüchtigt und gedemüthigt werden, aber ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen. Istrien wurde alsobald mit dem Sperrbanne belegt, d. h. kein Venetianer durfte hinein und kein Istrianer heraus. Bald trieb die Noth den Marchese zum Kreuze. Der Mangel der wichtigsten Lebensbedürfnisse zwang ihn selbst nach Venedig zu gehen und fast fußfällige Abbitte zu leisten. Dandolo's Chronik und der Trevisaner Codex enthalten den Vertrag, welchen Wintker im Dogen-Pallaste zu Rialto, im siebenten Jahre der Regierung des italienischen Königs Hugo, gemeinschaftlich mit den ersten Ständen der Istrianer Mark unterfertigte, d. h. mit einem Kreuze bezeichnete, weil er nicht schreiben konnte.

Aehnliches geschah unter dem Doge Pietro Candiano III. Die friaulischen Patriarchen von Aquileja lagen mit den venetianischen Patriarchen von Grado in immerwährender Fehde. Kaum hatte Candiano III. den Herzogstuhl bestiegen, als Lupo von Aquileja den Sprengel von Grado feindlich anfiel. Candiano stellte ihm die erprobte Abwehre entgegen. Er verbot allen Handel, alle Salz- und Getreide-Zufuhr nach Friaul und schloß allen Forlanern den Zugang in die Lagunen. Die unausbleibliche Folge war, daß Lupo von den eigenen Unterthanen zum Frieden gezwungen wurde, den er nur schwer und gegen Ausfertigung einer förmlichen Selbstanklage und Buß-Akte erringen konnte.

Italien blieb den Venetianern durch das Salz-Monopol allein bis zum Jahre 1500 zinsbar. Selbst die überseeischen Salzerzeuger hingen von ihrer Willkühr ab. Weder Ungarn, noch Dalmatien, Griechenland, Neapel, die Lombardie konnten — ungeachtet sie oft blutig dagegen ankämpften — jenes Handelsjoch abschütteln, welches die Venetianer tausend Jahre diesen Ländern aufdrückten. So nahe die Salinen von Commacchio und Cervio auch lagen, so waren sie doch für Bologna so gut als nicht vorhanden. Wehe demjenigen, der dort Salz zu holen wagte! Selbst dem eingebornen Venetianer war es bei lebenslänglicher Verbannung und Verlust des Vermögens strenge untersagt. Ein Gesetz vom Jahre 1270 erklärte jeden Zuwiderhandelnden des Hochverrathes schuldig, verjagte ihn aus allen venetianischen Dominien, ließ seine Häuser der Erde gleich machen, u. dgl. Bewaffnete Geschwader durchkreuzten das adriatische Meer nach allen Richtungen und versperrten den nicht venetianischen Fahrzeugen die Flußmündungen. Im Jahre 1381 sah sich selbst der König von Ungarn gezwungen, die kroatischen Steinsalzgruben zu verschütten, und sich mit der im Frieden zu Genua dafür ausgeworfenen jährlichen Entschädigung von 7000 Goldgulden zu begnügen. Solch Verfahren war aber mehr den fremden regierenden Häuptern als ihren Unterthanen gehässig, weil die Venetianer darauf hielten, daß ihr Salz immer besser und wohlfeiler war als alles andere. So oft ihre Gegner also sich jener Zinsbarkeit zu entziehen suchten, konnten die Venetianer sicher darauf rechnen, in dem allgemeinen Mißvergnügen den mächtigsten Verfechter ihres Interesse zu finden. Mit welch' bewundernswerther Feinheit die Venetianer beim Salzhandel mit den Sarazenen, Barbaresken, Sicilianern und Kalabresen zu Werke gingen, darüber liegen sehr interessante geschichtliche Dokumente v. J. 1300 vor. Der Einkauf überseeischer Salz-Gattungen wurde mit genauer Berücksichtigung des Geschmackes ihrer italienischen Abnehmer bewirkt und diesen der möglichst billige Preis gestellt. Zu Venedig bestanden mehrere privilegirte Handels-Compagnien, deren jede mit dem Salz-Verschleiße strenge an gewisse Provinzen gebunden war, so daß keine den Bereich der andern berühren durfte. Für den Artikel Salz allein strömten im Verlaufe eines Jahrtausends ungeheuere Summen Goldes in die Lagunen.

Kikinger.

Beiträge zur Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

II [1].

Im Jahre 1618, wo Georg Moser bambergischer Pfleger und Kastner zu St. Leonhard und Reichenfels, und zugleich Land- und Berggerichts-Amtsverwalter im Ober- und Unter-Lavantthal war, führte Wolf Jakob Freiherr von Dietrichstein auf Rabenstein gegen den Vicedom Johann Caspar von Lammersheim einen Prozeß wegen des Goldbergwerkes zu Kliening, woraus manche interessante Nachricht über dieses Bergwerk und über den in berggerichtlichen Prozessen üblichen bambergischen Instanzenzug hervorgeht.

Im Eingange seiner an K. Ferdinand gerichteten Klage sagt er, es werde dem Könige erinnerlich seyn, wie vor Jahren selbst Erzherzog Carl, des Königs Vater, die kärntnerische Landschaft, die Herren Fugger, Thanhausen, Gailler ꝛc. dieß Bergwerk bebaut haben.

Weil diese Gewerken jedoch ihren Arbeitern den Lohn schuldig geblieben, so sey das Bergwerk den Arbeitern eingeantwortet, und hernach von Vicedom Johann Georg von Stadion an sich gebracht worden, der es etwa drei Jahre besessen, und darauf, da es wenig eintrug, an des Klägers Vater Ludwig Freiherrn von Dietrichstein 1598 verkauft habe. Dieser habe, nachdem er bei 30.000 fl. in dieses Bergwerk verbaut, kurz vor seinem Tode (ich glaube er starb 1615) einen ansehnlichen Gang von 1⁰ Dicke in der Grube bei St. Paul angetroffen, sey aber mit seinem Gesuche um die Belehnung über dieß Gebäu von dem bambergischen Bergrichter abgewiesen worden.

Der Vicedom habe ihn also de facto seines Gebäues entsetzt, und habe, obwohl er als bambergischer Oberbeamter selbst nicht bauen dürfe, dennoch den Berg mit Leuten besetzt und viel Gold und Silber herausgegraben. Auf diese Art, sagt der Kläger, sey sein Vater ohne vorausgegangenes Urtheil eines unparteiischen Berggerichtes seines Rechtes faktisch beraubt worden. Gesonnen, sein gutes Recht durchzuführen, bittet der Kläger, da der bambergische Bergrichter in berggerichtlichen Angelegenheiten die erste und der Vicedom, gegen den die Klage gestellt werde, die zweite Instanz sey, der König möchte befehlen, daß zur Schlichtung dieser Sache ein unparteiisches Berggericht niedergesetzt werde, daß aber bis dorthin der Vicedom sich aller Eingriffe in des Klägers Bergwerk, Werkgäden ꝛc. enthalten möge. Erst nach 2 Jahren erfolgte eine Resolution vom König durch einen Befehl an den Landeshauptmann in Kärnten, in angeregter Sache nach Recht und Billigkeit zu handeln, worauf dem Vicedom Dietrichstein's Klage zugestellt wurde. Der Vicedom befahl dem bambergischen Berggerichts-Verwalter Georg Moser, ihm zu berichten, was es mit der Dietrichsteinischen Sache denn eigentlich für eine Bewandtniß habe. Der Berggerichts-Verwalter antwortet: was die Grube bei Paul (Name des Stollens) betreffe, so sey sie als eine mit Recht heimgefallene zu betrachten, da nach einem Berichte des damaligen bambergischen Bergrichters Achaz Hinteregger (wahrscheinlich Vorgänger des Moser) dd. St. Leonhard am 15. October 1618, Dietrichstein seit zwei Jahren dieselbe nicht mehr gefreit und keine Rechnung darüber gelegt habe. In diesem Berichte des Hinteregger heißt es auch, daß Dietrichstein in seinem Verweshause einen Alchemisten Namens Simon Reen habe, welcher fast alle zwei Monate »göllig Silberblickhlen« in die Münze nach Klagenfurt liefere, welches Silber und Gold der Münzmeister sehr lobe, und welches die Scheiderei und den Münzschlag bestehe. Wo er es aber mache, sey unbekannt; er halte nebenbei auch Wirthschaft und schenke Wein aus. Diesen Alchemisten soll Bamberg nicht beim Bergwerke dulden, »denn soliche Leute schückchen sich gahr übel so Nahent beim Perckhwerch.«

Uebrigens bemerkt der Berggerichts-Verwalter in seiner Antwort an den Vicedom, daß Dietrichstein, wenn er sich durch den Ausspruch des Bergrichters als erster Instanz in seinem vermeintlichen Rechte gekränkt fühlte, sich ja an den Vicedom als zweite Instanz hätte wenden können und sollen, von wo ihm die Appellation an die vorgeschriebenen Appellationsrechte und Commissäre zu Klagenfurt, als dritte Instanz in Berggerichts-Angelegenheiten, offen gestanden wäre. Was das Urtheil des bambergischen Bergrichters betreffe, so sey dasselbe gegen den Vorwurf der Parteilichkeit dadurch geschützt, weil nicht er allein als ordentlich bestellter und besoldeter Bergrichter dasselbe fälle, sondern alle berggerichtlichen Gegenstände von dem Berggerichte, bestehend aus dem Bergrichter und 5, 6 auch 9 Geschwornen, kollegialisch berathen, und durch Stimmenmehrheit entschieden würden. Diese Antwort dd. St. Leonhard am 19. November 1620 ist das Letzte, was ich über diesen Gegenstand erfahren konnte. Ich vermuthe jedoch,

[1] S. Nummer 27 der Oesterr. Zeitschrift.

daß dieser Prozeß sich sehr in die Länge zog, und endlich unglücklich für Dietrichstein ausging, weil in dem Berggerichtsbuche unter dem Jahre 1631 angemerkt ist, daß Dietrichstein, als in jenem Jahre Bamberg das Goldbergwerk im Kliening und Rößlgraben an den Freiherrn Paul Rathhey verlehnte, dagegen, wiewohl vergebens, protestirt habe.

Dr. K. Tangl.

Ueber
die Entstehung, Eintheilung und den Inhalt
des
städtischen Museums zu Salzburg.
(Oktober 1836)

V. Numismatik.
(Schluß.)

Als Anhang befinden sich in einer eigenen Schublade des Münzkastens folgende salzburgische Denkmünzen:

Eine Thaler-Medaille auf die Einweihung des Doms 1628 vom Erzbischofe Paris.

Die gewöhnlichen Jubileums-Münzen von Max. Gandolph vom Jahre 1682.

Johann Ernest's kleine Silbermünze auf die Durchreise des römischen Königs Joseph I. mit seiner Gemahlin Wilhelmine Amalia, Prinzessin von Hannover.

Vier Stücke Denkmünzen auf die salzburgische Emigration vom Jahre 1732; als:

a) Christus und Petrus mit der Aufschrift im Av.: HIER VERLAESST MAN NICHT SO VIEL. Rev. ALS DER HIMMEL GEBEN WILL.

b) Christus und neben ihm Andreas mit: DEM IUENGER WIE DEM MEISTER. Rev. Christus mit den vor ihm knieenden Salzburgern mit: »ICH WILL EVCH DAS REICH BESCHEIDEN.«

c) Mit der Wolkensäule und den Worten: ICH GEH MIT DIR AVS VND EIN. Rev. DV SOLST VNSER AVGE SEYN.

d) Christus auf dem Berge der Verklärung mit der Umschrift: HIER IST GVT SEYN. Rev. »WER WILL VNS SCHEIDEN.«

Ferner die Sedisvakanz-Medaille von 1772; das Guldenstück auf die Durchbrechung des Neuthores vom Jahre 1767; die Jubileums-Münzen vom Jahre 1782 vom Erzbischofe Hieronymus; ein Jetton auf die Theurung in Salzburg im Jahre 1816 und 1817.

Eine kleine silberne Denkmünze von Neuß, einem Augsburger Graveur, auf den Tod des Königs Maximilian Joseph von Baiern am 12. October 1825, Salzburgs Regenten nach dem Wienerfrieden vom Jahre 1809 bis 1816; die in Wien von Joseph Lang auf das zweite Dom-Jubileum gearbeitete Medaille mit der Domfaçade vom Jahre 1828, in Bronce; Denkmünze auf den Tod weiland Kaisers Franz I. (1835, 2. März), endlich die auf die Huldigung Sr. Majestät des regierenden Kaisers Ferdinand I.

Sehr erfreulich wäre eine Medaille auf die Consecration Sr. Durchlaucht des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg als dermaligen Erzbischofes von Salzburg und Primas von Deutschland, und eine Bereicherung der salzburgischen Numismatik.

Vergeblich suchte bisher das Museum:

1) Die große gegossene Medaille in Erz vom Cardinal-Erzbischof Matthäus Lang mit seinem Brustbilde und Wappen; 2) die kleine silberne Medaille mit dem Brustbilde des Erzbischofes Michael und seines Bruders Hanns von Küenburg, Pflegers in Mosheim, bekannt durch seinen lakonischen Brief, in welchem er die ihm von seinem Bruder angebotene Hausmeistersstelle ausschlägt; 3) die ovale, silberne Jubileumsmünze vom Jahre 1682 mit der Ansicht des Benediktiner-Klosters von St. Peter; 4) die Medaille auf den berühmten salzburgischen Tonkünstler Wolfgang Gottlieb Mozart (geb. 1756, gest. 1791); 5) ganz besonders gehören hieher die übrigen auf die salzburgische Emigration von Holland, Preußen etc. geprägten Denkmünzen, indem jenes Ereigniß tief in Salzburgs Geschichte und Wohlstand eingriff.

Zum Schlusse besitzt das Museum eine reiche Sammlung von Staniol-Abdrücken fast aller und der seltensten Salzburger Münzen nebst vielen andern, besonders eine Suite der Päbste bis auf Clemens XII. († 1740), und zwei Bände der Beschreibung derselben — eine eigene Arbeit und ein Geschenk des freiresignirten salzburgischen Bürgermeisters Anton v. Heffter.

So weit gelang es dem unermüdeten Herrn Süß in diesem Zweige im Laufe Eines Jahres zu kommen.

Gott gebe dieser Anstalt ferneres Gedeihen. ***.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

32. Sonnabend, den 22. April 1837.

Eine politische Combination
aus dem Jahre 1601.

Die Memoiren des Herzogs von Sully, die für den Historiker Oesterreichs so manches Beachtenswerthe mittheilen, enthalten auch zum Jahre 1601 eine Unterredung des Verfassers, als französischen Gesandten, mit der Königin Elisabeth von England, aus welcher sich das zeitweilige Verhältniß der beiden Höfe zum damaligen Hause Habsburg spanischer und deutscher Linie ziemlich genau erkennen läßt. Wir wollen sie hier in einer treuen Uebersetzung wieder geben.

Nachdem Elisabeth den Gesandten in eines der inneren Gemächer geführt hatte, um ungestört über die Angelegenheiten Europa's sprechen zu können, that sie dieses nach dem Ausdrucke des Referenten auf eine eben so ausgezeichnete, als umfassende Weise. Sie suchte zuvörderst darzuthun, daß der König von Frankreich mit ihr vereint handeln müsse, um das Ziel zu erreichen, das sie sich beide gegen das Haus Oesterreich gesteckt haben; die Nothwendigkeit gründete sie insbesondere auf die Vergrößerung, welche seit Carl V. mit jedem Tage dieser Macht eine drohendere Stellung gäbe. »Sie erinnerte mich,« fährt Sully fort, »an das, was in dieser Beziehung zwischen dem König und den Gesandten Englands und Hollands im Jahre 1598 verhandelt worden, und fragte mich, ob denn der König nicht fortan dieselben Gesinnungen hege, und warum er so lange zaudere, Hand an das Werk zu legen? Ich entgegnete, daß Seine Allerchristlichste Majestät in diesem Augenblicke eben so denke wie vordem und immer, und nur zu diesem Zwecke Geldmittel, Munition und Kriegsleute sammle; allein noch müsse sehr vieles geschehen, bis die Zustände Frankreichs es gestatten, ein Unternehmen zu beginnen, das eine so fest begründete Macht, wie jene der österreichischen Fürsten, stürzen sollte. Ich rechtfertigte diese Behauptung durch die außerordentlichen Ausgaben, welche Heinrich seit dem Frieden von Vervins zu machen genöthigt war, einer Seits, um die allgemeinen Bedürfnisse des Staates zu bestreiten, anderer Seits, um die inneren Unruhen zu unterdrücken und den Krieg mit Savoyen zu beendigen. Ich verheimlichte der Königin keineswegs, was ich stets über diesen Punkt gedacht hatte: daß nämlich, wenn auch England und Holland die ihnen größtmöglichste Anstrengung gegen das Haus Oesterreich machen würden, ohne Beihülfe der Gesammtkräfte Frankreichs, dem aus tausend Gründen in einem solchen Kriege die Hauptrolle zufällt, das Haus Oesterreich durch Vereinigung der Macht beider Linien sich nicht allein mit leichter Mühe gegen sie vertheidigen, sondern sogar die Wage im Gleichgewichte erhalten könnte. Ueberdieß, wäre es denn nicht ein unnützes und schlecht berechnetes Unternehmen, zum Sturze der so gefürchteten Macht keine anderen Mittel zu verwenden, als durch welche man sich ganz einfach im Vertheidigungsstande wider dieselbe hält? Demnach sey es unabweisbar nöthig, noch einige Jahre mit der öffentlichen Erklärung zu warten; während derselben würde Frankreich erhalten, was noch abgeht, und, um desto sicherer den Schlag gegen den gemeinsamen Feind ausführen zu können, mit den Verbündeten trachten, für ihre Sache auch die benachbarten Könige, Fürsten und Staaten zu gewinnen, unter welchen insbesondere jene Deutschlands, die am stärksten von der Uebermacht des Hauses Oesterreich bedroht wären.

Die Art, wie ich mich ausdrückte, verrieth der Königin nur zu leicht, daß ich weniger meine Ansicht, als jene Heinrichs hervorhob. Sie gab es mir zu verstehen, indem sie versicherte, damit vollkommen einverstanden zu seyn, nur fügte sie hinzu, könne man gegenseitig nicht bald genug über einen Punkt ins Reine kommen. Da der Zweck der beabsichtigten Union Zurückführung des Hauses Oesterreich in die nöthigen Gränzen, sey es erforderlich,

daß bei diesem Unternehmen jeder der Verbündeten von allen speciellen Wünschen abstehe, um nichts zu thun, woran sich die Andern stoßen könnten. Gesetzt z. B. Spanien würde der Niederlande beraubt (dépouillée), so sollte nach diesen ob ganz oder theilweise weder dem König von Frankreich gelüsten, noch dem von Schottland, der eines Tages auch König von ganz Großbritannien werden wird, noch den Königen von Schweden und Dänemark, die zu Wasser und zu Lande mächtig genug sind, um den übrigen Aliirten nicht Mißtrauen einzuflößen. Dasselbe müßte auch von jeder andern Beute gelten, die man von der gedachten Krone machen dürfte, in Rücksicht auf die nächsten Nachbarfürsten der eroberten Länder. »Denn, wenn sich der König von Frankreich, mein Bruder,« sagte sie, »zum Herrscher oder auch nur zum Lehensherrn der Niederlande aufwerfen wollte, würde ich dieses — ich verhehle es nicht — zum Gegenstand der heftigsten Eifersucht machen, im Gegentheile mag und soll es mich auch nicht befremden, wenn er dieselbe Furcht in Beziehung auf mich hegt.«

Dieß waren indessen nicht die einzigen Reflexionen, welche Elisabeth machte; sie fügte noch mehrere andere Betrachtungen hinzu, und zwar von so überraschendem Scharfsinn, daß ich sie nicht genug bewundern konnte. Ein anderer Grund aber meines Staunens war die bis in die kleinsten Nebendinge gehende Uebereinstimmung ihrer Ideen mit jenen meines Königs; obgleich sich beide nie über dieses politische Projekt besprochen hatten.

Die Königin, bemerkend, wie ich sie ohne etwas zu sagen fest betrachtete, glaubte sich allzu dunkel ausgedrückt zu haben, so daß ich den ganzen Umfang ihrer Worte nicht hatte auffassen können. Als ich ihr aber die wahre Ursache meines Staunens und Schweigens gestand, fürchtete sie noch weniger, in die kleinsten Umstände ihres ausgebreiteten Planes einzugehen. Ich will indessen hier nur die fünf Punkte hervorheben, auf welche sich derselbe zunächst reducirt. Sie sind: Erstens, Deutschland in Rücksicht der Wahl der Kaiser und der Ernennung des römischen Königs auf die alten Institutionen zurückzuführen. Zweitens, die unirten Provinzen vollständig unabhängig von Spanien zu machen, und aus ihnen eine mächtige Republik zu bilden; indem, sollte es nöthig seyn, mit ihr einige von Deutschland abgerissene Provinzen vereinigt würden. Drittens, ein Gleiches mit der Schweiz vorzunehmen: durch Einverleibung mehrerer Nachbarländer, und zunächst des Elsasses und der Franche-Comté. Viertens, die ganze Christenheit in eine bestimmte Anzahl von ziemlich gleichmächtigen Staaten zu theilen, und fünftens, darin alle Glaubensbekenntnisse auf jene drei zu beschränken, die in Europa am gangbarsten erscheinen.«

Der Römerkerker in Lorch.

Ueber den Römerkerker in Lorch gibt Herr Hörner in Gmunden mittelst handschriftlicher Mittheilungen folgende sehr merkwürdige Aufklärung:

»Dieser Römerkerker, mehr unter dem Namen Florinansbrunn bekannt, war eine ganz trockene etwa 12 »bis 13 Klafter tiefe Cisterne von 4 Klafter im Durchmes»ser. Sie war mit Quadersteinen massiv ausgelegt, hatte »oben eine drei Schuh hohe Schutzmauer und ein eisernes »Gitter, womit sie horizontal geschlossen war.« Sie bestand im ehemaligen Garten des Minoritenklosters. Der Sage nach soll der heilige Florian (unter Diocletian als Christusbekenner getödtet) sammt 40 Schülern des heiligen Quirinus in diesem Kerker eingeschlossen gewesen seyn und den Hungertod erlitten haben. (Der Legende zufolge wurde er im Ensflusse ertränkt.) Unverantwortlich, sagt Hörner weiter, ist es in der That, daß schmutziger Eigennutz stumpfsinniger Idioten, um ein unbedeutendes Fleckchen Boden von wenigen Quadrat-Klaftern zu gewinnen, dieses merkwürdige bis auf unsere Zeiten wohl erhaltene Denkmal aus der alten Römerzeit, das ich als Augenzeuge noch in seiner ganzen Vollkommenheit kannte, so gefühllos vernichtete.

Uebrigens sind nicht im Schlosse Ennseck viele Alterthümer ausgegraben worden, wie Emil sagt, sondern im Fürst Auerspergischen Garten nächst der nunmehr demolirten Kirche Maria am Anger geschahen in früherer Zeit Ausgrabungen. Wegen des schlechten Gedeihens und Verdorrens der Bäume befahl der damalige Graf Carl und nachmalige Fürst Auersperg den Garten tief umzugraben. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man unterirdische Säulengänge und Gewölbe, Denksteine, antike Münzen, Broncefiguren und andere Alterthümer, womit der Fürst ein nicht unbedeutendes archäologisches Museum sammelte, das anfänglich im Schlosse Ennseck aufgestellt, und erst nach mehreren Jahren auf das Familiengut Blaschin übersetzt wurde.

Ich vermuthe, daß das Schloß Ennseck das Wohnge-

gebäude des römischen Befehlshabers gewesen ist, auch Lambecius Comment. Bibl. Vindob. I. II. c. 8. p. 634 seq. sagt ausdrücklich, das Schloß des römischen Präfecten habe an jenem Platze gestanden, wo in der Folge die Stadt Enns, vordem Anesburg, erbaut worden ist. —

Hörner erinnert sich, daß in den Zeiten seiner Kinderjahre, unweit St. Laurenz, bei Anlegung einer Schanze zu einem Uebungslager ein ansehnliches Stück eines Fußbodens von Mosaik entdeckt worden ist. — Gewiß würden Nachgrabungen in der Ebene von Enns zu vielen Entdeckungen der Art führen. — —ch.

Letzte auf Salzburg bezügliche Medaille vom Jahre 1816.

Nachdem das Herzogthum Salzburg, das Innviertel und der im Jahre 1809 abgetretene Theil des Hausruck-Viertels kraft des Münchener Staatsvertrages vom 14. April 1816 am 1. Mai desselben Jahres von Oesterreich wieder in Besitz genommen war, empfingen weiland Se. Majestät Kaiser Franz I. in allerhöchst eigener Person die Huldigung der genannten Lande am 12. Juni in der k. k. Residenz zu Salzburg, und gaben am folgenden Tage daselbst, wie früher zu Innsbruck am 31. Mai, ein Freischießen, auf welches sich nachbeschriebene Medaille bezieht:

FRANZ KAISER VON OESTERREICH.

Der belorberte lockige Kopf von der rechten Seite.

Unten: Losephus HARNISCH.F.ecit. Rev. KAISERLICH. FREYSCHIESSEN ZU SALZBURG.

Eine Scheibe auf zwei kreuzweise gelegten Kugelstutzen, auf welcher oben der doppelköpfige österreichische Kaiseradler mit ausgespreiteten Schwingen ruht.

Unten in drei Zeilen: DEN | XIII IUNI | MDCCCXVI. Größe: 1 Zoll 9 Linien Wienermaß; Gewicht: 20 Ducaten in Gold, und 2½ Loth in Silber. — Vergl. Appel's Repertor. Band II. A. S. 376. N. 119.

Auf dasselbe Freischießen gibt es noch eine kleinere Medaille von anderthalb Zoll im Durchmesser, die übrigens die nämliche Umschrift und Vorstellung enthält.

Beilagen zu den Bericht[1] über eine im Jahre 1831 unternommene kleine Reise zum Behufe der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

I.

Abschwörungs-Formel für die Waldenser vor dem Inquisitionsgericht.

„Ich N. peicht bechenn und gib mich schuldig dem allmächti „got und ew an gotes stat das ich mich laider swerlich verirret hab von meinen christen gelauben besunder damit das ich „lauttern layen mein fünd gebeicht hab || puezz von In en„phangen hab und gelaubt hab Das si mich von meinen Sün„den entlediget habent und in vil andern stuckken gelaubt hab „dy da sein wider den heiligen offenbaren römischen christen„gelauben. das ist mir getrewlichen laid von gantzen mein her„tzen und such genad und parmhertzigchait und pit mit gantzer „begyer das Ir mich wider emphahet zu der ainigung der hei„ligen offenbaren chirichen. — (Hic procedatur ad jura„mentum.)

„Damit so swer ich ainn ayd gott dem allmechtigen vn„serm heiligen vater dem pabst | der heiligen römischen offen„baren chirchen vnserm herren dem Bischoff von passaw vnd „ew an seiner stat vor disen gegenbürtigen gezeugen und vor „disem offenbarm Schreiber das ich fürbas in allen meinen „leben nymer chomen will zu den waldenser chetzern die sich „nennen dy chunden weder zu den maistern noch jungen ge„lauber vnd gelauberinn frawn vnd man jung oder alt | arm „vnd reich mit peicht predig ler gunst herberg beschüttung (Be„schickung?) vnd wil sew auch nicht zu mir lassen die weil sie „also beleiben wellen und will sew ächten offenbar und melden „meinem pharrer oder irm pharrer oder ander iren obristen in „guten trewn wo ich sew ervar oder yetzund wans für bar „oder nach dunchken in aller werlt | auch will ich mich stellen „zu der puß pei der pein des fewrs wo hin und wann man mich „ruefft und will püeße empfahen haymlich und offenleich was „man nach genaden auffsetzt und wil die gäntzlich volfüren und „nicht zerugk werffen an urlaub meiner obristen die des ge„walt haben | Auch verpind ich mich und verurtail mich mit „meinem mund zu der peyn des fewrs und zu aller anderer „pein die in den heiligen recht geschriben ist | ob ich wider

[1] S. die Nummer 93 u. f. des Jahrganges 1836 der Oesterreichischen Zeitschrift.

„invall in disen ungelauben vnd verdamptew chetzerei oder in „ain andrew mit was namen si genant ist und hernach ge„nant möcht werden auch so soll mich mein puezz nicht helf„fen ist das ich überbunden wird das ich in meiner verhörung „nicht hiet gesagt die lauter warhait | auch gelob ich mit mei„nem aid das ich mich an nyemand rechen will mit worten „noch mit werchen noch mit chainerlay weys mit mir selber „oder mit andern leuten von diser sach wegen | Damit so ver„swer ich der Irrtumb der waldenser chetzer die sich nennen „die chunden mit allen Irin ungelauben stuken und artikeln „gunst und gemainschaft und allen anderen ungelauben mit „was namen er yhund genant ist | und in zuchunfftigen zeiten „genant möcht werden und gelob mit chrafft meins gegenbür„tigen aydes das ich fürbas mer in allem meinem leben halden „will gantz und unzebrochen den ainen und heiligen christen„gelauben | wy ew dy heilig römisch chirch offenbarlich chun„det predigt gelaubt lert und halt also mir got helf und sein „heiligew marter und sein ewangeli das ich hewt mit meiner „hant leiblich berür und also mir got genedig sey nu und an „meinen letzten Zeiten Amen."

Darauf folgt die Absolutions-Formel und eine weitläufige Widerlegung der Waldensischen Grundsätze, zum Schlusse eine Relation des Inquisitors Petrus, die er wahrscheinlich an die Herzoge von Oesterreich (Wilhelm und Albrecht) oder an den Bischof von Passau gerichtet hat.

Incipit: „Ego frater Petrus provincialis ordinis fratrum „Celestinorum per alamaniam ac inquisitor heretice pravi„tatis notavi quod isti errores sunt hereticorum de secta „Waldensium que in terra dominacionis illustrium princi„pum dominorum ducum austrie pluribus quam 150 annis „duraverit et istis temporibus scilicet anno domini 1395 „contumaciter inceperit cum violenciis incendiorum et ter„roribus homicidiorum non tam occulte dilatari quam con„temptibiliter et temerarie dominari maxime post obitum „dolendissimum Serenissi principis et domini domini Al„berti nuperrime defuncti proh dolor defuncti ducis preli„bate. Et timendum nimis est Sectam illam nimium di„latari, plurimosque Katholicos utriusque sexus ab orto„doxa fide abduci et ab hereticorum veneno letaliter in„fici nisi eis obstitum fuerit ex acie Christiana. Habent here„tici Waldenses predicti suos Confessores puros laicos he„resiarchas." Item . . .

(Nun zählt er die Lehren und Grundsätze derselben auf, und fügt hinzu:)

„Attendant igitur et cordibus percipiant sanctissimus „in Christo pater dominus noster dominus Papa Cardina„les Archiepiscopi episcopi Abbates prepositi et alii quili„bet ecclesiarum prelati doctores et magistri Invictissimi „domini domini reges katholici principes et maxime du„catus Austrie in quorum dominationis terra conantur ho„die heretici cum violencia domini. Nam nuper in nocte „vigiliarum natalis beate virginis genitricis Dei Mariae „combusserunt horreum domini plebani in Styra eo „quod in domo sua colligit fovet et nutrit inquisitorem „heretice pravitatis cum sua familia. Et ad portas civita„tis vel oppidi Styre affixerunt lignum adustum vel cedam „cum cultello ligneo cruentato volentes taliter suam here„sim defensare. Quapropter attendant et dolentes corde „percipiant omnes katholici instent laborent assidue ut „omnes heretici nequam incendiarii homicidiorum minato„res captiventur peniteutientur et ad unitatem fidei revo„centur."

Darauf folgen mehrere Notizen:

„Anno Domini MCCCLXXXXVI. combustus est Domi„nus Johannes vicarius in wolfarn cum omni familia sua „ab hereticis de nocte cum dote sua."

„Item anno 1397 fuerunt captivati qui hanc eciam com„busserunt dotem in wolfarn volentes combussissi domi„num Jacobum pro tunc vicarium cum sua familia sed per „dei graciam evaserunt."

„Anno Domini 1391. die 4. mensis Septembris infra„scripti reperti sunt rectores pro tunc secte Waldensium „hereticorum. Primo Nycolaus de Polonia. Item Johannes „de Polonia filius cujusdam rustici," und andere, deren Lebensweise und Art der Lehrer-Wahl, wie auch Lehren und Dogmen angeführt werden.

Vergl. Preuenhuber Annales Styrenses. p. 72.

Dieser Theil des Codex verdient eine nähere Untersuchung und vollständige Mittheilung. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß in der Lyceal-Bibliothek zu Linz ein interessanter Codex (aus Garsten) ist, mit der Signatur: B. VIII. worin Fol. 69 vorkömmt: Consilium domini Guidonis falcodii de quibusdam dubitationibus in negociis inquisitionis etc. etc. auch B. VI. 46 enthält hierher gehörige Notizen.

(Fortsetzung folgt.)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

33. Mittwoch, den 26. April 1837.

Zeitung von dem Herrn Nikolitsch,

der in der Stadt und im Schloß Güns von den Türken belagert worden ist[1].

1532.

Heute ist es der 22ste Tag, daß sich ein Pascha mit seinem Heer um die Stadt gelagert hat. Drei Tage darnach hat sich der türkische Kaiser in eigener Person und sein Fußvolk sammt dem Geschütz rings um den Flecken mit aufgeschlagenen Gezelten gelagert und sein Geschütz, Falkaunen und Falkonete, von vier Seiten aufgepflanzt und darunter 8 Stücke auf das Weingebirge gebracht, wovon Schloß und Stadt überhöht sind.

Am dritten Tage hat er die hohe Wehr um Schloß und Stadt genommen und ist darauf mit vielem Fußvolk von vier Seiten angelaufen; aber der allmächtige Gott hat seine Gnade verliehen, daß er nicht allein Einen, sondern eilf Stürme verloren.

Darauf hat er von der Stunde an sich vorgenommen, die Stadt und das Schloß an 13 Orten zu untergraben: aber auch hier hat der allmächtige Gott verhüthet, daß er nichts Besonderes damit ausgerichtet hat.

Ueberdieß hat er sich unterstanden, etliche tausend Pechkränze in die Stadt einzuwerfen und hat wieder an einem gefährlichen Orte unter die Mauer gegraben, daselbst Pulver gelegt, Leute zum Stürmen verordnet, und das Pulver angezündet. Die Leute sind wieder angelaufen, aber die Gnade des allmächtigen Gottes hat durch Gegengraben viel Uebels verhüthet. Er hat auch zu derselben Zeit an allen vier Orten Leitern angeschlagen, aber überall Schaden genommen, und also von der Mauer abziehen müssen.

Den andern Tag darnach hat er bei der Nacht mit besonderen Künsten, davon viel zu schreiben wäre, Pulver unter die Mauer gebracht. Morgens um 6 Uhr sind seine Fußknechte mit vier Haufen unter ihren Schanzen an der Mauer gestanden, haben das Pulver angezündet und die Mauer 8 Klafter weit gesprengt, dann ist ein Haufe nach dem andern gewaltig zum Sturme angelaufen; aber der Nikolitsch hat sich dermaßen durch die Gnade des allmächtigen Gottes versehen, daß sie nichts ausgerichtet und einen merklichen Schaden genommen haben, wiewohl er, Nikolitsch, bei diesem Sturm seine besten Diener und besonders jene verloren, auf welche er sein Herz und Vertrauen gesetzt hatte.

Nachher haben die Türken etliche tausend Saumrosse und Kamehle mit Holz beladen an zwei Stellen der Mauer gebracht, daselbst das Holz unter ihren Schirmdächern niedergeworfen und unter diese einige Tausend Losgesinde verordnet. Diese haben das Holz mit besonderer Geschicklichkeit an die Mauer geworfen und daraus zwei Berge gemacht, welche die Stadt überragen. Und da feuern sie noch nicht und arbeiten für und für daran. Darauf haben die Feinde ihr gut treffendes Handgeschütz und schießen in die Stadt und um das Schloß. Wiewohl Nikolitsch heute Nacht den einen Berg angezündet hat, so haben sie's doch wieder mit Macht abgelöscht.

Wisset auch, daß er (Suleimann) an dreien Orten die Stadtmauer durchbrochen hat, denn man hat uns an denselben Ort mit keiner Seitenwehr beschützen können. Dieselben Löcher sind genugsam groß zum Stürmen. Er hat sich auch zu zweien Löchern mehr als ein Mal unterstanden

---

1 Gleichzeitige Handschrift. Vergl. »Des Türken erschröckenliche belegerung der Stat vnd Schloß Güns vnd desselben nach zwelff verloren Stürmen abzug, durch den Tewren Ritter Niclaus Jurischitz Haubtman daselbs, Römisch. Künig. Mayestat auß Güns, warhafftiglich zugeschrieben. 1532. 7 Bl. 4

Die Belagerung der königl. Freystadt Güns im Jahre 1532. Aus gleichzeitigen Schriften und Urkunden, auch gedruckten glaubwürdigsten Denkmalen verfasset von P. Martin Rosnak, Augustiner. Wien, 1789. 8.

herein zu kommen, aber durch die Gnade des allmächtigen Gottes ist Alles verhindert worden.

Heute in der vierten Stunde nach Mittag hat er zwei heftige Stürme mit Leitern gethan und ist mit Fahnen auf die Mauer gekommen, aber der allmächtige Gott hat es noch verhüthet, so daß er wieder mit Schaden herab mußte.

Es ist nicht zu beschreiben, wie viel tausend Feuerpfeile und andere dergleichen Feuerkugeln aus Schlangen zu allen Stunden sind hereingeworfen worden. Da hat der allmächtige Gott bisher selber gehüthet. Es ist weder das Schloß noch die Stadt mit Ziegeln bedeckt, sondern bloß mit Schindeln wie arme Bauernhäuser, und darunter das ungedroschene Getreide, wie es die Leute in der Eile eingebracht haben.

Und es ist hier kein Fußvolk und Niemand Anderer als die elenden armen Bauern, so herzu geflohen sind mit ihren Weibern und Kindern und derselben sind Anfangs nicht mehr denn 700 mit der Wehr gewesen. Jetzt ist es nicht mehr die Hälfte. Dazu sind alle Diener, so Befehl gehabt haben, erschlagen und erschossen, und es ist nicht mehr als ein Zentner Pulver vorhanden. Das Schloß liegt in der Stadt, und so lange die Stadt erhalten wird, erhält man auch das Schloß und nicht länger. Wir haben zeitlich gemerkt, daß man uns in eine Schanze schlagen wird, aber wir erfreuen uns doch, durch die Gnade Gottes, solch' ein ehrlich Ende zu haben.

Und wer den Flecken und das schlechte Volk, so darrinnen ist, kennen möchte, der würde augenscheinlich sehen, daß allein Gott, der Allmächtige, mit seiner Barmherzigkeit den Flecken bisher erhalten hat.

Datum Güns den 27. Tag Augusti in der 10. Stunde Nachts, Anno 1532.

Das Klima in Oesterreichisch-Schlesien und dessen Einfluß auf den Gesundheitszustand und die Fruchtbarkeit des Landes.

Der österreichische Antheil von Schlesien ist ein Gebirgsland, und hat daher auch verschiedenartige klimatische Eigenschaften, welche nach den Gebirgszügen, den Streifthälern und Flußgebieten ihren eigenen wandelbaren Charakter annehmen.

Die Gebirgszüge bilden hier den Wind-, Wetter- und Wärmescheider, nicht allein für ihre nächsten Umgebungen, sondern üben auch einen großen Einfluß auf die angränzenden Provinzen aus.

Im Allgemeinen hat Schlesien ein rauhes und kaltes Klima, welches daher rühren mag, weil seine Gebirge sich meistens gegen Nord und Nordost abdachen und diesen Winden ausgesetzt sind.

Die Schneelinie, welche in unserm Grad der Breite auf 6000 Fuß Meereshöhe angenommen wird, erleidet bei diesen hohen Gebirgen eine bedeutende Ausnahme, indem hier der Schnee schon in einer Meereshöhe von 4000 Fuß sehr lange liegen bleibt (ja in einigen Bergschluchten sich gar nicht verliert), und daher der über diese Schneegebirge streifende Südwind fast eben so rauh und kalt herabweht, wie dessen Gegner der Nordwind.

Der südliche Theil des Teschner Kreises, oder der westliche Theil der Karpathen, hat kein so rauhes Klima, als der östliche Theil der Sudeten im Westen des Troppauer Kreises.

Jedoch ist die Luft in den Gebirgen höchst erfrischend und rein, somit der Gesundheit sehr zuträglich, und einer längeren Lebensdauer günstig. Milder dagegen und für eine bessere Vegetation geeigneter ist der südöstliche Theil des Troppauer Kreises, nähmlich das Herzogthum Troppau, und das Oppa-Thal des Herzogthums Jägerndorf.

Im Teschner Kreise erfreuen sich die Bewohner der Weichsel-Niederung, so wie alle jene, die von Teschen anfangend den nördlichen Theil des Kreises bewohnen, eines milderen Klimas.

Die mittlere Temperatur der Luft ist in den Gebirgsorten des Gesenkes und der Karpathen zwischen 5 bis 6 Grad + Reaumur; im flachen Lande aber + 6 bis 7 Grad.

Der herrschendste Wind kommt aus Westen, meistens ist unbeständige Witterung seine Begleitung, und wenn das Quecksilber im Barometer plötzlich fällt, dann dabei sich Westwind einstellt, so ist anhaltender Regen nicht fern.

Nord- und Nordostwind sind auch nicht selten, sie bringen Kälte und treiben oft die Dammwolken der Oder gegen das Gebirg an, und dann hält das üble Wetter so lange

aus, bis der Südwind die Uebermacht erhält. Jeder Bewohner des Gebirges weicht diesem Feinde aus, eben so weisen ihm die Wohnhäuser den Rücken, denn alle haben ihre Ausgänge und Fenster nach Süden. Ostwind bringt trockene Witterung, ist aber selten. Der Südostwind führt die dauerhafteste Witterung mit sich, dagegen hat der Südwind hier besondere Eigenheiten, welche man in andern Gegenden an ihm nicht gewohnt ist.

Im Winter ist er kalt und scharf, im Vorfrühlinge bringt er oft warmen Regen, thaut dann die Schneemassen des Gebirges plötzlich auf, und jeder kleine Bach wird zum verheerenden Strome. In der Blüthezeit erscheint er als Sirokko, und vergiftet alle Blüthen der Obstbäume, wird auch der Gesundheit sehr schädlich. Oft artet er zum Sturme aus, und entwurzelt die größten Waldungen. Stellt sich die Südluft nach vorhergehendem Regenwetter, bei West- und Nordwinden ein, so folgt meistens dauerhafte schöne Witterung, bringt aber der Südwind Regen, Schnee, oder viele Wolken mit, und thürmen sich diese über den Bergrücken auf, so schlägt auch meistens sogleich der Wind um, und die dann erfolgende Nordluft hält so lange an, bis sie die mit feuchten Stoffen geschwängerten Wolken aufgezehrt hat. Derlei Wechsel treten öfter ein.

Die Gewitter nehmen meistens ihre Züge von Westnord nach Südost, oder in entgegengesetzter Richtung, nachdem die herrschenden Winde solche an den Gebirgskämmen hintreiben. Oft ziehen furchtbare Wetter sehr niedrig an den Berglehnen hin, setzen sich ober einem Thal oder Bergkessel fest, und sind dann sehr anhaltend und verheerend.

Der Gesundheit und Lebensdauer ist das Klima im Allgemeinen sehr zuträglich, jedoch übt die Lage der Gegend, die Beschäftigungs- und Lebensweise in obiger Hinsicht auf die Bewohner einen großen Einfluß aus.

In den Teschner Karpathen findet man einen hochgewachsenen kräftigen Menschenschlag, dagegen im Neißer Gesenke selten große, schlanke Gestalten vorkommen, und das Volk im Allgemeinen vom mittleren Schlage und mit manch anderen Gebrechen, z. B. Blähhälsen, Scropheln rc. behaftet ist. Am meisten herrschen, besonders in den Gebirgsorten, rheumatische Krankheiten, nähmlich Halsweh, Husten, Katarrh, Lungenentzündungen, Gliederreißen, Koliken rc. Die häufigen Abwechslungen der Temperatur, das beständige und übertriebene Heitzen der Zimmer (denn sowohl im Winter, als auch im heißesten Sommer verlöscht die Flamme in den Oefen der Gebirgsbewohner nicht), das Beisammenwohnen zahlreicher Familien in kleinen niedrigen Zimmern, leichte Bekleidung, seltene Fußbekleidung, das Besteigen der Berge, schwere Arbeiten in den Wäldern, Trinken des frischen fast eiskalten Quellwassers bei erhitzter Lunge rc. sind wohl meistens die Ursachen, welche obige Krankheiten befördern.

Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt in dem gebirgigen Theile des Landes wohl meistens von der Lage der Thäler ab, in denen sich die langen Gebirgsorte hinziehen, und an dessen Bergwänden die mühsam zu bearbeitenden steinigen Aecker liegen. Wer im Besitze der Sommerseite ist, hat schon viel gewonnen.

Fetter Boden wird im Gebirge gar nicht angetroffen, sondern derselbe besteht meistens aus gemischten Erdarten und verwittertem Ton und Glimmerschiefer mit Sand gemengt.

Die Erntezeit richtet sich nach der Lage der Gegend, und macht oft auf eine Stunde Entfernung einen Unterschied von mehreren Wochen.

Das Erträgniß ist im Gebirge nur von zwei bis drei Korn Nutzung anzunehmen, dagegen wirft solches am Fuße des Gebirges und auf dem Lande 4 bis 5 Korn ab.

Held-Ritt.

Beilagen zu dem Bericht über eine im Jahre 1831 unternommene kleine Reise zum Behufe der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel, regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

II. Vergl. Nr. 37.

»Ex quo in populo hujus civitatis Wiennensis ex pre»dicacionibus contrariis cujusdam octurnarii et cujusdam »fratris b. Virginis (siehe unten) de potacione vini cui in»tingitur vel immergitur lignum S. crucis, magnum mur»mur surrexit, et quam plurima sunt orta scandala, ideo

»ad sedandum id murmur et ad tollerandum hec scandala »et precipue ad cavendum ne pro futuro sequantur maiora »Reverendus in Christo pater et dominus dominus Wilhelmus ecclesie S. Stephani prepositus ac in hac civitate »pastor atque plebanus mihi diligenter supplicavit ut de »hac materia predicarem et populum informarem, quid »tenere debeat de sancta cruce, et de potacione vini cui »intingitur aut immergitur lignum sancte crucis an talis »potacio valeat ad sanandum a febribus febricitantes, vel »non, et an peccent ac superstitiose agant, qui bibunt tale »vinum. Cum autem hec supplicacio fuerit sancta ac rationabilis et pro bono communi ac defensione fidei, Ego »onus predicandi de hac materia quamvis mihi multum »difficili subii, et de tribus divino mihi assistente auxilio »dicere proposui. Et primo de hoc quomodo simplices »layci et communis populus debeant se habere, si quod »absit contingeret pro futuro contraria predicantes contra se insurgere, et precipue in hijs que tangunt fidem »Christianam, videlicet an debeant uni ipsorum adherere »et credere esse vera ea, que predicat, vel an nulli ipsorum debeant adherere, nec credere esse vera ea, que »ipsi predicant, vel qualiter se debeant habere.«

»Secundo proposui dicere quomodo lignum sancte crucio sit venerandum et adorandum et an potacio sive libicio vini cui intingitur aut immergitur lignum sancte crucis habeat talem virtutem, quod sanet a febribus febricitantes qui bibunt tale vinum vel an non habeat talem »virtutem.«

»Tertio proposui dicere, an quilibet homo febricitans »semper peccet, quando propter hoc ut sanetur a febribus, bibit vinum, cui intincta aut immersa est sancta »crux.«

Vergl. Kraus umständliche Bücher-Historie. S. 181.

Bevor Johannes Gews mit Klugheit diesen Streit beilegte, hatte schon jener Frater Wolfhart öffentlich widerrufen:

»Lieben chinder, als ich prueder Wolfhart an den nachsten »heyligen Ostertag hab gepredigt, wie ein achter (octurnarius) zu sand Stephan hiet gepredigt, daz trinkchen wein »ab dem heyligen kreutz, darumb daz der mensch erledigt »werd von dem fieber, sey ein geistliche gleißnerei, oder »ain abergelauben vnd daz der mensch der also getruncken »hiet von dem heiligen kreutz, nicht schull zu gotts tisch gen, »er hab dan sein peichtvaters rat daruber, da bider ich gepredigt hab, das datz nicht war sey, und hab gesprochen »wider in Im namen des vaters vnd des Suns und dez heyligen geists, er leugt und ist nicht war, wo hat er ez gelesen nicht in dem decret noch in dem decretal, noch in dem ewangeli, villeich hat er es gelesen in ainer alten hutzen poppen, »es ist nicht also.«

»In dem, zu dem ersten, nach underbeisung der maister »des schuell hye, so hab ich unwenslich und freveleich gepredigt, daz ich in liegen hab haysen, und im dy lug zugesetzt hab vor euch allen, da doch wol mocht chain lueg »sein, als euch auf den nachsten Suntag nach unser frawn »ampt zu Sand Stephan wiert underweysen ain maister in der »heyligen geschrift, wan der wirt preding, wie ir euch »schult halten zu den chreutz, und ob trinkchen ab dem heyligen chreutz, darumb daz der mensch gesunt wert von dem »fieber, Sund sey oder nicht.«

»Zu dem andern lieben chinder, so furcht ich fast, daz ich »euch hab geben ain pozs ebenpild und auch vil ergerung, in »dem daz ich des vor benanten achter, an genuegsam thach »hab offenleich vngelewnt und besonders in dem daz ich gesprochen hab, er hab ein chesser geslikcht, oder er ist nicht verr »daran, indem ich in inbendig geschuldigt hab der Ketzerein, »wie boll ich in des offenleich nicht geczigen hab, und hab doch »chain pozz ding von ihm nicht gehoft, darum so pitt ich euch »ir bellet in pitten, das er mir daz vergeb durich gotzs willen, daz wil umb in und euch hincz gott verdienen mitt meinen fleißigen gebet.«

(Fortsetzung folgt.)

M i s z e l l e.

Am 8 Mai 1476 befiehlt Kaiser Friedrich dem Bürgermeister und Rath, welche den Frauenrichter auf dem Frauseckh zu Wien und seine Diener um ihrer Verhandlung willen gefangen, und sie darum zu strafen fürgenommen haben, »da Sie wissen, daß derselbe Frauenrichter mit der Obrigkeit gegen Hof in das Hofmarschallamt gehört, ihn mit seinen Dienern dem edlen, lieben, getreuen Grafen Michael von Maidburg unserm Landmarschall in Oesterreich zu Handen zu antworten.«

B e m e r k u n g.

Zwei Aufsätze in den letzten Nummern tragen die Unterfertigung G. und Gr. nicht als von ihrem Verfasser, sondern bloß als von deren Mittheiler.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

34. Sonnabend, den 29. April 1837.

Die v. Ghelen'schen Erben
und
die Wiener Zeitung.

Zu den adeligen Geschlechtern des vorigen Jahrhunderts gehört das unter obigem Namen in Oesterreich noch in weiblicher Linie bestehende. Seine Ahnen, gleich ausgezeichnet im Staatsdienste wie in jenem der Kirche und im Gebiete der Gewerbsbetriebsamkeit und Industrie, erwarben sich nicht nur Wohlstand und Ansehen bei Allen, welche dem Staate nützliche Bemühungen zu schätzen wissen, sondern ihre Verdienste wurden auch von ihren Landesfürsten erkannt und verschiedener Belohnungen gewürdiget, auf welche die Enkel nun mit Bewußtseyn zurückblicken können. Daher dürfte es auch nicht uninteressant seyn, etwas näher mit diesem Geschlechte bekannt zu werden.

Der Ursprung desselben datirt sich aus Westphalen. Um das Jahr 1520 lebte zu Antwerpen in den Niederlanden Hanns van Ghelen (auf den von ihm gedruckten Büchern Hanneken genannt), und führte das schon von seinem Vater betriebene Geschäft der Buchdruckerei und des Buchhandels fort; er wohnte in der genannten Stadt in der Roy Street. Dessen erster Sohn, auch Johann genannt, welcher des Vaters Geschäft fortführte, erscheint auf zwei bei ihm gedruckten geistlichen Büchern mit den Jahreszahlen 1555 und 1560 als geschworner Buchdrucker Kaiser Carls V. Auch die übrigen Söhne des gedachten Hanneken, Joseph, Jacob und Jeremias, erlernten die Buchdruckerkunst, und betrieben ihr Geschäft auf der Lombarde Vest zu Antwerpen, wo eine vor ihrem Hause stehende blausteinerne Bank mit ihrem Buchdruckerzeichen (einem an einem Baume hängenden Schilde mit I. V. G., an dessen beiden Seiten aufspringende weiße Windhunde, am Fuße ein auf einem Buche sitzendes Kaninchen, mit dem um den Schild herumlaufenden Wahlspruche: Fide nunquam polluta und der Jahreszahl 1585) noch 1666 und vielleicht auch später zu sehen war. — Ein Sprosse dieser Familie scheint auch der Bischof von Münster, Christoph Bernard v. Galen oder Gahlen, zu seyn, indem derselbe das gleiche Wapen führt, und der geringe Unterschied in der Schreibart seines Namens, welcher wohl nur in der Unachtsamkeit seinen Grund finden mag, kein Argument seyn dürfte, ihm die Verwandtschaft mit diesem Geschlechte zu bestreiten.

Johann van Ghelen und dessen Bruder Jeremias, zwischen 1580 und 1590 als Buchdruckerei-Inhaber zu Antwerpen ansässig, mußten, da sie die reformirte Religion angenommen, diese Stadt verlassen. Ersterer begab sich nach Mastricht, letzterer aber nach Rotterdam, in welchen Städten Beide ihr Geschäft wieder anfingen, und sich bedeutendes Vermögen erwarben. Johanns Sohn, Jeremias, war zwar auch mit seinem Vater ausgewandert, kehrte jedoch, da er der katholischen Religion treu geblieben, bald wieder nach Antwerpen zurück, wo er durch ausgezeichneten Fleiß sich solche Mittel erwarb, daß er die Buchdruckerei sowohl als den Buchhandel zu führen vermochte. Aus dessen Ehe mit Anna Drabbe sind vorzüglich zwei Söhne zu nennen, von denen der Eine, Jacob, als Vater des Gründers des in Wien noch bestehenden Geschäftes merkwürdig ist, der andere, Paul genannt, und seines Geschäftes ein Goldarbeiter, sich auf seinen Reisen durch Deutschland eine solche Geschicklichkeit erwarb, daß er bei seiner Anwesenheit in Wien, besonders seiner Kenntnisse in Fassung edler Steine wegen, von Kaiser Joseph I. die Anstellung als Hof-Juwelier erhielt.

Mit Johann van Ghelen, Jacobs Sohn, geb. zu Antwerpen den 27. Mai 1645, beginnt die Reihenfolge dieser Familie in Oesterreich. Er begann seine Studien bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, setzte dieselben bei den Augustinern daselbst fort, und beendigte sie zu Breygen unweit Bill-

worden. Hierauf widmete er sich der Erlernung der Buchdruckerkunst und des Buchhandels sowohl in seiner Geburtsstadt Antwerpen, als auch zu Brüssel und Ryssel, und ging zur Ausübung und Vervollkommnung seiner Kunst auf Reisen, auf denen er Deutschland berührte und zuletzt nach Wien kam. Hier zeichnete er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit aus und sammelte sich ein bedeutendes Vermögen, so daß, als er am 28. Februar 1672 sich mit Maria Elisabeth von Fontaine vermählte, er im Stande war, von der Schwester derselben, der Witwe des Buchdruckers Haquet, dessen Buchdruckerei zu erkaufen. Im Besitze ausgezeichneter Kenntnisse (da er unter andern 6 Sprachen, niederländisch, spanisch, französisch, lateinisch, deutsch und ungarisch sprach), wurde er von den Gelehrten damaliger Zeit sehr geschätzt und gesucht, und erwarb sich so ausgezeichneten Ruhm, daß er für den vornehmsten Buchdrucker in Oesterreich gehalten, mittelst Diplom Kaiser Leopolds I. zum italienischen Hofbuchdrucker ernannt wurde, und das Privilegium zur Herausgabe einer italienischen und lateinischen Zeitung erhielt. Bei der zweiten türkischen Belagerung im Jahre 1683 stellte van Ghelen, welcher 1678 das Diplom als Universitäts-Buchdrucker erhalten, sich ebenfalls in die Reihen der tapferen Vertheidiger dieser Stadt, und war Einer derjenigen, welche in diesem Dienste sich unsterbliche Lorbeern erworben[1]. Nach aufgehobener Belagerung kehrte er wieder zu seiner Beschäftigung zurück, gab, nachdem schon seit 1699 in zwangsloser Folge eine Art politischen Tagebuches erschienen war, am 1. August 1703 unter dem Titel Wiener Diarium die erste regelmäßig erscheinende deutsche Zeitung in Wien heraus[2], und führte das von ihm gegründete Werk mit gleicher Thätigkeit bis an seinen Tod fort, welcher am 13. May 1721 in einem Alter von 76 Jahren erfolgte.

Sein Sohn und Nachfolger, Johann Peter, wurde von seinen Aeltern bei der drohenden Gefahr der Belagerung 1683 nach Brüssel geflüchtet; nach seiner Zurückkunft (1685) setzte er die dort begonnenen Studien in Wien fort, erlernte nach deren Beendigung bei seinem Vater die Buchdruckerkunst, und ging 1692 wieder nach Brüssel, um bei dem königl. spanischen Hofbuchdrucker und Buchhändler Heinrich Fritz den Buchhandel zu erlernen. Im nächsten Jahre kam er auf kurze Zeit nach Wien, reiste aber bald nach Italien, von wo er nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder zurückkehrte, und von dieser Zeit an von seinem Vater bei der Redaction der italienischen Zeitung verwendet wurde. Nach seines Vaters Tode übernahm er dessen Geschäft, und führte dasselbe in gleichem Geiste und mit gleichem Eifer fort, während sein Sohn, Johann Leopold, sich im Dienste der Stadt so sehr auszeichnete, daß er im J. 1749, nach beinahe 18jähriger Dienstleistung, zum Stadt- und Landrichter erhoben wurde, welches wichtige Amt er durch viele Jahre bekleidete. — Die Kaiserin Maria Theresia erkannte sowohl den Nutzen, welcher durch die industriöse Betriebsamkeit des Vaters dem Staate verschafft, als auch die Dienste, welche der Sohn bei verschiedenen wichtigen, geheimen und gefährlichen Verrichtungen geleistet, indem sie den letzteren, in Anbetracht der Verdienste, welche sein väterlicher Großvater im Jahre 1683 bei Vertheidigung Wiens gegen die Türken, so wie sein mütterlicher Großvater 1690 zu Belgrad, als auch sein damals noch lebender Vater und er selbst sich erworben[1], sammt seiner ehelichen Nachkommenschaft in den österreichischen Adelstand mit dem Prädicate Edler von erhob, und ihm die Verbindung seines alten Familienwapens mit dem ihm neu verliehenen gestattete.

Durch diese Erhebung wurde die Familie nun auch in die Reihe der österreichischen Edlen gestellt, und deren Glieder bestrebten sich, ihrem Stande Ehre zu machen. Zwar nahte der männliche Stamm allmählig seinem Erlöschen, und nur Rudolph und Jacob Edle v. Ghelen griffen noch selbstthätig in die Führung des Geschäftes ein. Da jedoch dasselbe gewisser Maßen ein Fideicommiß der Familie geworden, so lebt der Name des Gründers noch immer fort, und auch der Ruhm wird fortleben, wenn die Enkel fortan

1 Bald nach dem Abzuge der Türken, gab derselbe eine Geschichte dieses denkwürdigen Ereignisses heraus. Sie führt den Titel: »Kurtze doch warhaffte, und mit denkwürdigen Umständen verfaßte, Erzehlung der, im Julio 1683. HeilJahrs von dem Erb-Feindt vorgenommenen, Welt erschollenen Belagerung, Wie auch hernach klüglichst angestellten, und mit Aufschlagung deß gantzen Ottomannischen Heers, am 12. September desselben Jahrs, ja so glücklich als ritterlich ins Werck gesetzten Entsetzung Römisch-Keyserlicher Residenz-Stadt WIEN: Anfänglich, in Italiänischer Sprach, beschrieben, von G. V. Ghelen. Anjetzo aber, dem Teutschen Leser zu Gefallen, in unser Muttersprach übersetzt. Gedruckt im Jahr Christi M. DC. LXXXIV.« und ist mit dem Bildnisse des heldenmüthigen Vertheidigers der Stadt Wien, Ernst Rüdiger Grafen v. Starhemberg, geziert.

2 Sie erschien wöchentlich zweimal, Mittwoch und Samstag, 1 Bogen in Quart, und führte nachstehenden ausführlichen Titel: »Wienerisches Diarium, Welches alles, was von Tag zu Tag sowohl in dieser Residenz-Stadt Wienn, als in der gantzen Welt remarquables, und neues sich zugetragen, mit dem Anhang jedesmaliger Lista, wie viel Leuth allhier täglich gestorben, Item wer von Frembden her- und wieder hinweg-gereist, enthaltet. Mit Ihro Römischen Keyserlichen Majestät allergnädigsten Privilegio. Und zu finden im Rothen Ygel.

1 Worte des Diploms.

sich bestreben, in die Fußstapfen ihrer Ahnen zu treten. Daß sie dieses Streben innig erfüllt, davon dürften die Leistungen zeugen, welche vorzüglich in neuerer Zeit aus ihren Pressen hervorgingen, und die manchen gepriesenen Erzeugnissen des Auslandes an die Seite gestellt werden können, ohne fürchten zu müssen, bei dem Vergleiche zu verlieren. — Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine Aufzählung sämmtlicher typographischen Leistungen dieser Anstalt zu liefern; wir verweilen bloß bei einer, welche durch einen Bestand von 134 Jahren fast zum Bedürfnisse geworden ist — bei der Wiener Zeitung. — Nicht bloß durch ihr hohes Alter ausgezeichnet, bestrebt sich dieselbe durch ein rastloses Fortschreiten zum Bessern den Anforderungen des Zeitgeistes zu genügen. In dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts wurde deren Format drei Mal, und gewiß nie zu ihrem Nachtheile geändert. Das gegenwärtige hat bereits den einzigen Vorwurf, welcher ihm im ersten Augenblicke gemacht wurde, jenen der Unbequemlichkeit, zum Schweigen gebracht, und die typographische Eintheilung scheint dem guten Geschmacke nicht zuwider zu seyn, da sie von mehreren Seiten Nachahmung gefunden. Erscheinen auch Schriftgattungen, welche die Mode geboren und welche sie auch wieder verschlingen wird, nie in der Wiener Zeitung, so dürfte der größten Theils deutliche Druck auf gutem Papiere derselben einen Vorzug vor vielen andern politischen Blättern geben, so wie die Anordnung, welche das Gleiche und Aehnliche immer auf demselben Platze finden läßt, ihren Gebrauch sehr erleichtert. Der billige Preis bei der bedeutenden Bogenzahl dürfte keiner ihrer geringsten Vorzüge seyn. Auch gebührt den Verlegern die ehrenvolle Anerkennung, die Ersten in der österreichischen Monarchie gewesen zu seyn, welche die Vorzüge erkannten, die dem Drucke von Zeitungen durch die Erfindung der Schnellpressen gewährt werden, indem nur hierdurch es möglich wird, ohne Vervielfältigung des Satzes in kurzer Zeit eine große Bogenanzahl in einem anständigen Formate zu liefern. — So im Geiste ihrer Vorfahren ruhig und fest vorschreitend, jeder wirklichen Verbesserung in ihrem Fache, oft mit Aufopferung pecuniären Vortheils, die Hand bietend, kann der Familie das Gedeihen nicht fehlen, dessen sie sich in Oesterreich bereits durch 165 Jahre erfreut, und welches ihr jeder Freund des Vaterlandes und der Industrie gewiß auch ferner wünschen wird.

Ein Brief Kaiser Joseph's I.

Mitgetheilt von M. Koch.

Unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Prag befindet sich ein Fascikel mit der Aufschrift: Litterae Aug. Imperatorum aliorumque Principum ad diversas personas, ab anno 1564—1776, dem ich in Abschrift nachstehendes Schreiben Kaiser Joseph's I. an den Probst Andreas Fabricio zu Chotieschau entnommen habe.

»Es ist leider weltkundig, und von Mir auch längst bekannt gemacht worden, was gestalt die Regierungssucht der Cron Frankreichs, mit Unterdrückung der benachbarten Königreiche und Länder, die Universal-Monarchey zu errichten nach äußersten Kraefften sich bemüht, und diese ihre Intention dahin gebracht, daß sie sich in die Possession der Meinem durchleüchtigsten Hause von Oesterreich de jure zugefallenen spanischen Sucession und deren davon dependirenden Ländern, vi, astu, concussionibus et corruptelis eingedrungen, daß Ich dahero ehe derley violenz eine Wurzel fassen, aus Antrieb Meines Gewissens, als Kaysers, gegen Meines Erzhauses Nachtkömblingen und getreuen Unterthanen Selbe aus dem französischen Joch retten, die von Gott Mir gegebene Macht, derlei ungerechte Unternehmungen, sondern auch darzu nach erfolgtem Hintritte Meines geliebten Vetters, des Königs von Hispanien Seligen Gedächtnuß, die meisten Potenzen in Europa zu motiviren gedrungen worden, die da, in Consideration der Justiz Meiner Sache sowohl, als in der aus französischer allzu großer Praepotenz imminirenden Gefahr sich mit Mir respective in eine defensiv und offensiv Allianz höchst rühmlichst eingelassen, darauf denn erfolgt, daß Gott der Allmächtige, dem ewiger Dank gesagt sey, Mir und Meinem durchleüchtigsten Erzhause, wie jederzeit, also auch in gegenwärtiger Trübsal, dergestalt beigestanden und Meine Waffen in Italien also gesegnet, daß ungeachtet der feindlichen viel größern Macht, dennoch die Superioritaet behauptet, auch nachhero durch die Beihülfe deren hohen Allyrten, die wunderthätige, nie in den Historien erhörte Victoria bei Hochstätten erstritten, wodurch der Feind mit Schand und Spott den Reichsboden gleichsam verlassen müssen, und der Churfürst von Bayern mit Verlust seiner Länder gedämpft worden ist; auß welchem Vortheil bei dieser Campagne der Feind allein nichts vor sich gebracht, sondern von wohlgemeldten Meinen hohen Alyrten in Niederland in seinen Vortheilhaften starken Linien mit der

größten Bravura angegriffen und mit merklichem Verlust das Feld zu räumen, nicht weniger in Italien gegen Meine Armee in einer Schlacht den Kürzern zu ziehn und derselben die Victoria zu überlassen; im heiligen Römischen Reich aber, einen großen Theil von Elsas von Mir und Meinen Allyrten occupiret, zu lassen gezwungen worden. Ob nun wohl auß allen diesen glücklichen Siegen die Hoffnung blicket, daß Gott Meine gerechte Sache mit starker Hand unterstützen wolle, So ist doch bekannt, mit was für nahmhaften distaguamenti die gegen Meine Armee in Italien stehende feindliche unlengst verstärkt worden für Eines; fürs Andere ist das Unheyl in Meinem Königreich Ungarn, welches ebenfalls die Cron Frankreich angesponnen und noch heget, gleichergestalt notorisch, wie Ich nun zum Succurs Siebenbürgens Meine Armee dahin abgefertigt, soll auch ziemlich weit avancieret, doch ohne schleunigen Geld Succurs weiter nicht fortkommen kann; nun aber zu diesen 2 unumgenglichen Nothwendigkeiten wenigsten 1 Million erfordert wird, die weder durch die Ordinari und extraordinari Contriben und praestationes der Länder, weder von Meinen ohnedem fast absorbirten Cameralgefällen unmöglich erschwungen werden mag, und dahero zu denen Locupletationibus particularibus gleichwie es 1688 und 1702 beschehen ist, Mein gnädigstes Vertrauen zu setzen, Also u. s. w.«

Hier folgt nun das Begehren einer Beisteuer von 15000 Gulden ins General-Kreisamt. — Dieses Schreiben vom Kaiser unterzeichnet, ist vom 7. November 1705 datirt.

Beiträge
zur
Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

III.

Ein Bericht des bambergischen Bergrichters Michael Gleyerscher vom 5. Jänner 1633, gibt über die Erfolge der damals bestehenden neuen Bauten nachstehende nicht uninteressante Aufschlüsse:

1. Im Rößlgraben habe man bisher kein hältig Erz gefunden, sondern nur Bruch, und es sey noch nicht so viel vorhanden, daß man die Frohn reichen könne; indessen fehle es nicht an der Hoffnung dazu, wenn man nur einmal zu den rechten Klüften kommen werde.

2. Im Kliening habe man auf 100 Klafter hinein gebaut und eine Kluft gefunden, wo man aber auch kein hältig Erz, sondern lediglich Schlich getroffen; daher man keine Frohn fordern könne.

3. In Schwöblgraben (Schwefelgraben) im Kliening habe man 6- bis 7000 Zentner Schwefel und rothen Arsenik zu Tage gefördert; aber der Zentner halte nicht mehr als 1 1/2 Loth Silber und Gold; wenn man ihn aber puche, so halte der Zentner Schlich 2 Loth Gold und Silber und ein wenig löthig Gold; 7 Zentner Schlich, wovon das Gold und Silber geschieden, geben 12 pt. (Prozent) Kupfer. Wollte man die Frohn in Erz davon nehmen, so brauchte Bamberg eine Schmelzhütte und einen Pucher, daher sey es rathsamer, die Frohn in Geld zu nehmen.

4. Im Schneegraben habe man kein Erz gefunden, sondern nur einen Bruch von blauer und grüner Farbe, mit äußerst geringer Spur von Silber 100 Zentner geben 1/2 Zentner Schlich; der Zentner Schlich aber 4 Loth Silber und 1/2 pt. Kupfer.

5. Im Weissenbacher Bergwerke des Freiherrn Paul Ratkhey seyen etliche hundert Zentner Erz herausgefördert, worden und noch zu finden; es sey aber größtentheils Hitrach und Schwefel, gold-, silber- und kupferhältig, und zwar sey das Erz hier reicher an Kupfer, hingegen an Gold und Silber gleichhältig mit dem zu Kliening.

6. Im Bergwerke der Eva von Haidenburg (sollte heißen Siegersdorf, weil ihr zweiter damaliger Gemahl so hieß) sey auch kein Erz, sondern nur ein rother und blauer Moder gebaut worden, gold-, silber- und kupferhältig. 100 Zentner geben 4 Zentner Schlich, der Zentner Schlich aber 3 Loth Gold, 3 Loth Silber, und 6 pt. Kupfer. In Vorrath seyen 250 Zentner.

7. In Bezug auf das Bergwerk des Hofkastners Hans Siegmund Otto und des Sebastian Fries frägt sich der Bergrichter an, ob die Frohn in Natura oder Geld zu erheben sey.

8. Veit Schrienz und Mitgewerken hätten noch keine rechten Erz-Klüfte und Gänge angetroffen.

9. Michael Pregl von der Sonne baue einen Neuschurf bei Reichenfels, habe aber noch nichts angetroffen.

10. Leonhard Klöckher baue mit seinen Gewerken beim Schlatt auf Hoffnung.

11. Simon Spieß lasse das Vitriolbergwerk am Lading unbenützt, und sey, wenn er so fortfahre, zu entfernen.

12. Stephan Latanuns, Pfleger zu Waldenstein, baue einen Neuschurf auf Gold und Silber im Schneeberg, habe zwar noch nichts Fruchtbarliches erbaut, indessen gute Hoffnung dazu; denn der Zentner halte sammt dem Berg ein halbes Loth Silber.

Dr. K. Tangl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

35. Mittwoch, den 3. Mai 1837.

Mit welchem Geiste soll man vaterländische Geschichte schreiben?

„Voici le lieu de ma naissance. Je ne puis le revoir sans transport, tant il est naturel d'aimer sa patrie,“ sagt der gute Barbier bei Le Sage zu Gil Blas. Wohl ist es so natürlich sein Vaterland zu lieben, daß nicht bloß das Wiedererblicken des Ortes der Geburt, über den die Natur all ihren Segen ausgegossen, ein feuriges Herz mit Entzücken erfüllt, sondern daß auch, in das schönste Land versetzt, einen armen Lappen die Sehnsucht nach den Eisfeldern seiner Heimath so heftig ergreift, daß sie ihn zu tödten vermag. Allein diese zur tödtenden Krankheit gesteigerte Sehnsucht nach dem Vaterlande, die man außer einigen Gebirgsbewohnern nur bei den Wilden antrifft, hat etwas Instinctartiges, Vegetisches von vielen Thieren an sich, deren Existenz von der Erdscholle, der sie entstammten, bedingt ist; und solche Anhänglichkeit des Wilden an sein Vaterland ist im Grunde doch nichts anders, als stumpfsinnige Troglodytenliebe zu seiner räucherigen thranigen Erdhütte, die ihn zum bloßen Menschen der Zoologie macht. Den durch Geistes-Cultur wahrhaft Menschgewordenen, kann eben die Liebe für sein Vaterland, der Eifer für dessen Ruhm und Ehre ungeschadet durch alle Zonen führen. Ja wenn des Stammlandes, oder eigenes Interesse ihn auf ewig von diesem ferne hält, Meere zwischen beide dehnt, wird er und die von ihm abstammende Generation ihren Ursprung in Liebe nie verläugnen. Dieses bewiesen die römischen und brittischen Kolonien, die unter allen Himmelsstrichen, Jahrhunderte hindurch, römische und brittische Sprache, römische und brittische Sitte, römischen und brittischen Nationalstolz bewahrten. Und Nationalstolz, Bewußtseyn des hohen Werthes seines Volkes, das Erzeugniß der Tugend und des Ruhmes der Ahnen, ist die Seele der Liebe zum Vaterlande, das der Schauplatz glänzender Thaten der Vordern, oder in dem Schooße seiner Erde die theueren Ueberreste birgt. Ohne Nationalstolz wird uns gar bald, wie Parasitenpflanzen, jeder Ort, wo wir des Leibes gemächlich pflegen können, das Vaterland ersetzen. Denn nur dieser edle Stolz der Liebe erhebt über das gemeine Interesse. Diese stolze Liebe ist es, in der das Herz erstarkt, ist der Atlas, der eine Welt trägt. Was gab den Dreihunderten bei Termopylä den hohen Muth, treu den Gesetzen des Vaterlandes zu fallen? Was weihete die Decier auf den Bustis Gallorum den unterirdischen Göttern? Was bewog die Familie der Fabier, die Last eines Krieges ganz allein zu tragen, und bis auf den letzten Mann das Leben zu lassen? Was endlich ließ den jungen Scipio den Spaniern wie eine Gottheit erscheinen? Die erhabene Liebe war es, die sie zu ihrem glorreichen Vaterlande trugen. Und solche Liebe eifert nicht bloß zu großen Thaten an, sondern läßt auch darüber wachen, daß solche Thaten nicht zu Grunde gehen, daß sie aufbewahrt werden durch Denkmale, zur Nacheiferung für die kommenden Geschlechter. Weßhalb, wie zur Unterhaltung des ewigen Feuers, an dem Roms Wohlfahrt zu hängen der Glaube ging, die Vestalinen, aus Roms edelsten Geschlechtern gewählt, sich in die Tag- und Nachtwachen theilten, eigene Priester mit heiliger Ehrfurcht das Abfassen der Fasti und Analen besorgten. Auch sieht man's den Geschichtswerken der alten classischen Autoren an, aus welchen reinen Quellen sie geschöpft. Sie sind sammt und sonders der Spiegel heiliger Vaterlandsliebe. Denn nur wer sein Vaterland so liebt, so innig das Verdienst fühlt, es gerettet zu haben, wie es von Sallusts Römersinne zu glauben ist, nur der wird im Stande seyn, eine Geschichte, wie sein Bellum Catillinarium, zu schreiben. Nur der, welcher wie Tucidides ein so warm fühlendes Herz für das Wohl und Weh seines Vaterlandes, selbst noch in die Verban-

nung trägt, wird eine, seiner Beschreibung des pelloponesischen Krieges ähnliche Geschichte liefern können. Ja noch mehr, die Liebe der Alten zu ihrem Vaterlande steigerte sich in der Bearbeitung der Geschichte desselben zur wahren Begeisterung, zu jener Erhebung des Gemüthes, ohne welche der Heros der Geschichte selbst unmöglich zur großen That wäre beflügelt worden. Daher geschah es, daß der Feldherr, der Bürger, der sich ganz dem Vaterlande hingab, unter ihrer Feder zu übermenschlichem Glanze emporgehoben wurde, wie unter dem Meißel eines Phidias Perikles sich unvermerkt zum Jupiter Olympios gestaltet, so daß unserer kälteren Natur ein großer Theil ihrer Geschichte wie eine Mythe erscheint. Und wer tadelt sie darum? Darin liegt ja das Geheimniß, wodurch ihre Erzählungen so unwiderstehlich hinreißend sind; das drückte ja ihren Geschichtswerken den Stämpel der Genialität auf, die sich vorzüglich darin bewährte, daß sie in ihrer Darstellung, ich möchte sagen, plastisch wurden, wodurch das Gesagte wie ein belebtes Bild vor Augen schwebt, und man sich auf einmal in die Zeit der Handlung zurückversetzt sieht. Ich weiß nicht, wie in den neueren Zeiten so Viele auf die Idee gekommen sind, selbst den größten Geschichtsschreibern Genie abzusprechen, weil sie den Stoff schon zubereitet finden, und wie man für den Geschichtner diesen Himmelsfunken für meist entbehrlich halten mag? Wer die Erfordernisse und die Gaben, welche nothwendig sind, eine gute Geschichte zu liefern, gehörig zu schätzen und zu würdigen versteht, wird gewiß anders urtheilen. Ob überhaupt, im »Beatus ille« mit feiner Satyre einen Wucherer zu persifliren, oder in einer Aeneide, in homerischer Manier, eigentlich nur die Cäsaren zu apotheosiren, mehr Genie erfordert werde, als eine Schlacht bei Cannä, Scipios Zusammenkunft mit Hannibal, vor der Schlacht bei Zama, und den Tag bei Zama, so zu schildern, wie solches Livius gelang? darüber bin wenigstens ich nicht im Klaren. Aber das weiß ich, daß nach Goethe das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt, und daß der Geschichtschreiber, der Andere entzünden will, zuvörderst selbst durchglüht seyn müsse von seinem Gegenstande.

Nach dem Vorausgeschickten, wird sich nun die Frage: »Mit welchem Geiste man vaterländische Geschichte schreiben müsse?« von selbst beantworten. Die Geschichte unseres Vaterlandes müßte demnach mit dem Geiste der Liebe, des Enthusiasmus, mit dem uns alles, was das Vaterland betrifft, erfüllen muß, der Genialität, und vor allem, mit dem der »unparteiischen Wahrheit« geschrieben werden. Denn wie unter dem Aequator die Passat- und Seewinde den allzuheftigen Brand der Sonne mäßigen, muß den Geistesaufschwung des Geschichtners stets das besonnene Streben nach Wahrheit leiten, der Icarusflug ist zumeist dem Historiker gefährlich; wobei ihm minder das Herabstürzen aus den höchsten Regionen verderblich werden könnte, als der Umstand, daß von allzu erhöhtem Gesichtskreise aus ihm die Gegenstände nicht im wahren Lichte erscheinen dürften. Die der Wahrheit inneliegende Kraft aber ist ferner so schlagend überzeugend, daß, durch das Bollwerk der Polemik sie zu schützen, der vaterländische Geschichtschreiber nicht braucht, ja sogar sich hüthen muß. Es ist leider eine, nur in der neueren Geschichte vorkommende traurige Erscheinung, daß in derselben Partei- und Sektengeist nur zu häufig eine Rolle spielt, und deßhalb die Polemik in seinem Gefolge mit sich schleppt. Doch diese letztere mag wohl beitragen, die Materie anzuhäufen, dem Geiste aber der Geschichte hat sie immerdar geschadet, dadurch, daß sie der Meinung zu viel Gewicht einräumt, da doch Wahrheit und Größe über jede Meinung erhaben ist. Zudem soll Oesterreichs Geschichte vor allem für Oesterreichs Kinder geschrieben werden; für diese wird die schlichte Wahrheit, ungeharnischt, eine freundlichere Erscheinung seyn, und Auswärtige in seiner Darstellung zu mystificiren, hat kein Schreiber österreichischer Geschichten nothwendig.

Als die Römer in den unheilschwangeren gefahrvollen Tagen des zweiten punischen Krieges, zur Rettung ihres Staates, die große Mutter der Götter aus Phrygien holten, sahen sie sich um den besten Mann in Rom um, sie würdig in ihrer Stadt zu empfangen; und die heilige Muse der vaterländischen Geschichte in die Häuser einzuführen, sollte ein Unberufener es wagen dürfen, der dazu von dem Genius die höhere Weihe nicht empfangen? — Verlanget aber nicht, daß euch dieser hier durch Definition sichtbar anschaulich vor die Augen geführt werde. Er ist wie die Lebenskraft fühlbar in der Wirkung, nicht zu erklären mit Worten. Haltet nur zu euerer Belehrung die Synchronisten der Zeiten Friedrich Barbarossas gegen Tacitus Annalen, vergleichet den trefflichen Otto von Freisingen mit den übrigen Chronisten, und wem dann noch nicht einleuchtet, was an dem Wesen des »Deus in nobis« sey, für den wird auch die weitläufigste Abhandlung der

gelehrtesten Akademie über diesen Gegenstand unfruchtbar bleiben. Doch davon sey jeder im Voraus überzeugt, der eine österreichische Geschichte, von den Babenbergern beginnend, bis auf unsere Zeiten, wie die römische des Titus Livius, zu Stande brächte, daß seinem Genius alle Zeiten, alle Welten preisend Altäre errichten werden.

»Die Kunst geht nach Brot,« läßt Lessing den Mahler in seiner Galotti sagen. Das soll sie nicht, erwiedert ihm darauf der Herzog. Noch weniger sey die Wissenschaft eine Danae, die erst durch den in ihren Schooß sich herabsenkenden goldnen Regen befruchtet werden muß. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn in derselben alles nach goldenen Preisen rennt, wenn die Erfindungskraft erst durch diese in Anregung gebracht wird. Wer sein Leben dem Treiben des Marktes widmet, dessen Eifer mag die Aussicht auf zu hoffenden Gewinn im Voraus spannen; mit ihm allenfalls auch den des bloßen Brotgelehrten. Allein wer seinen Blick zu den Höhen des Olympos hebt, dessen Geist beflügeln Plutons Gaben nicht. Die Hälfte der Schätze Großbritanniens, zum Preise gesetzt auf die wichtigste Entdeckung im Gebiete der Naturlehre, hätten in Newton's Geist um keinen Moment früher die Idee von der Gravitationslehre zur Reife gebracht, als der Apfel vor seinen Augen von dem Baume zur Erde fiel. Nur vom Geiste getrieben schrieb Herodot seine Geschichte, und bewundernd im einstimmigen Jubelrufe reichte ihm ganz Griechenland die Palme, und sah den Knaben Tucidides heiße Thränen vergießen, ob der Furcht, nie was Gleiches zu Stande bringen zu können. So wird Unsterblichkeit errungen, so geht wahre Größe ein in den unvergänglichen Tempel des Ruhmes. Dort mögen wehende Himmelslüfte die heiße Stirne kühlen. Solcher Preis mag einem österreichischen Livius winken. Nur wer nach solchem strebt, ist würdig Oesterreichs Geschichte zu schreiben.

Auf denn, wer sich berufen fühlt zu dem großen Werke! Auf, thätig fördernd dazu beizutragen, wer sein Vaterland liebt! Lasset uns alle, denen der Gedanke an Oesterreichs Glanz und Ruhm, der in seiner Geschichte niedergelegt ist, das Herz durchglüht, zum schönen Vereine die Hände reichen.

J. B. Koëlli.

Beilagen zu dem Bericht über eine im Jahre 1831 unternommene kleine Reise zum Behufe der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
reguliertem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

III. Vergl. Nr. 52.

»Cum omnium habere memoriam et in nullo peccare »lege teste non sit hominis inmo Dei. vrgens necessitas et »evidens utilitas id exposcit. ut hominum fragili memorie »scriptis et viuo testimonio satellitium prebeamus. Ad no»titiam igitur singulorum presentium et futurorum cupio »pervenire, quod ego Magister H. dictus de Sancta Petro»nella. Canonicus Ardacensis meam aream in Ardakker »propter defectum aliarum arearum diuisam et distinctam »in tres areas canonicis deputatas, do et lego pro reme»dio anime mee Capitulo Ardacensi, hac annexa condicione »ut cuicunque canonicorum aream affectauero iam construc»tam magnis laboribus et expensis, idem omni contradictione »et excusatione cessante singulis annis in vigilia beati Micha»helis archangeli solvat praefato capitulo libram unam de»nariorum Wiennensium usitate monete pro annua pen»sione, qui denarii eodem die tempore misse inter pre»sentes canonicos tantumodo dividantur, et ipsi canonici »prelaxato die cantatis matutinis subsequenter dicant vi»gilias mortuorum et similiter ea die missas celebrent pro »defunctis. Adicio etiam si prefatus canonicus admoni»cione premissa forsitan malitiose vel contumaciter statuto »tempore solvere neglexerit huiusmodi pensionem ex tunc »prefata domus redeat ad Capitulum pleno iure, ipsum»que capitulum alteri canonico quam ad hoc elegerit ean»dem domum locandi liberam habeat potestatem, volo »etiam ut canonici eandem domum inhabitantes nomine »capituli habeant postestatem ipsam aliis canonicis affec»tandi, premissis omnibus condicionibus pena et iuribus »observatis. Et ut huiusmodi pensio commodius persolva»tur, eidem aree annecto hubam in Reinswidel, quam mul»tis expensis ad ecclesiam revocavi, feodali titulo a lay»cis occupatam, et pratum meum in tanwisen. Sane de »secunda area adiacenti per sepem pomarii, distincta sic »ordino et dispono, ut cuique canonicorum eandem affec»tavero singulis annis in vigilia beati Martini persolvat »quinque solidos usualis monete decano nomine capituli,

»ut idem decanus ordinet luminaria ante altare sancte »crucis, de sepo a festo Martiui usque ad annunciacionem »deinde lampas accendatur oleo per estatem. Si vero de»canus et capitulum in hujusmodi ordinatione fuerint ne»gligentes, tunc prepositus alteri canonico committendi »habeat potestatem provisionem hujusmodi, ne per anni »spatium pereant luminaria. Si vero idem canonicus ne»gligens exstiterit in solvendo censum predictum admo»nicione premissa domus redeat ad capitulum pleno iure, »ut autem sensus huiusmodi facilius persolvatur annecto »decimam meam in Winklarn aree prelibate.«

»De tercia autem area inferiori sic ordino, ut cuique »ipsam affectavero singulis annis inde persolvat tres soli»dos Wiennenses in vigilia Nycolay, qui denarii sunt in»ter presentes tantum dividendi, et missa dicatur pro de»functis mea habita mencione, et ut levius eadem pensio »persolvatur annecto decimam meam in hellinge aree pre»notate. Ceterum de huba mea in Marchstain que fuerat »alienata quasi perpetuo ab ecclesia titulo feodali et quam »interveniente mea pecunia liberavi a nexibus layeorum, »sic ordino et dispono ut ceteris hubis Ardacensis ecclesie »ascribatur, et ejusdem pensio in communes usus omnium »canonicorum post meum obitum redigatur.«

---

2. a. 16. März 1288.

»Iniuriatur nonnunquam oblivio memorie et longinquitate »sepe fit temporis ut res clara presentibus, obscura red»datur posteris et futuris. Ideoque ne illa que aguntur in »tempore simul labantur cum tempore, et ne cum caducis »cadant, et cum decedentibus decedere videantur, prudentum »providit cautela hominum, gesta contra oblivionis peri»culum scripture testimonio roborari. Hinc est quod ego »Hermanus permissione divina Ardacensis ecclesie prepo»situs constare cupio tam presentibus quam futuris ad quos »pervenerit presens scriptum quod ego hubam sitamn idem »Chalmuntzpach quam cum mea pecunia videlicetpro XVIII »libris Wiennensium denariorum comparavi legavi disposui »ac ordinavi ob remedium anime mee post mortem meam »fratribus ac canonicis ecclesie Ardacensis ita videlicet ut »postquam me ab hac vita decedere contingat, ipsi fratres »hubam prefatam cum omnibus iuribus et utilitatibus suis ad usus fratrum communes in perpetuum ordinent et dis»ponant, hoc modo aposito et adiecto, ut in die seu in »anniversario obitus mei singulis annis ipsi fratres cum »choro cantent vigilias mortuorum et missam celebrent »pro defunctis, illaque die de censu ejusdem hube qui »tunc custos ecclesie fuerit, sex solidos denariorum inter »canonicos qui tunc eisdem exsequiis interfuerint dividat »et alios sex solidos in die beati Corbiniani confessoris »atque pontificis distribuet inter canonicos qui missarum »sollempniis et aliis horis eodam die sollempniter cele»brandis interfuerint tunc presentes. Insuper et predictus »custos omnes proventus qui de eadem huba poterunt pro»venire, inter canonicos eisdem diebus dividat tunc pre»sentes. Si autem quod absit ipsi canonici qui tunc pre»sentes fuerint in exsecutione eorumdem officiorum extite»rint negligentes, habebit prepositus qui tunc fuerit liberam »potestatem trina tamen admonitione premissa eandem hu»bam sibi ac suis usibus applicandi.«

Acta sunt hec aput Ardakker Anno domini MCCLXXXVIII XVII. Kalendas aprilis.

---

b. 24. Juni 1293.

»Item hubam sitam aput Chalmuntz an dem segen, »quam emi mea pecunia videlicet pro XXIV libris Wien»nensium denariorum legavi disposui ac ordinavi ob re»medium anime mee post mortem meam fratribus ac cano»nicis ecclesie Ardacensis ita videlicet ut postquam me »ab hac vita decedere contingat ipsi fratres hubam prefa»tam cum omnibus iuribus et utilitatibus suis ad usus fra»trum communes in perpetuum ordinent et disponant, hoc »modo apposito et adiecto ut in die Nativitatis beate virgi»nis medium partem omnium proventuum eiusdem hube »qui tunc cellerarius fuerit inter canonicos dividat qui »fuerint tunc presentes. Mediam vero partem omnium pro»ventuum de prefata huba in translatione beati Corbiniani »conf. distribuat inter canonicos qui missarum sollempniis »ac aliis horis eodem die sollempniter celebrandis inter»fuerint tunc presentes.«

»Acta sunt hec Anno domini. M. CC. LXXXXIII. VIII Kalendas Julii.

(Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

Der bekannte Caspar Bruschius, welcher unter Andern im Stande war, lateinische Verse aus dem Stegreif herzusagen, die nichts weniger als zu den schlechten gehörten, lebte viel in Klöstern, und erhielt von den Aebten häufig Geschenke. Diese bewirkten endlich, daß er sich in Basel ein neues Kleid machen ließ. Als er indessen damit öffentlich erschien, und sich nun vom Volke ehrfurchtsvoll begrüßt sah, zerriß er es wieder mit dem Bemerken, daß es ein Sklave, der sich der Ehren des Gebieters bemächtigt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

36. Sonnabend, den 6. Mai **1837.**

Rückblick
auf
den Brand von Wiener-Neustadt.

Von einem Augenzeugen.

Das Jahr 1834 war vorzüglich reich an Brandunglücksfällen nicht nur in allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, sondern fast in ganz Europa. Eines der größten, und in seinen Folgen betrachtet, vielleicht das größte, dürfte wohl jenes seyn, welches, am 8. September Mittags beginnend, in dem Zeitraume von 40 Stunden die l. f. und geschichtlich so merkwürdige Stadt Wiener-Neustadt in Asche legte. Mannigfache Beschreibungen desselben sind bereits erschienen; aber theils von solchen Verfassern herrührend, welche erst auf die Nachricht von dem Unglücksfalle an Ort und Stelle eilten, und den heftig erschütterten und tief gebeugten Betroffenen die zu ihrem Gemälde nöthigen Umstände abfrugen, tragen sie das Gepräge der Eile und eben dadurch der Unvollständigkeit an sich; theils sind sie in der gewiß löblichen Absicht verfaßt, das Mitleid für die Verunglückten in einem höheren Grade anzuregen, und daher von einiger Uebertreibung nicht freizusprechen[1]. Selbst der Augenzeuge konnte in der kurzen Zeit, welche gewöhnlich zur Abfassung eines Zeitungsberichtes gegönnt wird, keine wahre Beschreibung entwerfen, da seine Ansicht nicht umfangreich genug und er überhaupt noch zu sehr von dem Eindrucke befangen war, welchen die Größe des Unglücks auf ihn gemacht. Nun ist die Begebenheit uns ferner gerückt, wir sind im Stande, die Eindrücke, welche früher in einander verschwammen, zu ordnen und zu sichten, und vielleicht gelingt es, ein Gemälde zu entwerfen, welches der Wahrheit näher als die bisherigen kommt; — diese indessen ganz zu erreichen, dürfte einer Feder eben so wenig als dem Pinsel möglich seyn.

Es war am Tage der Geburt Mariens (einem Tage, welchen die meisten Bewohner von Neustadt seit Jahren benützen, um eine Vergnügens- oder auch eine Wallfahrtsreise nach Maria Lanzendorf oder Eisenstadt zu unternehmen), als Mittags ¾ nach 12 Uhr Feuerlärm die zu Hause befindlichen Bewohner aufschreckte. Das Feuer war in der sogenannten Weltkugel, einer Masse von mehr als 400 Scheunen vor dem Neukirchnerthore ausgebrochen, dem gewöhnlichen Herde fast aller Brände, welche Neustadt verheerten, und wo noch die Spuren eines kurz vorher (um Pfingsten) wüthenden Brandes sichtbar waren. Ein heftiger Sturm blies aus Südost gerade über die Stadt, der auch, die Rauchsäule dahin wälzend, den aus dieser zur Brandstätte eilenden Bewohnern, so wie der zur Löschung beorderten Abtheilung des Raketen-Corps den ganzen Umfang des drohenden Unglücks nicht ermessen ließ. In einer Viertelstunde schlugen die Flammen schon aus dem Dache eines Hauses zunächst der Kapuzinerkirche, theilten sich hierauf jenem Gebäude mit, worin die ehrwürdigen Brüder sich zum Chore versammelten, und als wäre der Untergang beschlossen, brannte es bald zu gleicher Zeit in der Neugasse, am Ungar-, am Wienerthore, und kurz darauf sogar in der vor letzterem befindlichen Vorstadt!

So viele Feuersäulen im selben Momente gegen Himmel wirbelnd, mußten die Aufmerksamkeit der Helfer, welche zum Ueberflusse sich noch selbst in ihrem Eigenthume angegriffen oder doch bedroht sahen, theilen und verwirren; und da derselben in den ersten bedeutenden Augenblicken viel zu wenig waren; da die unglückliche Bauart der Häuser (deren

---

[1] So hieß es in einem dieser Berichte: Binnen einer einzigen Stunde wurden fast sämmtliche Häuser ergriffen und zerstört! — Es hätte wohl wenig geschadet, wenn dieser Bericht das geblieben wäre, was er seyn sollte: eine erste Anzeige des Unglücksfalles; da er aber ohne nähere Prüfung in Sickingens Darstellung von Wiener-Neustadt aufgenommen ward, so schien er gleichsam das einzige Authentische über diesen fürchterlichen Brand zu seyn, und erhielt so einen Werth, den er weder haben kann noch haben darf, ohne die Geschichte zum Märchen herabzuwürdigen.

Schindeldächer unmittelbar aneinanderhingen, so daß, wenn Eines brannte, sogleich eine ganze Häuserreihe zum Opfer der Verheerung ward; deren Treppen vom Giebel bis zum Grunde fast sämmtlich von Holz waren), so wie der Umstand, daß in den meisten derselben Schüttböden den Ertrag der nicht lange vorher eingebrachten Ernte bewahrten, der gefräßigen Flamme Nahrung in Fülle bot; da eine einzige herabfallende Schindel, die aufgespreiteten Jalousien entzündend, die Lohe in die Zimmer lenkte, bevor deren Bewohner noch wußten, daß das Hausdach brannte, so war jede Anstrengung, gewisse Stadtviertel zu retten, vergeblich, und man mußte sich darauf beschränken, am Hauptplatze und in den breiteren Gassen dem Wüthen des Elementes zu steuern. Aber auch hier war die Zerstörung schon zu sehr geschäftig gewesen. Indem die Flamme die Lösch-Requisiten ergriff und die Brunnen verzehrte, machte sie selbst ihre Gegner unschädlich, und bevor es möglich war, Hülfsmittel aus weiterer Ferne herbeizuschaffen, griff sie so weit um sich, daß es keine Menschenkraft mehr vermochte, ihrem Wirken Schranken zu setzen. Gleich als ob die Stadt auf einem Vulkan stände, der, in furchtbarem Ausbruche begriffen, seine Lavamassen zerstörend auf sie ergösse, schlugen die Flammen aus Erdgeschoßen von Häusern heraus, deren Dächer noch unversehrt waren, und kaum dämmerte der Abend, so waren schon die Dächer des Chorgebäudes der Kapuziner, des Probsthofes, des Bürgerspitals, der Thurm des Stiftes Neukloster, der Glockenstuhl in den Thürmen der Hauptpfarrkirche, nebst der Brücke, welche von einem dieser Thürme in den andern führte, und mehrere Haupt-Gebäude (die kleineren nicht zu rechnen) den Flammen zum Raube geworden, die Glocken gefallen, oder auch ganz geschmolzen. Die Straßen sah man mit Flüchtigen bedeckt, welche theils ihre Kinder tragend oder nach sich zerrend, theils einige wenige in der Eile zusammengeraffte Habseligkeiten schleppend oder führend, in wilder Hast nach der k. k. Militär-Akademie eilten, in deren Hofraume und Garten Menschen, Thiere und Effekten (erstere theils krank, theils vom Schrecken niedergedrückt) in wildem Chaos durcheinanderlagen. — Und glücklich, beneidenswerth waren noch die, welche wenigstens etwas von ihrer Habe gerettet; eine große Menge Unglücklicher schlich händeringend und weinend, oder im stummen Brüten wilder Verzweiflung umher, — sie hatten nichts, als das Leben, und kaum so viel gerettet, um ihre Blöße zu bedecken! — Wer nicht zu Hause war, erhielt vielleicht früher als die Nachricht von dem Unglücksfalle, welcher die Stadt betroffen, jene von der gänzlichen Zerstörung seines Eigenthumes!

Mitten in diesem schrecklichen Gewirre brach die Nacht herein — pechschwarz; denn vor der Sterne Glanz war eine dichte Rauchwolke gelagert, beklemmend durch ihre Hitze, und wie Schwefel und Pech riechend. Wohl stiegen allenthalben Feuersäulen empor, weithin Neustadts Unglück kündend; die Fakel warf ihr dunkelrothes Licht auf gewisse Punkte der Stadt, und mitten in dem unendlichen Flammenmeere, das, in Schlangenwindungen sich fortbewegend, fast in jeder Minute einen neuen Gegenstand ergriff und alsdann wie ein fürchterlicher Blitz aufzuckte, erblickte man eine glühende Esse, über welcher eine feurige Sonne schwebte. — Das Haus, welches diesen schrecklich schönen Anblick gewährte, war jenes, worin die Hauptschule und das Theater sich befanden! In früherer Zeit ein Frauenkloster, hatte dasselbe noch den Thurm behalten, dessen Blechbekleidung und das auf demselben befindliche Kreuz in voller Gluth waren! — Dieser Anblick, das wilde Geschrei der die Spritzen Leitenden und Bedienenden, im Osten ein lichter Streif am Horizonte, Stinkenbrunns Zerstörung bezeichnend, und in der nächsten Nähe die noch hell brennenden Scheunen mit den Früchten des jüngsten Sommers, die dazwischen liegenden Sommerhäuser, die Holzvorräthe und die Gärten, in welchen die nun so unglücklichen Bewohner der Stadt noch wenige Stunden vorher Erhohlung und Kräfte für neue Mühen gesucht — dieser Zusammenfluß von Schreckensbildern mußte einen furchtbar betäubenden Eindruck machen. Und nun zischte auch das Brauhaus in heller Flamme auf! Zunächst an der ersten Stätte des Brandes, war es doch in diesem Stadtviertel das letzte, welches die Lohe ergriff; aber nun schien dieselbe sich auch für den langen Widerstand rächen und das Versäumte nachhohlen zu wollen, besonders da Holz- und Malzvorräthe sie fortwährend nährten. Daß Jedermann bei diesem Anblicke bebte; daß man sich nun ganz verloren gab, und daß in manchem Gemüthe wilde Verzweiflung jeden Hülfe- und Rettungstrieb verlöschte; daß selbst die Beherztesten und Gefaßtesten sich nach dem Ende der Nacht sehnten, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden! Endlich brach er an der sehnlich erwartete Tag, aber leider mit ihm nicht das Ende des Unglücks! —

Obwohl das Feuer nun schon 16 Stunden gewüthet,

war dessen Wuth doch noch nicht gestillt. Wie Pulver schien die schreckbar erhitzte Luft zu wirken, und was am vorhergehenden Tage und in der verflossenen Nacht verschont geblieben, ward heute zum Opfer. Das tobende Element hatte sich nun den untern Stadttheil zum Schauplatze seines zerstörenden Wirkens gewählt — die Wienergasse, nicht arm an Denkmalen älterer Baukunst und in historischer Beziehung wohl die merkwürdigste der Stadt. Hier und in der unmittelbaren Umgebung, wo mehrere Einkehrgasthäuser mit ihren Fouragevorräthen und hölzernen Hintergebäuden einen immer fangenden Zunder boten, wo Woll-, Geist- und Oehlvorräthe der Kaufleute, so wie Fettvorräthe der Fleischselcher und Seifensieder rc. auch der angestrengtesten Thätigkeit in Wehrung der Flamme spotteten, wüthete dieselbe den ganzen Tag und die folgende Nacht, überhaupt so lange fort, als sie noch etwas zu verzehren fand, und schlängelte sich wieder zurück in die früher von ihr verheerten Stadttheile, wo sie ohnedieß noch nicht ganz erloschen war, um das auf ihrem ersten Wege Versäumte nachzuhohlen. Neuer Schrecken, neue Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüther; wer noch nicht Alles verloren, zitterte für das Wenige, was er noch besaß, und nochmahl brach eine Nacht herein, von dem fürchterlichen Lichte brennenden Eigenthums erhellet! — Das Gefühl, welches in dieser zweiten Nacht die Gemüther durchbebte, zu schildern, stehet in keines Menschen Kraft! Man hörte keine Klage mehr, sah keine Thräne mehr fließen. Unter die Maske stumpfsinniger Resignation barg sich die gräßlichste Verzweiflung, die oft ein lautes Gelächter aufschlug, wenn die Flamme an einem neuen Hause leckte! — Man horchte ängstlich jedem Glockenschlage und zählte mit bangem Herzen jede Minute bis zum Eintritte der Morgenröthe, und wäre es auch nur gewesen, um mit Gewißheit die Anzahl jener Gegenstände zu wissen, welche die Flamme noch zu verzehren hatte. Indessen mit des Tages Dämmern brach auch der Hoffnung Morgenröthe sich Bahn; die Gluth glimmte zwar noch, aber sie konnte nichts mehr ergreifen, weil nichts mehr zu ergreifen war, sie mußte sterben, da die Nahrung ihr fehlte, und so durften nach 40stündiger tödtlicher Angst Neustadts bedauernswerthe Bewohner Eine Minute frei athmen! —

Aber auch nicht länger als Eine Minute konnte dieser Trost währen; denn der Anblick der Zerstörung, welche nun erst in ihrer ganzen Größe vor ihre Augen trat, mußte ihre Brust bald aufs Neue niederdrücken. Kein ferner Schimmer jenes Wohlstandes, dessen die Bewohner dieser Stadt sich noch vor wenigen Stunden erfreuten, zeigte sich mehr; überall sah man nur blasse oder verbrannte Gesichter, mit vom Rauche oder Thränen gerötheten Augen und mit allen Spuren eines tiefen Schmerzes. Dazu noch der Jammer der Mütter, die ihre Kinder, der Kinder, welche ihre Mütter suchten; das scheue und unsichere Fragen des Mannes, der sein Weib, des Weibes, welches seinen Mann vermißte; die ängstlich spähenden Blicke der Verwandten, welche jeden Augenblick fürchten mußten, die Leiche eines ihnen theuren Angehörigen zu sehen! Ein Gang durch die Stadt, wenn auch nur in den Hauptgassen unternommen, zeigte ein Bild des gräßlichsten Elendes und der beispiellosesten Verwüstung; in die Seitengassen sich zu wagen, war gefährlich: denn drohten schon in den ersteren die bis auf den Grund durchbrannten Mauern, deren Bindemittel gelöst waren, jeden Augenblick den Einsturz, so stürzten dieselben in den letzteren wirklich ein oder lagen schon in Trümmern, und aus der Masse von Schutt, die allenthalben sichtbar, war der Eigenthümer oft selbst nicht mehr im Stande, jenen Platz zu finden, worauf sein Haus früher gestanden. Es war ein fürchterliches Gefühl, welches bei dem Anblicke des zerstörten Rathhauses, der Neuklosterkirche, der kahl ausgebrannten Pfarrthürme, des Gymnasiums, der Normal-Hauptschule rc. jede Brust durchzitterte; herzzerreißend war es, wenn man wankende Greise und ehrwürdige Mütterchen vor den Trümmern ihrer Häuser stehen sah, wenn ihr thränenleeres Auge auf dem Schutthaufen verweilte, der ihre letzte Hoffnung begrub, und sie, mit zitternder Hand darauf hinweisend, im ausdruckslosen Tone kalter Verzweiflung sagten: Das ist mein Eigenthum! — Und noch kannte man die Zahl der Opfer dieses fürchterlichen Brandunglückes nicht; man nannte wohl Einige, aber man war weit entfernt, ihre Zahl so hoch anzuschlagen als sie sich wirklich belief, und von welchen die meisten in den Kellern, wohin sie sich mit ihren besten Habseligkeiten geflüchtet, so wie in ebenerdigen Localitäten, auf deren Wölbung sie bauten, umkamen! —

(Schluß folgt.)

Darstellung des Colonen und Contadinen-Wesens im Ragusaner-Kreise. Von H. D. Eugen Schindler, Doctor der Rechte und Concepts-Prakticanten der k. k. n. öst. Kammer-Procuratur.

Unter dieser Aufschrift enthält die von Hrn. Hofrath Dolliner und Hrn. Reg. Rath Kudler herausgegebene Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde, im Februar- und Märzhefte 1837, einen sehr werthvollen Aufsatz, werthvoll aus dem doppelten Grunde, weil er erstens eine der am wenigsten bekannten Partien aus den eigenthümlichen Provinzial-Verhältnissen der verschiedenen Länder des österr. Kaiserstaates mit großer Genauigkeit behandelt, und weil er zweitens eine nicht unwichtige Bereicherung des, die pol. Gesetzkunde betreffenden Theils dieser Zeitschrift ist, welcher bisher immer etwas stiefmütterlich behandelt wurde.

Mit Freuden begrüßen wir daher den vorliegenden Aufsatz, welcher, nebst einem, die gewöhnlichen obligaten Entschuldigungen und Bemerkungen über Beweggrund und Zweck enthaltenden Vorworte, drei Theile in sich schließt:

I. Geschichte Ragusa's. II. Darstellung des vormaligen Zustandes der Ragusaner Bauern. III. Angabe der seit der Vereinigung Ragusa's mit dem öst. Kaiserstaate erflossenen Gesetze über diesen Gegenstand.

Im I. Theile liefert uns nun der Herr Verfasser eine interessante, mit einem großen Aufwande historischer Gelehrsamkeit ausgestattete Skizze der Geschichte, Regierungsform und Verwaltung Ragusa's, welcher nur das auszusetzen wäre, daß sie für den Zweck einer Einleitung in eine so kurze Abhandlung viel zu lang ist, und eher als Einleitung in eine Specialstatistik Ragusa's dienen könnte.

In dem II., aus eilf Paragraphen bestehenden Theile, lehrt uns der Herr Verfasser zuerst den Unterschied zwischen Colonen und Contadinen kennen, indem er zeigt, daß nur die letztern als eigentliche Bauern zu betrachten sind, und daß nur rücksichtlich ihrer besondere gesetzliche Bestimmungen bestanden, während die Verhältnisse der erstern zu ihren Grundherrn durch besonderes Uebereinkommen, eigene fiduciarische Kontrakte und örtliche Gewohnheiten geregelt waren.

Eine Bestimmung des Begriffes fiduciarischer Kontrakte wäre hier wünschenswerth gewesen. Wegen dieses gänzlichen Mangels aller gesetzlichen Bestimmungen bei den Colonen, behandelt der H. Verfasser im weitern Verlaufe ausschließend die Contadinen, ihre Pflichten, Rechte, die Aufhebung ihres Verhältnisses, und das Verfahren gegen ungehorsame oder unordentliche Bauern.

Die Pflichten bestanden in der Leistung gewisser Naturalgaben (unseren sogenannten Kleinrechten an Hühnern, Eiern u. dgl. ähnlich), in der Frohne, in Hausdiensten, endlich in der Abgabe von Antheilen der Getreide-, Wein- und Oehlernte an den Grundherrn.

Statt des Ausdruckes: Hausdienste, wäre vielleicht der Ausdruck: Hofdienste besser gewesen, denn so nennen die österr. Gesetze jene Dienste, welche in früheren Zeiten auch in andern Provinzen der Monarchie von den Söhnen und Töchtern der Unterthanen den Grundherrn zwangsweise geleistet wurden; während man unter Hausdienst oft den Grunddienst (den zur Anerkennung des Obereigenthums entrichteten Canon) versteht.

Die Rechte der Contadinen waren: das jus lignandi und pascendi, dann das Recht, von dem Grundherrn die Erhaltung des Hauses in gutem Baustand, und eine theilweise Vergütung der Kosten des Feldbaues zu fordern.

Die Aufhebung des Verhältnisses geschah entweder von Seite des Grundherrn, wenn er den Bauer entließ, oder von Seite des letztern, wenn er (wie der H. Verfasser sich etwas undeutsch ausdrückt) sich entließ.

Eine Veräußerung des Grundes und Hauses ohne Genehmigung des Grundherrn war nicht gestattet, wohl aber die Uebertragung an die gesetzlichen Erben.

Das Verfahren gegen ungehorsame oder unordentliche Bauern war ein Gemisch von politischer Execution und gerichtlicher Procedur.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Kaiser Maximilian II. verlangte von dem berühmten Johann von Bologna zwei geschickte Künstler, einen Mahler und einen Bildhauer. Bologna wählte den Mahler Bartholomäus Spranger, einen gebornen Antwerpner, den er in Rom hatte kennen gelernt, und Joh. Mont, seinen Schüler, als Bildhauer. Spranger wollte Anfangs seiner weiteren Ausbildung wegen Rom nicht verlassen; endlich begab er sich doch mit letzterem 1575 nach Wien. Umstände zwangen diesen bald sich zurückzuziehen: er ging nach Konstantinopel, und wurde, wie man nach langer Zeit erfuhr, Muhamedaner. Spranger gewann in so hohem Grade die Liebe K. Rudolph's II., daß er nur in dessen Gegenwart mahlen durfte, und die Werkstätte des Künstlers dem deutschen Kaiser zum Erhohlungszimmer wurde. Im Jahre 1588 erhob ihn K. Rudolph in den Adelstand mit dem Prädicate Van den Linde, und hing ihm selbst kniend die goldene Kette um.

Wien's Befestigung in den Jahren 1548 und 1567 kostete 1.533.331 fl. 56 kr.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

37. Mittwoch, den 10. Mai 1837.

Rückblick
auf
den Brand von Wiener-Neustadt.

Von einem Augenzeugen.

(Schluß.)

So war denn in einem kurzen Zeitraume diese seit Jahrhunderten in Oesterreichs Annalen glänzende, durch Gewerbfleiß und Handel ausgezeichnete, mit dem Namen der allezeit getreuen geehrte Stadt in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt, der Wohlstand ihrer Bewohner auf Menschenalter hin zerstört und diese dem größten Elende Preis gegeben. 501 zerstörte Gebäude zeugten von der fürchterlichen Wuth des nun erloschenen Elementes, und ein nicht zu schilderndes Gefühl faßte die gänzlich Verarmten, wenn sie mitten unter verheerten größeren Gebäuden ein kleineres gewahrten, an welchem die Flamme spurlos vorübergegangen war, fast als hätte die Vorsicht mit besonderer Vorliebe über dasselbe gewacht.

Mannigfaltige Klagen über gewissenlose Pflicht-Versäumnisse sind bei Gelegenheit dieses Brandes laut geworden, und es läßt sich nicht läugnen, daß beim ersten Blicke es scheinen mußte, als sähen die mit der Sorge für das Eigenthum der Bürger Beauftragten dasselbe freudig von den Flammen verzehren. Wenn man jedoch bedenkt, daß nicht nur zehn Häuser in Einer Reihe, daß eine Masse von vielleicht 100 in verschiedenen Richtungen und Stadtvierteln zu gleicher Zeit emporloderten; daß das Eigenthum derjenigen, die helfen und retten sollten, selbst bedroht, oder gar schon vom Feuer ergriffen; daß das Militär (das geeignetste Hülfe-Corps bei solchen Unglücksfällen) zu wenig; daß dieses wenige noch größten Theils befehligt war, die Habseligkeiten seiner Officiere zu retten; daß zu diesem Zwecke alle ärarischen Pferde requirirt waren, so wird es klar, daß der Bürger nur dann erst auf eine Hülfe von dieser Seite rechnen konnte, als deren anderweitige Verpflichtungen erfüllt waren, und wie viel nun die durch eine rastlose Arbeit ermüdeten Menschen und Pferde zu wirken vermochten, kann jeder beurtheilen, welcher weiß, was nach 24stündiger Anstrengung seine Kräfte noch vermögen. — Indessen entwickelten sich bei diesem, wie bei jedem großen Unglücksfalle eine bewundernswerthe Masse moralischer Kräfte, und diese waren es, welche die Hoffnung der Bedrängten nicht ganz entschwinden ließen.

Der Thätigkeit des Raketen-Corps wurde bereits oben gedacht, und wenn selbe auch aus den angegebenen Gründen dem Bürger nicht sehr nützlich seyn konnte, so darf man ihr die gebührende Anerkennung doch nicht versagen. Diese Thätigkeit dürfte jedoch von jener übertroffen worden seyn, welche die Zöglinge der k. k. Militär-Akademie entwickelten. Die Letzteren haben sich bei diesem gräßlichen Vorfalle vor Allem ausgezeichnet, und viele Bürger hatten nur ihren Bemühungen das Wenige zu danken, was sie nach Erlöschung des Brandes noch ihr Eigenthum nennen konnten. Mit dem kecken Muthe der Jugend, welcher von der Gefahr nur den Namen kennt, sah man sie schon am Orte der ersten Entstehung des Brandes, rings von Flammen umzischt, Alles aufbieten, um des wüthenden Elementes Meister zu werden. Als ihnen dieß nicht gelang, als das Feuer in die Stadt sich den Weg bahnte, als es nicht nur die Wohnungen ihrer Lehrer, sondern zunächst auch ihr Asyl bedrohte, steigerte ihr Kraftaufwand sich zur höchsten Potenz, und während die älteren Zöglinge der Flamme Wuth von dem Convent-Gebäude des Stiftes Neukloster, und so mittelbar auch von dem Akademie-Gebäude abwehrten, bemühten sich ihre jüngeren Brüder die Habseligkeiten ihrer Professoren in Sicherheit zu bringen, und die ganze Zeit, während der Brand wüthete, waren sie in diesem edlen Bestreben ohne Rücksicht auf ihre eigene

Gefahr, unermüdet! — Doch auch ein nicht kleiner Theil der übrigen Einwohner und selbst viele der zufällig auf Besuch in Neustadt Anwesenden schonten ihre Kräfte nicht, wovon mehrere öffentlich erschienene Dankbezeigungen Zeugniß geben. Großen Theils nur auf sich selbst beschränkt, da, wie bereits gesagt, bei der großen Ausdehnung des Brandes und bei den wenigen Mitteln zu dessen Besiegung (das verbreitete falsche Gerücht, daß die Stadtthore gesperrt wären, hielt manche sehr erwünscht gewesene Hülfe zurück) nur an wenigen Orten zweckmäßig dagegen gewirkt werden konnte, griff, als der erste Anfall des Schreckens besiegt war, Alles zusammen, um der Gefahr den größtmöglichsten Widerstand entgegen zu setzen, und manche Hände, welche sich sonst gescheut haben würden, nur von ferne dem Lichte zu nahen, ergriffen, da jedes andere Werkzeug fehlte, den auf allen Seiten glühenden Balken, um, ihn auf das Pflaster schleudernd, der Flamme die Nahrung zu rauben. Kein Unterschied weder des Standes noch des Alters herrschte mehr; der gefaßtere Jüngere ermunterte den zaghafteren Aeltern, und zwang demselben oft eine Arbeit auf, welche er eine Stunde früher gewiß mit Verachtung von sich gewiesen hätte, der er sich nun aber im Gefühle ihrer Zweckmäßigkeit willig unterzog. Die Behörden leuchteten nach Möglichkeit mit ihrem Beispiele vor, und als einziger Beweis, daß der Vorwurf versäumter Pflichterfüllung, den man in den ersten Augenblicken und auch später noch öfter hörte, sie nicht im entferntesten treffen könne, wird die Anführung des Umstandes genügen, daß, obwohl das Rathhaus in vollen Flammen stand, und davon auch das zweite Stockwerk niederbrannte und die herrliche Uhr vernichtet wurde, dennoch sämmtliche Cassen und Urkunden gerettet wurden.

Wollte man alle jene, welche bei dieser Gelegenheit sich vorzüglich auszeichneten, namentlich anführen, so dürfte ein solches Verzeichniß leicht mehrere Blätter füllen, und man müßte überdieß fürchten, manchem bescheidenen Verdienste nahe zu treten; es sey also erlaubt, nur einige jener Hochherzigen zu bezeichnen, welche sich ein unvergängliches Verdienst um die Stadt erworben. Unter diesen sind der k. k. privil. Seidenzeug- und Sammet-Fabrikant Herr Ritter v. Andrä und der Inhaber der Herrschaft und Messingfabrik ꝛc. zu Nadelburg, von Heinisch, anzuführen. Der Erstere, obwohl sein Eigenthum selbst in Flammen stand, bemühte sich doch mit edler Selbstverläugnung auch jenes seiner Nachbarn zu retten oder zu schützen. Abwesend von der Stadt, als das Feuer ausbrach, eilte er schnell dahin zurück, und stellte sich an die Spitze der ihm zugehörigen Lösch-Anstalten, die er dann auch bis zum Erlöschen der Feuersbrunst nicht mehr verließ. v. Heinisch war einer der Ersten, welcher seine Spritze der bedrängten Stadt zu Hülfe sandte, welche aber leider bei ihrer Wirkung gegen den Probsthof von den Flammen verzehrt ward. — Auch die Local-Direction der k. k. Militär-Akademie war bemüht, ihr Möglichstes zum Troste der Unglücklichen beizutragen. So wie ihre Zöglinge bei Rettung des Eigenthums, ihre Spritzen und Feuerleute bei Löschung des Brandes thätig waren, hatte sie ihre Localitäten, wie bereits angeführt, den Verunglückten gastfreundlich geöffnet. Dahin wurde der kranke Prior des Stiftes Neukloster geflüchtet; auch viele andere Kranke oder sonst Verunglückte fanden dort ein Asyl, und erhielten, nebst der menschenfreundlichsten Pflege auch Arzeneien und alle sonstigen Bedürfnisse, was bei dem Umstande, daß beide städtische Apotheken zu den abgebrannten Gebäuden gehörten, von unschätzbarem Werthe war.

Und diejenigen, welche die Bedauernswerthen in ihrem Unglücke nicht verlassen, waren auch wieder die Ersten, welche in das Herz der Trostlosen einen Hoffnungsschimmer senkten. Bei dem Mangel bewohnbarer Räume in der schrecklich verheerten Stadt waren die Behörden genöthiget, in weiterer Entfernung Unterkünfte zu suchen; eine Sorge, welche, obgleich durch das Entgegenkommen der Nachbar-Gemeinden in jedem Betrachte erleichtert, doch durch den Umstand sehr peinlich gemacht wurde, daß man so viele dem Flammentode oft nur mühsam Entrissene nun auch gegen die Wirkungen des Mangels zu schützen suchen mußte. Auch hier trat die Direction der k. k. Militär-Akademie unterstützend ins Mittel, indem sie zeitweilig einige Localitäten zur Unterkunft der Obdachlosen einräumte; die Zöglinge aber verzichteten zum Besten derselben freiwillig auf eine Speise, und gaben so, wie vorher Beweise des Muthes, nun auch ein Beispiel der schönsten Humanität. Diesem edlen Beispiele folgten bald jene Stadtbewohner, welche in der allgemeinem Verheerung nicht Alles verloren, indem sie bedeutende Gaben auf den Altar der Wohlthätigkeit legten, und ihnen schlossen sich mit gleich rühmlichem Streben die Nachbar-Gemeinden an. Diese Quellen jedoch, so reich sie flossen, und so schätzenswerth im ersten

Momente sie waren, mußten bald versiegen, und darum gestatteten Se. Majestät Kaiser Franz I., daß eine allgemeine Sammlung in der ganzen Monarchie veranstaltet werde, an deren Spitze sich derselbe mit einem Geschenke von 10000 Gulden und später mit einem unverzinslichen Darlehen von 100000 Gulden stellte. Die ganze kaiserliche Familie folgte diesem erhabenen Beispiele, indem sie nach Kräften zur Linderung des großen Elendes beitrug. Würdig reihten sich die Edlen jedes Standes, und unter diesen vorzüglich das Wiener Großhandlungs-Gremium mit einer Summe von 20000 Gulden ihrem verehrten Fürsten an, und in kurzer Zeit hatte thätige Menschenliebe eine Summe von mehreren Hunderttausend Gulden zusammengebracht, welche dem ersten herben Einflusse des Unglücks steuerte, und mit den Leistungen der Brand-Assecuranzen verbunden, die Unglücklichen in den Stand setzte, noch vor Eintritt des Winters die nicht ganz in Schutt liegenden Gebäude wenigstens unter Dach zu bringen. Dem frevelhaften Spiele, welches die Speculation mit dem Unglücke durch die Forderung übertrieben hoher Arbeitspreise begann, wurde durch Absendung von Militär-Abtheilungen ein Ziel gesetzt, zur Zuführung des Bauholzes und anderer Effekten ärarische Züge beigestellt, kurz Alles gethan, den Tiefgebeugten erhebend unter die Arme zu greifen. So steht jetzt Neustadt wenigstens äußerlich und vorzüglich auf den Hauptplätzen und in den weiteren Gassen fast schöner da, als es vor dem Brande gewesen, obwohl im Innern der Häuser noch sehr viel zu thun übrig ist, und auch noch manche mit Bretern belegte Dächer den Wanderer schaudernd an den verhängnißvollen 8. September erinnern. Wahrscheinlich werden auch diese Breterdächer in kurzer Zeit verschwinden; aber es werden Menschenalter vergehen, bevor die Stadt sich wieder jenes Wohlstandes zu erfreuen hoffen darf, dessen sie vor diesem unglücklichen Tage genoß. Man lasse sich nicht täuschen durch den Luxus, welcher sich bald nach dem Brande wieder zu zeigen begann; dieser Flitter dient oft nur dazu, durch eine glänzende Außenseite inneres Elend zu verhüllen. Und wäre es auch, daß Einzelne, die vielleicht nicht sehr viel verloren, sich nun schon erholt; wäre es auch, daß ausgedehntere Verbindungen, nicht zu vermeidende Begünstigungen ihnen zu größeren Unterstützungen verholfen, — der Wohlstand einer Einwohnerschaft ist nicht nach dem Aufwande Einzelner zu beurtheilen, sondern spricht sich im behaglichen Gefühle der Gesammtheit aus, und dieses wird noch lange entfernt bleiben von der Stadt, welche die Wiege des ritterlichen M a x i m i l i a n gewesen ist.

—dt.

Darstellung des Colonen- und Contadinen-Wesens im Ragusaner-Kreise. Von H. D. E u g e n S c h i n d l e r, Doctor der Rechte und Concepts-Prakticanten der k. k. n. öst. Kammer-Procuratur.

(S c h l u ß.)

Im III. Theile endlich sind mit großer Sorgfalt die von der österreichischen Regierung über diesen Gegenstand bisher erlassenen Gesetze aufgeführt, und der Herr Verfasser hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er viele Verordnungen des dalmatinischen Guberniums, die selbst in der Prov. Ges. Sammlung nicht enthalten sind, mit vieler Mühe sich zu verschaffen gewußt und aufgenommen hat.

Allein unangenehm ist, daß er das, leider in so vielen juridischen Werken über einen Zweig der pos. öst. Gesetzgebung vorwaltende, System einer bloßen chronologischen Aufzählung der einzelnen Gesetze ebenfalls beibehalten hat; ein System, welches den durch die Herausgabe solcher Werke beabsichtigten Zweck fast ganz vereitelt. Denn, warum nimmt man wohl ein solches Werk zur Hand, als damit man, ohne erst lange in Gesetzsammlungen und Registraturen herum suchen zu müssen, gleich erfahre, was die bestehenden Gesetze in diesem oder jenem Falle verordnen. Bei einer solchen chronologischen Einrichtung muß man aber immer das ganze Buch durchlesen, weil man nicht sicher ist, ob nicht ein auf einer Seite angeführtes Gesetz durch ein auf einer späteren Seite folgendes aufgehoben wird; was um so nothwendiger erscheint, da die Verfasser in der Regel diese Aufhebung gar nicht andeuten.

Diesem Uebelstande würde wohl am Besten dadurch abgeholfen, daß man entweder die nicht mehr geltenden Gesetze ganz wegließe, oder, wo man dieß wegen der Vollständigkeit oder Begründung der späteren Anordnungen nicht thun kann, doch wenigstens gleich bemerkte, daß das Gesetz durch ein späteres aufgehoben sey.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen erhält auch durch den vorliegenden Aufsatz ihre Bestätigung; denn so kurz der III. Theil desselben ist, so finden wir doch über Einen Gegenstand, nähmlich über die Roboth-Verbindlichkeit jener Bauern, welche mehr als 5 Stunden von dem Orte der Roboth entfernt sind, 4 Verordnungen (A. h. E. vom 4. April 1815, A. h. E. vom 26. April 1817, Hofkanzlei-Dekret vom 23. Oktober 1820 Zahl 30887 und A. h. E. vom 4. Februar 1836), deren eine die andere abändert; ohne daß bei den frühern auf die folgenden hin-

gedeutet wäre, und der Leser sohin, bis er zu der letzten gelangt, immer irrige Vorstellungen im Kopfe hat.

Aeußerst gelungen ist der Eingang dieses III. Theiles, wo der Hr. Verfasser in wenigen scharfen Umrissen treffend den Unterschied des Ragusaner Contadinen von den Unterthanen in jenen Provinzen, wo ein eigentliches Unterthansband besteht, und von dem Pächter im Lombardisch-Venetianischen Königreiche bezeichnet, indem das Verhältniß des Contadinen mit dem eigentlichen Unterthansverhältniß nicht die grundherrliche Jurisdiktion, das Pachtverhältniß im Lombardisch-Venetianischen Königreiche aber mit dem Contadinenverhältniß nicht die Robothleistung gemein hat.

Seine Vertrautheit mit dem Geiste der österreichischen Administration hat der Hr. Verfasser durch die darauf folgende allgemeine Begründung der, von der österreichischen Staatsverwaltung in den früheren Gesetzen theilweise getroffenen Abänderungen an den Tag gelegt.

Und so schließe ich denn mit dem Wunsche, daß der Hr. Verfasser sein in dem Vorworte geäußertes Vorhaben, die Verhältnisse der Grundholden in ganz Dalmatien in einem größeren Werke zu behandeln, baldigst in Vollzug setzen wolle.

Für diejenigen, welche nicht im Besitze der oberwähnten zwei Hefte der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit u. s. f. sind, bemerke ich noch, daß die fragliche Abhandlung auch besonders abgedruckt, und im Buchhandel zu haben ist.

Dr. Kalessa.

Miszellen.

„Nach verrichten Entsatz (von Wien 1683) schiene," erzählt der gleichzeitige Wagner v. Wagenfels in seinem Ehren-Ruff Teutschlands, »dieses abentheurlich, daß die allermeiste, nächst Gott, nicht unsern Teutschen, sondern denen Pollacken (also von denen Frantzosen überredet) die Ehr eines so wunderbahren Sieges offentlich zugeschrieben, wiewohlen unverborgen ware, daß Ihr Königl. Majest. auß Pohlen mit allen Ihren sehr oft widerhohleten: Stoy churbisiihn Sacramentsky, die Ihrige fast nicht habe zu Stand bringen können.«

Die Katholiken in Siebenbürgen haben zu Clausenburg ein akademisches Lyceum mit 11 Professoren und außerdem 9 Gymnasien. Die Oberaufsicht über diese Bildungs-Anstalten führt der Hochwürdigste Bischof Nikolaus Kovacz. — Die Evangelischen augsb. Bek. haben ein Gymnasium zu Hermanstadt mit 15, zu Cronstadt mit 10, zu Mediasch mit 9, zu Schäßburg mit 6 und zu Bistriz mit 3 Professoren.— Die Evangelischen helvet. Bek. besitzen ein Collegium zu Nagy-Enyed mit 7, zu Clausenburg mit 5, zu Neumarkt mit 6, zu Udvarhely mit 5 Professoren und außerdem 4 Gymnasien. — Die unirten Griechen haben ein bischöfliches Lyceum zu Blasendorf mit 9 Professoren und ein Gymnasium. — Die Unitarier besitzen ein Collegium zu Clausenburg und zwei Gymnasien zu Torda und Keresztur.

Mandat K. Ferdinands I. (Innsbruck, 7. März 1563) an Alle und Jede in den Ni. öst. Landen und der Grafschaft Görz: „Wiewohl wir vor dieser Zeit zu mehrmalen befohlen, daß Niemand einige geistliche Güter, ohne unser, als regierenden Herrn, Vorwissen, zu handen bringen, sondern sich männiglich bei Verlierung des Kaufschillings derselben gänzlich enthalten soll, so langt uns doch an, daß demungeachtet je länger je mehr von den Gotteshäusern, Pfarren und Beneficien alienirt, ansehnliche Stück und Güter davon verkauft und vergeben werden, aber das Geld allein in der Inhaber und derselben Zugehörigen Nutz und Frommen bleibe — so verbiethen wir aufs Neue den Kauf solcher Güter, und bestimmen, daß er für immer kraftlos, unwirksam seyn, auch darauf weder gerichtlich noch in anderm Weg Ichts gehandelt werden soll. Auch ermächtigen wir alle künftigen Prälaten, Pfarrer und Beneficiaten, alle auf diese Weise alienirten Güter ohne Ersatz des Kaufschillings einzuziehen, und gegen die Uebertreter allen Ernstes zu verfahren. (Gedrucktes Folioblatt.)

† P. Joseph Mezger, Verfasser der „Historia Salisburgensis," welche 1692 in Folio gedruckt worden ist, starb vor der Beendigung des Werkes; seine beiden Brüder, P. Franz und Paul, setzten es fort, indessen keineswegs mit demselben glücklichen Erfolge. Es gibt einige Exemplare mit Kupfern, die jedoch große Seltenheiten sind: »Exemplaria hujus operis,« heißt es im Catalogus Bibl. Rinkianae, »in tabernis librariis venalia communiter figuris incisis destituuntur, utpote quas Archiepiscopus quibusdam tantum concessit, ipsis tabulis sequestro positis, quae nunc, fama ferente, periere.«

Die Akten der theologischen Fakultät in Wien enthalten zum Jahre 1545: »Hac mutatione (aestiva) Franciscus Stancarus natione Italus, de linquis Hebraica et graeca bene meritus, praefectus est eisdem ordinarius per senatum Regium. Verum deprehenso ejus spiritu ejectus est decreto regio 1546.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

38. Sonnabend, den 13. Mai 1837.

Friedrich von der Pfalz bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

Nachdem Friedrich von der Pfalz aus Oesterreich, wo er während der Belagerung Wien's mit seinen Hülfstruppen bis in die Gegend von Stockerau vorgedrungen war[1], nach Hause gekehrt, hielt er sich bis zum fünften Jänner 1530 zu Neuburg auf. An diesem Tage aber begab er sich zum Reichs-Regiment nach Speier, wo man einstimmig den Beschluß faßte, ihn nach Italien zu schicken, um dem Kaiser über die glückliche Ankunft sowohl, als über die bevorstehende erfreuliche Krönung, die auf den 22. Februar festgesetzt war, im Namen des Regiments die Gefühle der innigsten Theilnahme auszudrücken, und zugleich Seine Majestät zu bitten, die Reise nach Deutschland so viel möglich zu beschleunigen, damit der allgemeinen Verwirrung abgeholfen werde. Als Begleiter wurden ihm der Edle Conrad von Schulemburg und der Rechtsgelehrte und Kanzler des Fürsten, Hartmann Hartmanni von Eppingen, beigegeben. Sie traten von Neuburg aus, wohin auch ich, zum Geleite bestimmt, von Heidelberg mich begeben, zusammen die Reise an. Wir brachen am 5. März auf, und kamen über Innsbruck und Trient am 23sten zu Villa Franca, drei Meilen vor Mantua, an, von wo mich der Fürst vorausschickte, dem Kaiser seine Ankunft zu melden, indem er selbst hier meine Rückkehr abwarten wollte.

Wie ich demnach, unfern dem Schlosse Gonzaga, in einem Dorfe anlangte, traf ich dort den Kaiser eben bei der Mahlzeit, welcher hocherfreut über meine Ankunft befahl, daß ich alsogleich dem Fürsten berichten soll, Seine Majestät werden am folgenden Tage zu Mantua seyn, und ihn dort empfangen. Sogleich Willens, wieder nach meinen Pferden zu sehen, ließ mich der Kaiser durch den Grafen von Nassau fragen, ob ich schon gegessen hätte, und als ich mit dem Kopf verneinend nickte, hieß er mir von seiner Tafel einen Kalbsbraten geben, und zwar auf einer Bank ganz in seiner Nähe, denn der Platz war sehr enge. Hier fing ich nun an, nicht zu essen, sondern, wie ein hungeriger Wolf, das Gebotene zu verschlingen. Als dieses der Kaiser bemerkte, lispelte er dem Grafen von Nassau etwas in's Ohr, der nun auf mich zukam und bemerkte, daß Se. Majestät sich eine Eßlust, wie meine, wünschte. »Kein Wunder,« entgegnete ich, »24 Stunden sind es, seit ich nichts zu mir genommen; ich habe Hunger.« »Aber,« erwiederte der Graf, »du ißt Fleisch an einem verbotenen Tage;« es war nähmlich Quatember. »Fürwahr, bei dem großen Appetite habe ich ganz darauf vergessen,« gab ich zur Antwort, und wich erschreckt zurück. Als der Kaiser dieses sah, brach er in lautes Lachen aus, winkte mir mit dem Kopfe, fortzuessen, und ließ mir eine große Flasche Malaga reichen, die ich mit einem Zuge leerte. Hierauf mich verbeugend, eilte ich zu meinem Fürsten zurück, berichtete ihm, was mir der Kaiser aufgetragen, und fügte hinzu, wie es keineswegs der Wille Sr. Majestät, daß er entgegen gehe, wohl aber, daß er zu Hause ausruhe und deren Ankunft abwarte, was denn auch, wie recht und billig, der Fürst befolgte. Als aber der Kaiser nach dem Mittagsmahle in die Stadt einzog, sah der Fürst die Feierlichkeit vom Fenster aus an, versteckt unter sehr vielen Zuschauern, damit er nicht erkannt würde. Indessen dem scharfen Auge des Kaisers konnte er nicht entgehen. Der hochherzige Karl erblickte ihn kaum, als er mit dem freundlichsten Gesichte ihm zulächelte, und drei- und viermal grüßend den Kopf neigte, zum großen Staunen der Meisten, die da nicht begriffen, wem das Lächeln gelte. Weil aber der Kaiser, im Hof-Quartier

[1] Vergl. »Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1529« in Nummer 101 des vorigen Jahrgangs.

angekommen, dasselbe bereits angefüllt fand von Begrüßenden, bestimmte er dem Fürsten die Stunde der Audienz auf den folgenden Tag, und empfing ihn an diesem mit eben so vieler Güte, als Humanität. Hierauf trug der Doktor Hartmann, dem das Wort zu nehmen befohlen worden, die Rede vor, die ich mit ihm auf der Reise einstudiert hatte; denn obschon er unter den berühmten Rechtsgelehrten nicht der letzte war, hatte er doch auf die Beredsamkeit wenig Mühe verwendet. Wie er geendet, redete der Kaiser den Granvell an, der allein bei ihm stand, und ein nicht viel besserer lateinischer Redner war, und befahl ihm zu antworten. Dieser aber sprach [1]: »Officium bonis viris dignum, et rem gratam Serenissimo Imperatori fecit Regimen Imperiale, quod vos Oratores misit suam Maiestatem exhortatum, ut suscepto Imperiali diademate pacatisque jam rebus Italiae ad componendam turbatam Germaniam acceleret. Quod ipsum, et si nihil aliud sit, quam sponte currenti equo addere calcaria: est enim jam sua Majestas in itinere, ut recta Germaniam adeat, gratissimum tamen et prudentissime factum ab iis interpretatur, quod tibi Friderice Princeps hoc munus injunxerunt, quem unum inter mortales sua Majestas maxime amat; cujus prudentiam et in rebus maximis gerendis dexteritatem apprime cognitam habet: Cujus ductu, consilio, authoritate omnia conficere intendit, nec dubitat, quin ubi apposueris manum, brevi cuncta ad optatum et quem desiderant cuncta finem perveniant. Quare te iterum atque iterum gratum et acceptum advenisse repetit et dicit, uti latius tibi ipsi sua Majestas nunc aperiet.« Nun faßte der Kaiser den Fürsten bei dem Mantel, führte ihn zum nächsten Fenster, und sprach viel über die italienischen Angelegenheiten, die er wider alles Erwarten in Ordnung gebracht: »er hoffe dasselbe auch von den deutschen, die er ihm vor Allem anempfehle, mit der Bitte, während der Reise darüber nachzudenken. Ohnedieß würde er, wenn er nicht zuvorgekommen wäre, nach Innsbruck berufen worden seyn, wohin der König mit der Königin Witwe (Maria von Ungarn) kommen werde.« Da der Kaiser, während er dieses sagte, den Fürsten hoch erröthen sah, begann er heftig zu lachen, und fügte hinzu: »Wenn wir dahin gekommen, werden wir darüber ein Näheres und Weiteres besprechen; ich will dir ein guter Verwandter und Kaiser seyn [1].«

Inzwischen konnte Granvell die Rede, welche Doktor Hartmann gehalten, gegen uns nicht genug rühmen, ja er erhob sie über Alle, die er bisher von den Italienern gehört, weil sie kurz und bündig, Vieles mit Wenigem umfassend, und der Zeit ganz entsprechend gewesen. »Dagegen wäre bei den Italienern kein Ende, die nur dann gut gesprochen zu haben glaubten, wenn sie ein Weites und Breites, das oft gar nicht zur Sache gehörte, hervorgebracht, zum großen Verdruße der Zuhörer, besonders jener, die viele Geschäfte haben. Der Kaiser selbst verschiebe häufig die Audienzen, aus Furcht, die langen Reden hören zu müssen.« Dieß wiederhohlte er auch bei dem Fürsten, und bat um eine Abschrift der Rede; welcher Umstand dem Doktor Hartmann eben so viele Gunst, als großes Ansehen bei dem Fürsten verschaffte. Daher beschenkte er ihn mit einem seidenen Kleide; mich aber, der ich die Rede verfaßt hatte, mit einem — Nasenstüber.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Slawische Ahnentafeln.

1. Das Geschlecht der Homutjewitj-Gerguritj in Bosnien.

Wohl eine der ausgezeichnetsten und glänzendsten bosnischen Familien vor dem Untergange des Reiches war die der Homutjewitj-Gerguritj, sowohl wegen der hochgestellten und in der Geschichte der damaligen Zeit gefeierten Sprossen, als auch wegen der ehrendsten Verwandtschaft. Dreizehn Generationen männlichen Geschlechts hat uns die Geschichte aufbewahrt, unter welchen Bane von Kostur in Macedonien, Stellvertreter der bosnischen Bane, Ritter des heil. Jakobs-Ordens von Galizien, tapfere und unbezwingbare Generale der vereinten spanischen und neapolitanischen Krone, sowohl zu Wasser als zu Lande, erscheinen. Aus denselben gingen sogar Kaiserinen hervor, da sie ihre Töchter den griechischen Kaisern von Constantinopel, und von Trapezunt in das Haus der Kommenen verehlichten. Selbst in Wien standen sie am Hofe der Kaiser

[1] Wir geben diese Rede im Original, um dem verehrten Leser in den Stand zu setzen, sie mit dem Urtheile des Referenten zu vergleichen.

[1] Eine Vermählung Friedrich's mit Maria von Ungarn war schon früher und öfter besprochen worden.

in großem Ansehen, und nicht minder bei den Königen von Ungarn, wie aus ihren Privilegien und Diplomen zu ersehen, deren Aufzählung jedoch zu weit führen würde. Hier sollen nur kurz die Geschlechter aneinander gereiht werden.

Erstes Geschlecht. Knes Radiwnj Gerguritj, genannt Wladisalitj, war Herr des Schlosses Tuchelj, das in der Mitte Bosniens zwischen Kreschewo und Konjiz gelegen, vor unzähligen Jahren von seinen Vordern erbaut wurde. Der Stamm ist uralt, hierher gehören nur die letzteren, der Geschichte würdigeren Sprossen. Seine Gemahlin hieß Wladawa Baoschitj.

Zweites Geschlecht. Knes Gergur, Sohn des Knesen Radiwnj Gerguritj, des letztgenannten. Er hatte Katharina Kraschoewitj zur Frau.

Drittes Geschlecht. Knes Radiwnj, Sohn Gregors, Statthalter des Banes von Jajza und der Umgebung. Diesem hat Stephan Katromanowitj, Ban von Bosnien, alle Besitzungen seiner Ahnen, so wie die genannte Feste Tuhelj zum völligen Eigenthum im Jahre 1268 bestätigt. Er heirathete Anna Swiesditj.

Viertes Geschlecht. Knes Gregor, Radiwnj's Sohn. Er erhielt von den Brüdern den Beinamen Homutina (Kummelkessen), weil er boshaft seine zwei ungelenkigen Brüder neckte, sie spottend zwackte und höhnte. Daher heißen seine Nachkommen Homutjewitj-Gerguritj. Er war Wojwoda von Jajza und hatte zur Gemahlin Rose Kostanitj.

Fünftes Geschlecht. Knes Aurel, Sohn Gregor's des Homutina, insgemein Homutjewitj genannt, Ban der Burg Kostur in Macedonien, und Generalissimus des Czaren Stephan Nemanitj im Jahre 1349. Seine Großthaten könnten ganze Bücher füllen. Ein Zug seiner ans Fabelhafte gränzenden Schnelligkeit soll hier Platz haben. — Da er sich einst in Gesellschaft mehrerer Großen am Felde ober Smuska zwischen Kreschewo und Konjiz, nahe der Padigmanischen Kirche befand, machte er plötzlich drei so ungeheuere und wunderbare Sprünge, daß er alle in Verwunderung setzte. Sie erzählen, er habe jedesmal 32 Fuß übersprungen, so, daß man zum bleibenden Andenken große Pfeiler von Stein von einer Entfernung bis zur andern erbaute, und die Inschrift mit cyrillischen Lettern eingraben ließ: „Hier sprang Aurel Homutjewitj, der Held.“ Dieser Oberbefehlshaber des serbischen Kaiserreiches hatte zur Gattin Widosawa Baoschitj.

Sechstes Geschlecht. Knes Gregor Homutjewitj, zweiter Ban von Kostur und Herr von Papowo, Drachowa, Slano. Seine Ehefrau war Maria Gjupanowitj.

Siebentes Geschlecht. Knes Hraniſlaw Homutjewitj, Herr von Popowo ꝛc.; ihm bestätigte der bosnische König Twertko alle Privilegien, Vorrechte und Besitzungen, die seine Vorfahren besassen, im Jahre 1395; er war Wojwoda und Statthalter des Königs im Küstenlande, und hatte zur Frau Rada Ljubibratitj.

Achtes Geschlecht. Knes Brajan Homutjewitj, Herr von Popowo und Drachowo; diesem nahmen die Dubrawer mit Gewalt die Herrschaft über Slano im Jahre 1460. Er ehelichte Goisawa Kowatschitj.

Neuntes Geschlecht. Knes und Wojwoda Radiwoj Homutjewitj, Herr von Popowo, Drachowo und aller Erbgüter, in deren Besitz ihn Mathias König von Ungarn 1465 bestätigte. Seine Frau hieß Widosawa Kostanitj.

Zehntes Geschlecht. Knes Milat Homutjewitj und Biliza Tachowitj seine Gemahlin.

Eilftes Geschlecht. Knes Johann Herr von Popowo und Drachowo, General aller Truppen des Königs von Neapel, dessen Gattin Rada Soritja hieß.

Zwölftes Geschlecht. Knes Iwo, Herr von Popowo, Drachowo und wiederum von Slano, General aller Waffengattungen des Königs von Spanien, und Jela Bogaschinowitj dessen Gattin.

Dreizehntes Geschlecht. Knes Peter, Iwo's Sohn, Ritter oder Kavalier des heil. Apostel Jakob von Kompostella, Commissär und General Philipp des II. von Spanien, besonders des slawischen Heeres, das sich nach dem Untergang des bosnischen Königreiches und seiner Banien an ihn anschloß.

Aus derselben Familie war Radigost um das Jahr 1320 Erzbischof und Metropolit in Bosnien in der Stadt Glassinza; ein anderer dieses Hauses, Namens Dobroslaw, war ebenda Metropolit um das Jahr 1366. Gleicherweise waren viele Domherren und Decane von St. Nikolaus, St. Barbara und anderen Orten, ferner viele Priester, Lectoren der heil. Theologie und Lehrer im Orden des h. Dominicus und Franziscus, und ein Seliger (beatus) Namens Julian aus der bosnischen Provinz aus diesem Stamme.

Ein Sprosse dieses Stammes ist auch Helena, Tochter des Knesen Iwo Homutjewitj, legitime Gemahlin

des Peter Kommenus, der ein Sohn des berühmten Alexius gewesen.

Das Andenken vieler edler Geschlechter ist bereits ganz erloschen, der Grund davon dieser: Als die Türken Bosnien eroberten, wütheten sie furchtbar gegen alle Eingebornen, und machten sichs zur vorzüglichen Aufgabe, alle Diplome und historischen Denkmäler zu zerstören, um jeden Funken der Nationalität, die in einem leibeigenen Volke größtentheils nur bei den Freien oder Privilegirten zu finden ist, vollends zu ersticken. Der Sultan versprach den in Jajza versammelten Großen des bosnischen Reiches alle Vesten, Dörfer und Herrschaften zu geben, und alle Privilegien, die sie unter den bosnischen Königen genossen, zu bestätigen, befahl ihnen aber zugleich, daß sie die Diplome über ihren Adel, ihre Besitzungen und die Heldenthaten, die sie und ihre Vordern verübt, mitbringen sollen. Die Magnaten beim Sultan in Jajza angelangt, weisen ihre Pergamente vor, die er alsbald verbrennen läßt, und der sichere Tod wartet nun aller der Edlen, welche das Christenthum mit den Islamismus nicht vertauschen wollen. Darauf ruft er das Volk vor sich, verändert ihre alten Namen, und befiehlt ihnen, sich künftighin nach den Tauf-Namen des Vaters zu benennen; dessen Vater z.B. Peter hieß, wurde nun Petrowitj, gleichsam Petersohn genannt, u. s. w.

Viele Große, die sich nicht zu Mahomed bekennen wollten und glücklich dem Gemetzel der Türken entgangen sind, entflohen ins Küstenland, wie das Manuscript Tajnica in einem bosnischen Kloster bezeiget:

„Eine große Anzahl Bosnier floh vor jenem Sturm in das angränzende Gebiet von Krajina und in das Küstenland, die meisten dieser Familien waren einst adelig, sind aber nun plebeisch: sie liebten die Religion mehr als das Vaterland."

Das bosnische Wappen ist ein Schild, worauf ein Halbmond und ein Stern. Im Küstenland findet sich besagtes Wappen auf vielen alten Gräbern: alles zum Beweise, daß jene Gräber die irdischen Ueberreste bosnischer Emigranten decken, die einst mächtig und angesehen waren.

(Werden fortgesetzt.)

Beilagen zu dem Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

c. 1. September 1296.

»Item constare cupio presentium inspectoribus universis quod vineam meam in holnburk quam emi cum mea pecunia a Friderico quodam dicto in dem Winchel pro XVIj libris Wiennensium denariorum locavi Alberto dicto vorster perpetuo iure purkreht pro VI urnis vini sibi suisque heredibus possidendam, hac conditione apposita seu adiecta quod ipse Albero vel quicumque eidem successerit in eadem vinea sine iure hereditario aut emptionis aut donationis titulo michi, quamdiu vixero sex urnas vini boni singulis annis et post mortem meam capitulo Ardacensi cui eandem Vineam legavi persolvere non postponat hoc tamen adiecto quod si per totum predium in holnburk generalis in vino defectus aliquo annorum extiterit tunc illo anno XII denarios Wiennenses pro qualibet urna vini persolvere teneatur. Si autem aliquo annorum in solutione pensionis prenotate idem Albero aut aliquis successorum suorum negligens fuerit aut remissus ex tunc predicta vinea ad me vel ad capitulum Ardacense si supersistens non fuerim integraliter revertetur. Persolvet insuper idem Albero vel successores sui VIII denarios de eadem vinea jure purchrecht in festo sancti Michahelis anni cuiuslibet circulo revoluto.

Acta sunt haec anno domini. M. CC. LXXXXVI. Kal. Sept.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

39. Mittwoch, den 17. Mai **1837.**

Friedrich von der Pfalz
bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

(Fortsetzung.)

Da aber der Kaiser längere Zeit in Mantua blieb, und dem Vergnügen der Jagd lebte, wandelte den Fürsten das Verlangen an, die wohl befestigte und herrliche Stadt Ferrara zu sehen. Nachdem das Schiff bereitet, und wir bei Andes den Manen Virgils unsere Verehrung gezollt hatten, kamen wir auf dem Flusse Po dahin, und wurden von dem Herzog eben so zuvorkommend aufgenommen, als gütig bewirthet. Doch speiste dieser nicht mit dem Fürsten, weil er Fleisch aß, der Fürst aber als in der Fastenzeit sich davon enthielt. Uebrigens wurde weder goldenes noch silbernes Geschirr auf den Tisch gebracht, sondern Alles, obgleich im Ueberfluß, in irdenem gereicht, entweder weil es so Sitte, oder in Erinnerung der Verslein:

> Fortunam reverenter habe, quicumque repente
> Dives ab exili progrediere loco.

Der Herzog zeigte uns hierauf den reitzenden, auf einer Insel des Po gelegenen Garten und die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, an denen wir uns zwei Tage erfreuten, und dann wieder nach Mantua zurückkehrten. Hier ungeduldig über das lange Verweilen des Kaisers (schon waren 15 Tage seit unserer Ankunft verflossen, und der Fürst von Mantua, der erst neulich zum Herzog ernannt worden war, gab uns weder Beweise des Wohlwollens noch der Freundschaft), ging Friedrich zu Sr. Majestät, und bat um die Erlaubniß, nach Venedig reisen zu dürfen, um diese merkwürdige Stadt näher kennen zu lernen. Der Kaiser gestand dieß freundlichst zu, und bestimmte den Tag, an welchem er nach Trient zurückkehren würde. Wir verließen demnach Mantua, und gingen zu Lande über Legnano, Montagnana und Este bis Monselice; von hier zu Wasser auf dem Po nach dem umfangreichen Padua, und nachdem wir hier Alles besehen, fuhren wir auf der Brenta und endlich auf dem Meere gegen Venedig, wo wir in einem öffentlichen Gasthause einkehrten, nur von Wenigen begleitet, denn der Fürst wollte unerkannt bleiben. Doch das erhabene Antlitz desselben verrieth sogleich, daß er nicht der Menge, noch weniger dem Volke angehöre; daher schickte der Senat zu ihm, mit der Bitte, das Incognito abzulegen. Die Freunde riethen zur Bekenntniß des Namens, und als die Venetianer diesen erfuhren, wiesen sie dem hohen Fremdling sogleich die weitläufigsten Gebäude nächst dem Pallaste an, und ließen ihn von einigen Senatoren dahin begleiten.

Der Doge und der Senat sollen sehr bedauert haben, daß er sich nicht früher zu erkennen gegeben: sie bestimmten nun aus ihrer Mitte drei ansehnliche Männer, die den Fürsten in der ganzen Stadt herumzuführen, mit allen Denkwürdigkeiten bekannt zu machen, und für uns aus dem Gefolge Sorge zu tragen hatten. Nie ist der Fürst mit größerem Pompe behandelt worden. Nur Eines war, worüber wir klagten: daß uns nähmlich kein anderer Wein, als Malaga, vorgesetzt wurde, obwohl dieser in höchst reichlichem Maße und mit dem Wunsche, so recht nach deutscher Sitte zu zechen, was indessen der Fürst auf das schärfste verbothen hatte. Am Mittwoch in der Charwoche waren wir in Venedig gelandet; am Ostermontag (ich weiß nicht ob einem Gelübde zu Folge, oder aus Vorsatz) haben der Doge selbst und der ganze Senat den Fürsten aus der St. Markuskirche in andere nahe gelegene Tempel mit wahrhaft großer Feierlichkeit geführt, und wieder zurückbegleitet. Nach der Mittagstafel wurde eine sehr ansehnliche Senats-Versammlung gehalten, und der Fürst, mit dem Degen umgürtet, was sonst nie Jemand gestattet wird, eingeführt. Er erhielt den Sitz zunächst dem Dogen;

uns wurde ohne Degen einzutreten gestattet. Kurz, es geschah Alles, was nur immer zur Ehre und Erheiterung des Fürsten ausgedacht werden konnte. Am folgenden Tage nahmen wir dankbar Abschied, und reisten, um zur rechten Stunde in Trient einzutreffen, frohen Muthes weiter. Auf dem Wege sprach der Fürst viel und über verschiedene Dinge mit mir; unter Anderm sagte er, daß ihm der Graf Heinrich von Nassau sehr gut wolle, daher, und weil dieser auch ein Deutscher, er ein großes Vertrauen auf ihn setze. Dieser hatte ihm zu Mantua wegen der Verehelichung mit der Königin Witwe von Ungarn alles Gute zu hoffen gerathen: »dem Kaiser, dem Kanzler und Granvell liege die Sache sehr am Herzen, und sie hätten gesagt, daß sie nichts Besseres thun könnten, als wenn sie dich, zum Verwandten gemacht, auch zum römischen Könige wählen ließen. Der Kaiser könne nicht lange in Deutschland verweilen, indem ihn die endlosen Geschäfte seiner übrigen Reiche wieder abriesen; der König Ferdinand aber, neuer Herr zweier Königreiche, sey in einen beständigen Krieg mit dem mächtigsten Feinde, dem Türken, verwickelt. Beide sähen die schwierige Lage Deutschlands nicht hinlänglich genug ein, oder auch, wenn sie dieselbe einsähen, könnten sie ihr doch nicht die nöthige Aufmerksamkeit widmen. Du, in Deutschland geboren und erzogen, würdest ohne Mühe Alles in Ordnung bringen, und als ihr Verwandter gewiß mehr des Guten in Deutschland gründen, als wenn sie es selbst verwalten sollten.« Diese Rede fand bei Friedrich leichten Eingang, der überhaupt, leider zu seinem Unglück, gerne der Hoffnung lebte, was auch so ziemlich allgemein bekannt war. Daher diejenigen, welche ihn hintergehen wollten, stets nur die größten Aussichten ihm vorzuspiegeln brauchten. Ich, der höfischen Sitte fremd, erwiederte: »Innerhalb wenigen Tagen werden wir den Ausgang des Lust- oder Trauerspieles haben.«

Von Trient aus im Gefolge des Kaisers, gingen wir nach Innsbruck, wo auch bald nach uns die beiden Königinen von Ungarn, Ferdinands Gemahlin Anna, und die Witwe Maria, ankamen; hier blieben wir bis zum 5. Juni. Indessen starb der durch Herzensgüte und Scharfsinn gleich vortreffliche kaiserl. Kanzler, wodurch die Verwaltung und Besorgung aller Reichsgeschäfte auf Granvell und den Statthalter von Castilien überging. Diese kamen eines Tages mit dem Grafen von Nassau zum Fürsten, und sprachen Anfangs viel und auf Umwegen über den Zustand Deutschlands und den Reichstag, der bereits angesagt war: endlich lenkten sie ihre Rede auf Herzog Wilhelm von Baiern, und erzählten, daß Abgeordnete desselben angekommen, die den Kaiser nach München zu kommen eingeladen. Seine Majestät wollten wegen Bequemlichkeit der Reise diesen Antrag nicht gerne zurückweisen, aber auch nicht mit vollem Herzen annehmen; denn sie wüßten recht wohl, welche Umtriebe der Herzog bei dem Könige von Frankreich und den Churfürsten, namentlich aber bei dem Churfürsten von der Pfalz versucht, und auch, welche Gesinnung zum Hause Oesterreich er trage, stehe fest in Ihrem Gedächtniß. Daher er Seiner Majestät viel zu denken schaffe, damit er nicht über die Hintansetzunng seiner Einladung etwas unternehme, was wider das Ansehen Seiner Majestät, des Hauses Oesterreich, ja des ganzen Reiches, und selbst gegen das Haus Pfalz wäre. Se. Majestät seyen übrigens fest überzeugt, daß weder der Churfürst von der Pfalz, noch Friedrich nach Aehnlichem strebe; daher wenn es Friedrich gerathen und dem Vortheile des Reiches entsprechend schiene, und er selbst dazu behülflich seyn wollte, hätten Seine Majestät zu versuchen beschlossen, ob die Churfürsten zu bewegen wären, Ihren Bruder Ferdinand zur römischen Königswürde zu erheben. Daraus würde folgen, daß zwei Brüder, einstimmig und mit vollen Kräften, für das Wohl des Reiches Sorge trügen; auch wäre dieß nichts Neues für die Zukunft, da es bereits von mehreren Kaisern geschehen: so habe Friedrich Barbarossa Heinrich den Sechsten; Heinrich aber Friedrich II. und Philipp, und erst neulich der Ahnherr Friedrich seinen Sohn Maximilian wählen lassen.“ Hierauf erwiederte der Fürst mit vieler Freundlichkeit: »er könne das Vorhaben des Kaisers nicht mißbilligen, doch sey er weder Churfürst noch von so großem Ansehen, daß von ihm in einer so schwierigen Sache viel zu erwarten. Uebrigens werde er, der seit der frühesten Jugend nichts unterlassen habe, was zur Ehre, zum Gedeihen des Hauses Oesterreich beitragen möchte, sich auch in dieser Angelegenheit durch Rath und That so verhalten, daß er in keiner Beziehung den Interessen Ferdinands als fremd erscheine: indessen wolle er auch sie gebethen haben, daß sie wegen der Heirath bei beiden Majestäten seiner denken möchten. Sie gelobten es unter lauten Dankbezeugungen und versprachen die Sache mit allem Eifer zu betreiben.

(Schluß folgt.)

Süd-Slawische Ahnentafeln.

II. Das Haus der Wladimirowitj.

Die alte südslawische Geschichte, die Diplome der Bane und Könige von Bosnien, so wie die der venetianischen Dogen bewahrheiten den Adel, das Ansehen und die Macht, deren sich einst die Familie Wladimirowitj erfreute. Weltberühmte Thaten der Geschichte überlassend, will ich nur den Inhalt einiger Pergamente anführen.

Am 20. Mai des Jahres 990 erhielt Wukotin Wladimirowitj, Herr der Veste Wladinjez, und Capitän mehrerer Orte und Schlösser in der Herzegowina, von Petro Candiano ein Adels-Diplom, worin ihm seiner Dienste, seiner Treue und Hülfe wegen viele Vorrechte zugesichert werden.

Im Jahre 1010 gab Katromon, Ban von Bosnien, dem Wukossaw Wladimirowitj ein vorzügliches Diplom, in welchem Knes Wukossaw Herr der ganzen Naretwa genannt, durch die versammelten Edlen und Großen des Königreiches von den allgemeinen Lasten befreit wurde, welche zu leisten diese sich verpflichteten. In eben dieser Urkunde werden ihm die ausgebreitetsten Herrschaftsrechte über alle seine Dörfer, Gauen und Schlösser eingeräumt.

Vom Jahre 1387 datirt sich die Urkunde des Knesen Radosch Wladimirowitj von Stephan Twertko, dem König der Bosnier. Hier wird ihm gegeben und bestätigt der Besitz der Brotjno, Ljubuschki und aller Dörfern bis ins Küstenland.

Um das Jahr 1446 war Wilemir Wladimirowitj aus dem Orden des heil. Basilius Abt, Bischof zu Kreschowja, im Lateinischen und Griechischen vorzüglich bewandert; er war Großkanzler und Reichs-Historiograph des Königs Stephan Tomaschewitj.

Im Jahre 1461 hat Knes Radiwoj von Stephan Kristitj, König in Bosnien, viele feste Plätze zum Lohn seiner Treue und tapfern Kriegsdienste erlangt. Mlit am Meere unweit Stono war mitbegriffen.

Knes Wladislaw befand sich gegen das Jahr 1551 zu Perza unter Batjina im Küstenlande, erhielt sich wohl im Besitze, keineswegs aber im Ansehen seiner Ahnen; er fühlte den Uebermuth der Türken, der Niemand schonte. Er vereinigte sich mit den Knesen des Küstenlandes, um einige Gesetze und Verordnungen in Kraft treten zu machen, die er mit eigener Hand unterschrieb.

P. Daniel Wladimirowitj, aus dem Orden des heil. Franciscus bosnischer Provinz, ein weiser und gelehrter Mann, war 1563 Bischof von Duwno, litt durch die Türken viele Verfolgungen, und zuletzt den Martyrertod. Sein Leib wurde von den Christen ausgegraben und in der Kirche des Klosters Ljubuschki beigesetzt.

Im Jahre 1620 wurde Knes Simeon von den Zenggern in Perza, als sie ganz Dalmatien verheerten, getödtet. Seinen Sohn Johann nannten die Anhänger des griechischen Ritus Simunowitj, und so hießen alle seine Nachkommen.

Dieser Knes Johann eroberte die Kraina bis zur Feste Norin im Jahre 1647, und deßhalb wurden ihm von dem erlauchten Dogen Trane Molino alle bosnischen sowohl, als venetianischen Priviligien bestätigt.

Im Jahre 1684 wurde der ehrwürdige P. Anton Wladimirowitj, genannt Gabeljaine, ein weiser Priester, zum Provinzial der bosnischen Provinz erwählt.

Knes Nikolaus Wladimirowitj nahm 1685 mit bloß vier treuen Gefährten Norin ein, und erhielt dafür vom Dogen Lob und Geld. Dieser wurde wiederhohlt von J. Cornero an die türkische Gränze geschickt, das Volk von Bebitj zu überreden, in das Gebiet der Republik auszuwandern; er kam auch wirklich zur günstigen Zeit, sich in dem Landstriche, das ehemals seine Vordern inne hatten, festzusetzen. Ein nahmhafter Held seiner Zeit, kämpfte er oft siegreich wider die Feinde des Christenthums, wurde aber bei der Einnahme der Feste Gabela von einer türkischen Kugel zu Boden gestreckt. So sagen die Zeugnisse der Generale Cornero und Dulfino vom Jahre 1690 aus.

P. Simeon Wladimirowitj war um das Jahr 1700 Pfarrer zu Sarajewo in Bosnien, den die Türken wegen der Religion getödtet haben, nach dem Zeugniß der im General-Capitel zu Mailand 1722 vorgewiesenen Documente.

Um das Jahr 1704 wurde Knes Georg vom Feldherrn Zana zum Anführer der Gränztruppen ernannt, an deren Spitze er in die Türkei einfiel, das Land verwüstete, Gefangene abführte und tödtete.

Um das Jahr 1751 wurde den Knesen Lucas und Johann Wladimirowitj in Betracht der alten Vorrechte eine herzogliche Urkunde ausgestellt, worin ihnen die Diplome der bosnischen Könige bestätigt, zugleich der adelige Rang eines Knesen auf ewige Zeiten, und alle jene Privilegien ertheilt wurden, deren die übrigen slawischen Großen im Dienste der Republik sich erfreuten. Am Ende des vorigen Jahr-

hunderts lebten von diesem Geschlechte noch zwei Priester des heil. Franziscus. Der eine war Lector generalis in Sebenico, ein tugendhafter und gelehrter Mann Namens P. Lukas; der andere F. Paskal, Neffe des Vorigen, war noch Theolog in Ungarn.

(Werden fortgesetzt.)

Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

d. 17. November 1296.

»Item prenominatas sex urnas vini legavi seu ordi-»navi capitulo ardacensis ecclesie perpetuo persolvendas, »hac adiecta conditione sive modo, ut predicti fratres »ipsius capituli Ardacensis annis singulis in anniversario »felicis memorie domini Chouradi comitis Silvestris Fri-»singensis episcopi qui est primo die intrante Martio, ip-»sius memoriam peragentes vigilias et missam pro defunc-»tis debeant illa die cum choro sollempniter decantare, »quibus exsequiis celebratis, ipso die ob anime sue reme-»dium predicte VI urne inter cannonicos qui tunc preseu-»tes exsequiis interfuerint equaliter dividantur«.

»Item legavi et ordinavi capitulo Ardacensi aliquas res »mobiles in camera mea, pro quibus emeretur per exsecu-»tores ad hoc deputatos aliquod predium de cuius censu »consolaretur sacerdos qui in altari S. Corbiniani Confes-»soris in basilica, saltim bis vel ter in qualibet ebdomada »celebraret.«

»De predicta pecunia emptum est feodum in Slaezpach »quod servit V. solidos Wiennensium denariorum an-»nuatim.«

»Item adieci et deputavi per donacionem causa mortis »predicto capitulo Ardacensi post mortem meam sex li-»bras Wienuensium denariorum de domo mea aput Waid-»houen quas VI. domicellus tunc famulus meus post obi-»tum meum persolvere tenebitur eidem capitulo finaliter »ut promisit, propter hoc in eadem domo nobis perpetuo »cum suis heredibus successurus, cum hiis itaque sex li-»bris prefatis capitulum emere debebit ex tunc aliquod »prediolum ex quo annuatim in conversione beati Pauli »fratres, qui presentes illo die fuerint in divinis officiis »recipiant consolationem aliqualem.«

»Acta sunt hec apud Ardakker Anno domini 1296 in »die beati Gedrudis.«

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

K. Ferdinands Mandat (16. Jänner 1545) an Alle, so in den ni. öst. Landen über Pfarren, Beneficien und andere dergleichen geistliche Stiftungen, Obrigkeiten oder Vogteien, oder diese in Verwaltung haben, „daß ihr nach Abgang der Geistlichen, so unter Euern Vogteien oder Obrigkeiten sind, in ihre Verlassenschaft weiter und anderes nicht greifet, als vor altem Herkommen, nähnlich, daß ihr die gewöhnliche Sperre, Inventirung und Verwahrung thun lasset, und zur Behütung der Pfarrer- und Beneficiatenhöfe oder Häuser nicht mehr Volkes und Gesindes haltet, als Noth thut.“

Augsburg, 24. August 1550: Ferdinand an Alle und Jede der ni. öst. Lande: „Da unter den Gesellen des Weißgärber- und Ircher-Handwerks mit Collationen Abent und Außschenckhen, viele Mißbräuch eingerissen, also daß an mehr Orten, da solch handtwerk gearbait wird, in ainer wochen, auf der hin- und widerreisenden Gesellen Ankunft nicht ein oder zwo, sondern zu vier und fünf versamblungen und Collationen, Abent und Außschencken beschehen — daraus dann nicht allein den Meistern in den Werkstätten viel versaumbniß, Nachtheil und oft verderblich Schaden, sondern auch allerlei Unrath, Mord, Schande, Laster und muthwillige Handlungen erfolgen, so sind auf Ersuchen diese Collationen, Abent und Außschenken gänzlich aufgehoben und eingestellt.“

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

40. Sonnabend, den 20. Mai **1837.**

Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

I.

Die Reitersiegel Herzog Rudolph's IV.

Unter die wichtigsten Documente, welche über den Zustand der Kunst und den im Mittelalter herrschenden Geschmack Aufschluß geben, gehören unstreitig die Siegel, die bisher keineswegs nach dem vollen Umfange ihres Verdienstes gewürdiget wurden; im Gegentheile hat man Beschäftigung mit Sphragistik, trotz der Bemühungen Einzelner, entweder als eine genealogische Spielerei betrachtet, oder gar mitleidig belächelt. Ein vaterländisches Museum, das in jeder Rücksicht so schwer vermißt wird, mit diesem eine Sammlung mittelalterlicher Siegel, welche bei den Schätzen der österreichischen Archive durch Gipsabgüsse so leicht begründet und vermehrt werden könnte, wäre allein im Stande, diese Irrthümer praktisch zu widerlegen, und es würde ein Feld bebaut, nicht unfruchtbar für die Geschichte des Vaterlandes, und gewiß von höchster Wichtigkeit für die Geschichte mittelalterlicher Kunst.

Wenige Denkmale derselben sind uns aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte übrig geblieben, aber die Siegel sind redende Zeugen, daß es jenem Zeitalter weder an Kunstsinn, noch Geschmack gefehlt hat. Wir sehen die altdeutschen Bogen und Verzierungen, welche uns an den ernsten düsteren Domgebäuden durch ihre Kühnheit und Großartigkeit in Erstaunen setzen, auf den Siegeln der Bischöfe und Aebte im Kleinen mit einer Zierlichkeit und Nettigkeit ausgeführt, durch die wir erst jene großen Massen in ihrer Gesammtheit auffassen und würdigen lernen. Die Städtesiegel jener Zeitperiode tragen das Gepräge einer Prachtliebe an sich, wie sie nur aus blühendem Wohlstand entspringt, wie jene von Krems, Ybbs, Klosterneuburg; und wer die Leistungen des Grabstichels nach gleichzeitigen Münzen beurtheilen wollte, würde auf einen großen Abweg gerathen. Roh an Form und Gepräge erscheint die Münze bis zu Maximilian I., während schon von Ottokar schöne Majestätssiegel vorhanden sind. Auf die Frage, woher dieser auffallende Unterschied zwischen Münze und Siegel in Rücksicht der Kunst? stellen sich zunächst folgende Gründe dar:

1) befand sich die Münze in den Händen einer bevorrechteten Innung, diese aber kleben gerne am alt Hergebrachten, und sind dem Zwecke der Kunst, einem beständigen Vorwärtsschreiten, nicht förderlich;

2) hatte der Künstler bei dem Schneiden des Münzstämpels mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen; er mußte in Stahl arbeiten, während die Siegel in Messing oder Silber gegraben wurden;

3) spielte das Münzwesen damals eine viel zu untergeordnete Rolle, denn wie sehr dessen Wichtigkeit verkannt wurde, zeigt das sonderbare Vorrecht des Landesfürsten, das im Umlauf befindliche Geld alljährig einzuziehen, und wieder schlechter auszuprägen. Herzog Rudolph IV. begab sich zwar dieses Vorrechts gegen Einführung des Taz- oder Umgeldes, allein es scheint, daß hierdurch wenig geholfen wurde, denn unter Friedrich IV. und dessen Bruder Albrecht war die Münze in Oesterreich so schlecht, daß Herzog Ludwig der Reiche genöthigt war, ebenfalls eine geringe Münze zu schlagen [1].

4) Die Siegel dagegen behaupteten im bürgerlichen Leben eine besondere Wichtigkeit; das Anhängen derselben gab einer Urkunde, da eigenhändige Unterschriften nicht ge-

[1] Joann. Vetter (fasti consulares Landeshutani bei Oefele scriptores rerum boicarum T. II. ad annum 1459) beklagt sich, daß Kaiser Friedrich, Sigmund Erbischof von Salzburg, Ulrich Bischof von Passau, die Landgrafen zu Hals, Johann Graf von Görz und Herzog Albrecht zu Oesterreich eine »gar geringe Münz schluegen« wodurch Herzog Rudolf der Reiche von Baiern, und Herzog Albrecht von München gezwungen wurden, ein Gleiches zu thun, »und huchen an ze schlagen ze III Loth Silber auf ain Marckt.«

bräuchlich waren, Rechtskraft; Städte erhielten das Recht Siegel zu führen durch landesherrliche Briefe, und selbst die Farbe des Wachses war ein Gegenstand des Ehrgeitzes und der Auszeichnung. Ursprünglich bedienten sich nur Fürsten des weißen, Städte und Klöster dagegen des grünen Wachses; im 14ten Jahrhundert fingen die Fürsten an, sich auch des rothen Wachses zu bedienen, ohne daß hierdurch der Gebrauch des weißen beseitigt wurde [1]; und Ladislaus Posthumus belohnte die Anhänglichkeit und Treue, welche die Stadt Krems seinem Vater bewiesen hatte, mit dem Rechte, mit rothem Wachs zu siegeln [2].

Natürlich war es also, daß Fürsten und Herren, Städte und Klöster durch Pracht auszuzeichnen suchten, was in bürgerlicher Hinsicht eine so große Bedeutung hatte und Zeugniß gab von dem Range und Reichthum des Besitzers. Herzog Rudolph IV. fand sich sogar veranlaßt, die Freiheiten und Rechte, welche er der von ihm gestifteten Kapelle in der Burg zu Wien verliehen hatte, „in den Zeiten, dieweilen Wir sunder fürstlich Insiegel nicht gehebt haben" in einer neuen Urkunde aus dem Grunde zu bestätigen, weil er jetzt ein eigenes fürstliches Siegel, und volle Gewalt in Schwaben und Elsaß habe [1]. Und wirklich gehören die Siegel dieses Fürsten, der nicht minder prachtliebend als eifersüchtig auf die Vorrechte Oesterreichs war, und dessen Stolz es nicht ertragen konnte, an äußerem Glanz oder Ansehen übertroffen zu werden, zu den schönsten Kunstwerken des Mittelalters, und somit sey es der Vorwurf dieses Aufsatzes, die beiden größeren Siegel desselben mit ihren vorkommenden Varianten näher zu besprechen.

Das kleinere derselben, vier Zoll im Durchmesser, ist ein sogenanntes Münzsiegel. Auf der Vorderseite erscheint der Herzog in voller Rüstung, mit geschlossenem Helme, rechts [4] reitend. Am linken Arme trägt er den Schild mit dem österreichischen Bindenwappen, dessen Querbalken von einem Blumengewinde durchzogen ist, in der Rechten trägt er das Banner mit dem steierischen Panther. Den Helm deckt eine Krone, welche auf der flatternden Helmdecke ruht und mit dem Pfauenfederbusch geschmückt ist. Der Herzog hat das Schwert umgürtet, was auf keinem Siegel seiner Vorfahren aus dem Hause Habsburg der Fall ist, wohl aber erscheinen die meisten Babenberger und König Ottokar mit diesem Schmucke [1]. Auf dem Kopfe des Pferdes ruht eine Krone mit einem über die Stirne herabhängenden Kreuze, auf ihr sitzt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Mit Ausnahme der Füße ist das Pferd mit einer Decke bekleidet, welche rückwärts hoch auffliegt und am Halse mit dem Wappen von Kärnten, an der Brust mit dem steierischen und am Halse mit jenem von Pfirt geziert ist. Den Raum um die Figur füllen Vierecke aus, durch zusammengesetzte Kreisbogen gebildet, innerhalb welcher sich abwechselnd Adler und Drachen befinden. Die Umschrift in zwei Reihen lautet:

†. RUODOLFUS : QUARTUS : DEI : GRATIA : PALATINUS : ARCHYDUX : AUSTRIE : STIRIE : KARINTHIE : SUEVIE : ET : ALSACI. (2. Reihe) F: DOMINUS : CARNIOLE : MARCHIE : AC : PORTUS : NAONIS : NATUS : ANNO DOMINI. • : M: • .CCC: XXXIX.

Auf der Rückseite sehen wir ein altdeutsches Portal, auf jeder Seite mit drei Reihen Nischen, dessen Außentheile von zwei Waldmännern als Karyatiden gestützt werden. Unter demselben steht der Herzog im Harnisch auf zwei Hirschen, um die Schultern hat er den Fürstenmantel, in der Rechten das Zepter, während er die Linke auf das Schwert stützt, welches an einer über die Brust herabwallenden Kette befestiget ist, so wie der Dolch, welcher an der rechten Seite im Gürtel steckt; statt des Helmes trägt der Fürst den Herzogshut auf dem Haupte, zu dessen beiden Seiten, rechts der österreichische Bindenschild, links das Wappen mit den fünf Adlern angebracht ist, über und unter diesen Wappenschildern befindet sich das Wort: † RU • ODO • LF • US vertheilt. In den Nischen befinden sich Figuren, die Wappen der österreichischen Provinzen und Herrschaften haltend, und zwar zur Rechten des Herzogs eine stehende Frauengestalt mit dem Wappen von Burgau auf der Brust, ferner jenes von Kärnten von einem knieenden Engel, jene von Pfirt und der windischen Mark von weiblichen Gestalten getragen, endlich Portenau ohne Wappenhälter; an der linken Seite in symmetrischer An-

[1] Das rothe Wachs wurde gewöhnlich bei den kleineren sogenannten Secretsiegeln gebraucht, von Reiter- und Majestätssiegeln ist mir bis zu Maximilian I. nur das größere Reitersiegel Rudolphs IV. in rothem Wachs vorgekommen.

[2] Die Urkunde befindet sich in dem, durch die Bemühungen des dortigen Herrn Magistratsrathes Wagner sehr wohlgeordneten Archive der landesfürstlichen Stadt Krems.

[3] Die Urkunde, gegeben zu Colmar, Freitag nach Maria Lichtmeß 1358 findet sich bei Steyerer: Comentarii pro historia Alberti p. 254.

[4] Heraldisch genommen. Die Figur bietet also dem Beschauer die linke Seite dar.

[1] Hierüber sind die Abbildungen bei Heergott Monumenta Tom. I. Sigilla et Insignia — Hanthaler, Recensus diplomatico-genealogicus — Hueber Austria ex Archivis Mellicensibus illustrata — nachzusehen.

ordnung trägt eine weibliche Gestalt das Wappen von Kyburg, ein Engel hält das steierische, weibliche Figuren das habsburgische und das von Krain, ohne Wappenhälter ist Rapperswil. Ueber der äußersten Nische rechts ruht ein gekrönter mit einem Adlerfluge gezierter Helm, links ein auffliegender Adler. Ueber den anderen Nischenreihen ist die Ueberschrift vertheilt: NA. IDIE. OM. SCT. TOR. (Natus in die omnium sanctorum). Die Umschrift in einer Reihe lautet:

† RUOD'. DEI : GRA : SAC:ROMANI:IMPERII: ARCHYMAGISTER : VENATOR: ALBERTI : DUCIS: ET: IOHANNE : DUCISSE : PRIMOGENITUS. Nach dem letzten Worte ist ein kleines Schildchen mit dem österreichischen Bindenwappen.

Die auf der Vorderseite dieses Siegels eines Pfalzerzherzogs, so wie eines Herzogs von Schwaben und Elsaß zogen die Aufmerksamkeit der Churfürsten und des Kaisers auf sich, und Rudolph mußte diesem Siegel mittelst einer eigenen Urkunde entsagen, welche wahrscheinlich bei den im Jahre 1360 mit Carl IV. zu Eßlingen gepflogenen Friedensunterhandlungen ausgestellt wurde. Wie wenig Rudolph diesem Versprechen nachkam, beweiset ein Brief Carl's IV., durch welchen Rudolph im folgenden Jahre vor ein Fürstengericht in Nürnberg geladen wurde, worin es unter andern heißt: »Liber Sun, du hast uns gelobt mit deinen offenen Briefen, daz du deine Insiegel, die wider recht vnd gewonhait gegraben waren, darinne du Herczog in Swaben vnd in Elsazzen genenuet bist, inwendig einer genanten Frist abetun woldest [1].«

Dieses Siegel, so wie es hier beschrieben wurde, und sich an mehreren Urkunden im Archive des löbl. Magistrats der Residenzstadt Wien befindet, erscheint nirgends genau abgebildet, denn in der Abbildung, welche Schönleben [2] liefert, ist der Raum um die Figur ganz leer gelassen. Bei Herrgot [3] und Steyerer [4] erscheint eine Variante, indem der Kopf und die Stirne des Pferdes weder mit Krone noch Kreuz geschmückt ist, bloß ein Haarbüschel hängt zwischen beiden Ohren über die Stirne herab, überdieß ist der Raum um die Figur mit Blumen ausgefüllt. Daß von Seite des Kupferstechers kein Fehler obwalte, erhellt daraus, daß Herrgott die Abbildung bei Schönleben ausdrücklich bespricht, und da er die Krone auf dem Pferdekopfe für einen Zeichnungsfehler hält, hinzu fügt: quod genus additamenti in hujus formae sigillis hactenus haud vidi; zugleich gibt er an, daß seine Abbildung nach einem Siegel an der mit n. 19 litt. S. bezeichneten Urkunde im Schotten-Archive gearbeitet sey [1].

Hanthaler hält die Rückseite für ein eigenes Siegel, welches Rudolph noch bei Lebzeiten seines Vaters geführt habe [2], allein da er in seinen zu jener Zeit ausgestellten Urkunden [3] sich Herzog von Oesterreich, Steier u. s. w. nennt, so ist es unwahrscheinlich, daß er sich auf dem Siegel mit dem einfachen noch dazu ganz neuen Titel eines Erzjägermeisters begnügt haben würde [4].

(Schluß folgt.)

Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

3.

»Ego Vlricus de lnhsnek canonicus Ardacensis, feo»dum meum dictum in Erleh, situm in barrochia Chal»mvnz quod mea pecunia videlicet pro X libris Wiennen»sium denariorum comparavi, quod annuatim servit me»diam libram et XV denarios vsitate monete in die b. »Martini conf. et nichil aliud. Lego et ordino, nec non »iam vive vocis oraculo do et assigno libere fratribus meis »et Canonicis Ardacensis ecclesie perpetualiter possidendum. »Hac adiecta conditione ut videlicet predicti feodi census

---

1 Glafey: Anecdotorum S. R. I. Historiam ac Jus publicum illustrantium collectio. Dresden und Leipzig 1743 pag. 559 et seq. Der Brief ist gegeben zu Nürenberg 1361.

2 Schönleben dissertatio polemica de prima origine Augustae Domus habsburgico - austriacae. Laibach 1680.

3 L. c. Tab. VI. Fig. VII.

4 L. c. Fig. XII.

1 Herrgott Monumenta Tom. I. pag. 16.

2 Hanthaler Recensus diplomaticus Tom. I. pag. 216. »In quo princeps noster, necdum, ut videtur, gubernans, duobus cervis insistit.« — Zu dieser Ansicht führten ihn vielleicht die Worte Alberti ducis et Johannae ducissae primogenitus. Allein auf den Siegeln Ottokars, dann Andreas III. (bei Pray) finden wir Aehnliches, ersterer nennt sich Wenceslai filius, letzterer Andreae secundi nepos.

3 Steyerer l. c.

4 Abbildungen dieses Siegels geben Herrgott l. c. Tab. VII. Fig. II und Styerer Fig. VII.

»inter canonicos qui vigiliis mortuorum et misse pro de-
»functis celebrate, in vigilia S. Katarine interfuerint pre-
»sentes tantummodo dividatur.«

»Item feodum meum in predicta barrochia situm, quod
»vulgariter in dem pimizcha appellatur, quod etiam emi
»mea pecunia videlicet pro X libris Wiennensibus quod
»annuatim servit mediam libram vsitate monete in die b.
»Martini et nichil aliud. lego et ordino immo iam in pre-
»senti bona voluntata do et assigno, libere fratribus et
»canonicis Ardacensis ecclesie perpetualiter possidendum,
»huiusmodi apposita conditione et adiecta, videlicet ut
»predicti fratres feodi census inter canonicos ejusdem ec-
»clesie qui vigiliis mortuorum et misse pro defunctis cele-
»brate in festo S. Lucie virginis interfuerint presentes, tan-
»tummodo dividatur.«

»Item hubam sitam in barrochia Steuenshard que vul-
»gariter appellatur am lehen, quam etiam mea pecunia
»videlicet pro XII libris Wiennensibus comparavi, lego
»et ordino, immo etiam presentialiter iam assigno libere
»capitulo Ardacensis ecclesie iure proprietatis perpetualiter
»possidendam, hujusmodi conditione interclusa, videli-
»cet ut supradicti canonici Ardacenses tam presentes quam
»futuri perpetuo ob reverenciam Alme virginis Marie per
»totum Annum omni feria sexta ante inceptionem vespe-
»rarum cantent tonaliter antiphonam Salve regina, per
»totum cum collecta consequenti. Et si forte quod absit
»sepe dicti canonici, a talibus iam dictis condictionibus
»et huiusmodi devotione cessaverint negligenter, tunc
»prepositus qui pro tempore fuerit admonitione trina pre-
»missa liberam habeat postestatem pro velle suo de pre-
»dictis prediis aliud remedium ordinandi. volo etiam ut
»excluso preposito et suis officialibus, solummodo capitu-
»lum Ardacensis Ecclesie et nemo alter in predictis pre-
»diis plenam habeat instituendi et destituendi auctorita-
»tem. Et omnes eventiones, fructus et utilitates quesite
»et iurquirende inter canonicos presentes tantummodo di-
»vidantur. Volo etiam ut Steura, sive alia inordinata cu
»jusounque vocabuli exactio vel etiam quod vulgariter tod
»houpt appellatur, a colonis sive a cultoribus predicto-
»rum prediorum nunquam pretextu alicuius conswetudinis
»exigatur.«

»Item emi mea pecunia, Casulam et talmaticam et
»subtile de Syndone rubeo ad ecclesiam ardacensem. Ideo
»rogo supplico humiliter et devote, omnes canonicos Ar-
»dacenses tam presentes quam futuros, ut causa proprie
»salutis, in predicto ornatu singulis annis in festo beate
»Katerine virginis, et in festo S. Nicolay, et in festo b.
»Marie Magdalene, velint divina officia cum ministris
»absque fastidio sollempniter celebrare.«

V. Cod. CCXXXVIII. Fol. 7 et 8.

22. November 1315.

»Ego Vl. de luestnich, lego at ordino capitulo ecclesie
»ardacensis feodum meum in Auffuernsberg quod servit
»vj solidos denariorum in die sancti Egidii. Item servit
»lx denarios in Nativitate domini et colonus accedens dat
»XXX denarios et recedens dat XXX denarios, et si mo-
»ritur ibi colonus vidiua vel parvi dant lx denarios et ni-
»chil aliud. Item lego et ordino eidem ecclesie feodum
»meum quod dicur in irmgartode pro eodem modo tau-
»tundem servit et per omnia gaudet iure predicto. Item
»lego et ordino eidem ecclesie curiam meam in Hertweigs-
»perg que servit in dia sancti Egidii i libram et in die
»Nativitatis domini i libram et in die sancti Georii i li-
»bram et in aliis per omnia gaudet iure supra dicto.
»Item quidam ibidem servit de agris XII denarios nomine
»purchrecht in die S. Georii et idem denarii defalcandi
»sunt feodario in Hertweigsperg. Et hec omnia lego et or-
»dino eidem ecclesie sub huiusmodi conditionibus ut per
»totum annum omni sexta faria celebretur missa tonaliter
»pro defunctis et de servicio supra dicto offerantur qua-
»tuor denarii eandem missam celebranti et XX denarii
»dividantur inter canonicos qui presentes interfuerint misse
»predicte, et si forte quod absit Canonici ab hujusmodi
»fervicio divino cessaverint negligentes tunc prepositus
»qui pro tempore fuerit habebit auctoritatem de possessioni-
»bus supradictis pro velle suo aliud remedium ordinari et
»quidquid lucri de possessionibus predictis evenerit extra-
»ordinarie per institutiones vel destitutiones vel per emen-
»das in iudicio vel extra iudicium hoc cedet medium pre-
»posito medium canonicis. Et ut hec huinsmodi ordinatio
»vel testamentum inconuulsum perpetuo conservetur pre-
»sentem cedulam petivi consignari sigillo Chunradi vene-
»rabilis prepositi Ardacensis et sigillo eiusdem capituli
»apposui in testamentum verum etiam sigillum meum.«

Acta sunt hec in Ardacher anno domini M. CCC. XV. in die sancte Cecilie virginis. (A. Fol. 8.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

41. Mittwoch, den 24. Mai 1837.

Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

I.

Die Reitersiegel Herzog Rudolph's IV.

(Schluß.)

Auf dem zweiten bedeutend größeren Reitersiegel von 4 3/4 Zoll im Durchmesser erscheint der Herzog links reitend, geharnischt mit geschlossenem Helm, über der faltenreichen fliegenden Helmdecke die Krone mit dem Pfauenfederbusche. Im Gürtel, welcher mit Sternen verziert ist, steckt der Dolch, an einer von der Brust herabfallenden Kette befestiget, an einer andern um den Hals laufenden hängt der Schild, den der Herzog am linken Arm trägt, in der Rechten hält er das Banner mit einem langen herabhängenden Bande. Auf Banner und Schilde, welche beide gerautet sind, befindet sich das österreichische Wappen, dessen Querbalken von einem Blumengewinde durchzogen ist; dasselbe Wappen ist am Sattel vorne und rückwärts angebracht. Das Pferd trägt eine Krone, worauf ein zum Fluge gerichteter Adler sitzt, mit einem auf die Stirne herabhängenden Kreuze. Die Decke, welche das ganze Pferd mit Ausnahme der Füße in reichen Falten umhüllt, und rückwärts hoch aufflattert, ist mit keinem Wappen geziert. Diese im bedeutenden Haut-Relief und mit vielem Fleiße gearbeitete Reiterfigur umschließen zwölf Kreisbogen, in deren Krümmungen Genien und Waldmänner mit den Wappen der österreichischen Länder angebracht sind. Ein mit der Hälfte des Leibes aus Wolken hervorragender Engel hält dem Herzog das steierische Wappen entgegen, im nächsten Kreisbogen trägt ein Waldmann das habsburgische Wappen. Unterhalb des Pferdes befindet sich ein Engel, dann ein Waldmann, in den auf seinen Rücken gelegten Händen das Wappen der windischen Mark haltend, ihm zunächst ein Engel, der in der Rechten den Schild von Portenau, in der Linken jenen von Krain trägt. Im Rücken des Reiters ein Waldmann mit den Fischen von Pfyrt, über ihm ein Genius, der dem Herzoge nachschwebt, und die Hand, wie zum Schutze erhoben; endlich ein Waldmann mit dem kärntnerischen Wappen. Die äußeren Winkel der verbundenen Kreisbogen sind abwechselnd mit Engelsköpfen und Blumen ausgefüllt. Die Umschrift in einer Zeile und in deutscher Minuskel lautet:

†. rudolfus. quartus. dei. gracia. archydux. austrie. stirie. et. karinthie: dominus. carniole. marchie: ac: portus naonis: comes. in. habsburg. ferretis: et: kiburg. marchio. burgovie. ac. lantgravius. alsacie.

Auch von diesem Siegel, das sich im Archive des Stiftes Melk, dann des löblichen Wiener Magistrats befindet, gibt es eine Variante; in dem an der Stiftungs-Urkunde der Wiener-Universität hängenden Siegel erscheint im Banner statt des österreichischen Wappens ein Adler und über der Fahne das Wort DYROL, welches Herrgott irrig RUDOL gelesen. Von dieser Variante dürfte jedoch kein eigener Stämpel bestanden haben, denn beide Siegel haben nicht nur gleiche Größe, sondern auch die Figur, die einzelnen Details, und die Buchstaben haben in beiden gleiche Dimensionen. Wahrscheinlich wurde der tirolische Adler nach der im Jahre 1363 am 29. September von den tirolischen Ständen geleisteten Huldigung erst nachgegraben. Beide Umschriften sind gleichlautend, während doch in einem neu gegrabenen Stämpel der Titel eines Grafen von Tirol sicher aufgenommen, nicht aber durch das über die Fahne gesetzte Wort gleichsam nur ergänzt worden wäre. Steyerer in seiner Abbildung hat zwar in der Umschrift: comes in habsburg, Tirolis et Kiburg, allein das Original-Siegel, das er vor sich hatte, war, wie die Abbildung selbst erweist, gerade bei dem Worte Ferretis verletzt, und wurde irrig ergänzt.

Abbildungen von diesem wirklich prachtvollen Siegel mit dem Adler in der Fahne geben Steyerer [1], Herrgott, Hanthaler [2], Schlickenrieder [3], welche letztere die gelungenste ist; von jenem mit dem österreichischen Wappen in der Fahne liefert Huber [4] eine Abbildung, welche jedoch nicht im geringsten geeignet ist, von der Schönheit desselben einen würdigen Begriff zu erregen.

Carl v. Sava.

II.

Altes Siegel der Stadt Ybbs.

Es ist eine für die frühe Wichtigkeit des dritten Standes in Oesterreich interessante Wahrnehmung, daß die Siegel unserer Städte im 13ten und 14ten Jahrhunderte bereits einen Umfang, eine Gestalt, ja selbst einen Kunstwerth aufweisen, welche die gleichzeitigen Siegel des Adels und der Geistlichkeit des Landes größtentheils entbehren.

Bis jetzt sind folgende Siegel österreichischer Städte aus jener Epoche bekannt: Wien 1228 [5], Tuln 1267, ein zweites 1315 [6], Krems 1268, ein zweites 1299 [7], Wiener Neustadt 1272 [8], St. Pölten 1290 [9], Stein 1295 [10], Bruck 1308 [11], Eggenburg 1315 [12], Klosterneuburg 1321 [13], Litschau 1363, Zistersdorf 1309 [14].

1 L. c. Fig. XI.

2 L. c. Tab. 23 Fig. H.

3 In seiner Chronologia diplomatica celeberrimae et antiquissimae Universitatis Vindobonensis.

4 L. c. Taf. 18 Fig 8

5 Herrgott Mon. Aug. Dom. Austr. Tom. I. p. 42. Tab. 12.

6 Ersteres abgebildet bei Hanthaler Recensus Arch. Campil. T. II. tab 26. 8. Letzteres bei Duellius Excerpt. Tab. 5, 41.

7 Ersteres mit dem österreichischen und steierischen Wappen bei Hueber Austria ex Arch. Mell. tab. 5, 5, mit der Jahreszahl 1268 und tab 11, 11, mit 1318 abgebildet. Das Zweite mit dem Bindenschild und daneben ruhenden Helm mit der Pfauenfeder bei Hanthaler t. 25, 3 Ich kann nähmlich nicht umhin, die Erscheinung des böhmischen Löwen auf die Abbildung bei Hueber t. 5, 5, für sehr zweifelhaft, und dieses Siegel für ein und dasselbe mit dem t. 11, 11 vorgestellten zu halten. — Daß auch Hanthaler dieser Muthmaßung nicht ganz fremd geblieben, erhellt aus seinen Worten. Tom. 1, 220 »quae si recte ibidem picta sint« und aus dem kurz darauf gefallten Urtheile über den Kupferstecher bei Hueber: »Sculptor in toto libro ineptus,« das ich willig unterschreibe.

8 Hanthaler Tom. II tab. 26, 6.

9 Duellius tab. 3, 16.

10 Hanthaler tab. 26, 7.

11 Duellius tab. 4, 34.

12 Duellius tab. 5, 43.

13 Hanthaler tab. 26, 5, fälschlich auf der Kupfertafel »Herzogenburg« überschrieben.

14 Duellius tab. 21, 268.

Die meisten dieser Siegel sind durch die Darstellung kirchlicher und profaner Bauwerke für uns von hohem Interesse: nur wenige zeigen heraldische Vorstellungen; — alle beurkunden die wichtige Rolle, welche diese Städte von den Gräueln des Zwischenreiches an, bis zum Ausgang des Mittelalters, bis zur Zeit des untergehenden Ritterthumes und Städtewesens spielten. Die zum Theile noch aufbewahrten Siegelstämpel sind zugleich — einige auch ihres kostbaren Materials wegen — sprechende Beweise des Kunstsinnes, des Reichthumes und der Prachtliebe dieser Communitäten, zu einer Zeit, wo die Stämpelschneidekunst, wie alle bildenden Künste, noch in der Wiege lag.

Es ist dieses Aufsatzes Zweck, an die oben angeführten Siegel österreichischer Städte noch zwei bisher unbekannte aus derselben Periode anzureihen.

Die l. f. Stadt Ybbs [1], vielleicht das Gerodunum des Ptolomäus, an Römerdenkmalen nicht arm [2], in grauer Zeit Eigenthum der Grafen von Sempt und Ebelsberg, war im Mittelalter wohl der bedeutsamste Punkt der „Eisenwurze“ und durch ihren lebhaften Handel bekannt und berühmt. In den Zeiten des Bruderzwistes zwischen Friedrich IV. und Albert II., wie im obderennsischen Bauernkriege wiederholt eingeäschert und geplündert, verlor die Stadt ihre vormalige Wichtigkeit, von der nur noch die verfallenen Befestigungen, die welsche Bauart mit einwärts angebrachter Dachung, die vielen alten Häuser mit Zinnen, Erkern und Eckthürmchen zeugen: nicht mindere Beweise liefert das trefflich geordnete Archiv mit seinen inhaltsreichen Urkunden und Denkbüchern. Eben dieses Archiv bewahrt auch den Stämpel des ältesten Stadtsiegels, zu dessen Beschreibung ich nun schreiten werde.

Das Siegel ist rund, und hält 2 ½ Zoll im Durchmesser. Die Vorstellung auf demselben ist die folgende: Zwei mächtige, aus Quadersteinen aufgeführte Thürme, welche die ganze Höhe des Siegels erreichen: — in jedem dieser Thürme ist ein längliches, oben ausgerundetes Fenster, und jeder endigt in einem Mauerkranze, über welchen ein

1 Ybbs und nicht Ips wie Weiskern u. a. m.; die ältere Ortographie ist von der Stadt selbst und von den Behörden bis auf den heutigen Tag beibehalten worden.

2 Die Freunde der Länderkunde dürfen in Kurzem die Vindicirung des römischen Ursprungs dieser Stadt von den kritischen Forschungen des dortigen Raths-Protokollisten Herrn F. X. Esvig erwarten, der bereits höchst anziehende Belege hiezu gesammelt hat.

spitzes Dach emporsteigt, sich zu einem zierlichen Knaufe verjüngend.

Aus dem oberen Rande des Siegels entspringt ein Baumast mit Blättern, welcher den dreieckigen österreichischen Bindenschild an einer Schnur emporhält, und wie durch dessen Schwere gedrückt, sich bis zu den Zinnen der beiden Thürme herabsenkt, so daß der Schild auf die Mauer, welche die Thürme umfaßt, zu ruhen kommt, und den ganzen Raum zwischen der Mauer und den Thürmen einnimmt. Das österreichische Wappen ist hier, wie auf allen gleichzeitigen Siegeln, z. B. denen von Krems, Klosterneuburg u. s. w., durch den stark hervortretenden Querbalken, und die gänzlich regellose Schraffirung des Grundes ausgezeichnet.

Die Ringmauer, welche das hohe Relief des Siegels also darzustellen erlaubte, daß sie in der That die beiden Thürme zu umfangen scheint, bildet ein längliches Viereck mit Zinnen, und ruht auf einem felsigen Grunde. In der Mitte dieser Mauer öffnet sich ein spitzig gewölbtes Thor mit einem Fallgitter, doch ohne Thorflügel. Namentlich dieses Thor ist ungewöhnlich tief geschnitten, und dieserwegen hauptsächlich ist große Sorgfalt nöthig, um einen vollkommen ausgedruckten fehlerfreien Abdruck dieses Siegels zu erhalten.

Die Umschrift in Mönchslettern lautet zwischen zwei Perlenrändern:

† SIGILLVM * CIVITATIS * YBSENSIS. †

Das doppelte Kreuz in der Umschrift führt auf die Muthmaßung, daß der Stämpelschneider mit dem ihm zugemessenen Raume fast zu haushälterisch gewesen sey, und einen Platz erübrigt habe, den er nicht besser auszufüllen wußte.

Das Siegel verräth übrigens die Hand eines geschickten Meisters: die Thürme steigen frei und kühn empor, die Zinnen und Vertiefungen sind scharf geschnitten und tief ausgehöhlt, und das Ganze der Arbeit, namentlich aber die Buchstaben, die reiner, schlanker, und von Schnörkeleien freier sind, als die Mehrzahl der oben erwähnten Siegel, lassen die Entstehungs-Periode dieses Siegels mit einiger Wahrscheinlichkeit in die ersten Jahre des 14ten Jahrhunderts setzen: eine Zeit, von welcher das erste Vorkommen des in Größe, Charakter und Schrift auffallend ähnlichen Steiner Siegels nicht weit entfernt ist.

Der Originalstämpel ist von Messing, 7 3/4 Loth schwer, und hat auf der Rückseite der massiven Scheibe eine kammartige Erhöhung, welche als Handhabe gedient haben dürfte.

Die älteste Urkunde im Ybbser Stadt-Archiv, an welcher dieses Siegel hängt, ist vom Jahre 1332.

Erst spät scheint dieses Siegel von dem Kleineren mit der Jahreszahl 1469, dessen silberner Stämpel ebenfalls im Archiv bewahrt wird, verdrängt worden zu seyn; — es dürfte wohl Friedrich dem Vierten, dem so viele Orte an der Donau, Grein, Mautern, Krems, Melk u. s. w. Wappen und Freiheitsbriefe danken, vorbehalten worden seyn, auch das alte Ybbser Stadtwappen zu bestätigen und zu erneuern.

Leider enthält das städtische Archiv unter seinen vielen Privilegien seit Friedrich dem Schönen 1317 [1] keine Spur eines Wappenbriefes, der Erhebung zu einer Stadt u. s. w.; eben so wenig ist am Rathhause oder sonst einem Gebäude in Ybbs das Wappen abgebildet, die geringen Spuren abgerechnet, die sich auf der Wand des sogenannten großen Hauses [2] und am Sandthor gegen die Donau finden.

Daß die Vorstellung des zwischen zwei Thürmen schwebenden Bindenschildes in den Wappen österreichischer Städte öfter erscheint, beweisen die, zwar in Zeichnung und Farbe [3] verschiedenen Wappen von Wiener Neustadt, Drosendorf, Linz und Wels. Bei allen aber fehlt der Baumzweig, und die Thürme stehen (Neustadt ausgenommen) nicht innerhalb der Mauer, sondern sind durch dieselbe verbunden. Uebrigens fehlt bei Neustadt und Wels das Dach der Thürme.

W. v. Rally.

---

[1] Es sey mir hier vergönnt, die umsichtsvolle Vorsorge des Magistrates der Stadt Ybbs für ihre Privilegien rühmend zu erwähnen. Die wichtigsten und ältesten Stadtbriefe sind in eigenen Blechkapseln von der Größe der (gefalteten) Urkunde verwahrt; — eine in den österreichischen Stadtarchiven nur zu selten gebrauchte Vorsicht.

[2] Einst, der Sage nach, die Residenz der österreichischen Herzoge und ihrer Pfleger.

[3] Fuggee im Ehrenspiegel S. 892 hat das Ybbser Wappen von Silber mit rothem Wall und Thürmen.

Beilagen zu dem Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,
regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

4.

»Ne ea que pro salute animarum fiunt in irritum renouentur, ipsa necessario literarum testimonio confirmantur Hinc est, ego Chunradus miles dictus Steuensharder notum facio tam presentibus quam futuris cyrografum per presentem quod sana mente et imbecilli corpore meorum heredum omnium de consensu dotavi et legavi pro remedio anime mee Ecclesie beate Margarete in Ardacher. Vj solidos reddituum annua pensione. videlicet lx denarios de agro dito in Pruch quem tenui libere jure proprietario et possedi et mediam libram super feodo quodam quod comparaui sive emi pro Vj libris ab universitate capituli Ecclesie prius dicte. Sitꝰ in borrochia fidelium Neunhouen et idem mansus nuncupatur vulgariter an der wise iuxta Reudennieb. Haec vero conditione tali tribui et donavi ut me viuente singulis annis in die beati Cholomanni mee et meorum parentum exequie peragantur cum missa defunctorum et vigiliis mortuorum a confratribus Ecclesie suprascripte. me vero subbato de medio iam tacte exequie in meo anniversario peragantur. Et quicunque cellerarius dominorum canonicorum fuerit predictor Vj solidos inter canonicos dividat, qui presentialiter missam et vigilias fuerint peragentes.«

»Testes vero qui quantum ad hoc. mee ultime voluntatis testamento interfuernnt sunt quorum nomina subsecuntur. Dominus Chunradus dictus ferco, Canonicus in Ardacher. dominus Otto Canonicus ibidem et plebanus in amsteten, Dominus. Hainricus slurfo canonicus ibidem. Dominus stephanus canonicus dicte ecclesie et plebanus in gemnich Nicolaus scolasticus et canonicus loci predicti. Dominus Hainricus plebanus in Zeidlaren. Otto de Reichkestorf. Chunradus pugil et alii fide digni.«

„Datum et actum in Ardacher in Curia prepositi.«
Anno Domini M. CCC. VIlj. in die ascensionis domini.
(Cod. CCXXXVIII. Fol. 8.)

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Patent Ferdinands (Wien, 20. September 1633) wegen der eingerissenen falschen ungarischen Groschen. „Obwohl er bemüht war, gute ungarische Groschen zu schlagen, seyen doch anderer Orts Viele nachgeprägt worden, die schlechten Gehalts, und auch schwer zu erkennen. Da es außer dem Schaden auch um die Ehre sich handle, so sollen die ungarischen Groschen durchgehend auf nächste Lichtmeß nicht mehr angenommen werden. Auch sey bekannt geworden, daß die sogenannten Schwertgroschen, jetzt drei Creuzerer genannt, häufig nach Oesterreich gebracht werden, weil man annehme, daß 20 Schwertgroschen ein Pfund Pfennige geben, da doch nur 21 einen Rheinischen Gulden machen; demnach werde hiemit befohlen, daß von künftig Lichtmeß nur 21 Schwertgroschen für 1 Pfund Pfennige oder 1 Rhein. Gulden genommen werden sollen, oder: „ain Grosch allein vmb Aindleff weyß klain phenning vnd ainen haller.« (Gedruckt. Folioblatt.)

„Duplex Victoria, daß ist Zweifacher Sieg und blutige Feldschlachten, welche Ihre Kön. Maytt. zu Schweden ꝛc. gegen den Fürsten von Wallenstein bei Lützen, so wol gegen den Graffen von Pappenheim, Meroden vnd Hulken bei der Stadt Merseburg erhalten, u. s. w. Gedruckt zu Hall in Sachsen, bei Melchior Oelschlegel. Anno M. DC. XXXII. 2 Bl. 4. Merkwürdig ist, daß dieses Lied, ganz an die besseren Zeiten des 16. Jahrhunderts erinnernd, von Gustav Adolph's Tode noch gar nichts weiß, während es doch Pappenheim's Ende berichtet. Es muß gleich nach der Lützner Schlacht, bevor noch des Königs Tod bekannt war, gedichtet worden seyn; gedruckt aber erschien es gewiß später, da die Kehrseite des letzten Blattes noch einen Bericht aus Oesterreich enthält, der vom 8. November datirt ist.

Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt Wien publiciren (24. August 1542) Seiner königlichen Majestät Befehl, daß täglich Eine Stunde die Einwohner eines jeden Hauses sich zum Gebete versammeln sollen, zur allgemeinen Darnachachtung. Zugleich machen sie das vorgeschriebene Gebet bekannt, und erinnern schließlich an die erst neuerlich erlassenen Polizey-Verordnungen. (Gedruckt auf 2 Blätter in Folio.)

Berichtigung. In dem Aufsatze über den Brand von Wiener-Neustadt hat sich S. 147 bei Angabe der Zahlen ein Fehler eingeschlichen. Es sollte heißen: „und darum gestatteten Se. Majestät Kaiser Franz I., daß eine allgemeine Sammlung in der ganzen Monarchie veranstaltet werde, an deren Spitze sich derselbe mit einem Geschenke von 30.000 Gulden und einem unverzinslichen Darlehen von 70.000 Gulden stellte."

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

42. Sonnabend, den 27. Mai 1837.

Friedrich von der Pfalz bei Kaiser Karl V. in Italien.

(Aus den Annalen seines Rathes Hubert Thomas.)

(Schluß.)

Nach wenigen Tagen kam Granvell wieder zu dem Fürsten, mit der Nachricht, daß der Kaiser sowohl wie der König über die Heirath ernstlich mit der Schwester gesprochen; diese aber gleich Anfangs und beharrlich jeden Gedanken an eine Wiedervermählung von sich gewiesen habe. »Sie werde nie des so elend umgekommenen Gemahls vergessen können, der ihr stets lebhaft vor den Augen schwebe; diesem habe sie ihre erste Liebe gewidmet, und auch über das Grab hinaus zu bewahren gelobt.« Dagegen versuchten nun die Brüder die ernstlichsten Vorstellungen, aber erst nach langen Wechselreden gelang es ihnen, sie zu bewegen, die Sache wenigstens in Erwägung ziehen zu wollen. Sie erwiederte, daß, wenn sie schon heirathen müßte, wozu sie indessen noch keineswegs entschlossen, sie Niemand kenne, mit dem sie lieber in ein so heiliges Bündniß treten würde, als mit Friedrich, dessen Sitten, Sanftmuth und Güte sie schon lange achte und ehre. Doch möchte sie vor Allem wissen, ob er den Bruder Ferdinand bei der römischen Königswahl unterstützen werde; zweitens fordere sie von dem Kaiser und König, daß sie für ein Verhältniß Sorge tragen, wodurch Beide ihrem Stande gemäß leben können, und drittens, weil sie Königin gewesen, und nicht gerne von ihrer Würde lassen möchte, so sollen sie, zugleich mit Friedrich sich bemühen, daß der Churfürst Ludwig diesem die churfürstliche Würde abtrete, dann erst wolle sie, was zu thun, überlegen, und ihre Gesinnung aussprechen.

Friedrich, als er dieses hörte, und wohl einsah, wohin es ziele, entgegnete: »Was den ersten Artikel anbelangt, habe er bereits, was er wolle und könne, ausgesprochen; in Beziehung auf den zweiten zweifle er nicht, daß der Kaiser und König leicht das Begehren der Königin erfüllen können und werden, da sie, von allen Besitzungen entblößt, der brüderlichen Hülfe bedürfe. Er selbst habe den beiden Fürsten so viele und so große Anhänglichkeit erwiesen, daß sie wohl mit Recht an eine Anerkennung denken mögen. Wie er zum dritten Punkte kam, wurde er blaß, und sprach: »Ich hätte, Granvell, nicht geglaubt, daß mein Bruder, der Churfürst, um euch Alle, die ihr dieß ausgedacht, so wenig sich verdient gemacht, daß ihr ihn seiner Stellung und Würde berauben wollt. Ich aber schwöre, und rufe Gott zum Zeugen an, daß, so fern nur ein Wort darüber und von wem immer laut werde, ich augenblicklich der ganzen Unterhandlung ein Ende mache. Ja, was noch mehr ist, wenn mein Bruder selbst einwilligen würde, würde ich eher bis zu dem äußersten Norden fliehen, als nachgeben.« Granvell, erschreckt, und die Unbedachtsamkeit des Antrags erkennend, erwiederte: wie kein Grund vorhanden, daß der Fürst so sehr in Bewegung gerathe; die Frauen denken ja so Manches, und es sey nicht einmal gewiß, ob die Königin es gesagt, oder ob diejenigen, welche zugegen waren, auch es richtig erzählt haben u. s. w.

Friedrich, dessen Hoffnung nun wohl zu wanken begann, wurde demungeachtet sehr leicht wieder von Einigen beredet, daß die Königin ohne Zweifel an eine Vermählung denke, und deren Antwort nur den Umständen und dem ganz natürlichen weiblichen Zartgefühle zuzuschreiben sey. »Wer etwas erlangen will, müsse vor Allem bei dem ersten Versuche alles Gute hoffen. Die Königin habe ihre Brüder und zunächst den Kaiser viele Jahre nicht gesehen, sie werde sich in Augsburg an deren Umgang gewöhnen, und dann zuverläßlich offner sprechen, und bestimmter ihre Gesinnung zu erkennen geben.«

* * *

Friedrich folgte dem Kaiser über München nach Augsburg, und handelte hier, seinem Versprechen gemäß, so, daß die Wahl Ferdinands zum großen Theile ein Werk seiner Bemühungen war. Indessen starb die Statthalterin der Niederlande, die Erzherzogin Margaretha, daraus schöpfte er von Neuem Hoffnung, seine Heirathsangelegenheit in Ordnung zu bringen; doch die Königin Witwe blieb ihrem Ausspruche treu: sie wollte von einer Wiedervermählung nichts hören.

Fischer.

Süd-Slawische Ahnentafeln.

III. Das Geschlecht der Rakitj.

Knes Iwo Wojnitj, von seiner Mutter Rako genannt Rakitj, war Eigenthümer und Herr der Orte Wojnitj, Rompowitj, Buowitj, Owin u. a. Er hinterließ fünf Söhne, von denen Gregor 1590, Demetrius 1602, Thomas 1603, Paul 1605 und Mathias 1607 geboren wurde.

Die Söhne des Knesen Demetrius waren: Mathias geboren 1628, Stephan 1629, Martin 1630 und Johann 1633.

Knes und Serdar Mathias hatte sechs Söhne: P. Anton aus dem Orden der Franziskaner bosnischer Provinz geboren 1660, war ein großer Kirchenlehrer, Jubilat, und Theolog des Herzogs Gonzaga von Mantua; Anton, geboren 1652, war Hauptmann des Fußvolkes; Paul erblickte 1665, Gregor, Oberst und Ritter des San Marco, 1680 das Licht der Welt. Nikolaus, Serdar und Oberst der Kraina 1697, Elias 1689.

Der Nachkommen des Knesen Gregor erwähnen die Urkunden in folgender Ordnung: P. Anton, ein gelehrter Mönch des heil. Franziskus, kam 1701, Mathias, Kapitän und Serdar, 1708, Stephan 1710, Johann 1715 zur Welt.

Endlich findet man diese fünf Söhne des Knesen Nikolaus: Paul 1712, war Hauptmann des Fußvolkes, Vice-Gubernator der Waffen, und erster Oberst der Gränze. Mathias, geboren 1722, war Capitän-Lieutenant des Fußvolkes und Platz-Major von Kninj. Gregor Fähnrich einer Reiter-Escadron. Martin wurde 1728, Stephan 1733 geboren.

Da Knes Mathias Rakitj und seine Brüder dem türkischen Joche sich nimmer beugen, sondern unter den siegreichen Fahnen der Republik Venedig dasselbe in ihren Grundpfeilern erschüttern wollten, verließen sie ihr Vaterland und ihre alten Besitzungen, erhoben und begaben sich mit fast 2000 Familien, denen Mathias Anführer und Herrscher war, unter den Schutz Venedigs. Der Doge überhäufte sie mit Vorrechten und goldenen Denkmünzen sowohl, als mit dem Rathsmantel, der nur Edlen ersten Ranges verliehen wurde. Er gab ihnen urbares Land zum Eigenthum bei Dernisch und Petrowopolje, und bestellte den Mathias zum Serdar der Dernischer Gränztruppen, mit welchen letzterer sein ganzes Leben gegen die Türken zu großem Unheil derselben zu Felde zog, in Begleitung seines Bruders Martin, eines gefeierten Helden jener Epoche. Die genannten Brüder kämpften unter den dalmatinischen Generalen der Republik, Foscolo, Cornero und Molino, und fügten dem Christenfeinde vieles Uebel zu. Sie halfen Dernisch, Sadwarje, Sinj, Knin und viele andere Festungen und Schlösser einnehmen. Sie verheerten oft Brotjno bis Moschtar, Duwno, Liwno, Rama, Majdan, Glametsch und andere türkische Ortschaften, Dörfer, Gränzhütten und Flecken verbrennend. Im District Sebenico schlugen sie mit ihren Gränzern die Türken auf's Haupt, nahmen ihnen die Beute ab, führten viele in Kriegsgefangenschaft und enthaupteten 90 Muselmänner; bei Grachowo zerstreuten sie das Heer des Pascha, nachdem sie 135 getödtet; am Kossowerfeld fielen sie mit einer geringen Schaar die Türken an, und brachten mehr als 90 ums Leben. Serdar Mathias verheerte und verbrannte die türkischen Wohnsitze bei Bilajo bloß mit 200 getreuen Gefährten, eroberte den Thurm Paschino, tödtete oder führte als Gefangene nach Sebenico eine Unzahl Türken, die er dem General Hieronymus Cornero übergab, wendete sich dann nach Liwno, und brachte, nachdem er 57 getödtet, 47 Gefangene von dieser Expedition aus dem Felde. Mit seinem Bruder Martin schlug er die Türken bei Rupi, in Werpolje tödtete er 40, unter denen Martin den Beg Dagowitj ermordete, welcher Statthalter des Pascha Atlagitj war.

Serdar Mathias fiel in der Schlacht vor den Mauern von Gabelja 1694, betrauert und schwer vermißt von dem ganzen Heere: heldenmüthig war sein Leben, heldenmüthig auch sein Ende.

Sein Sohn, Oberst, trat in die Fußstapfen seines Va-

ters; denn er tödtete sowohl im Wiener als Zengger Feldzug viele Türken, beraubte ihre Dörfer und Städte, nahm Gränzthürme und Tschardaken ein, und erhielt seiner Thaten halber Kavaliersrang, goldene Medaillen und Ketten von den Venetianern.

IV. Der Stamm Kruschewitz-Knezewitz.

Unter den alten slaweinischen Familien zeichnet sich die der Kruschewitz oder Knezewitz aus, welche vor Zeiten ansehnlich und mächtig, von verschiedenen Königen bevorrechtet wurde, vorzüglich von Mathias Corvinus, dem König der Ungarn, und Sohn des großen Helden und Wojwoden Johann Hunyady, den die slawischen Volkslieder unter dem Namen Sibinjanin Janko, d. h. Johann von Herrmannstadt, feiern. Von Mathias Corvinus datirt sich ein Adels-Diplom, wodurch dem Knesen Johann Kruschewitz-Knezewitz eine besondere Gerichtsbarkeit zugestanden wird; so daß er über alle, wessen Standes sie immer, das Urtheil zu fällen berechtigt, und dieses Urtheil als ein königlicher Ausspruch betrachtet werden sollte, auch wird er in eben dieser Urkunde von jeder Abgabe, Steuer und Staatslast ausgenommen, die man sonst dem König zu geben verpflichtet war. Sie wurde am 25. December 1751 von Venedig's Dogen, Peter Grimani, durch eine herzogliche Urkunde, worin dem Anton Kruschewitz-Knezewitz, Oberst-Lieutenant, und seinen Nachfolgern der Titel eines Knesen und Altadeligen gegeben, von Neuem bestätigt.

Von diesem Geschlecht findet man an sehr vielen Orten Abkömmlinge, als hohe Beamte und Militär-Chefs, wie z. B. die Knezewitz in der Lika, von welchen manche Anführer und Oberste der Litschaner Gränz-Truppen abstammen.

Anton Kneschewitz war immerfort in der venetianischen Armee, machte alle ihre Feldzüge mit, und stieg vom gemeinen Soldaten zu der Charge eines Majors und Oberst-Lieutenants.

(Werden fortgesetzt.)

Erforschung der zahlreichen Schriftdenkmähler Aegyptens.

(Von J. B. Czermak.)

I.

Wer die Werke eines Passalacqua, Champollions, Bowpee, Young's, Kosegarten, Forbins, Salt, Yorke, M. Leake, Petretini, Dacier, Seyffarth, Spohn, Klaproth, Horapollo u. a. m. kennt, der wird die sichersten und anschaulichsten Darstellungen der ägyptischen Schriftdenkmäler und des gegenwärtigen Zustandes ihrer Gräber, so wie auch die Art ihrer Durchsuchung darin finden. Passalacqua, der sich mehrere Jahre in Aegypten herumgetrieben, sagt in seinem Werke »Catalogue raisonné et historique des antiquités découvertes en Egypte« (Paris 1826): »Jede bedeutendere Stadt Aegyptens hatte ihre Nekropolis oder Todtenstatt (Begräbnißstätte); doch waren einige dieser Necropole, wie die der Stadt Theben besonders geliebt, und viele Leute ließen sich von Verwandten die schriftliche Zusicherung geben, daß man sie in diese oder jene Necropole bestatten solle. Die Gräber sind verborgen und auf der Oberfläche kündigt nichts ihr Daseyn an; sie sind ohne alle Ordnung und in Felsen gehauen. Auf deren Oberfläche erblickt man nur wilde öde Felsen, man muß auf's Gerathewohl den Boden untersuchen, ob man beim Wegräumen der Oberfläche irgend einen Eingang bemerkt. Ist nun ein Grab wirklich vorhanden, so stößt man zuerst auf einen engen, senkrechten Stollen; steigt man aber in diesen hinab, so gelangt man an horizontal ausgehauene Kammern und Schachte, in welchen die Särge stehen, bald einzeln, bald zu Hunderten, jetzt aber fast immer verletzt und zerstört. In manchen Kammern erblickt der emsige Arbeiter, nach überstandener Mühe und Anstrengung, beim Schimmer der Fackeln Nichts als ein Häufchen Staub; hier hat die Zeit schon Alles, was vorhanden war, vernichtet. In dieser Einsamkeit, abgeschieden unter den Trümmern der ägyptischen Vergangenheit, versank ich oft in Betrachtungen über den flüchtigen Hauch meines Daseyns; unempfindlich gegen die Reihe meines Lebens, welche die Erinnerung mir zurückrufen konnte, hatte ich nur noch Eifer für die Fortsetzung meiner Nachsuchungen. Die Aegyptier, welche das irdische Leben eine Wanderung, und die Gräber die ewigen Wohnungen nannten, schmückten diese ewigen Wohnungen ihrer abgeschiedenen Freunde mit der größten Sorgfalt aus. Die Achtung, welche sie gegen ihre Todten bewiesen, hat, wie Passalacqua weiter bemerkt, kein Beispiel weder unter gleichzeitigen noch unter spätern Völkern. — Unsere heutigen Mausoleen, deren ganze Pracht äußerlich ist und daher desto greller absticht gegen das Innere, welches nur Moder enthält, tragen mehr

den Charakter der Ostentation für die Lebenden als den wahrer Theilnahme für die Geschiedenen.«

»Bei den Aegyptern haben die Gräber einen ganz entgegengesetzten Charakter. Von Außen zeichnet sie nichts aus; der Eingang dazu ist sorgfältig verwahrt, vermauert und mit Erde und Felsen überdeckt. Die ganze Pracht besteht im Innern, gleichsam für den geliebten Freund allein bestimmt und nicht für die Lebendigen. Die Wände der Gräber sind prachtvoll gemalt, die Särge sehr künstlich verfertigt, die Todten der Verwesung möglichst entzogen, der Raum neben den Särgen mit steinernen und hölzernen Bildern ausgefüllt, welche wahrscheinlich die Verwandten darstellten mit heiligen Gefäßen und mancherlei andern Geräthschaften. Es gab z. B. Gräber für Könige, welche an Pracht und großem Aufwand alle andern übertreffen, Privatgräber, in welchen nur einzelne Todte sich befinden, und endlich öffentliche Gräber, ohne Zweifel die wohlfeilsten, worin die Todten zu Tausenden aufeinander geschichtet liegen, häufig auch ohne Sarg. Die Achtung für das andere Geschlecht ist deutlich in der Aufbewahrung der weiblichen Mumien zu ersehen. Ihre Särge und ihre Verzierungen sind schöner und sorgfältiger gearbeitet als die der Männer.« Dieß beweist auch die weibliche Mumie in dem k. k. ägyptischen Antiquitäten-Kabinet in der Johannisstraße in dem vormaligen Graf Harrachischen Hause. Die äußeren prachtvollen Verzierungen dieser Mumie zeigen die große Schmuckliebe der ägyptischen Frauen an. Allem Anscheine nach war diese weibliche Mumie vor mehreren Jahrhunderten die Vorsteherin eines ägyptischen Frauenklosters, schön von Gestalt und Gesicht, nur ist zu bedauern, daß diese Mumie obgleich die schönste dieses Kabinets, zugleich die hinfälligste ist. An dieser weiblichen Mumie gewahrt man die damalige Schmuckliebe der ägyptischen Frauen an den kostbaren Ohrgehängen, Halsbändern, Ringen, Gürteln, Armspangen, Spiegeln, und den künstlichen Haarputzen. Passalacqua beschreibt ausführlich die Mumie einer jungen Frau, deren Schönheit und sorgfältiger Putz ihn und seine Araber in das größte Erstaunen setzten. Ihre Haare waren sehr geschmackvoll in Flechten gebracht, in welchen zwanzig Nadeln von reich vergoldetem Kupfer steckten.

Sie trug drei Halsbänder: das eine dreifache bestand aus lauter kleinen Gottheiten, aus Gold und Steinen gearbeitet; das zweite einfache aus Rosetten und Perlen von Gold, Kornanin und Lapislasuli; das dritte einfache aus Oliven von Kornanin und Gold. Sie trug ferner zwei große Ohrgehänge von Gold, ähnlich kleinen gestreiften Armspangen; einen goldenen Skarabäus mit Hieroglyphen am linken Zeigefinger; einen eleganten Gürtel von Gold, Lapislasuli und Koranin; eine Armspange von kleinen Perlen und Gold um den linken Armknöchel. Neben der Mumie im Sarge lagen noch mehrere andere Gegenstände, die ohne Zweifel zu der Tollette der Verstorbenen gehörten: ein prächtiger Spiegel von Bronze, verziert mit einem Bilde der Göttin Athor, oder der ägyptischen Venus; ein kleines Kästchen von emaillirtem Thon mit Basreliefs verziert, in welchem noch ein Halsband lag aus goldenen und elfenbeinernen Ringen gebildet; ein kleines hölzernes Becken, vielleicht ein Waschbecken; drei kleine Gefäße von Alabaster, in welchen sich noch Ueberreste von Parfümerien befanden. Eine der wichtigsten Entdeckungen Passalacqua's war die eines noch ganz unverletzten und vorher nie geöffneten Privatgrabes zu Theben. In ihm stand ein einziger Sarg, welcher jedoch noch zwei andere in sich enthielt, so daß die darin ruhende Mumie von drei Särgen umschlossen war. An dem Sarg waren Stäbe, Töpfe, kleine Schiffe mit Figuren und andern Gegenständen gelehnt. Aus den hieroglyphischen Inschriften des Sarges ergibt sich, daß der Verstorbene ein Mandustep, Priester des Amon, war. Den ganzen Inhalt dieses merkwürdigen Grabes habe ich zu Berlin ganz in derselben Ordnung wieder aufgestellt gesehen, in welcher Passalacqua ihn vorfand.

Miszellen.

Ferdinand I. an alle und jede, Prälaten, Grafen, Freiherrn u. s. w. (14. October 1524.) »Da sich ergeben, daß viele Weltliche ihre Gründe und Güter geistlichen Stiftern vermacht oder verkauft, wodurch sie, während jene reich geworden, verarmt und herabgekommen, so sey von nun an streng zu beobachten, daß, so fern ein Weltlicher Einiges dergleichen Communitäten vermache oder verkaufe, ihm und seinen Nachkommen für immer der Wiederkauf, die Wiedereinlösung frei stehe. Ja diese können das Recht des Wiederkaufes sogar an Freunde und Verwandte übertragen. Wenn aber der Stifter oder Verkäufer Geschlecht ganz erloschen, alsdann mögen wir oder unsere Erben und Nachkommen solchen Wiederkauf thun, oder unsern Landleuten, Unterthanen an unser Statt zu thun vergönnen.«

Ferdinand I. bestätigt den Ybbsern ihre Privilegien »auch die Mauth, so von Inen ain Zeitlang aufgehebt gewesen.« (Wien, 31. August 1552.) Ausgenommen ist der Artikel »die Eisen fuer von Steir uber die haidt aus Ybbs, von welches Inhalt wir glaublich bericht sein, Es durch ainen Vertrag, zwischen denen von Waidthoven vnnd Steir aufgericht khumen, bei welchem Vertrag wir es auch genediglich bleiben lassen.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

43. Mittwoch, den 31. Mai **1837.**

Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

III.

Altes Siegel der Stadt Zwettel.

Die bedeutsame Stelle, welche Zwettel seit der frühesten Zeit unter den Städten des Landes einnahm, würde zu der Vermuthung berechtigen, daß das städtische Archiv wichtige historische Beiträge liefern könnte, wenn nicht leider hier, wie nur zu oft in Oesterreich, die Haltlosigkeit solcher Schlüsse a priori durch die Erfahrung bewiesen würde. — Die wichtigsten Belege zur Geschichte dieses Städtchens bewahrt ein zweites unfern gelegenes Archiv; — deren Vorsteher aber mit dem Vater der Diplomatik — Mabillon — keine andere Herleitung des Wortes »Archiv« als die von *arcere* kennen wollen.

Indeß enthält das Stadt Zwettler Archiv einige in sphragistischer Hinsicht nicht unwichtige Pergamente u. a. m., auch eine Urkunde, durch welche Conrad der Alte, Richter zu Weitra, und seine Ehefrau Margarethe, dem Siechenhause zu Zwettel ihre daselbst gelegene Badstube schenken, gegeben zu U. L. F. Lichtmeß 1332.

An diesem Brief hing der Rath von Zwettel das runde, zwei Zoll im Durchschnitt haltende Siegel dieser Stadt, dessen Beschreibung ich nun folgen lasse.

Die von zwei Perlenrändern eingeschlossene Umschrift in Mönchsbuchstaben lautet:

† S. CIVITATIS. ZBETLENSIS.

In der Mitte schwebt von einer Leiste in Form eines dreifachen Kleeblattes umgeben, ein dreieckiger, an den Seiten etwas ausgerundeter Wappenschild, mit zwei rechts gelehnten Schrägebalken belegt. Die Füllung des Siegels im Innern der Leiste besteht aus kleinen, durch schräge Linien gebildeten Quadraten, in deren Mitte kleine sternartige Punkte. Die äußeren Ecken der Leiste gegen den innern Perlenrand sind mit Blätterverzierungen ausgefüllt [1].

Uebrigens hängt dieses in braunem Wachs abgedrückte Siegel durch einen Pergamentstreif an der Urkunde, und hat auf der Rückseite die gewöhnlichen zwei Daumeneinschnitte.

Im Verhältniß zu den übrigen Stadtsiegeln aus jener Periode ist dieses sehr flach geschnitten, und dürfte, theils dieserhalb, theils wegen seiner geringen Größe, nicht viel älter seyn, als die Urkunde, und vielleicht dem dritten Decennium des vierzehnten Jahrhunderts angehören. Ein anderer Umstand dient noch, das Alter dieses Siegels genauer festzustellen, aber auch dessen Entstehung und die heraldische Vorstellung auf demselben zu erklären.

Wenig Jahre vor Ausstellung obiger Urkunde war das mächtige Geschlecht der Liechtensteine in den Besitz der Stadt Zwettel gelangt: um das Jahr 1320 hatte Herr Rudolph von Liechtenstein, einer der ersten Ministerialen Friedrichs des Schönen, und oberster Kämmerer in Steyer, von seiner Mutter Alheid von Pottendorf [2], diese Stadt und ihr Gebiet geerbet [3].

Vielleicht zum ersten Male das Recht, ein eigenes Siegel zu führen, ansprechend [4], vielleicht dieses Recht der Gunst ihrer neuen Herren verdankend, — nahmen die

---

1 Wer es je selbst versucht hat, ein seltenes Bauwerk, Siegel u. dgl. zu beschreiben, wird die Schwierigkeit, abstrakte Begriffe ohne Hülfe einer Zeichnung faßlich beyzubringen, einsehen, und diese vielleicht etwas undeutliche Beschreibung zu entschuldigen wissen.

2 Einer Tochter Rudolph's von Pottendorf und Euphemia's von Kuenring.

3 Chron. M. S. ad annum 1320 in des gelehrten Abtes Link Ann. Claravall. Tom. I. 656.

4 Daß eine so wichtige Handelsstadt erst so spät die Führung eines eigenen Siegels erlangt hätte (was wahrscheinlich, aber noch nicht erwiesen ist), wird Keinen befremden, der weiß, wie lange die Städte und Märkte Oesterreichs — das uralte Pütten bis auf den heutigen Tag — mit dem Petschaft ihres Richters u. s. w. gesiegelt haben.

Zwettler Bürger das **Wappen des uralten Hauses Liechtenstein** in ihr Stadtsiegel auf, jene **zwei schwarzen Bar schief nach dem Schwert zu Thal** (wie sie der Sänger Ulrich von Liechtenstein im Frauendienst selbst beschreibt), die lange noch des Geschlechtes Abzeichen blieben, bis sie allmählig von dem quer in **Gold** und **Roth** getheilten Schilde verdrängt wurden.

Alle Bücher, in denen Siegel des österreichischen Adels abgebildet erscheinen, weisen dieses Wappen häufig nach, so daß jedes Citat überflüssig scheint.

Einen interessanten Beleg liefert das Stadt Zwettler Archiv selbst, in einem bisher ganz unbekannten, an einer Urkunde von 1320 hängenden Siegel eben dieses **Rudolph von Liechtenstein**.

Dieses Siegel ist **viereckig** (eine Form, die damals nur der höchste Adel gewählt zu haben scheint), 1 Zoll 7 Linien hoch, 1 Zoll 5 Linien breit: die Umschrift in Mönchslettern lautet:

† S' RUDOLFI : DE : LIECHTENSTEIN (C und H verbunden).

Der Schild von derselben Form, wie das Siegel, zeigt ebenfalls die zwei rechts gelehnten Schrägbalken [1].

Das Typar des oben besprochenen Stadt Zwettler Siegels ist im dortigen Archive nicht mehr vorhanden; wohl aber ein zweites mit einer, dem Kremser Siegel von 1453 ähnlichen Zusammenstellung, welches auch wohl derselben Zeit, wie dieses angehören mag [2].

*

Gerne hätte ich, das Mangelhafte der Beschreibung fühlend, diesem Versuche die Abbildung der beiden Stadtsiegel beigegeben. Wie schwer es aber ist, **gute** Siegelzeichnungen zu liefern, beweisen alle bisher herausgegebenen österreichischen Siegel, selbst jene der mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteten **Herrgott'schen** Werke: alle leiden an übermäßiger Zierlichkeit, wenn sie fleißig, oder an zu großer Rohheit, wenn sie nachlässig gemacht sind [1]. — Indeß wird es mir zum Vergnügen gereichen, Freunden dieses Faches, die sich an mich wenden wollen, **Original-Abdrücke** des Ybbser und **Abgüsse** des Zwettler Siegels mitzutheilen. **W. v. Rally.**

1 Ich kann mir hier die Bemerkung nicht versagen, wie interessant eine kritische Verfolgung des Liechtensteinischen Wappens durch alle Stadien seiner »Verneuerung und Besserung« bis zu dem jetzigen Blason, wäre, wie denn überhaupt eine **quellengemäße Geschichte** dieses wahrhaft **fürstlichen** Geschlechtes — von genealogischen Spielereien früherer Zeit, wie vom Skepticismus der Gegenwart gleich entfernt — höchst wichtige Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Genealogie und Diplomatik liefern müßte! —

2 Ein der Länge nach gespaltener Schild, rechts den österreichischen Balken, links die fünf österreichischen Adler enthaltend: den Schild hält oben ein Engel, zu jeder Seite steht ein Thurm. Die Umschrift in deutscher Minuskel lautet: **sigillvm civitatis in czwetla.**

Merkwürdige ungarische Alterthümer.

Merkwürdig waren in der Geschichte der Weltbegebenheiten einige reitzende Gegenden Ungarns (das eben deßwegen mit Unrecht eine terra incognita genannt wird), welche in den frühern Jahrhunderten, so wie unter der römischen Herrschaft, so später zur Zeit der Völkerwanderung, meistens zum Schauplatz der blutigsten Schlachten und der glänzendsten Triumphe dienten; aber seit dem XVI. Jahrhundert erschienen sie noch herrlicher der die Alterthümer und Kunstwerke des Menschengeschlechts erforschenden gelehrten Welt, als der ehemalige Graner Erzbischof **Anton Verantz**, oder Wrantschitsch an der ungarischen Seeküste die vom Militärdienst befreienden Erztafeln des Kaisers Vespasian (welche die Gelehrten bis dahin nicht kannten) auffand, und nach Rom sandte. — Dann gaben gleichfalls im XVI. Jahrhundert Wolfgang Lazius die pannonischen, Johann Szamosközi die dacischen Lapidar-Inschriften, Johann Samboky (Sambucus) aber eine Beschreibung der in Ungarn entdeckten römischen Münzen heraus. — Im XVII. Jahrhundert beschrieben Fortis und Spohn die römischen Alterthümer in Dalmatien, Toll jene an der Donau. — Im XVIII. Jahrhundert erforschten Stephan Weßprémi, Schönwisner und Eckhel in Ungarn den Inhalt von mehr als fünf in Ungarn aufgefundenen römischen Erztafeln »honestae missionis«, deren sich weder die Franzosen, Engländer, Spanier, noch die übrigen blühenden Nationen oder Länder Europa's rühmen können. — Im XIX. Jahrhundert öffnete aber unser Vaterland noch mehr seinen an alten Denkmälern reichen Schooß, indem es die zum Cultus der ägyptischen Isis dienende, mit Firniß überzogene und mit Gold und Silber ausgelegte Gießkanne (ibrik) von Egyed im Oedenburger-

1 Daß hierin unsere besten Künstler keine Ausnahme machen, zeigen die übrigens trefflichen Abbildungen zu des Fürsten **Lichnowsky** Geschichte des Hauses Habsburg, wo bei dem Majestätssiegel König Albrechts I. dieser Monarch aus übergroßer Sorge für Deutlichkeit baarfuß sitzend erscheint.

Comitat, die vom Kaiser Vespasian den pannonischen Helden gegebenen (unter allen, bisher bekannten größten) Erztafeln von Sikátor, und die auf der Pußta Bene gefundenen, der Welt bisher unbekannten Münzen des Kaisers Berengar, letzthin aber den zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus, im 160sten Jahre nach Christi Geburt auf mit Wachs bedecktes Holz geschriebenen Vertrag, als einziges Denkmal dieser Art, in den Bergwerken von Abrudbánya entdecken ließ, und so unsere Nation mit Denkmälern des Alterthums, deren sich selbst Italien, das classische Vaterland der gelehrten Alterthümer, nicht rühmen kann, beglückte.

So wie die Zeichnung und Beschreibung der Isis-Kanne von Egyed in dem ersten Bande der Jahrbücher der magyarischen gelehrten Societät von Nikolaus v. Jankovics mitgetheilt worden, so wurden im zweyten Bande derselben die Berengarischen Münzen mit der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 925 nach Christi Geburt, und dem Siege des magyarischen Helden Bene in Italien zur öffentlichen Kenntniß gebracht (gleichfalls von Nikolaus v. Jankovics). Die zu Sikátor gefundenen Erztafeln des Kaisers Vespasian wurden, nachdem sie Seiner kais. Hoheit dem Erzherzog Palatin vorgezeigt worden waren, von Stephan v. Horvát im Tudományos Gyüjtemény lithographirt herausgegeben und mit einer gelehrten Abhandlung begleitet. Eine gründliche Erläuterung der in Siebenbürgen in den Bergwerken von Abrudbánya und Toroczka gefundenen, beschriebenen, mit Wachs überzogenen Holztafeln oder Triptychen (deren bisher noch keine aufgefunden worden waren, und die mithin zu den trefflichsten Denkmälern des Alterthums gehören und einzig in ihrer Art sind, in archäologischer und paläographischer Hinsicht), haben wir von Mitgliedern der königl. bayerischen Akademie zu München, an welche sie Hr. Nikolaus von Jankovics beförderte, zu erwarten, und zwar um so zuverläßiger, da Professor Fr. G. Maßmann am 26. December 1835 aus München nach Pest berichtete, daß die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften sich mit dieser Untersuchung bereits beschäftige. Dr. Rumy.

Süd-Slawische Ahnentafeln.

V. Das Haus der Bergelitj.

Die Bergelitj stammen aus einem ungarischen Geschlechte, das in seinem Stammschloß Ossiek wohnte, und von dem nahen Strome Bergo den Namen erhielt. Sie waren in der früheren Epoche des arpadischen Hauses angesehene, zu Ehren und Herrschaft erhobene Magnaten; unter Bela IV. erhielten sie Länder zu verwalten, und nannten sich Zupani. Als aber die Tataren in Ungarn einfielen, das Land verheerten, Städte, Schlösser und Wohnsitze verbrannten, flohen auch die Bergelitj mit dem König und vielen Großen nach Dalmatien, und ließen sich in verschiedenen Orten nieder; ein großer Theil davon setzte sich am Liwanjerfelde im J. 1241, oder wie andere wollen 1235 fest. Hier erbauten sie auf der Anhöhe, die Tribanstiza heißt, ein Schloß, das sie Hum nannten, und das noch heutigen Tages Podhum genannt wird. Das Haus Bergelitj war aber nicht bloß in Ungarn mächtig, groß und angesehen, sondern auch in Bosnien, wo seine Glieder den eingebornen Magnaten gleich gestellt, und mit Würden bekleidet wurden; vor allen wurde es unter dem Ban Stephan Kotromanowitj ausgezeichnet, welcher den Ostoja Bergelitj zum Feldherrn seines ganzen Heeres ernannte, mit dem Auftrag, Dalmatien und Kroatien zu verwüsten. Dieser vollzog den Befehl so heldenmäßig, daß er in kurzer Zeit mit reicher Beute ruhmgekrönt zurückkehrte. Kotromanowitj nimmt ihn gerührt auf, umarmt, beschenkt ihn, und verehrt ihm einen Falken von Gold mit ausgebreiteten Flügeln, die Feder eines seltenen Vogels, und eine Art von Gold, das in dem Helm seiner Wappe, worin alle diese Gaben prangen, steckt. Er gibt Podhum das Schloß, sammt dem Dorfe Podhumje und andern Besitzungen, sowohl ihm, als seinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Die venetianische Regierung hat ihre Privilegien anerkannt, die sie in Macht und Ansehen im Schlosse Splito genießen.

Das Haus Bergelitj hat zwei Abkömmlinge, die zu römischen Kavalieren ernannt wurden, nämlich Knes und Oberst Markus, und dessen Bruder Lukas, der am 28. Juni 1731 eingesetzt worden. Diese Knesen erhielten das altadelige Schloß Ossor und am 7. Juni 1719 Kerse zum beständigen Eigenthum. Ersterer wurde 1743 in Splito zum Gubernator des Kriegswesens und 1755 als solcher in der Feste Klisch ernannt.

VI. Das Haus der Wutschkowitj.

Die Glanzepoche dieses Hauses, wie vieler südslawischen, fällt in die letzte Siegesepoche des türkischen Reiches. Von Duwno flohen sie in das venetianische Gebiet; der türkischen Zwingherrschaft müde, verließen sie Besitzungen

und ihre alten väterlichen Schutzgötter, um den gemeinschaftlichen Feind unter fremdem Schilde zu bekämpfen, die Seelen der schmählich Dahingeschiedenen mit Islamsblut zu sühnen.

Harampascha Michael Wutschkowitj kommt 1687 mit der Bitte an den General Cornero, ihm zur Verheerung des türkischen Landes, insbesondere um Liwno, Duwno und Zupanjaz eine Truppenabtheilung zu bewilligen; dieser den Betheuerungen nachgebend, schickt den Kavalier Jankowitj, den Serdar Nakitj, Sinobado und mehrere andere, welche den vorgesetzten Zweck glücklich erreichten. Michael aber bewegt durch seine Popularität, lockende Verheißung, und die letzten siegreichen Thaten 400 Familien aus Duwno, unzählige aus Liwno, der Rama und andern Orten zur Auswanderung, welche vom Knesen Nikolaus Wutschkowitj, dem Harampascha Michael, den Thaddäus, Paul, Theodat und Iwo genannt Sez, dann von dem Harampascha Tomaschewitj angeführt, in und um Zetinje sich festsetzten.

Den Uskokenzug[1] begleiteten die ehrwürdigen Mönche der Rama vom Orden des heil. Franciscus, und gründeten ein Kloster unter Sinj.

Michael zum Serdar und Anführer seiner Uskoken ernannt, bestand von 1687 bis 1690 viele siegreiche Gefechte, zündete Städte und Dörfer an, plünderte Duwno, Liwno, Kuprisch, die Rama, Ljubuschki, Brotjno, Zupanjaz. Viele Türken haben ihm den Tod, viele Gefangenschaft in Sinj zu verdanken. Sein Nachfolger als Serdar war der Bruder Thaddäus, ein gewaltiger Kämpe, dessen Ruhm seine Neffen Theodat und Iwo theilen.

Gelegenheit zu Ruhm und Waffenthaten gab den Wutschkowitj am 2. März 1690 der Einfall der Muselmänner in Zetinje. An der Spitze ihrer Mitbürger tödteten und vertrieben sie dieselben nicht nur aus Zetinje, sondern führten, Liwno, Duwno, die Rama, Zupanjaz, Kuprisch, Brotjno, Ljubuschki, Imotski u. a. O. abermals plündernd, unzählige Beute und viele Gefangene nach Hause.

Am 10. October 1691 verbrannten sie zu Glamotsch und Kuprisch 400 Türkenhäuser, nahmen einen Wartthurm ein, und richteten ein Blutbad unter den Gefangenen an.

Liwno fühlte ihre tapfere Faust wiederholt am 15. Juni 1692. Sechshundert Wohngebäude verbrannten, und 20 Ungläubige tödteten die Gränztruppen unter dem Befehl des Serdaren Thaddäus Wutschkowitj, des Bogdan und Iwo Sez.

Am 5. Mai 1693 war das Borower Feld ihre Wahlstätte. Hier siegte in einem Zweikampf Iwo Sez über einen vielgerühmten feindlichen Helden, den Gaeba Achmet Buljumpascha. Ismail Pascha war bei Kuprisch 1695 geschlagen, und Sez nahm da einen wackeren Fahnenträger gefangen, Soliman Pascha bei Liwno, allwo Sez Wutschkowitj den Aga Knezewitj um's Leben, einen andern Aga um die Freiheit bringt. —

In eben diesem Jahre nimmt Sez den tapfern Omar Alakowitj bei Glamatsch gefangen. Seine Heldenlaufbahn beschloß er unter Liwno, wo er den Alah Beg von Klisk zerstreute, seine Spahien tödtend. Den Pascha von Klisk verwundet er mit dessen eigenem in der Flucht von ihm abgenommenen Säbel, doch auch er starb bald an einer Wunde, die er hier davontrug. — Bogdan Wutschkowitj, werth seines Bruders, macht unter Liwno den Rubeg Kossiterowitj zum Gefangenen; selbst von den Türken gefangen, entkommt er glücklich, und fährt fort mit seinem Onkel Thaddäus Wutschkowitj das Leben wohl der Gefahr, aber auch der Wohlfahrt seiner Mitbürger hinzugeben.

P. Paul Wutschkowitj, Bruder des Serdaren Thaddäus wird in Zetinje 1697 gefangen, und nach Bagdad geschleppt, allwo er, weil man sein Lösegeld, nämlich 6000 Zechinen, nicht erlegen konnte, sechs Jahre schmachtete, doch endlich glücklich entkam. In sein Vaterland zurückgekehrt, erbaute er unter Sinj ein Kloster und eine Kirche. In Verbindung mit General Mocenigo erobert er mehrere Schlösser, und reiset nach Belgrad, das kaiserliche und das türkische Heer zu messen; als endlich die Türken Sinj belagerten, vertheidigt er sich darin mit großem Muthe.

Im Jahre 1706 wurde an die Stelle des verschiedenen Thaddäus, Bogdan zum Serdaren ernannt, der an der Spitze seines Volkes nach Italien beordert sich da wacker turnet.

Da sich 1715 der Krieg erneuerte, fielen sie die Türken an, nahmen ihre Thürme ein, vorzüglich die Feste Tschatschwina, wo der Serdar Bogdan der erste die Siegesfahne aufpflanzte. Die andern Wutschkowitj seines Gefolges sind: Stephan, der Sohn des Serdaren Thaddäus, Mathias, Sohn des Serdaren Michael, Georg, Franz und Lorenz. Bei einer neuen Belagerung hielt sich Bogdan und der Fähnrich Mathias in der Feste sehr gut. Nach dem Abzug der Feinde, fielen sie in Glamatsch und Liwno ein.

Dem 1716 verstorbenen Serdar Bogdan folgte Stephan, der bei der Einnahme von Imotski 1717 war; 1748 wurde sein Sohn Johann, und da dieser bald starb, der Kapitän Justin zum Serdaren erhoben. So weit die Urkunden.

Nach denselben stammt das Geschlecht von Neman ab, dessen Sprosse Wutschko (Wölflein) der Familie den Namen Wutschkowitj hinterließ. Nach dem Untergange des bosnischen Reiches zertheilte sich der Stamm, einige gingen nach Ungarn, andere ins Küstenland, die übrigen blieben mit ihrem Vater Peter Wutschkowitj in Duwno, und dieß geschah 1506. Nachdem der ungarische Zweig bis auf Thomas ausgestorben war, kehrte dieser zurück zu seinem Bruder Mathias, und hier blieb die ganze Familie bis zu den Ereignissen, die wir eben beschrieben haben.

(Werden fortgesetzt.)

[1] Unter diesem Namen sind die Emigranten der slawischen Länder aus der Türkei in der Geschichte bekannt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

44. Sonnabend, den 3. Juni 1837.

Leibnitz,
über die
Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien.

Schon bei seiner Anwesenheit in Wien 1713 ging Leibnitz mit dem Gedanken um, eine Akademie der Wissenschaften in der Residenz des deutschen Kaisers zu gründen. Seine Bemühungen und Hoffnungen deßwegen ersehen wir aus mehreren Briefen, die er an Heräus und von Hannover aus an den gräflich Leiningischen Hofrath Schmidt geschrieben hat. Wir wollen einige derselben hier auszugsweise, oder in vollständiger Uebersetzung mittheilen, und dem geneigten Leser überlassen, die etwa nöthigen Bemerkungen darüber selbst zu machen.

Brief an Heräus.

(Wien, 28. October 1713.)

„Ich muß Ihnen sagen, daß von der Hofkanzlei ein Reskript an die Regierung erlassen worden, um über meine Denkschrift zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften ihr Gutachten abzugeben. Ich habe nicht die Ehre, den Grafen von Khevenhüller zu kennen. Wenn Sie mit ihm in einer näheren Verbindung stehen, ersuche ich Sie, ihn auszuhohlen und für die Sache zu stimmen. Noch muß ich Ihnen bemerken, daß der Prinz Eugen mit dem Kaiser sehr angelegentlich von dem Project gesprochen, und Seine Majestät viele Neigung dazu gezeigt haben; auch habe ich gestern Seiner königlichen Hoheit bemerkbar gemacht, wie ich vernommen hätte, daß es am kürzesten wäre, wenn man die Landstände der einzelnen Provinzen zu einem jährlichen Beitrag bewegen könnte; so dürfte es z. B. genügen, sobald sich Oesterreich unter der Enns für ... Gulden, und die übrigen Provinzen dem verhältnißmäßig entsprechend erklären würden. Der Prinz von Savoyen wird darüber mit dem Kaiser sprechen; vielleicht wäre es gerathen, wenn auch der Graf Philipp von Dietrichstein bald deßgleichen thun möchte. Jedenfalls aber kommt es darauf an, daß sich die österreichischen Landstände freiwillig zu ihrer Leistung verstehen, und sie werden sich dazu geneigter finden lassen, je mehr Alles auf eine Weise geschieht, die weder den Schein von Zwang noch von Verbindlichkeit hat. Der Herr Prälat von Melk und Andere nach dem Landmarschall könnten dafür viel thun; sie dürften sich nur zum Beispiel nehmen, was sie für ihre Ritter-Akademie gethan haben. Denken Sie, mein Herr, mit mir ein wenig nach, wie man ihnen die Sache beibringen soll.“

Briefe an Schmidt.

I. Leibnitz rechnet sehr auf die Verwendung des Fürsten von Liechtenstein, dessen wissenschaftliche Bildung anerkannt ist; diesem den Plan richtig auseinander zu setzen, wäre von großer Wichtigkeit. (27. Sept. 1714.)

II. Der Kaiser und die Kaiserinen, auch Einige der Minister hätten ihm viele Gewogenheit bewiesen; es komme nun darauf an, Alles in Bewegung zu setzen. Herr Gerbrand benachrichtige ihn, daß die Regierung das Reskript nicht früher in Berathung ziehen wolle, bis nicht die gehörigen Fonds bestimmt seyen; die Regierung aber soll ja gerade ein Gutachten abgeben, welche Fonds geeignet seyn dürften, um an den Kaiser Bericht erstatten zu können!

„Ich habe mit dem Grafen von Bonneval die Ueberzeugung, daß Niemand die Sache der Wissenschaft besser vertreten könne und wolle, als der Prinz Eugen von Savoyen. Seine königliche Hoheit haben es mir auch bestimmt versprochen, und selbst der Kaiser hat ihn, wie er mir selbst zu verstehen gegeben, damit in gewisser Beziehung beauftragt.“

Herr Wilson schreibt, daß der zehnjährige Vertrag mit den Niederlanden wegen der Papierlieferung nun zu Ende gehe — wie, wenn man der Akademie den

Papierverlag übergeben würde, eine Fabrik anlegte! Dadurch gewänne Oesterreich, und die Gesellschaft hätte vorläufig einen Fonds.

III. Die Vortheile, die aus einem Privilegium der Papierniederlage erwachsen würden, müssen allenthalben hervorgehoben werden: der Handel gewinnt; es kommt Geld in's Land; gute Bücher können gedruckt und die Fortschritte der Literatur in Oesterreich gesichert werden. Das Beste wäre, wenn man Eugen dafür gewinnen könnte; dieser sollte dann beim Kaiser wirken. Inzwischen sey es nothwendig, wegen des Vertrags mit den vereinigten Staaten sich wohl zu unterrichten. (30. Dec. 1714.)

IV. Schmidt soll sich an den Staatskanzler Sinzendorf wenden. Dieser habe ihm während des Krieges allen Beistand versprochen — da nun Friede, dürfte es leichter seyn. Habe er Einwendungen, möge er sie aussprechen, um ihnen entgegnen zu können.

»Ein Freund, der von Wien gekommen, hat mich überreden wollen, daß gewisse Personen, besorgt für die Religion, sich einer Gesellschaft der Wissenschaften widersetzen, weil die neuen Entdeckungen ihnen verdächtig erscheinen, und zunächst, weil es ihnen mißfalle, daß ein Protestant sich darein menge.« (27. Febr. 1715.)

V. Eugen habe ihm selbst geschrieben, und seinen Beistand versprochen. (7. April 1715.)

VI. Die Angelegenheit in Betreff des Papierverlags sey von großer Wichtigkeit, daher direkt an den Kaiser zu bringen; doch müsse man vorerst dessen Ansicht zu erforschen suchen; wenn er nicht persönlich dafür, ist alles vergebens. Schmidt soll Audienz nehmen, und im Vorübergehen des Papierverlages und der Akademie erwähnen u.s.w. (23. April 1715.)

VII. »Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Bitte zu wiederhohlen, bei Seiner Majestät weder eine Audienz in Beziehung auf mich nachzusuchen, noch dort von mir oder der Akademie zu sprechen, ohne vorher und ganz neulich mit mir übereingekommen zu seyn. Eben so ist es gut, wenn Herr König nichts berührt, was die Akademie betrifft, ohne sich früher mit mir in's Einverständniß gesetzt zu haben.«

»Eine Aktien-Gesellschaft wäre ohne Zweifel sehr wichtig und nützlich, wenn sie gut gegründet und vollkommen authorisirt würde, und man könnte durch sie gewiß zum Ziele gelangen, sobald man sich nur so, wie es nothwendig, verhalten wollte. Allein sie ist eine sehr heiklige Sache, und großen Hindernissen unterworfen; überdieß gehörte dazu, daß bedeutende Kapitalisten sich dafür interessirten.«

»Eine Lotterie würde unstreitig von gutem Erfolge seyn, wenn man gewiß wäre, sie eben so, wie in Venedig oder anderswo, auch in Wien in Gang bringen zu können. Sobald der Kaiser mit dem Hofe spielen würde, folgten ohne Zweifel Andere nach. Ich habe zu seiner Zeit über eine ganz besonders merkwürdige Lotterie nachgedacht, bei welcher alle Welt gewinnen, alle Lose genommen werden und nichts desto weniger die Inhaber der Lotterie auch ihren Vortheil haben sollten; allein dazu bedürfte es noch einiger Vorkehrungen.« (15. August 1715.)

VIII. »Ich weiß nicht, waren Sie es, oder war es Herr Spedazzi oder ein Anderer, der mich aufmerksam gemacht, daß ich als Protestant nie Chef der Akademie seyn könnte; ich wollte und werde es ohnedieß nie seyn. Die Würde als Chef muß ein Herr von großem Ansehen bekleiden. Obschon der Kaiser einen sehr guten Willen hat, erkenne ich doch recht wohl, wie nothwendig es ist, daß er von den Ministern unterstützt werde.“ (24. December 1715.)

* * *

Noch am 27. December schrieb Leibnitz an den kaiserlichen Rath, N. G. Hansch, voll von Hoffnungen[1]; doch bald hierauf brachen die Unterhandlungen ab, und die ferneren Briefe beobachten darüber ein tiefes Stillschweigen.

---

[1] »Nam mihi Caesar per ipsam Imperatricem, fratris Viduam significari curavit, Academiam Scientiarum istituendam sibi cordi esse. Sed hoc tibi in aurem dico. Nolim enim immature publicari« — und einige Zeilen später: Illustrissimus Comes de Schlik inter eos est, qui fundationi Societatis scientiarum plurimum favent, et spero ejus opera efficere, ut Bohemicae regiones ad tam salutare institutum utiliter concurrent. Sed, ut dixi, talia praecipitari non passunt. Interea non omitto, apud Caesarem per Imperatricem et alios, et apud Ministros ejus per amicos, rem urgere.

Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Rally.

I. Archiv zu Grein.

„L'histoire de notre patrie est un fonds *inépuisable* de recherches: chaque jour elle se devellope et prend une face nouvelle par la publication des monumens jusqu'alors *inconnus* ou *meprisés*, mais qui n'attendent que la main habile qui doit les arranger."

Duboze Histoire de l'Academie des Inscriptions T. IV. p. 471.

Das Bedürfniß eines österreichischen Diplomatarium, als einzig fester Grundlage einer pragmatischen Landesgeschichte, ist entschieden anerkannt.

Gewichtigere Stimmen als jene des Schreibers dieser Zeilen haben sich über die Nothwendigkeit erhoben, die noch in den Archiven der Städte, Klöster und Herrschaften vorhandenen Urkunden zu ordnen und zu verzeichnen, um endlich zu einer Uebersicht der historischen Materialien zu gelangen, welche uns der Zahn der Zeit und der Vandalismus unsers Jahrhunderts übrig gelassen.

Es ist eine traurige, aber durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß in den letztverflossenen sechzig Jahren, namentlich in der Periode zwischen 1780 u. 1790, Unkenntniß und Böswilligkeit weit mehr zur Verminderung der archivarischen Schätze unserer Provinz thaten, als beide Türkeneinfälle, Protestantismus und Gegen-Reformation, Schweden und Malkontenten gethan hatten. Wie viel bei der Aufhebung der Klöster verschleppt, verschleudert, ja absichtlich zerstört wurde, lebt noch bei vielen unserer Zeitgenossen im Angedenken. Selbst die damals so erwünschte Umstaltung der Magistrate war nicht selten die Veranlassung ähnlicher Gräuel, und nur so ist es erklärlich, wie Eggenburg[1] kaum noch das Sendschreiben des heiligen Capistran, wie Pöchlarn, Meissau, Haimburg in ihren Archiven nicht Eine Urkunde auf Pergament aufzuweisen haben.

Daß übrigens ein eigener Fluch über die Auswahl der Localitäten zur Aufbewahrung der urkundlichen Schätze — besonders in den Städten — walte, wird Jeder zugeben, der Gelegenheit hatte, von der Mehrzahl der Archive des Landes autoptische Kenntniß zu nehmen. Sind doch die meisten der städtischen Briefkammern von einer Rumpelkammer' nur dadurch unterschieden, daß letztere öfter im Jahre besucht und gelüftet wird! Das an Urkunden aus der Babenberger Zeit reichhaltigste Stadt-Archiv, jenes von Neustadt, ein dumpfes, finsteres Gemach, ist eben keine Ausnahme dieser Regel[1]. Der Schreiber dieses kann versichern, die wichtigsten Urkunden oft auf Bodenkammern, in Kellern u. s. w. aufgefunden zu haben, wohin sie vielleicht bei Feindesgefahr geflüchtet und vergessen, — vielleicht verwiesen wurden, um der neuen Registratur Platz zu machen u. s. w. Exempla sunt odiosa[2].

Eben dieser Umstand erschwert ungemein das Forschen in den städtischen Archiven, weil die Vorstände derselben selten selbst wissen, was sie besitzen, und daher Mangel an Materialien affectiren, um ihre Unkenntniß nicht an den Tag zu legen.

Eine glänzende Ausnahme der oben berührten Uebelstände machen allerdings die Kloster-Archive: Ordnung, Reichhaltigkeit, großartige Lokalität, ausführliche Repertorien, oft die Resultate jahrelangen Fleißes, verleihen denselben eine Wichtigkeit und praktische Brauchbarkeit, die wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Uebrigens widmen sich fast in jedem Kloster ausgezeichnete Männer dem historischen Fache und der Nutzbarmachung der reichhaltig vorhandenen Materialien.

Vielleicht dürfte es vor der Hand wichtiger und dringender seyn, den Inhalt der städtischen und herrschaftlichen Archive Oesterreichs an das Tageslicht zu fördern, bevor das Wenige noch Vorfindliche auch noch spurlos verschwindet. An brauchbaren historischen, topographischen und genealogischen Andeutungen werden diese Archive, im Verhältnisse ihres Umfanges, wohl eben so reich, — an interessanten Beiträgen zur Sittengeschichte und zur Kenntniß der älteren Rechtsverhältnisse gewiß noch ergiebiger als die Kloster-Archive befunden werden.

---

1 Wo 1784 meheere Wägen voll Urkunden, Denkbüchern u. s. w. licitando verträdelt wurden.

1 Die Stadt Krems verdankt ihrem Archivare Dr. A. J. Wagner den Vorzug, vielleicht das hellste, freundlichste, und am besten geordnete städtische Archiv in Oesterreich zu besitzen. Möchten doch die beiden Lieblings-Ideen dieses würdigen Gelehrten, ein Stadt-Museum für Krems und Stein, und eine urkundlich belegte Geschichte dieser beiden alten Städte, recht bald zum Danke aller Freunde des Vaterlandes verwirklicht werden!

2 In einem der bedeutendsten herrschaftlichen Archive des V. O. W. W. wurden 1831 sämmtliche Urkunden, die älter waren als 1800, darunter viele aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, aus Raumersparniß — verbrannt, um das Lokal als Kornboden zu verwenden. —

Der Schreiber dieser Zeilen versucht es, die Ausbeute einiger, theilweise zu diesem Zwecke angestellten Ausflüge in diesen Blättern niederzulegen. Bei absichtlicher Vermeidung aller weitläufigen diplomatischen oder sphragistischen Bemerkungen glaubt er dennoch bisweilen auf seltene Siegel, Gemälde, Waffen, und ähnliche archivarische Curiosa aufmerksam machen zu dürfen, da einige derselben oft ein hohes lokales Interesse haben, andere durch wirklichen Kunstwerth oder Seltenheit auch für verschiedene Klassen der Leser anziehend seyn dürften.

Die einem solchen Unternehmen, so lange es nur Privatversuch bleibt, unvermeidlich anklebenden Mängel dürften in der Beschränktheit der Verhältnisse Entschuldigung finden, unter denen dasselbe entstanden: Schreiber dieses wünscht nichts sehnlicher, als die Resultate seines Versuches recht bald durch glücklichere, von einem Gönner der Wissenschaft unterstützte, mit wissenschaftlichem Apparate vorgenommene Forschungen überboten zu sehen[1].

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen zu dem Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirtem Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Schluß.)

5.

»Heinricus Dei gratia Pataviensis et Ardacensis Praepositus omnibus Christi fidelibus Salutem in perpetuum Amen. Filii qui nascentur et exurgent, narrent ea filiis suis, ut cognoscat generatio altera quod quidam miles de Oberndorf. Heinricus nomine. cum impeteret Dietmarum Hellaere de proprietate corporis pro quadam pensione pecunie. sicut in unum convenerant. liberum eum tunc dimisit. et per manus consubrini sui. Gotfridi de Pelen. in presentia nostra ceterorumque bonorum virorum. super aram Sancte Margarite in Ardacher. ad censum V. denariorum annuatim solvendum de bona voluntate delegari constituit. Quod et factum est nemine contradicente.«

»Hujus rei testes sunt. Perengerus Decanus. Reinhardus Plebanus. Heinricus scolasticus. Dietricus sacerdos. Otto Jubant. Canonici Ardacenses. Gotfridus de Peien qui ipsum delegavit Reinhardus de Steuenshardc Chunradus in curia Fridricus de Albrechtsperge. Hiltprandus Rulandus. Rugerus preco frater eius et alii quam plures.«

6. 1269.

»Cum inter discipulos domini qui relictis temporibus et fallacis seculi blandimentis voluntariam elegerant paupertatem magistrum humilitatis humiliter imitantes, tamen de maioritate contentio sit suborta manifestissimum est quod inter posteros seu modernos qui mundi divicias appetunt et honores ambiunt temporales de prioritate contentionis scrupulus oriretur facillime, si scripture beneficium quod a patre luminis evolavit talibus non obstaret facta preterita declarando. Nos igitur Albertus decanus totumque Capitulum Ardacense uolentes litium exstirpare dispendia quae fortassis possent in posterum suboriri confratrum electionem quam anno domini 1269 celebravimus conscribi fecimus, et quis electorum alteri preferatur per ordinem nominatim annotatione presenti dignum duximus explicandum. Nos itaque gratia sancti spiritus invocata Waltherum de Ips plebanum et Ottonem de Gluez ad prebendam recepimus tunc vacantem. Deinde Chunradum de hor . . . . .(?) et Chunradum de Pechlarn plebanos ad primam elegimus vacaturam. Item Ottonem de Chornspach Dyppoldum ad secundam vacaturam prebendam duximus eligendos.«

»Ad hec omnes et singuli in eo convenimus . . . ecclesiis seu capellis Ardacensis ecclesie adtinentibus nunc canonicis . . . provideri debeat aliens ut in choro nostro sacerdotum numerus augeatur.«

[1] Ueber die auf Veranlassung der ni. öst. Herren Stände unternommene Bereisung der österreichischen Archive durch Herrn Markl, im Jahrgange 1835 dieser Blätter besprochen, sind seitdem keine näheren Daten bekannt geworden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

45. Mittwoch, den 7. Juni 1837.

Ordentliche

Beschreibung des Beylagers,

so da gehalten worden ist durch Carln, Ertzhertzog zu Oesterreich, mit Maria, gebornen Hertzogin zu Bayern, den 26. August 1571 in der kayserlichen Stadt Wien.

Wir entnehmen die nicht uninteressante Beschreibung dieses Beilagers aus den gedruckten Berichten eines Augenzeugen, des Obersten Pritschenmeisters in Oesterreich, Heinrich Wirrich. Darin heißt es:

Im August des Jahres 1571, an einem Mittwoch, hörte man, daß der Bräutigam Erzherzog Carl, von der Neustadt kommend, in Wien eintreffen würde. Der löbliche Stadtrath zog ihm also mit der ganzen Bürgerschaft, in zehn Fähnlein getheilt, entgegen.

Im Gefolge Seiner Durchlaucht bemerkte man den geheimen Rath und Hofmeister Hans Trautson, den kaiserlichen Stallmeister Rudolph Khan, den Doctor und Vicekanzler Johann Baptist Weber, den Hofmarschall-Amtsverwalter Schweikhart von Auersperg, den ältesten Kammerherrn Georg Proßkoußky, und andere vornehme Leute mehr. Des andern Morgens traf auch der Erzherzog Ferdinand in Wien ein, dem alle Fürsten und Herren bis an das Schottenthor entgegenritten; und Abends kamen die zwei ältesten Söhne des Kaisers, Rudolph und Ernst, die eben erst von einer Reise aus Spanien zurückgekehrt waren, auf der Donau herab.

Am Freitag (den 24. August) früh verlautete die Ankunft der hohen Braut Maria von Baiern. Die bewaffnete Bürgerschaft zog daher abermals unter Anführung ihres Obersten und Bürgermeisters Johann von Thaw zum neuen Thore hinaus, der Fürstin entgegen.

Auf dem freien Platze vor den Stadtmauern wurde die ganze Mannschaft zu Fuß und zu Roß, Hackenschützen und Trabanten in Schlachtordnung aufgestellt; die Spielleute, in Oesterreichs Farben roth und weiß gekleidet, befanden sich in einem Zelte daneben; auch hatte man zehn Stücke Geschütz hinausgeführt. Die Braut kam zu Schiffe auf der Donau herab, in der Mitte vieler anderen Fürsten und Herren. Eine Schaar Italiener unter dem Obersten Franz Benaglio de Lovere aus Bergamo war ihr in fünf Galeeren entgegengefahren, um sie zu bewillkommen. Unter den zahlreichen Schiffen, die da den Fluß bedeckten, zeichnete sich das des Bischofs von Salzburg besonders aus. Der Kaiser selbst kam mit einem großen Gefolge an das Ufer geritten, um die Fürstin zu empfangen. Als sie an das Land stieg, ertönte der Jubelruf des zahlreich versammelten Volkes, und die Schützen feuerten, daß die Erde darob erbebte. Die holde Braut wurde sodann in einen Wagen gehoben, deßgleichen man noch nie an Pracht gesehen hatte, und der Zug setzte sich gegen die Stadtmauer in Bewegung, unter dem fortwährenden Donner des Geschützes, das von dem Walle gegen die Tabor-Brücke abgeschossen wurde.

In dem glänzenden Zuge befanden sich unter Andern: neun Trompeter mit baierischen Fahnen, zwölf Glieder Herren mit güldenen Ketten, und dreizehn Glieder Herren mit sammtenen, goldverbrämten Röcken; sechs Glieder Ungarn, sechs Edelknaben in Schwarz, und zwölf in des Bräutigams Farben, einer großen Anzahl von Rittern und Reisigen, Trompetern und Heerpaukern nicht zu gedenken. Auch die kaiserliche Majestät ritt hinter dem Brautwagen, so wie die schon genannten Erzherzoge Rudolph und Ernst; dann die jüngeren Söhne des Kaisers, Mathias und Maximilian; der Herzog Albrecht von Baiern mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Ferdinand, der Bischof von Salzburg, und die Gesandten noch vieler andern Herren. Die Edelfräulein fuhren in eilf Wagen; den Beschluß

machten die kaiserlichen Härtschiren und die ganze Bürgermannschaft mit Spießen, Knebelspießen, Schlachtschwertern, Hellebarden und dergleichen bewaffnet.

Als nun der Zug in der kaiserlichen Hofburg angelangt, wurden die Gäste von Sr. Majestät selbst auf das Huldreichste empfangen und köstlich bewirthet.

Die Vermählung fand erst am nächsten Sonntage in der Augustinerkirche Statt, welche zu solcher Feierlichkeit gar schön mit Tapeten und carmoisinrothen Stoffen ausgeschmückt war. Nach dem Amte und der Predigt gab der Bischof von Salzburg das fürstliche Brautpaar zusammen.

Hierauf begab man sich zur Tafel. Dabei erschienen nebst der kaiserlichen Familie: der König von Polen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Churfürst und die Churfürstin von Sachsen, der Herzog Albrecht von Baiern sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen, die Markgräfin von Baden, die Fürstin von Liegnitz und noch mehrere andere hohe Herren, theils in Person, theils durch ihre Gesandten. Nach dem Male verfügte man sich in das Tanzhaus, das ebenfalls prächtig ausgeschmückt, und mit acht kunstreich geformten Leuchtern erleuchtet war.

Am meisten nimmt aber das Turnier und Ringelrennen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, welches am nächsten Dienstage auf einem Platze außer dem rothen Thore über der Schlagbrücke abgehalten wurde. Der ganze Plan war mit schönen Bäumen geziert, welche man dort in das Erdreich eingelassen hatte. Daneben erhob sich eine schöne Triumphpforte, auf der zwei Fähnlein wehten, das eine roth und weiß, das andere von weiß und blauer Seide. Mit gleichen Fähnlein waren die Zinnen geschmückt, die den Turnierplatz umfingen, und schöne vielgefärbte Bogen hatte man zwischen den Bäumen befestigt. Das Spiel begann mit einem Kampfe zwischen der Juno und Europa.

Iris, die Bothin der Ersteren, ließ sich aus den Wolken hernieder, und forderte die Richter im Namen ihrer Gebietherin auf, den Kampfplatz ihr und ihren drei Helden, den Königen von Asien, Afrika und Amerika, zu übergeben. Auf der andern Seite erschien Europa, in prachtvollem Gewande auf einem Stiere reitend, neben ihr die Sirenen, und noch viel anderes Gefolge, vornehmlich aber ihre vier Töchter Italien, Hispanien, Frankreich und Deutschland. Jede dieser vier Rotten hatte ihre eigenen Trompeter (die Winde des Landes), — ihren Patron und Fürsprecher (die vier Elemente) — ihre Ritter (die vier Jahreszeiten) — ihre Diener und Gefolge (die Flüsse des Landes). — An Gewinnsten, die der Obsiegende erhalten sollte, brachte Mars für Italien das Eisen, die Sonne für Spanien das Gold, Jupiter für Frankreich das weiße Zinn, und die Luna für Deutschland das Silber. Nebstdem zogen der Europa zu Hülfe die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Den Beschluß machte Diana, die Göttin der Wälder, mit ihrem Gefolge von Löwen, Tiegern, Wölfen und Bären.

In einem andern Aufzuge erschien die Victoria; sodann kamen die vier Laster, und die vier Tugenden: Justitia, Prudentia, Fortitudo und Temperantia, endlich Neptunus und vier Ritter der Tafelrunde, Robert aus Schottland, Gottwald aus Pannonien, Woldemar aus Marcomanien und Weißlandt aus Illirien.

Alle diese und noch viele andere Masken wurden von den höchsten Herren des Hofes vorgestellt. Seine Majestät der Kaiser selbst ist »der streng und notfest Winter« gewesen, und zwei seiner durchlauchtigsten Söhne machten den Sommer und Herbst. Die drei Könige von Asien, Afrika und Amerika waren: der Erzherzog Ferdinand, der Erzherzog Carl und Wolff von Stubenberg. Außerdem finden wir auf der Liste der Darsteller noch die Namen: Thun, Heißenstein, Trautson, Harrach, Breuner, Liechtenstein, Buechhaim, Fugger, Colloredo, Tannenberg, Redern, Herberstein, Auersperg, Losenstein u. a. m.

Den Dank beim Ringelrennen gewann Herr Siegmund Friedrich von Herberstein.

Am Donnerstag darauf wurde abermals ein großes Turnier abgehalten. Unter den Kampfrichtern war ein Graf Carl von Hohenzollern; Conrad von Pappenheim, Reichs-Erbmarschall und kaiserlicher Trabanten-Hauptmann, und Seyfried von Kolonitsch waren verordnet, den Platz zu schirmen und die Hut zu halten.

Unter den Streitern waren die Erzherzoge Carl und Ferdinand, Ruprecht von Herberstein und Gottfried Breuner, dann ein Orenburg und Salm, ein Khevenhüller, Schärpffenberg, Braun, Eckenberg, Kinsky, Simmern u. s. f.

Den Beschluß der Feierlichkeiten machte am Sonntage

nach Mittag ein Fußturnier. Auf dem Kampfplatze war der Berg Aetna vorgestellt, mit Irion, den gefesselten Titanen, dem Tantalus, den Danaiden und dem Orpheus (Ouerus nennt ihn unser Verfasser). — Beim Lanzenbrechen erschienen die beiden Herzoge Wilhelm und Ferdinand von Baiern mit Georg von Etzdorf und dem Grafen Ulrich von Montfort, dann der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mit zwölf Fahnen und der Göttin Fortuna auf einem Wagen, der von vier geflügelten Greifen gezogen wurde, endlich die Landschaft von Oesterreich in weißen Gewändern, und etliche Herren in Schweizer-Kleidung, welche den Preis davon trugen. Es wurde so mannhaft gestritten, daß man ganze Arme voll zerbrochener Schwerter und Spieße vom Turnierplatze trug.

So endigten die Vermählungs-Feierlichkeiten, die durch ihre ausgezeichnete Pracht allgemeines Aufsehen erregt hatten.

Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Rally.

I. Archiv zu Grein.

(Fortsetzung.)

Auf dem Marktplatze der Stadt Grein, unfern der Pfarrkirche, steht das Rathhaus, ein schmuckloses Gebäude, nicht ohne Spuren sehr alter Bauformen im Innern und Aeußern. Ueber eine schmale Treppe gelangt man in die geräumige, helle Registratur, in welcher gleich beim Eintritt die markirten leicht kenntlichen Züge Kaiser Leopolds I., — eine fast stereotype Verzierung aller Stadt-Archive des Landes — den Besucher von der Wand anblicken. Noch schmückt das Zimmer eine Ansicht des 1622 von Leonhard Helfrid Grafen von Meggau gestifteten Franziskanerklosters zu Grein [1], und eine Abbildung des im denkwürdigen Jahre 1809 organisirten Bürger-Corps der Stadt Grein.

Ein kleines, nicht sehr helles, aber freundliches Seitengemach, gleich der Registratur durch den schönen alten Estrich ausgezeichnet, bewahrt den Urkundenschatz der Stadt, und die Reste der früher bestandenen Rüstkammer an Pickelhauben, Schwerten und Harnischen, ein schönes Prunkschwert in reich verzierter Scheide fehlt hier eben so wenig, als in den übrigen österreichischen Stadt-Archiven.

Dem früher ausgesprochenen Vorwurfe treu, läßt der Berichterstatter den Inhalt der wichtigsten im Greiner-Archive vorhandenen, die Geschichte dieser Stadt berührenden Urkunden ohne irgend eine semiotische oder sphragistische Anmerkung folgen [1].

1327. Probst und Convent zu Waldhausen bestätigen eine fromme Stiftung der Bürger zu Grein.

1338. Marchart Verel von Eidenberg verkauft dem Gotteshause zu Grein eine Hueb am mittleren Frankenberg.

1379. Sonntag Reminiscere. Schutzbrief Herzog Albrechts III. für die Bürger in Grein, »bei ihren Gewohnheiten und Rechten, bei der Schiffung und Arbeit auf der Donau.«

1398. Dienstag nach Sonnwenden. Auftrag der Herzoge Wilhelm und Albrecht an die Bürger zu Grein, den Bischof Gregor von Salzburg in der Verführung seines Salzes nicht zu hindern.

1399. Mittwoch nach St. Petronilla. Auftrag Herzog Albrechts IV. an Hans von Stubenberg, Pfleger zu Werfenstein, die Greiner Bürger zu schützen, wenn man über ihren Willen an etlichen Stätten, da man vorher nicht gefludert, fludere [2].

1400. Freitag nach dem heiligen Kreuztag. Auftrag Herzog Albrechts IV. an alle Landesherren, Ritter u. s. w. »die Greiner Bürger mit ihrem Schiffzug und Arbeit auf der Donau bei ihren Rechten bleiben zu lassen.«

1404. Am heiligen Kreuztag. Auftrag Herzog Albrechts IV. an Mert von Murstetten, Burggrafen zu Werfenstein, wegen der von Seite der Greiner über das durch den Freisinger Schaffner Peter angetragene wi-

---

1 Eine etwas jüngere Ansicht dieses Klosters von derselben Seite hat P. Herzog in seiner Cosmographia Austriae Franciscana Col. 1740. p. 507.

1 Viele wichtige Beiträge zur Geschichte Greins werden an anderen Orten (z. B. die bekannte Greiner Pancharte Rudolphs II. von 1581 in Klamm) aufbewahrt. — Zum Behufe seiner historischen Forschungen und als Grundlage einer von ihm beabsichtigten geschichtlichen Monographie von Grein hat der dortige Syndicus Herr J. A. König eine Sammlung aller in den Archiven des Landes zerstreuten, auf Grein bezüglichen Urkunden in Abschriften veranstaltet, ein Unternehmen, wofür ihm alle Freunde dieses Faches Dank wissen werden. —

2 Anlanden und Auf- oder Abladen.

derrechtliche Fludern erhobenen Beschwerde. (Auf Papier geschrieben.)

1417. Freitag nach St. Lukas. Auftrag Herzog Albrechts V. ähnlichen Inhaltes mit dem von 1400.

1427. Spruchbrief Veit Hager's zu Mattsteig, Hauptmanns zu Stettenberg, und Verwalters der Grafschaft Machland, in einem Streite zwischen zwei Bürgern von Grein u. s. w.

1445. Kaiser Friedrich III. schlichtet die zwischen den Bürgern von Enns und Grein wegen Salzfuhren entstandenen Streitigkeiten u. s. w.

1461. Herzog Siegmund der Reiche von Oesterreich-Tyrol bestätigt die Freiheiten des Marktes Grein u. s. w.

1468. Samstag vor St. Valentin. Innsbruck. Herzog Siegmund von Oesterreich-Tyrol verleiht seinen Getreuen und Lieben, Richter und Burgern des Marktes zu Grein folgendes Wappen: »ainen Schilde, der ist ganz überflossen ins wasser, in dem Grunde des Schilds mit etlichen schwarzen schrofen[1], vnd dann in der Mitte des Schilds ain Hohenauerin, in irer gewöhnlichen Farbe vnnd Form mit ainem gelben Dach, vnnd in jedem Orth des Schiffs ain Mändel ziehend an einem Rued, vnnd in der Mitte des Schiffs ain Mändel auf dem verdückh steend, hinter sich vnnd für sich zaigend, wie man soll faren: Darnach in der höhe desselben schildes aber mit schwarzen schrofen zugleichen weiß, als ob daß Schiff zwischen den schrofen hindurch geend wäre u. s. w.

1471. Samstag vor Lätare. Innsbruck. Herzog Siegmund von Oesterreich-Tyrol; gleichen Inhaltes mit der Urkunde von 1461.

1480. Dienstag nach St. Matthiä. Auftrag Kaiser Friedrichs III. an alle Grafen, Hauptleute u. s. w., die Greiner Bürger gegen die Eingriffe der Unterthanen des Klosters Baumgartenberg zu schützen.

1483. Samstag nach St. Erhard. Auftrag Kaiser Friedrichs III. an Kaspar von Roggendorf, Pfleger in Struden, die Bürger von Grein nicht mit Robath zu beschweren.

[1] Felsen.

1485. Freitag nach St. Dorotheä. Kaiser Friedrich III. bestätigt die Privilegien und Freiheiten des Marktes Grein.

1491. Samstag nach St. Bartholomä. Linz[1].

Wir Friedrich u. s. w. bekhennen, daß füer vnnß khomben seyn die Edlen Vnnßer lieben Getreuen Siegmundt Pruschinckh Obrister Schenckh in Oesterreich, auch Drugseß in Steyr, vnsser Hoffmarschalckh vndt Cammerer, vnd Heinrich Pruschinckh, Gebrueder, Freyherrn zun Stettenperg, vnsser Rath vndt Pfleger zue Sarmingstein, vnd haben vnß zue erkhennen geben, wie ihr Burger zue Grein, so von vnß in Außwechßlweiß an sy khomben seyn, vnd wier jezt zue einer Stadt erhebt, menig Brief, Privilegi rc. gehabt, der sie vnß aintheils fürbracht haben, vndt die andere in der Besetzung daselbs zu Grein vor etwas Zeitten von den Behemischen beschehen, in abprennen Grein, alß ein Markht gewesen, verdorben waren, vndt vnß diemitigelich gebeten, daß Wier ire Burger die bemelten ir Privilegi zu erneuen geruhten, rc. haben dardurch vnd von sundern Gnaden den benanten Iren Burgern dieselben Brief rc. confirmiert vnd erneut u. s. w.[2]

Die Privilegien der nachfolgenden Regenten, als Ferdinand I. 1535, Maximilian II. 1565, Rudolph II. 1581, Matthias 1612, Ferdinand II. 1628, Ferdinand III. 1639, Leopold I. 1660 u. s. w. reichen bis in die neueste Zeit und sind nur Bestätigungen der früheren Freiheitsbriefe.

(Schluß folgt.)

[1] Vergl. Kurz Oesterreichs Handel S. 431.

[2] Die Schlußformel ist interessant: Besiegelt mit vnsser khayserlichen Mayestät anhangunden Insiegel; so wir in des Reichs sachen üben, mangl halben vnsserer Mayestät Insigl, so wir in vnseren Erblanden gebrauchen.

P. Herzog in seiner Cosmographia Austriae franciscana S. 507 erzählt die Veranlassung, auf welche Grein zu einer Stadt erhoben wurde, läßt aber diese Begebenheit schon 1481 vorfallen: »Fridericus Augustus cum aliquando per Danubium Viennam descensurus Greinapolim transiret, in hoc oppido sibi complacens ad annum 1481 Civitatem constituit.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

46. Sonnabend, den 10. Juni 1837.

Hippuriten

am Untersberge bei Salzburg.

In der allgemeinen Versammlung deutscher Naturforscher zu München 1828 ist durch v. Buch das erste Mal dieser Hippuriten erwähnt worden, aus Anlaß eines Bruchstückes, welches von einer solchen Versteinerung, die 7″ lang, 4″ dick, 3 Pfund schwer, rund, und von unten nach oben ablaufend war, in der Colonie Nr. 10 des Hofbaumeisters Laschinzki am Untersberger Sumpf zwischen Glaneck und der Stadt Salzburg, aber 1804 bei dem Thalwege des Glanflusses, dessen Fluthen von dem Fürstenbrunnbach am Untersberg beginnen, ausgegraben worden ist.

Allein seither haben sich an den nordöstlichen Gehängen und Wänden dieses Uebergangs-Kalkgebirges, das in einer Nordbreite von 47° 8′, in einer Ostlänge von 30° 35′, und zu einer Meereshöhe von 6060′ sich erhebet, ganze Massen ähnlicher Versteinerungen, nach v. Lill [1] sogar ein mächtiges Gebilde von dichtem, graulich weißem Hippuritenkalk, gefunden, welche zwar nicht an den höchsten Gipfeln dieses Gebirges, wohl aber in den Windlöchern [2] an den breiten Schultern des Untersberges in einer Meereshöhe von 5500′ [3] beginnen, und hernach, sich längs der nordöstlichen Wände und Gehänge dieses Gebirges bis zu dem Fuße desselben in einer Höhe von 2000′ abwärts senkend, enden, zudem noch an dem Graben von Wolfsschwand östlich unfern des Pfarrdorfes Gmain sehr weit ausgebreitet sind [1].

1 In dessen Abhandlungen über den Durchschnitt und das Profil der Gebirge Salzburgs von Werfen bis gegen Teisendorf in Baiern hinaus, welche in den Jahrbüchern für Mineralogie, Geognosie und Geologie, erster Jahrgang, 2. Quartalschrift, Heidelberg 1830, enthalten ist.

2 Diese Windlöcher sind Felsengruben, aus denen sich wandernde Italiener noch immer Ausbeute hohlen, wie in manchen andern Orten des Hochlandes von Salzburg; auch in der Höhle von gelblich grauem glimmerreichen Sandsteine bei Fornach im Hausruckkreise.

3 Der Müller in Weissenbach sowohl als der Kanzelbauer an der Straße von Schwarzbach nach Gmain kennt diese Verhältnisse der Windlöcher, und der Schullehrer Markreither das Hippuritenlager bei dem Wolfschwandgraben; der letztere kann reisenden Naturforschern über dieses Hippuritenlager, zumal am Wolfsschwandgraben, alle erforderlichen Anweisungen geben.

Ungeheuere Felsenblöcke, welche Zeit und Witterung von dem Untersberger-Felsen trennten, und die theils noch an dessen Fuße hängen, theils in dem bemeldten Graben zwischen dem Glanflusse und dem Hallthurm niedergestürzet sind, strotzen von Kalkblöcken mit Hippuriten, worin dieselben in ruhigeren Kreisen und Familienweise, in größern oder kleinern Gattungen, auch wieder in verstürzten Wirren anstehen, sogar vielfältig mit einzelnen kleinen Kohlenstücken, und mit andern Petrefakten, z. B. Ammoniten, Terrebrateln, Pektiniten, Inoceramen, Numuliten, Nautilus u. dgl. vermenget sind, wie es auch v. Lill an dem Kalkgebirge Tuvol mit den vielen Quellen und Flötzen von Salz zwischen Hallein und der Alpenbrücke von Schellenberg wahrgenommen hatte. Von jenen Hippuriten am Untersberg ist jedoch, obwohl man sich bereits an den größeren Felsenblöcken, sogar mit Schram und Sprengarbeit versucht hatte, noch kein Gebilde eines vollständigen Körperbaues bisher zu Stande gebracht worden, sondern bloß einzelne Bruchstücke aus der Mitte, oder aus einem der beiderseitigen Enden der Gehäuse, Röhren oder Schalen dieser Thiere. Allenthalben schien dabei immer der eine Theil dieser Schale um vieles dicker, als der andere, und dieser in länglichter Form eines mehr oder minder gekrümmten oder gebogenen oder gewundenen Rindhorns, auch öfter abplattend nach der Art von Fischschwänzen, allenthalben aber sich dünner oder

1 Bekanntlich enthält sowohl nach v. Flurl, als nach der örtlichen Erfahrung auch der Untersberg, besonders zwischen Berchtesgaden und Reichenhall längs der Straße durch den Hallthurn bei der Pechlerhütte, und in der Ortschaft Bischofswiesen viele graue und fleischrothe Gips- und Salzthonlager, und salzsaure Tagquellen.

spitziger obenher schließend, und der untere offen gewesen zu seyn [1].

Von Hippuritenstücken, die bisher hier zu Tage gekommen sind, gab es welche, die zwischen 3″, 6″, 11″, — 2′, 3′, sogar noch über 4′ lang, auch verhältnißmäßig 1″, 3″, 8″ und 13″ nach ihrem Durchmesser dick waren [2]. Die Außenseite aller Gehäuse, Schalen oder Röhren von diesen Hippuriten hatten ringsum halbrunde, glatte, erhobene Striche oder Fechsen, welche spiralmäßig von unten nach oben gerichtet waren, und hauptsächlich, wie das Gehäuse selbst eine weißröthliche Farbe zeigten. Das Gehäuse, die Rinde oder Schale dieser Hippuriten war durchgehends von unten nach oben mit einer Masse Thon, jüngerem Kalk, und von Kalkspath gefüllet, der als Steinkern (Nucleus) sowohl im Durchschnitt nach der Länge als nach der Quere ohne alle Spur eines Körpers von Fischen, Schnecken, Schalwürmern oder andern Thieren des Landes, oder der süßen, oder sauern Wässer. Nicht einmal ein Abdruck von einem solchen zeigte sich darin, so daß dieser Steinkern eigentlich als eine Petrefactum dubium oder incognitum vorläufig erscheint.

In Hinsicht der eben angegebenen Formation dieser Art von Versteinerungen finden sich bei Philipp Picot de Lapeirouse, Baron de Batus [3] in den Abbildungen Tabula IV. Fig. 5. Spec. 8 als Orthoceratites colliciatus, testa media flexa, superficie striis longitudinalibus sulcata — Tab. V. Fig. — Spec. 11, als Orthoceratites colliciatus testa distorta, superficie striis longitudinalibus serratis sulcata und Tab. VI. Fig. 3. Spec. 14 und Tab. X. Fig. I. Spec. 26 zwar ziemlich ähnliche Bezeichnungen, aber dieselben würden zugleich als Orthoceratites colliciatus, testa subarcuata superficie striis longitudinalibus sulculata operculo conexo — nicht ganz passend angegeben, und Doktor Georg Lenz [1] nennt dagegen Hippuriten eine Art Kränzelkorallen. Hübners Natur- und Kunst-Lexicon [2] sieht in den Hipperus einen Seefisch, der einem Pferdeschwanz ähnlich gestaltet, und meergrün von Farbe ist; im Mittelmeere nicht, wohl aber im Ocean sich aufhält, und Fleisch frißt. Ein gleiches Lexikon von Funke und Lippold [3] führt darüber entgegen wieder nichts an; aber Wallerius Mineral-System [4] setzet die Hippurites wieder in die 66. Gattung der Korallen-Versteinerung der 456. Art, und die geologische Vertheilung von Schlottheim und Boué bezeichnet diese Versteinerung als Hippurites turbinatus, mitratus, comprimatus, während nach Boués Vermuthung [5] die Hippuriten des Untersberges Sphäruliten, und selbst nach der Ansicht des Professor Bronn diese eine neue Art, nähmlich: Moulins Sphaerius seyn sollte. Allein die geognostische Eintheilung der Petrefakten von Hönighaus [6] gibt folgende nähere Bestimmung über die Eigenschaften, über die Kategorien der einschlägigen Felsengebilde, und über die Fundgegenden der Hippuriten an:

Hippuriten.		Felsen.	Orte und Gegenden.
H. Cornu pastoria		Kreide	Pyles.
H. curva	—	?	Martinique.
H. fistula	—	?	Pyrenäen.
H. radiosa	—	Kreide	Reimes.
H. resecta	—	?	Pyrenäen.
H. —	—	Kalk	Untersberg.
H. rugosa	—	?	Pyrenäen.
H. sulcata	—	?	?

(Schluß folgt.)

---

1 In der Sammlung von Naturalien, Kunst- und alterthümlichen Denkmälern, welche erst der gegenwärtige Herr Prälat Albert IV. von St. Peter in Salzburg anlegte, befinden sich einige Exemplarien dieser Hippuriten, und darunter auch eines, welches in einer solchen gewundenen Hornspitze sehr bestimmt endet; auch einige Hippuritenstücke, in denen der besagte Herr Prälat nach ihrem Längen-Durchschnitt mehrere Zellen einzelner kleiner länglichter Thiere kürzlich entdeckte. Der Schullehrer Markreither in Gmain hat immer eine Sammlung solcher Hippuritenstücke für Jedermann zur beliebigen Auswahl in Bereitschaft. Noch im Jahre 1833 kam ein solcher Hippurite über 4′ lang nach Italien.

2 Auch Ammonshörner Cornua Ammonis von verschiedener Größe waren angeregter Maßen darunter gemenget, wie sie besonders in größerer Art auch bei den Salzgebilden des Dürnberges von Hallein vorkommen. De Luc fand sogar in Faucigni 1814′ über das Meer noch Ammonshörner, und nach Ebel gibt es solche auf dem Felsen Rondo bei Trento in einer physischen Höhe von 4500′. Gemäß der Münchner politischen Zeitung von 1834, Nr 155, und nach dem Journale hat Benet von Weymuth in Dorsetshire einen Kopf, und eine Schulter eines versteinerten Ammoniten im Besitze. Dieses ist zugleich das erste und einzige Exemplar dieser merkwürdigen Species-Bewohner der Urwelt aus der Kreidenformation, welches die Art, die Species und die Gattungen dieser Familie, deren von der kleinsten bis 2—3—4 Fuß großen bei 200 gezählet sind, vervollständiget werden. Ein solches Ammonshorn in der Ambraser-Sammlung zu Wien im Belvedere im Saale Nr. IV des III. und IV. Schrankes Nr. 4 scheint ein Ammonite in seinem letzten Gewinde mit einem fischartigen Kopf zu enden.

3 De novis quibusdam Orthoceratitum et Ostracitum Speciebus dissertatiuncula, Figuris aeneis illustrata. Erlangae 1781.

---

1 Versuch zur Kenntniß der Mineralien. Leipzig 1794. 1. Th. S. 614—615.

2 Leipzig 1755.

3 Wien 1810—1812.

4 Berlin 1763.

5 Nach v. Lill am angeführten Orte.

6 Jahrbücher der Mineralogie von 1832.

Wanderungen in die vaterländischen Archive.

Von W. v. Kally.

I. Archiv zu Grein.

(Schluß.)

Noch enthält das Archiv ein altes mit kalligraphischer Virtuosität geschriebenes Manuskript in Groß-Folio, welches den von einer jüngeren Hand herrührenden Titel führt: »frei: und Ingedenckh: Buech der Stadt Grein.« Der kostbare Sammteinband, die mit Silber beschlagenen Ecken [1], und die übrige Ausstattung des Buches lassen vermuthen, daß dasselbe auf Kosten der Stadt, vielleicht bei Erhebung des Marktes zu dieser Würde, verfaßt wurde [2], um für den Fall eines Krieges, Brandes u. s. w. die alten Rechte und Freiheiten wenigstens in einer Abschrift erhalten zu wissen.

Daß diese Sorge indeß für den vorliegenden Fall überflüssig war, beweiset der Inhalt des Buches, das auf 107 Seiten die meisten im Verlaufe dieses Aufsatzes besprochenen, ohnehin im Original vorhandenen Urkunden wiedergibt [3]. Am Schlusse dieser Copien werden verschiedene Rubriken weitläufig abgehandelt, deren Inhalt dankenswerthe Aufklärungen bezüglich der alten Rechte, Sitten und Gewohnheiten gibt [4]. Die Aufschriften dieser Rubriken sind die folgenden:

I. Vermerkht die Burgkfrieds Beschreibung im Markht zu Grein.

II. Gejaidt.

III. Bruck und Steg zu dem Markht.

IV. Weg Machen.

V. Vermerkht wie es von alten herkommen sey, mit den Brünnen in dem Markht zu Grein.

VI. Vermerhkt den Dienst der Häuser zu Grein.

VII. Vermerhkt den Dienst der Fleischpänkhe.

VIII. Vermerhkt die Berge und Hölzer die denen Burgern gemein seyn.

1 Diebische Hände haben die Schliessen geraubt.

2 Für diese Hypothese spricht auch die Orthographie und der Charakter der Schrift.

3 Die sorgfältig gemalten, aber schlecht gezeichneten Abbildungen der an den Urkunden befindlichen Siegel haben, wie fast alle Siegelzeichnungen aus jener Zeit, für den Freund der Sphragistik geringen Werth.

4 Der Berichterstatter behält einige dieser Rubriken, z. B. des höchst wichtigen Nr. XVIII einer eigenen ausführlichen Besprechung vor.

IX. Vermerkht die Fischweid so die Bürger von Alters her haben.

X. Vermerkht wie der Markht von Alters herkomen ist mit dem Ufer ꝛc.

XI. Vermerkht wie es mit der Fluderstatt von Alters her gehalten sey worden.

XII. Von den Lagerstätten.

XIII. Wie ein Richter das Steigrecht und den Zoll nehmen soll.

XIV. Von des Feuers Beschau und Feuerstätt wegen.

XV. Pflanzstett und Pflanzpett.

XVI. Vermerkht die einzigen Rechten die die Burger zu Grein haben [1].

XVII. Vermerkht die Hauptwändel oder großen Wändel.

XVIII. Vermerkht von den Panthaidingen zu Grein.

XIX. Vermerkht wie man einen Richter setzen, und wie man des Gericht jährlich wiederum aufsagen soll.

*

Das Greiner Archiv bewahrt noch eine Partie Urkunden, die ihren Weg aus dem Pfarr-Archiv hierher fanden, Ablaßbriefe für die Greiner Pfarrkirche, deren ältester von Innocenz VI. 1361 ist. Der wichtigste und interessanteste unter diesen, eine wahre diplomatische Seltenheit, ist der Ablaßbrief Sixtus IV. von 1475 mit Marginalverzierungen von hoher Schönheit und sechs anhängenden Siegeln von Cardinälen, welche zu den schönsten dieser Art gehören, wie denn die Siegel dieser Großwürdenträger der Kirche zu jener Zeit immer von den ersten Künstlern gezeichnet und geschnitten wurden [2].

Zum Schlusse sey es dem Berichterstatter vergönnt, die Freunde der Sphragistik auf das bisher ganz unbekannte herrliche Greiner Marktsiegel aufmerksam zu machen, dessen Stämpel sich ebenfalls im dortigen Archive befindet. Es ist dieses nähmlich unstreitig das schönste Marktsiegel Oesterreichs, — in Folge des von Herzog Sieg-

1 U. m. a. auch folgende Paragraphe enthaltend:

Daß die Burger zu Grein daß Recht haben, ob einer hier in ihren Burgfried auf der Straße oder in dem Markt erschlagen wird, oder in einem Haus, so mögen ihn seine Freunde wohl aufheben, darum daß ihn die Hunde nicht essen; darum ist er dem Richter nichts verfallen; also ist es von alten Herkommen.

Daß die Burger das Recht haben, wenn ein Burger einen Dieb in seinem Haus begreift, mag er ihn nicht lebendig zu dem Richter bringen, so schlagt er ihn zu Tod, er ist dem Richter nichts verfallen u. s. w.

2 Aus Cellinis Leben bekannt.

mund ertheilten Wappenbriefes im Jahre 1469 geschnitten; — also 23 Jahre, bevor Grein zur Würde einer Stadt erhoben wurde [1]. Eine detaillirte Würdigung dieses ausgezeichnet schönen, in mehrfacher Beziehung besprechenswerthen Siegels auf einen geeigneteren Ort versparend [2], genüge die Andeutung, daß selbes die im Wappenbrief erwähnte, auf den Haupterwerb der Bürger Greins anspielende Vorstellung in einem spanischen Schilde enthält, den zwei wilde Männer unten stützen, während aus dem oberen Rande eine ebenfalls männliche Gestalt im faltigen Talar emporragt, einen Zettel mit der Jahreszahl: .1.8.6.9. tragend. Die Umschrift in deutscher Minuskel lautet: sigillum . iudicis . et ciuium . fori . in . grein. Die zwei Zoll im Durchmesser haltende Stämpelscheibe ist von Silber, Thalerdick, und an einen schweren, vier Zoll langen stählernen Stiel gelöthet. An Schärfe, Zierlichkeit und sinnreicher Composition läßt dieses Siegel alle bis jetzt bekannten österreichischen Marktsiegel weit hinter sich, und wetteifert mit allen gleichzeitigen Stadtsiegeln, selbst mit dem schönen Kremser von 1453.

Die beiden noch im Archive vorfindlichen Stadtsiegel aus dem XVII. und XVIII. Jahrhunderte sind ohne Kunstwerth, eben so die in demselben Schranke liegenden Zunft- und Pfarrsiegel.

Miscellen.

Ueber die Schlacht bei Dorneck (Dornach) zwischen K. Maximilian I. und den Schweizern am 22. Juli 1499 gibt es mehrere gleichzeitige Volkslieder. Zwei davon hat Rochholz in seiner Eidgenössischen Lieder-Chronik mitgetheilt; das erste leider nach einer späteren Bearbeitung, und mit Ergänzungen, die in dem Originaldrucke, den wir vor uns liegen haben, nicht vorkommen. Hier lautet die erste Strophe:

»An einem montag es beschach
Do man die Lantzknecht ziehen sach
Sy woltend Dornach beschouwen
Vnd Dornach du vil hohes hus
Du thust jhnen wee in ougen,«

und die letzte oder 27ste Strophe:

»Der vns das lied gesungen hat
Der ist gewesen by diser that
Ein guter Eidgnoss vast junge
Was er hierinn vergessen hat
Sing ein anderer ob er könne.«

In der königlichen Bibliothek zu München befindet sich ein drittes; leider aber ist das gedruckte Blatt in Folio nicht vollständig. Der Text erscheint öfter lückenhaft; so fehlt der Anfang ganz. Ist indessen die Hälfte der vorfindigen Anfangsstrophe die erste, so besteht das Lied aus 25; wir theilen hier die letzte mit, um möglichen Falls eine nähere Angabe zu veranlassen:

»Der vns das liedlin hat gesungen
Vnd singt zu diser stund
Keinem herren ist er verbunden
Er sytz im grauen bund
Zu Kur ist er gar wol erkannt
Ein narung ist er suchen
In tüschen vnd weischen land.“

(Ist kein Lied auf d. Schlacht vor Dorneck, sondern auf die auf der Malserheide 1499. Anf.: So will ich aber singen.)

»Von Herzog Ulrichen zu Würtemberg, den man zu vertreiben gesucht.“ Gleichzeitiges fliegendes Blatt in Folio; das Lied beginnt:

»Mit lust so will ich singen,
Frölichen heben an,
Von neuw geschehen dingen,
Als ich vernommen han u. s. w.“

Die Gegner Ulrich's suchten die Reichsacht zu erwirken; sie erfolgte im Oktober 1516, wurde aber auf Verwendung des Kardinal Lang am 21. wieder aufgehoben. Der unbekannte Dichter lobt den frommen Kaiser, daß er sich durch alle Machinationen der Feinde nicht zu ungerechtem Fürnehmen habe verleiten lassen, er vertheidigt die würtembergische Landschaft gegen die Verläumdung, daß sie sich erboten, des Kaisers Kriegsvolk einzulassen, um ihres unruhigen Herren los zu werden, vielmehr hebt er die gleiche Gesinnung des größeren Theils der Unterthanen hervor, ihren muthigen Fürsten in keiner Noth zu verlassen, und wider alle fremden Gäste das Land zu beschützen.

---

1 Es ist wahrscheinlich, daß das Siegel auch nach dieser Erhebung von den Burgeen beibehalten wurde, sür welche Muthmaßung auch der gänzliche Mangel eines größeren Stadtsiegels bis in das XVIII. Jahrhundert spricht.

2 Das Costume des Lootsen und der beiden Schiffer ist höchst interessant, und der Bau des Schiffes ist für uns ein merkwürdiger, aber trauriger Beweis der geringen Foctschritte, welche die nautischen Künste auf unseem vaterlandischen Strome seit vierthalb Jahhunderten gemacht haben!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

47. Mittwoch, den 14. Juni 1837.

Ueber Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie.

Von Albrecht Krafft.

Francesco Mazzola, genannt von seiner Geburtsstadt il Parmigianino, war einer derjenigen unter den großen Künstlern, welche schon von der Natur mit den größten Gaben begünstigt worden. Seine Gemälde zeichnen sich durch eine besondere Leichtigkeit der Composition, durch graziöse Bewegung der Figuren und durch ein angenehmes Colorit aus. In diesen beiden letzten Eigenschaften war er ein so glücklicher Nachfolger des Correggio, daß man glaubte, der Geist dieses großen Künstlers sey nach dessen Tode in ihn übergegangen.

Francesco wurde zu Parma den 11. Jänner 1503[1] geboren. Da er seinen Vater in früher Kindheit verlor, so übernahmen seine beiden väterlichen Oheime Michele und Pietro Ilario die Erziehung des Knaben, den sie, da sie beide Künstler waren und in dem jungen Francesco bald die sichersten Proben des erwachenden Talentes bemerkten, in den Anfangsgründen der Kunst unterrichteten. Unter ihrer Leitung studierte er die in seiner Vaterstadt vorhandenen Werke der ältern Meister, besonders aber des Correggio, wodurch er sich in Kurzem so ausbildete, daß er schon mit 16 Jahren eine Taufe Christi für das Kloster alla Nunziata ausführte, welche die Verwunderung der ganzen Stadt in Anspruch nahm.

Sein ungemeiner Eifer sich zu vervollkommnen, bewog seine Oheime, den kaum 20jährigen Jüngling nach Rom zu führen. Um dort mit einigen Werken auftreten zu können, malte er auf ihr Anrathen noch zuvor zwei kleine, ein größeres Gemälde und sein eigenes Bildniß, und reiste dann in Begleitung eines seiner Oheime nach Rom, wo er durch sein Talent alsbald bei Papst Clemens VII. und bei allen Künstlern die günstigste Aufnahme fand. Hier setzte er seine Studien nach den besten Vorbildern alter und neuer Kunst mit dem größten Eifer fort, während es ihm auch nicht an den ehrenvollsten Aufträgen fehlte. Die bekannte Plünderung Roms durch Carl's V. Heer im Jahre 1527, bei welcher eine Schaar raubgieriger deutscher Söldlinge, ohne daß er, in seine Arbeit vertieft, es bemerkte, selbst bis in sein Arbeitszimmer eindrang, aber betroffen von der Schönheit seines Werkes zurückwich, bewog ihn, sich nach Bologna zu begeben. Nach einem Aufenthalte daselbst von einigen Jahren kehrte er hierauf in seine Vaterstadt zurück. Ein böses Geschick scheint ihn jedoch sein Leben hindurch verfolgt zu haben, denn er starb früh und in Dürftigkeit und Armuth im Jahre 1540, was Vasari und nach diesem viele andere seinem Hange zur Alchymie zugeschrieben haben, dem er seine Habe, seine Ruhe und Gesundheit aufopferte. Von dieser Beschuldigung wurde er jedoch in neuerer Zeit freigesprochen. Wenig übereinstimmend mit der unheimlichen Düsterkeit eines Geistes, der sich in den Tiefen der alchymistischen Geheimnisse verirrt, sind seine Werke, welchen er eine Leichtigkeit, Grazie und Anmuth zu verleihen wußte, durch die er noch unübertroffen dasteht.

Um nun auf sein von ihm selbst gemaltes, und in der k. k. Gemälde-Gallerie befindliches, merkwürdiges Bildniß[1] zu kommen, will ich zuerst eine kurze Beschreibung desselben vorausschicken.

Francesco Mazzola erscheint in diesem Bildniß als ein Jüngling von 18 bis 20 Jahren, im bloßen Haupte, mit herabfallenden braunen Haaren und anmuthigen Gesichtszügen, in braunem, mit Pelz ausgeschlagenem Kleide, die linke Hand vor

---

1 Nach Affò (Ireneo) Vita del graziosissimo pittore Francesco Mazzola. Parma 1784. 4. p. 12.

1 Im Verzeichniß der k. k. Gemälde-Gallerie. Wien 1837. 8. S. 65.

sich auf eine Brüstung legend. Den Hintergrund bildet, die sich rückwärts herabsenkende Decke und die Wand eines Zimmers mit einem Fenster zur Rechten. Das Gemälde ist auf dem Abschnitte einer hölzernen Kugel in Oehl gemalt mittelst eines Converspiegels, indem der Künstler sein Bild, wie es sich in dem Spiegel darstellte, getreu auf dem Kugelsegmente mit allen Verzerrungen kopirte, welche ein solcher Spiegel hervorbringt, indem z. B. die vorstehende Hand im Verhältniß viel zu groß erscheint. Es ist ein Brustbild und mißt 8½ Zoll im Durchmesser.

Vasari[1] erzählt Folgendes von der Entstehung dieses Bildnisses: „Als in Parmigianino die Begierde erwachte Rom zu sehen, da er die Werke der ersten Meister daselbst sehr loben hörte, besonders die eines Rafael's und Michelangiolo's, so eröffnete er diesen Wunsch seinen alten Oheimen; da diesen nun ein solches Begehren nicht anders als lobenswerth schien, so waren sie dessen zufrieden, bedeuteten ihm aber, daß es gut wäre, wenn er etwas von seiner Hand mitbringen würde, was ihm sowohl bei den großen Herren, als auch bei jenen Künstlern eine gute Aufnahme verschaffen könnte. Dieser Rath mißfiel dem Francesco nicht und er verfertigte drei Gemälde, zwei kleinere und ein größeres, in welchem er die Muttergottes mit dem Kinde am Halse, welches einige Früchte von einem Engel empfängt, und einen Alten mit entblößten und stark behaarten Armen vorstellte; eine mit Kunst, Verstand und trefflichem Colorite ausgeführte Arbeit. Außerdem ging er, um die Feinheiten der Kunst auszuspüren, eines Tages daran, sich selbst abzubilden mittelst eines von jenen halbrunden Barbierspiegeln[2]; als er dabei alle jene Bizarrerien, welche die Rundung des Spiegels hervorbringt, indem sie die Balken der Decke sich biegen und wenden macht, die Thüren und alle Gebäude bemerkte, welche wunderbar zurücktreten, so bekam er Lust alles dieses nach seiner Laune nachzumachen; er ließ sich hierauf eine Kugel aus Holz drehen, zerschnitt dieselbe, um sie halbrund und gleich groß mit dem Spiegel zu machen und setzte sich nun daran, auf derselben mit großer Kunst alles, was er im Spiegel sah, nachzumachen und besonders sich selbst so ähnlich der Natur, daß man es weder schätzen noch glauben kann; und da alle jene Gegenstände, welche sich dem Spiegel nähern, größer, und jene, die sich davon entfernen, kleiner werden,

1 Vite de' pittori etc. Ediz. di Siena 1791. Tom. VI. p. 348—380.

2 Die damals in Gebrauch gewesen seyn müssen.

so machte er darauf eine Hand, die er etwas größer zeichnete, wie es der Spiegel zeigte, so schön, daß sie sehr natürlich schien. Da Francesco von sehr schönem Aussehen war und ein sehr angenehmes Gesicht und Aeußeres hatte, so schien dieses sein Bildniß auf der Kugel etwas wahrhaft Göttliches; auch gelang ihm diese Arbeit so wohl, daß die Natur nicht anders war, als das Gemälde, indem in demselben der Glanz des Glases, jeder Reflex, Schatten und Licht so eigenthümlich und wahr sind, daß man nicht mehr von einem menschlichen Geiste erwarten kann. Nach Vollendung dieser Arbeiten, welche nicht nur von seinen Oheimen, sondern auch von vielen andern Kunstverständigen hoch geschätzt und gepriesen wurden, und nachdem er die Gemälde und das Bildniß eingepackt, begab er sich nach Rom, begleitet von einem seiner Oheime. Als der Datario[1] die Gemälde gesehen und sie für das, was sie waren, geschätzt, wurde der Jüngling mit seinem Oheime alsogleich dem Papste Clemens VII. vorgestellt, welcher ebenfalls nach Besichtigung seiner Werke und im Betrachte der Jugend des Francesco in das höchste Erstaunen gerieth und mit ihm sein ganzer Hof. Hierauf äußerte sich Seine Heiligkeit, nachdem Sie ihm viele Gnadenbezeugungen erwiesen, daß Sie ihm die Ausmalung der Sala de' Pontefici auftragen wolle, deren Decke und Wände Giovanni da Udine[2] mit Gemälden und Stukatur verziert hatte. Da nun Francesco die Gemälde dem Papste verehrt und dafür nebst vielen Versprechungen auch mehrere Geschenke und Gunstbeweise erhalten, verfertigte er, angespornt durch den Ruhm, durch die Lobeserhebungen, die er empfing, und durch die Vortheile, welche er von einem solchen Papste hoffen konnte, ein vortreffliches Bild der Beschneidung Christi, dessen Composition wegen drei verschiedener in demselben vorkommender Beleuchtungen sehr gepriesen wurde: die vorderen Figuren waren nähmlich von dem Glanze des Antlitzes des Christkindleins beleuchtet; andere erhielten das Licht von einigen Personen, welche Opfergeschenke darbringend mit brennenden Fackeln in den Händen über Stufen heraufstiegen, die letzten endlich waren von der Morgenröthe beschienen, welche eine reitzende Landschaft mit zahlreichen

1 Vorsteher der Dataria, eines der ersten Aemter in der päpstlichen Curie, welches die geistlichen Präbenden vergibt. Damals und schon unter Leo X. bekleidete dieses Amt Gian Matteo Giberti, Bischof von Verona, ein gelehrter Mann und Gönner der Künste und Wissenschaften.

2 Schüler des Rafael, besonders geschickt in Thieren, Grotesken und derlei Gegenständen, geboren 1494, gestorben zu Rom 1564.

Gebänden beleuchtete. Nachdem er dieses Bild vollendet, gab er es dem Papste, welcher mit demselben nicht wie mit den andern verfuhr; denn das Bild der Muttergottes hatte er dem Cardinale Hippolyt de' Medici, seinem Neffen, und das Bildniß nach dem Spiegel dem Dichter Pietro Aretino in seinen Diensten, gegeben; die Beschneidung behielt er für sich zurück, und man glaubt, daß sie mit der Zeit an den Kaiser gekommen [1]; aber das Bildniß nach dem Spiegel, erinnere ich mich, in meiner Jugend in Arezzo in dem Hause des erwähnten Pietro Aretino gesehen zu haben, wo es von den Fremden, welche durch diese Stadt kamen, als eine Merkwürdigkeit betrachtet wurde; später gelangte dasselbe, ich weiß nicht wie [2], in die Hände des Valerio Vicentino, Kristallschneiders, und befindet sich gegenwärtig bei Alessandro Vittoria, Bildhauer in Venedig und Schüler des Jacopo Sansovino.«

Zu dieser Erzählung gibt Bottari in seiner Ausgabe des Vasari [3] noch folgende Note: »Dieses Bildniß des Parmigianino, welches sich in Arezzo befand, ist gegenwärtig in Wien in der Schatzkammer; es ist klein auf ein concaves Holz gemalt, wie der Spiegel gestaltet war und wie Parmigianino sich in besagtem Spiegel erblickte. Es ist so vortrefflich, daß es von der Hand des Correggio zu seyn scheint. Er zeigt wenig Jahre in diesem Bildnisse; es entspricht daher dasselbe in allem dem, was Vasari oben sagt.«

Alle folgenden Schriftsteller, welche dieses Bildniß erwähnen, folgen dem Vasari, wie Rafael Borghini [4], Carl van Mander [5], Sandrart [6], Bullart [7], Florent le Comte [8], d'Argensville [9], die Serie degli uomini [10] ꝛc. und seinem Erläuterer Bottari, wie Ireneo Affò [11], Füßly, Fiorillo u. s. w. (Schluß folgt.)

---

1 Vielleicht an Kaiser Carl V., und nach Spanien; in der hiesigen kaiserlichen Sammlung habe ich nirgends davon eine Spur gefunden.

2 In der ersten Ausgabe seines Werkes vom Jahre 1550, welche er durch die zweite von 1568 wesentlich vermehrte und verbesserte, sagt Vasari (T. II. p. 845), wo er ebenfalls schon mit vielem Lobe von dem Bilde spricht: E di tal cosa (Clemente VII) in dono fece degno M. P. Aretino, il quale in Arezzo nelle sue case un tempo come reliquia il tenne e poi lo donnò a Valerio Vicentino.

3 Roma 1760 4.

4 Il riposo di R. Borghini. Firenze 1584. 8. p. 443.

5 Het Schilderboeck. Amsterdam 1618. 4. p. 65. b.

6 Deutsche Akademie. Nürnberg 1675. T. II. p. 109.

7 Academie des sciences et des arts. Bruxelles 1696.

8 Cabinet de singularités. Paris 1699. T. I. p. 110.

9 Abrégé de la vie des plus fameux peintres. Paris 1745. Tom. I. p. 221.

10 Serie degli uomini più illustri in pittura etc. Firenze 1769. 4. T. VI. p. 52.

11 A. a. O. S. 40.

Hippuriten
am Untersberge bei Salzburg.

(Schluß.)

Unter diesen Verhältnissen ist also im Allgemeinen die Kategorie der Hippuriten des Untersberges, ob sie von der Art der Fische, der Schnecken, Schalthiere, Land-, Meer-, Fluß- oder Seethiere sind, noch nicht so ganz genau bestimmt, auch noch nicht einmal die ursprüngliche Heimath dieser uralten Thiergattungen geahnet; sondern alles deßhalb der näheren Erörterung der Orictologie noch überlassen; allein die Periode der Formation des Hippuritenkalkes selbst setzen v. Buch, Schlottheim, Boué und v. Lill jeden Falles in die Bildung des jüngern Kalkes und der Kreideformation. Wirklich liegt auch dieses Hippuritengebilde an den äußern Wänden der Transitions- und Jurakalk-Felsen des Untersberges und des Tuvals zwischen Hallein und Schellenberg, wie die Flötze von Steinsalz, Gyps und Salzthon ebenfalls nur in den Mulden und Gehängen dieser Felsengebirge, auch in den gleichen Kalkalpen von Rußbach, Gossau, Unken, bei Hallstadt, Hiselau, Neustadt und überhaupt längs der Nordseite der Alpen von Ober-Deutschland, in den Karpathen aber zwischen Ungarn und Polen sowohl, als an den Pyrenäen, um Perigord im Depart. de la Drom, in Neapel, im Canton Bern, in den Eisenminen von Mondbard u. s. w. lagern.

Dieses vielseitige Zusammenlagern der Hippuriten und der obbemeldten Versteinerungen von andern Schalthieren, mit den Flötzen von Salzstein, von Salzthon und Gypsthon, was bei allen Salzgebirgen von den Pyrenäen bis an die Karpathen sich kund gibt, deutet nun offenbar auf ein eigenthümliches Wechsel-Verhältniß in Hinsicht auf die Zeit des Verhaltens und die Art der einschlägigen Formationen sowohl als der individuellen Beziehung der Hippuriten und der übrigen obbemeldten Schalthiere zu den Salzlagern.

Auch ist es eben so merkwürdig, daß am Untersberge und Tuvalgebirge diese Hippuriten und andere Petrefakten-Lager gleich jenen Lagern von Steinsalz, Gyps und Salzthon mit mehr und minder mächtigem Meerschutt bedecket, auch in diesen Meerschutt- und jenen Flötzlagern eben so vielfältig selbst zugleich ungeheuere, lose Trümmerstücke von gemengten Gebirgsarten angetroffen werden, die von

einer gleichzeitigen Inundation zeugen, welche Vierthaler[1] in der Periode der Samothrasischen Fluth suchte, oder doch nach Ebel[2] in der, wo sich der Bernstein bildete, die Seekessel der Hochalpen bersteten, das bair. Meer abfloß, und die gegenwärtigen Deltas und Thalwege der Donau, des Inns, der Salzach, Saale, Ens, Mur[3], Traun, Drau u. s. w. allmälig zu gestalten begonnen hatten.

Allein auch damals, oder selbst in einer anderen Katastrophe dieser Art konnten die Seebecken dieser Alpengelände nicht zu gleicher Zeit brechen, die Gewässer, die vorher noch bis an ihre Ränder spielten, gleichfalls wieder nicht auf einmal, sondern nur theilweise, meistens nur allmälig, sogar vor jenen niedersinken, sohin auch z. B. am Untersberge, dessen Gipfel durchgehends eher, als dessen breite Schultern sich erst in einigem Zeitverlaufe der Wiederkehr des Sonnenlichtes erfreuen, wie die abwärts steigenden Fluktnationsstaffel von Lueg, Steinberg, Dürnberg, in den Bergthälern von Berchtesgaden, von Unten, Abtenau, Tauggl und Obernalben, sehr deutlich zeigen[4].

Diese hydrographischen Verhältnisse scheinen daher auch die nähere Uebereinstimmung im Streichen und Fallen von Südost und Westsüd, das in dem Profile des Untersberges und der übrigen umliegenden Gebirge hervortritt, zu erklären, obwohl im Durchschnitt des innern Baues jener Steinfelsen von Transitions- und Hippuritenkalk ein ungleich widerstrebenderes Streichen und Fallen der betreffenden Auf- und Anlagerungen vorkömmt. Das horinzontale Anklammern der Hippuriten an den Felsenkern des Untersberges, ihr ex- oder concentrisches Aufhäufen im Gemenge mit anderen Petrefakten (gleichviel, ob dieses durch einen gleichzeitigen Niederschlag oder in Massen und Schichtenweise in der Lebenszeit oder nach der Ersäufung der einschlägigen Schalthiere sich bildete) fällt in Hinsicht auf den Stand, die Zeit, auf die Bewegung und Eigenschaft der betreffenden Fluthen sowohl, als der Lagerung dieser organischen Reste hier zumal in Hinsicht auf das Gravitätgesetz besonders auf.

Immer ist daher selbst in kosmischer und geologischer Beziehung das Vorkommen sowohl, als die Art des Baues eines so mächtigen Kalkgebildes urweltlicher Hippuriten am Untersberge, besonders im Gemenge von mehreren ähnlichen Thierversteinerungen, und in der Nähe von Salzflötzen eine sehr merkwürdige Erscheinung. Aus dem Meeresschutt der Gehänge dieses Gebirges ist gleichfalls noch überdem bereits 1804 ein Bruchstück von dem Backzahn eines Nashorns (Rhinoceros), das jetzt nur noch in Asien lebt, durch die Fluthen des Fürstenbrunnens, welche den Glansluß bilden, bis Gredig herabgespület worden. Auch die Salzach hatte 1812 noch in ihrem Alpenschutt bei Heiming unter Burghausen Knochen und Zähne von einem Elephanten, der jetzt ebenfalls bloß am Ohio in Afrika und Asien waltet, zu Tage gebracht, und 1808 ist unmittelbar am rechten Ufer dieses Flusses in der Kiesgrube des Nagelflur-Gebirges zu Ach bei obbenannter Stadt sogar ein ganzes Gerippe eines Elephanten von einer solchen urweltlichen Erd-Katastrophe ausgegraben worden.

Joh. Andreas Seethaler.

---

1 Beiteäge zur Geogeaphie von Salzburg 1798.

2 Ueber den Bau dee Erde. Züeich 1808.

3 Die neueste chorographische Kaete des Bergrathes von Jeaseck von 1834 zeiget, was man feüher nicht einmal geahnet, augenfällig, daß hierunter die eeste Wasser-Explosion von West nach Ost begonnen; und die Mur dadurch sich ihr Delta um Tamsweg gegraben habe.

4 Die niedrigsten Thalwege der Salzach, Sale, Teaun, der Enns, Mue, und überhaupt der Flüsse des rechlen Steomgebietes der Donau, zeigen jetzt noch nicht bloß meistens 3—5 Thalstaffeln von verschiedenen Gewässer-Explosionen, sondeen auch eine allmälige, mehe gegen Westen gerichtete, Ablenkung der feüheeen Rinnsale obbenannter Flüsse, da diese ursprünglich in einer mehr nerdwestlichen Richtung begonnen hatten.

Miscellen.

Als Pfalzgraf Wolfgang sehe deingend angegangen wurde, dem Schmalkaldischen Fürstenbund beizutreten, verweigeete er es mit seltner Behaerlichkeit und mit der wahrhaft patriotischen Aeußeeung: »Er halte dieses füe den besten und stärksten Bund, daß ein jeder das seine schaffe, und wissentlich niemand uneecht thue. Auf solche Weise habe man sich des Bundes und Beistandes Gottes aufs gewisseste zu geteösten: da hingegen ein Bundesgenoß gemeiniglich des Andeen Fehler und Irrthum mittragen und entgelten müsse.«

Untee Kaiser Leopold I. mußte am Kärntnerthor und rothen Thuem zur Nachtszeit Einlaßgeld bezahlt werden. Dieses beteug 1676 bei eesterem 3271 fl. 46 kr., bei letzterem 3548 fl. 48 kr.; mithin im Ganzen die Summe von 6820 fl. 34 ke.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

48. Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Ueber Parmigianino's Bildniß in der k. k. Gemälde-Gallerie.

(Schluß.)

Aus der Vergleichung dessen, was Vasari so ausführlich, mit so großem und gerechtem Lobe über dieses Bild berichtet, mit der Anfangs gegebenen Beschreibung des Gemäldes in der k. k. Bilder-Gallerie, ergibt sich schon auf hinreichende Weise die Identität beider Gemälde, aber ich muß nun noch zeigen, wie dasselbe in die k. k. Gallerie gelanget.

In Wien erscheint dasselbe zuerst in der k. k. Schatzkammer, in welcher von jeher auch einige kostbare Gemälde aufbewahrt wurden, und es zeigt dieß von dem hohen Werthe, den man auf dasselbe legte. Merkwürdiger Weise aber ging nebst der Nachricht, auf welche Art es nach Wien gekommen, auch selbst der Name des Künstlers verloren, indem es in den alten Inventarien und in der im Jahre 1771 erschienenen Beschreibung der k. k. Schatzkammer[1] als ein Werk Correggio's oder aus seiner Schule angegeben wird. Als die aus der Stallburg 1777 in das Belvedere übersetzte Gemälde-Gallerie auch mit den Gemälden der Schatzkammer bereichert wurde, befand sich auch dieses Bild unter den letzteren und wurde in Mechel's Beschreibung der Gallerie[2], aber ebenfalls als ein Werk aus der Schule des Correggio und als das Bildniß eines unbekannten Jünglings angeführt.

Während sich auf dieser Seite für die Geschichte unsers Bildes nichts ergab, fand ich in der kleinen Broschüre[1]: „Leben des Alessandro Vittoria, geschrieben und herausgegeben durch Tommaso Temanza, nun mit Noten und Verbesserungen wieder ans Licht gebracht durch Gianantonio Moschini. Venedig 1827. 8.« eine merkwürdige Notiz über dasselbe. — Temanza erzählt in demselben: »Nach dem Tode des Pietro Aretino erwarb Vittoria das sonderbare Gemälde, welches eben dieser Aretino von Clemens VII. erhalten, nämlich das Bildniß des Parmigianino von ihm selbst gemalt, indem er sich als wie in einem Spiegel gemalt vorstellte; ein Bild, welches Parmigianino selbst dem Papst Clemens verehrt hatte vor der Plünderung Roms.“ — Zu dieser Stelle gibt nun Moschini folgende, für unser Bild sehr interessante Note: „Wir lesen in den Memoiren des Alessandro Vittoria (Ms. in dem Archive des Klosters S. Zaccaria zu Venedig, wo er begraben, welche Memoiren Temanza nicht kannte) Folgendes: Am 14ten[2] des Jahres 1560 erstand er (Vittoria) von messer Andrea Palladio, Architekten[3], das Bildniß nach dem Spiegel des Parmegianino und legte dafür das Geld aus in Gegenwart des Francesco Pisani, des hochwürdigen Priesters Antonio da Montagnana, des mistro Paolo Marangon aus Vicenza und des Bernardino, Dieners des Pisani, welche alle sich bei Tische befanden. Dieses Bildniß gab ihm Palladio im Auftrage des Herrn Elio, Doctors der Medicin aus Vicenza, Sohnes des messer Valerio[4], des ausge-

---

1 Versuch einer Beschreibung der k. k. Schatzkammer zu Wien. Nürnberg 1771. 8. S. 69; wo es heißt: »Ein seltenes Stück von Correggio, auf welchem sich eine sehr große Hand befindet; vor diesem war ein Glas angebracht, durch welches man erst dieselbe in ihrer rechten Proportion sahe.«

2 Verzeichniß der Gemälde der k. k. Bilder-Gallerie. Wien 1783. 8. S. 146.

---

1 Vita di Alessandro Vittoria scritta e publicata da Tommaso Temanza ora riprodotta con note ed emende. Venezia 1827. 8.

2 Der Name des Monaths ist leider, vermuthlich durch einen Druckfehler ausgeblieben.

3 Und berühmten Baumeister, dessen unzählige Bauwerke zu Venedig und Vicenza, seiner Vaterstadt, bewundert werden. Er starb 62 Jahre alt zu Venedig um 1580.

4 Valerio de Belli, genannt Vicentino, von seiner Vaterstadt, wo er 1468 geboren und 1546 gestorben, einer der berühmtesten Edelstein- und Kristallschneider; er hinterließ seinem Sohne Elio, der auch großen Geschmack zur Baukunst zeigte, eine treffliche Antiquitäten-Sammlung.

zeichneten Edelstein- und Kristallschneiders. Gedachtes Bildniß wurde vom Vittoria in seinem Testamente [1] dem Kaiser Rudolph überlassen, mit der Erklärung, daß es von diesem und seinem Vater Maximilian so lange Zeit schon sehnlichst gewünscht wurde. Auch Vasari im Leben des Francesco Mazzola erzählt, daß dieses Bild, welches, er weiß nicht wie, in die Hände des Valerio Vicentino, Kristallschneiders, gekommen, sich zu seiner Zeit bei Alessandro Vittoria befinde, und Bottari sagt uns in einer beigefügten Note, indem er dieses Bildniß sehr lobt, daß es sich damals in Wien in der Schatzkammer befand.«

Diese Nachricht setzt uns in Stand, die Spur dieses merkwürdigen Bildes von Hand zu Hand zu verfolgen, und ich will hier nochmal in Kürze die Besitzer desselben zur Uebersicht anführen.

Parmigianino verehrte dasselbe dem Papst Clemens VII. Da Francesco kaum 20 Jahre alt war, als er nach Rom kam und Clemens VII. am 19. November 1523 erwählt wurde, so mag dieses zu Ende desselben oder Anfangs des folgenden Jahres 1524 geschehen seyn. Clemens VII. schenkte das Bild dem berühmten Dichter Pietro Aretino, der sich damals in seinen Diensten befand [2]. Wann dieses Statt gefunden, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen, es ist jedoch wahrscheinlich, daß, da Aretino noch vor der Mitte des Jahres 1524 wegen der schändlichen Sonette zu Giulio Romano's nicht minder schändlichen Zeichnungen Rom verlassen mußte, der Papst ihm erst bei dessen zweiten Aufenthalte zu Rom im folgenden Jahre, wo er sich wieder mit ihm aussöhnte, das Gemälde zum Geschenke machte. Aretino bewahrte es einige Zeit gleich einer Reliquie in seinem Hause zu Arezzo; dort sah es auch Vasari, der sich damals als Knabe von 15 Jahren daselbst befand. Bei seiner Niederlassung zu Venedig 1527 nahm es Aretino wahrscheinlich dahin mit, wo es später, Vasari weiß nicht wie, in Besitz des Valerio Vicentino kam. Nach dessen Tode 1546 gelangte es mit der kostbaren Antiquitäten-Sammlung an dessen Sohn Elio, der es im Jahre 1560 durch Andrea Palladio an Alessandro Vittoria veräußern läßt. Durih das Testament des Letztern fällt es nach dessen Tode im Jahre 1608 an Kaiser Rudolph II., der es unter seinen berühmten Kunstschätzen in Prag aufbewahrte, bis es endlich nach Wien in die Schatzkammer und von da im Jahre 1777 in die neu eingerichtete Gallerie im Belvedere übertragen wurde.

Es ist daher dieses kleine Gemälde nicht nur als das Bildniß eines der ausgezeichnetsten Künstler von eigener Hand, und eine Probe seiner frühzeitigen Ausbildung in der Kunst merkwürdig, sondern auch ferner interessant durch die bizzarre Art seiner Entstehung, den großen Beifall, den es schon in den frühesten Zeiten erhalten und durch die Reihe seiner verschiedenen Besitzer, lauter Personen von der größten geschichtlichen oder künstlerischen Bedeutung, welche alle dasselbe als das kostbare Werk eines hohen Genies werth geschätzt und in Ehren gehalten.

[1] Das Testament ist vom 4. Mai 1608; am 27. desselben Monates starb er. Er war geboren 1525 zu Trient, Schüler des Sansovino, geschickter Bildhauer und Baumeister.

[2] Aretino, der sich selbst die Geißel der Fürsten nannte, war geboren zu Arezzo 1498, trat 1517 in die Dienste Leo's X., dann Clemens VII., der ihn besonders mit Gnaden und Geschenken beehrte. Später zog er sich dessen Zorn zu und ließ sich in Venedig nieder, wo er 1557 starb. Ueber ihn siehe in Bezug auf das oben Gesagte Mazzuchelli (Conte Giammaria) Vita di P. Aretino. Milano 1830. 8.

Beiträge zur österreichischen Siegelkunde.

IV. Das älteste österreichische Marktsiegel.

Die ältesten bekannten Siegel österreichischer Märkte reichen nicht über die Mitte des 15ten Jahrhunderts, und das Recht der Märkte zur Führung eines eigenen Siegels und Wapens ist dann meistens durch gleichzeitige Wapenbriefe festgestellt. Die Marktsiegel jener Periode weisen sämmtlich die scharfkantigen Verzierungen, fliegenden Schriftrollen und deutschen Lettern auf, die dem Geschmack ihrer Zeit eigenthümlich sind. Bis jetzt ist kein Siegel eines österreichischen Marktes bekannt, welches durch seine einfache Zusammenstellung und durch die gerundeten Mönchsbuchstaben der Umschrift Ansprüdhe auf ein höheres Alter als das XV. Jahrhundert begründen könnte.

Vor einigen Jahren befand sich im herrschaftlichen Archive zu Sebenstein ein übrigens unbedeutender Kaufbrief von 1472, in welchem Thomas Peckh von Ober-Aspang seinem Bruder Michael einen daselbst gelegenen Baumgarten käuflich überläßt. An diese Urkunde befestigte der Rath von Aspang sein schönes Siegel von grünem Wachs in brauner Wachskapsel. Es hält im Durchmesser anderthalb Zoll, und die Umschrift in Mönchsbuchstaben besagt:

† • S • CIVIVM • INASPANGEN [1]

Der Grund des Siegels ist durch gekreuzte Schräglinien gefüllt, aus denen sich ein sehr schmaler dreieckiger Schild erhebt; die Mitte desselben nimmt ein doppelter Haken ein, der Aehnlichkeit mit zwei am Rücken zusammengefügten, aber gestürzten C hat. (⌶) Die zwei Hälften sind durch Klammern an einander befestigt [2]. Ueber dieses Zeichen ist ein A, unten ein S angebracht (Aspang: — Sigillum?); vielleicht ein Einfall des Formschneiders, welcher den sonst leer gebliebenen Raum des Schildes gehörig ausgefüllt wissen wollte?

Die Form der Lettern und des Schildes beweisen, daß das in Rede stehende Siegel wenigstens hundert Jahre älter als die Urkunde, woran es hängt, — mithin das älteste bis jetzt bekannte österreichische Marktsiegel ist [3]. Die Erscheinung dieses Siegels ist zugleich ein Beweis für die damalige Wichtigkeit des Marktes Aspang, als eines an der Gränze dreier Länder ungemein glücklich gelegenen Handelsplatzes, der eben jetzt wieder seit Anlegung der nach ihm benannten neuen Communikationsstraße sich zu seiner einstigen Bedeutsamkeit aufschwingen dürfte.

Interessant ist der Umstand, daß das gegenwärtig im Gebrauche stehende Marktsiegel [4] in Form und Façon des Schildes, ja selbst im stark schraffirten Hintergrunde eine unverkennbare Nachbildung des eben besprochenen älteren zeigt, nur ist das A mit seinem Dächlein durch Unkenntniß des Stämpelschneiders in ein ebenfalls mit einem Dache bedecktes M übergegangen.

Die oben erwähnte Urkunde befindet sich gegenwärtig in den reichen Sammlungen des um vaterländische Wissenschaft und Kunst hochverdienten v. Jankovich in Pest.

W. v. Rally.

Süd-Slawische Ahnentafeln.

VII. Das Haus der Katschitj.

Das Haus der Katschitj stammt nach dem Zeugniß historischer Ueberlieferung aus Dalmatien. Zur Zeit der ungarischen Oberhoheit gab es in dem Lande viele mächtige Gaugrafen, Knesen und Statthalter der Bane; hierher gehören: Georg, Nikolaus, Alexius, Coloman, Willibald, Sarazen, Domaldus, Peter, Primislaw, Osorius, Dragan, Stanislaw, Wukmir, Johann und viele andere, deren Andenken Luzius und die dalmatinischen Schriftsteller aufbewahrt haben.

Ein Zweig trat in die Dienste der ungarischen Könige, und erhielt da Macht und Reichthum zum Lohn für geleistete Treue und Tapferkeit, gerieth jedoch bald mit der angesehenen und mächtigen Familie der Zagary in Streit und endlich in offene Fehde. Nachdem die Katschitj einen Sprossen der Zagary getödtet, flüchteten sie sich vor der Blutrache der Magyaren in ihr Vaterland, wo sie vom ungarischen Könige Wrana im Gebiete von Cattaro, eine berühmte aber ungesunde Gegend, zum Knesensitz erhielten, den sie jedoch bald verließen, da sich die einen nach Sadar, die andern nach Sebenico, zwei in's obere Küstenland, wo sie die Feste Gradaz erbauten, begaben; andere endlich setzten sich in Terpna, am Meeresufer fest, dessen Trümmer noch heutigen Tages zu sehen.

Hier erbauten sie sich Burgen und zogen gegen Apulien, das mit Ungarn in Krieg war, zu Felde. Aber die Zagary, nachdem sie den Aufenthalt der Katschitj erfahren, kamen mit bewaffneten Schiffen vor Gradaz, nahmen es in Abwesenheit ihrer Feinde ohne Schwertstreich weg, verheerten die Wohnplätze, und entführten Weiber, Kinder und Habe der Katschitj. Diese, von ihrer Expedition in die Heimath angelangt, und ihre Niederlage alsobald gewahrend, machen sich auf, die Magyaren zu verfolgen, ereilen diese in Freuden und Gelagen schwelgend am Flusse Baschka, fallen sie theils vom Festlande, theils vom Meere her an, vernichten sie gänzlich, befreien ihre Angehörigen und erringen überdieß alle Habe der Feinde.

Des einen Bruders männliche Abkommen starben bald ab, der andere, Namens Warsajka, hinterließ den Sohn Baran, dessen vier Söhne: Wukaschin, Wukitj, Andreas und Baran das väterliche Erbe unter sich theilen. Wukaschin erhält Brist, Lawtschanj und Podjeserje, Wukitj Podazo und das Gebiet seines Vaters im südlichen Küstenland. So entstanden die vier Zweige der Katschitj, nähmlich zu Lawtschanj, Bristo, Kotschina und Makarhko.

VIII. Das Haus Suritj.

Der vorzüglichste Heldensprosse dieses Hauses war Don Stephan Suritj. Der erlauchte Doge lebt ihn vor allen

---

1 Auffallend ist das Ausbleiben eines Sternes nach IN und das Erscheinen eines solchen zunächst am Kreuze.

2 Ob hierin eine Assonanz zwischen dem Nahmen des Marktes und einer Spange zu suchen sey (?), wage ich nicht zu entscheiden.

3 Daß die Bürger von Aspang noch 1575 dasselbe Siegel führten, ist mir aus Urkunden jener Zeit bekannt.

4 Das Typar des alten Siegels ist in der Marktlade nicht mehr vorhanden.

in einem herzoglichen Diplome, wie auch seine Brüder: Mathias, Nikolaus, Franz und Peter, und ertheilt ihnen wegen ihrer Kriegsthaten den Titel Wojwoden und Harampascha. Stephan, um das Jahr 1645 Pfarrer zu Cattaro, damals ein Besitzthum der Pforte, bespricht sich mit dem General Hieronymus Foscolo über die Mittel, das christliche Volk ihm zuzuführen; mit diesem bald einverstanden, entflieht er aus Cattaro, führt 700 Christen mit sich, denen er Vorgesetzter im Krieg und Leiter der geistlichen Anliegen zugleich ist, und führt mit seinen Kriegern so glückliche Kämpfe gegen die Türken aus, daß bald das ganze Gebiet von Cattaro der Republik gehörte.

Er war bei der Einnahme von Klisch, Skradin, Semunik, Dernisch und bei dem Sieg über den Pascha Tekeli. Endlich vertheidigte er Sebenico, wo er verwundet, gefangen und grausam gemartert den Geist aufgab. Seine rechte Hand wird in Sukoschan ober Zara als Reliquie gezeigt.

Johann Suritj, Sohn Peters und Neffe des Don Stephan, führte 1690 unter den Schutz der Republik 50 Familien mit vier Kanonen und zwölf Kriegsgewehren, alle seine Habe verlassend.

Sein Sohn, Kapitän Franz, wurde noch als unbärtiger Jüngling in der Wiener-Expedition von den Türken gefangen, kaufte sich aber bald los, kämpfte tapfer, und streckte am Liwanjerfelde den Kämpen und furchtbaren Tyrannen Adschi Glodja zu Boden.

Im Zengger Feldzug nimmt er den Anführer von Moschtar und den von Lukana, von welchem letzteren die Unseren den Stand der türkischen Seemacht erfuhren, gefangen. In den Kampfspielen zu Zengg turnt er sich mit allen Serdaren und Kampflustigen, benimmt sich tapfer und trägt viele Kampfpreise davon. Am Felde vor Zengg spaltet er dem Türken, der unsern Helden Lowritj getödtet, den Kopf, begibt sich, als die Feinde heranrücken, die Stadt zu belagern, nahe an das Schloß im Hinterhalt, und versperrt ihnen die Wege, Ausfälle und Plünderungen in der Umgebung zu machen. Dafür wurde er zum Kapitän dieser Gränzabtheilung, nach seinem Absterben aber, dessen ältester Sohn Anton zum Obersten ernannt, der jüngere Simeon zum Kapitän. Der dritte Sohn, der ehrwürdige P. Marian, war Priester und endlich Vicarius des Ordens der Franciskaner.

(Werden fortgesetzt)

Miszellen.

»Daz buch lert vns wie wir Got vnsern herrn sullen lieb habn vber alle ding.« Handschrift in der königlichen Bibliothek zu München; gedruckt zu Augsburg 1483, mit dem Schlusse: »Hie endet sich das büchlin von der liebe gotes.« In der angeführten Handschrift steht noch: »Die gegenwirtig materi von der liebhabung gots ist also zu Tutsch gemacht und pracht alz nach Cristus gepurt gezelt ward tusent vierhundert jar vnd darnach in dem ain vnd dreyßigsten Jar von her Taman (Thomas von Haselbach) saliger gedachtnizz prediger zu Sand Stephan ze wyen.

Das puchlin hatt ain end)
Gott helff vns vſſ diesem ellend
In dy fron himelrich
Sprechent allen Amen gelich.

Georg Fischer, geboren zu München, lebte um 1579 in Wien und schrieb hier mehrere deutsche Gedichte religiösen Inhalts. Unter andern: »Zeugnissen der heiligen göttlichen Schrifft von dem heilwerdigen Leiden, Todt vnnd vrstenndt unsers lieben herrn, Königs vnd Heylandts Jhesu Christi, auch Beschreibungen der herrlichen vnd Triumphireten himelfart Christi, sambt der sendung deß heiligen Geistes, an dem heiligen Pfingstage, alles in Teutsche Rittmaß vertirt.« Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, 37 Bl. 4. Das Gedicht ist dem K. Rudolph II. gewidmet.

In dem Stadt-Archive zu St. Pölten befindet sich ein »Catalogus, oder Verzaichnus der Jenigen Bücher, welche den 20. Tag Martii des 1625. Jahr von den Bürgern der Kayserlichen Viertl-Statt St. Pölten vnder der Enns seindt abgeholt; in des herrn Stattrichters Behaussung getragen vnd nachmals Herrn Probsten allda überantwortet worden.« 8 Bl. 4. in alphabetischer Ordnung. Meistens Andachtsbücher, Exegesen und Streitschriften von M. Luther, Melanchthon, Spangenberg u. s. w. im Ganzen 173 Werke. Darunter sind besonders zu bemerken:

Andreä Lang, Pfarrherrn zu Wulfersdorf, Bettbüchlein 1580. 8.

Clementis Anomaei, Pfarrers zu Peuerbach, Bettbuch. Gedruckht zu Peuerbach 1602. 8.

Der Brüder in Böhaimb vnd Mähren die man Walthäußer uennet oder Picarden gesangbuech. Gedruckht zu Niernberg 1570. 8.

Handtbüchel etlicher fürnemben Kirchen Vbung die da sollen gehalten werden im Erczherczogthumb Oesterreich vnder der Enns 1571. 8.

Lucae Martini der Christlichen Junghfrauen Ehrenkhränzl. Gedruckht zu Prag 1580. 8.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

49. Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Belehnung Emerich Tökeli's
vor der Festung Filleck
und
Erfolg der Gesandtschaft Caprara's (1682).

(Nach der Erzählung des türk. Geschichtschreibers Raschid.)

Der deutsche Kaiser hatte einige Festungen, die von jeher unter der Botmäßigkeit Ober-Ungarns gestanden waren, erobert, und sich ihre Einwohner mit Gewalt unterworfen. Nachdem es dem Sultan zu Ohren gekommen war, daß der deutsche Kaiser im Jahre 1093 (1682) nicht bloß die Festung Kalo eroberte, die er dem Kruczenkönige nehmen ließ, und Tag für Tag solche feindselige Handlungen verübte, sondern auch dem, früher zwischen ihm und der Pforte in vielen Artikeln abgeschlossenen Frieden zuwider eine oder zwei Festungen und mehrere feste Schlösser erbaut habe und durch die Gewaltthätigkeit einiger ungarischer Reiter der Friede und die Ruhe der an der Gränze aufgestellten Heere dort überall gestört worden sey, ernannte er den Commandanten von Ofen Uzun Ibrahim Pascha zum Seraskier (Heerführer) und unterordnete ihm den Statthalter von Bosnien Abdurrahman Pascha, den Beglerbeg von Rumelien Kutschuk Hasan Pascha mit ihren Truppen; die Sandschakbege (Fahnenfürsten, Vorsteher der Lehensleute), die Besitzer der Siamet und Timare (Lehen, die von dem eroberten Lande unter das Heer vertheilt werden), den Beglerbeg von Temeswar Sidisade Mehmed Pascha, den Beglerbeg von Erlau Osman Pascha, den von Warad Maoruloghlu Mehmed Pascha, den Gouverneur von Silistria Mustafa Pascha, den Pascha von Nikopolis, den Samsundschibaschi (Doggenaufseher, General-Lieutenant der Janitscharen) mit der Mannschaft von 18 Compagnien Janitscharen sammt den unteren Rotten der Reiterei, und den König von Siebenbürgen, Apafy Michael, mit dem siebenbürgischen Heere.

Auf der Ebene von Pest versammelte man sich und zog gerade auf das Feld von Keresztus. Im Redscheb dieses Jahres belagerten sie durch drei Tage Onod, eine von den Festungen des Kaisers, die er vor einiger Zeit dem Kruczenkönige genommen hatte, eroberten und zerstörten es. Nachdem mit dem Beistande Gottes der obgedachte Seraskier die Festungen Kaschau und Filleck und 40 dazu gehörige feste Orte seiner Macht unterworfen hatte, wurde auf Bitten der Ober-Ungarn mit dem Kruczenkönig Tökeli Emerich ein Vertrag aufgesetzt und geschlossen, der einige Artikeln und Bedingungen enthielt, namentlich daß er jährlich 40000 Piaster zahlen solle. Dem genannten Tökeli Emerich wurde dann durch den Seraskier das Königs-Diplom [1], der Roßschweif und die Fahne im Angesichte der Festung Filleck übergeben. Die obgenannten Festungen Onod und Filleck wurden zerstört, Kaschau den Kruczen geschenkt, die übrigen festen Plätze außer denen, deren man nöthig hatte, dem Erdboden gleich gemacht. Dadurch wuchs die Feindschaft, die der Kaiser gegen den Kruczenkönig hegte, und in der Absicht, sich zu rächen, begann er sein Kriegsvolk zu rüsten.

Ankunft des deutschen Gesandten.

Da die Zeit des Friedens, der früher zwischen der hohen Pforte und dem deutschen Volke auf zwanzig Jahre geschlossen worden war, sich ihrem Ende nahte, beeilte sich der Kaiser, den Frieden zu erneuern und schickte einen Gesandten an die hohe Pforte. Nachdem die Aussöhnung mit dem Kruczenkönig erfolgte, und dem Gesandten einigemale Anträge gemacht worden waren, weigerte er sich nicht bloß selbst, dieselben anzunehmen und verharrte bei der Verhandlung in seinem Starrsinne und seiner Hartnäckigkeit, sondern es that auch der Großwesir Mustafa Pascha alles, den Sultan zu vermögen, ihm den Befehl zu

1 Die wörtliche Uebersetzung dieser im k. k. Haus-Archive befindlichen Urkunde siehe in Joseph v. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches. B. 6, S. 731.

ertheilen, einen Kriegszug gegen die Deutschen zu unternehmen, und traf, während er den Beweis lieferte, wie oft die Deutschen dem erwähnten Frieden zuwidergehandelt hätten, große Voranstalten. So wurde aus dem Herzen des Sultans, der die Zuflucht der Welt ist, der Wunsch nach einem dauernden Frieden entfernt und das kaiserliche Gemüth mit Gewalt für den Krieg gestimmt.

V. Weiß v. Starkenfels.

Beiträge
zur
Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

IV.

Peter Philipp Graf v. Dernbach, bambergischer Vicedom zu Wolfsberg, nachmaliger Fürstbischof zu Bamberg, noch gegenwärtig wegen der Cornetengeschichte, ob mit Recht oder Unrecht ist noch nicht ausgemacht, im Lavantthale übel berüchtigt, war in administrativer Beziehung einer der vorzüglichsten bambergischen Statthalter, der den gesunkenen Wohlstand der bambergischen Herrschaften in Kärnten durch Belebung der Industrie und aller Gewerbszweige aufs neue heben wollte, und den thätigen Betrieb des Bergbaues als ein für das Lavantthal vorzüglich geeignetes Mittel dazu ansah. Bamberg wollte sich aber in die großen Plane seines Vicedoms in Bezug auf die Wiedererhebung des Goldbergwerkes in Kliening aus Scheu vor den großen Kosten bei wahrscheinlich geringer Ausbeute nicht einlassen, sondern begnügte sich mit dem thätigen Betriebe seiner Eisenberg- und Hammerwerke und dem daraus hervorgehenden sicheren Gewinne. Der Vicedom aber von jenem Gedanken ganz eingenommen, und überhaupt ein großer Liebhaber des Bergbaues entschloß sich auf eigene Rechnung zur Wiedererhebung des Klieninger Goldbergwerkes; ließ sich mit demselben belehnen und bath außerdem um die Einräumung der noch vorhandenen Gebäude und Werkgäden, und um die Erlaubniß, die schon abgekommenen wieder aufbauen zu dürfen.

In Bezug auf dieses letztere Gesuch bewilligte 1670 Bischof Philipp Valentin dem Vicedom auf vorhergegangenes Gutachten des bambergischen Bergrichters nach Inhalt der aufgerichteten bamb. Bergwerksordnung: „wieder zu erheben und zu repariren das Verweshaus in Kliening sammt der dabei stehenden Stallung, so alles baufällig; item die Schmelzhütten, Rostöfen, dann die dazu gehörigen Probirgaden, welche ganz abgekommen; dann zu erbauen und von neuen aufzusetzen einen Pucher auf 18 Klafter Länge und 6 Klafter Breite gleich unter dem Verweshause unter der Kliening, also und dergestalt, daß er dieselbe inne haben, mit Arbeit bestellen und versehen möge, damit im allwege die Metalle gemacht, auf daß unser Kammergut und Gefäll und sein (des Gewerken) eigenes Interesse befördert und derselbe bei der Arbeit- und Bergbaulust erhalten und allerseits Unfleiß eingestellt werde. Es sollen auch seine Verweser und ganze Bergwerksgesellschaft dem jedesmal im Lavantthal wesenden bambergischen Bergrichter in allen Gebothen und Verbothen gehorsamen und gefällig seyn, und in summa der bambergischen Berggerichts-Ordnung in allen Punkten und Artikeln und sonst bisher erhaltenen Bergwerksgebrauch sich gleichmäßig erzeigen und von dem angedeuteten Berg- und Schmelzwerk soll von ihm (Gewerken) zu unserem Berggerichtsamt die gebührende Frohn als nämlich der 10te Kübel des gebauten Erzes, wie auch die Wechselgefälle nach vermög der Wardein-Zettel allweg zur rechten Zeit gereicht und entrichtet werden, dessen er Vicedom vermög unseres anderweitigen gnädigsten Reskriptes gleichwohl für seine Person lebenslang befreit seyn soll.

Wenn man aber sähe, daß des gedachten Gewerken Verweser oder Bediente einem oder dem andern Artikel, so ihnen dieser Brief auferlegt, nicht nachkommen, sondern entgegenhandeln, oder die gebührende Frohn und Wechsel zu gebührender Zeit nicht abgeben, auch die Werkgäden auf ihre Kosten nicht in gutem Bau erhalten würden, so sollen die Verweser oder Bedienten durch den bambergischen Bergrichter nach Gestalt des Verbrechens gestraft werden."

Dieses interessante Dokument dd. Wolfsberg am 10. März 1670 und unterzeichnet von Johann Georg Neumeister Doctor utriusque juris, bambergischen Rath und der bamb. Herrschaften in Kärnten Kanzler zu Wolfsberg, befindet sich im Archive zu Waldenstein, welches damals der Familie Dernbach angehörte, und ist, wie man aus dem Datum und der Unterschrift des Kanzlers ersieht, nur eine in der Kanzlei zu Wolfsberg ausgestellte Copie.

Uebrigens entnehmen wir aus dem oben Angeführten nur, daß der Vicedom den Entschluß gefaßt habe, das Klieninger Goldbergwerk wieder zu erheben; würden aber über die dabei eingetretenen Hindernisse und den wahrscheinlichen Erfolg dieses Unternehmens dennoch in Unkenntniß seyn, wenn Herr Rauter uns nicht eine höchst schätzbare Nachricht mittheilte, die in dieser Beziehung

viel Licht über den Gegenstand verbreitet, nämlich einen Auszug aus der Bergwerks-Befahrung und dem Gutachten des Hans Adam Stampfer, Radmeisters in Vordernberg und Gewerken in der Walchen, dd. 9., 10. und 11. Juli 1676.

Aus diesem ausführlichen Berichte, sagt Herr Rauter, geht hervor, daß man damals auf 3 Baue seine Aufmerksamkeit gerichtet habe, nämlich 1) auf den Bau St. Peter und Andreä; 2) auf die Gottesgab im Kliening und 3) auf den Fürstenbau; daß man aber überall tiefes Wasser und böses Wetter gefunden, und daß man, um in dem letzten vielversprechenden Baue sich gutes Wetter zu verschaffen, sich einer Maschine bediente, die von 3 Personen getrieben wurde; daß Berichterstatter an Bamberg den Rath ertheilte, diese Maschine durch Wasser treiben zu lassen, welches eine Auslage von 60 bis 100 fl. seyn würde. Auch meint er, man soll alle andern Gruben aufgeben, und bloß jene 3 bauen und trachten, sich des Wassers zu entledigen und gutes Wetter zu bekommen, dann könne man nicht grundlos auf gute Ausbeute hoffen.

Im Schlusse sagt er, der Bamberger Bischof soll sich die Kosten nicht gereuen lassen, weil sie als ein Almosen an die armen Knappenleute ausgetheilt wären, welches Gott hundertfältig belohnen könne.

Daraus ergibt sich, daß man viel in den Berg verbaut, große Schwierigkeiten, aber kein Gold gefunden habe, das alte Los aller Klieninger Gewerken seit fast einem Jahrhunderte. Bemerkt muß werden, daß der Vicedom Peter Philipp von Dernbach, nach dem im Jahre 1672 erfolgten Tode Philipp Valentins, zum Bischofe von Bamberg erwählt wurde, weßwegen er oben Bamberger Bischof genannt wird.

Das Bergwerk scheint er jedoch auch als Bischof auf seine Rechnung betrieben zu haben. Daß er ein großer Liebhaber des Bergbaues gewesen sey, zeigt auch noch folgende, aus einer Waldensteiner Urkunde gezogene Nachricht:

1667 verleiht das kaiserliche Berggericht zu Villach dem Peter Philipp von Dernbach, bambergischen und würzburgischen Cantor und Capitularen, bamb. geheimen Rath und derselben Herrschaften in Kärnten Vicedom, und dem Johann Georg Neumeister, der Rechte Doctor, bamb. Rath und der bamb. Herrschaften in Kärnten Kanzler, das Bergwerk am Kostenberg oder Krichlberg bei Velden, welches bei St. Antoni de Padua genannt wird, zu Beförderung der römisch-kaiserl. Majestät Kammergut, was Bergwerksrecht ist. Actum kaiserl. Berggericht, Villach am 15. Juni 1667. Johann Andre Auer zum Geyersberg kaiserl. Berggerichts- und Amtsverwalter zu Villach und Frisach.

1674 trat Bamberg die Landeshoheit über seine Besitzungen in Kärnten an den Kaiser, als Herzog von Kärnten, ab, behielt aber die Berggerichtsbarkeit laut 21. Artikel des Vergleiches ganz ungeschmälert bei.

D. K. Tangl.

Die Familie Görgey von Görgö oder Garg im Zipser Comitat in Ungarn.

(Eingesandt vom Professor D. Rumy.)

Die Geschichte der Görgeyschen Familie beginnt mit der Einwanderung der Sachsen unter dem Könige Geysa II. in die Grafschaft Zips (die Zipser Gespanschaft, das Zipser Comitat), in die ungarischen Bergstädte und in Siebenbürgen (wo noch jetzt eine Grafschaft das Görger-Land heißt), auf welche Colonisirung selbst das Wapen der Görgeyschen Familie deutet: nämlich wilde, nackte, sächsisch mit Eichenlaub bekränzte und gegürtete Männer, auf den Karpathen stehend und ganze Bäume entwurzelnd.

Von den ältesten Görgey's in der Zips sind vorzüglich folgende geschichtlich merkwürdig:

1. Arnold, Comes Saxonum de Scepus 1271, früher einer von den vielen Palatinen des unglücklichen Königs Bela IV., dem und dessen Sohne Jordan, Bela (als er sich in Görgö aufhielt) Topportz in der Zipser Gespanschaft schenkte, und derselbe, der zugleich als Großgraf der Zips das gesammte Zipser-Volk sammt Vieh auf den Zufluchtsberg ad Lethon führte, sich dort verschanzte und verdämmte, und drei Jahre hindurch die Tatarenstürme, zuletzt mittelst Durchstechung der Dämme glücklich abwehrte, und endlich, nach Abgang der Tataren, aus diesem Zufluchtsorte herabkommend, das Zipser und Gölnitzer Schloß erbaute und dem Pater Jakob das Capitulum S. Martini (das Domkapitel bei Kirchdrauf) bauen half, auch Leutschau fundirte[1].

---

[1] Andreas Lehotzky sagt in seiner Stematographia I. Regni Hungariae et Partium eidem adnexarum Statuum et Ordinum, seu Nobilium Familiarum (Posonii, typis G. A. Belnay 1807 in 4.) pag. 156 von diesem Arnold Görgey: »Gorgei Stephanus et Arnoldus 1312, filii Eliae, filii Jordani, filii primi Arnoldi 1240. Arnoldus, Comes Saxonum de Scepus, cui et filio Jordano Bela IV. in Görgö degens, confert Toportz in C. Scepus. Diplomatar. Wagneri I. p. 119, 121, 139; IV. p. 208, 224, 251. Item Sylvam Répás et Montes Tatra ad Poprád obtinet Görgö et Tamasi. Katona Hist. pragmat. Regnum Hung. I. p. 872. Wagner I. p. 818.«

2. Magister[1] Georg, der den König von Böhmen, Ottokar, unter der Regierung des ungarischen Königs Ladislaus des Kumanen, als dessen oberster Feldherr auf dem Marchfelde schlug, dadurch eine Hauptstütze des Thrones Rudolph's von Habsburg wurde, und deßwegen von seinem Könige das Terrain Georgs-Au oder Gerau (Gerava), die ungeheueren Waldungen nämlich zwischen Iglo, Kapsdorf und Klein-Jordansdorf (Kis Jórdanfölde) hinter Dopschau (in der Gömörer Gespanschaft) erhielt, als das Feudal-System auch in der Zips um sich griff.

3. Der Zipser Großgraf (Obergespan, Supremus Comes) Jordan, Comes Saxonum de Garga (Görgö, Garg, Gargoro), der, mit 3000 Zipser-Sachsen dem Könige Karl Robert zu Hülfe eilend, die befestigte Hauptstadt in Ober-Ungarn, Kaschau, belagerte, und indessen die Grafschaft Zips, und besonders die Görgey'schen damaligen ungeheueren Besitzungen den Verheerungen des Demeter und Omodaeus Preis gab, und endlich zu Karl Robert bei Rozgony stoßend, mit fünf andern Landgrafen der Zips, seinen Söhnen und Brüdern, dem damaligen Kern der Görgeyschen Familie, am 15. Juni 1312 die Streiche, die dem Könige Karl galten, mit ihren Körpern (wie sich das betreffende Diplom ausdrückt) auffingen und ihre Treue mit dem Tode besiegelten, dadurch aber den Grund zum schnellen Verfall der Görgey'schen Familie, da nur, so zu sagen, Kinder und Schwächlinge zurückblieben, und zum Zerstieben ihrer feudal- und unfeudalmäßigen Domänen legten.

(Schluß folgt.)

[1] Der Titel Magister war im Mittelalter in Ungarn sehr ehrenvoll und angesehen, und erhielt sich bis auf unsere Zeiten in dem Titel: Magistri Protonotarii.

Miscellen.

Benedikt Edler von Poekh, aus Tirol, war Trabant des Erzherzogs Ferdinand, und schrieb 1568 ein Schauspiel in Reimen: „Von der freudenreichen geburt Unsers Ainigen Trost vnnd Haillandt Jhesu Christi.“ Die Handschrift (77 Bl. in Folio) befindet sich auf der kaiserlichen Bibliothek, und aus der Zueignung an den Erzherzog erfahren wir, daß der Verfasser bereits mehrere Comödien geschrieben. Eine Probe aus der Vorrede:

Es ist nit an, vnnd waiß es wol
Das nit ist gmacht wies woll sein soll.
Die reimen auch nit all formiert
Wie sich der zier nach het gepiert
Dann ich ein schlechter reimer bin
Der nicht ein jeden, nach seinem sinn
Vnd hohem geist alls machen kann
Es geet offt manchen glerten nit an
Das er eim Yeden gfallen mag
will geschweigen ich, so kaum ein tag
In schrifften hab drauff gstudiert
Zuvor auch wenig transferiert
So kan ich nit eins Yeden Sprach
Darumb so thue ein wenig gemach.
Findest du was so dir mißfeldt
Sey es dir von mir haimbgstölt
Das du es bessern wölst mit züchten
Vnd dein gedanckhen dahin richten
Das es nit geschech aus neid vnd haß
Sonder in sachen halt recht maß
Dann besser machen geet woll hin
Verachten bringt eim schlechten gwyn u. s. w.

Michael Weiß, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geboren, war Pfarrer der böhmischen Brüdergemeinde zu Landskron und Fulneck in Böhmen, früher aber Mönch zu Neisse in Schlesien und ein gelehrter Mann. Er hat die Lieder der böhmischen Brüdergemeinde in deutsche Reime gebracht, die 1539 in Ulm gedruckt worden sind.

Hans Georg Biroldt, kaiserlicher Hauptmann, hat um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein „Einfeltiges Gedichte vber den achten Psalm“ geschrieben, das sich in Handschrift (16 Bl. 4.) auf der Hof-Bibliothek zu Wien befindet. Die Widmung an den Kaiser ist unterschrieben: „Hans Georg Biroldt von Hermstadt Reform. Hauptmann.“ Wir wollen zur Probe aus der Vorrede einige Verse ausheben:

»Der welcher Ich zuevor, mit dem tollfriedens Hasser
Auff ettlich zwantzig Jahr, getrunken manch trieb wasser
Vntter Charthaunen Knall, pistohl, musqueten pliehe
Viel vnterschiedtlich mahl, erlittenn manche Hietze,
Der Ich, ohn ruhm gemeldt, manch türcken säbell gläntzen
Auch oft mein feindt bezahlt, mit parer Krieges-müntzen
Mueß jetzt mein Partisan, Casquet, Halsring vndt Degen
Dem nagel hencken an, vnndt gantz darnieder legen u. s. w.«

»Darnach schaff vnd ordne ich vnd ist auch mein lester will vnd mainung, daß mein Berlein rokh mit den Berlein Ermeln soll geben werden, von meiner seel seelichkait wegen vnser Lieben frauen zu Zell Salzburger Bistums daraus ain Zier der muetter Gottes zu Lob vnd ehrn gemacht soll werden.“ Also in Bernhart von Türstein's Testament 1387.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

50. Sonnabend, den 24. Juni 1837.

A. Gislen Busbeck,

K. Ferdinand's I. Bothschafter an die Pforte.

Unter der großen Anzahl von Männern, welche im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert mit dem Erbfeinde der Christenheit als Vertreter der österreichischen Interessen unterhandelten, und nach Constantinopel gingen, nimmt Busbeck in mehrfacher Beziehung unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Abgesehen von der politischen Bedeutsamkeit seiner Sendung; welche Aufschlüsse, welche wichtigen Mittheilungen enthalten nicht die unter seinem Namen bekannten Briefe de rebus Turcicis! Mögen sie immerhin auf eine, nicht ganz entsprechende Weise [1] nach den Originalien, welche sich im geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien befinden, copirt und zusammengestellt worden seyn; sie bleiben demungeachtet stets eine reiche Fundgrube für Alle, welche sich mit der osmanischen Geschichte beschäftigen, und letztere selbst einzusehen nicht Gelegenheit finden. — Aber auch für Alterthumskunde, für Naturhistorie, für Erhaltung höchst wichtiger Handschriften und seltener Münzen — wie viel verdanken wir nicht dem unermüdlichen Forschungsgeiste des gelehrten Gesandten! Jedes Mal kam er mit reicher Ausbeute zurück, und mehrere der mitgebrachten Schätze stehen noch immer als einzig in Wiens Sammlungen da.

Augerius Gislen von Busbeck wurde im Jahre 1522 zu Commines, einem Marktflecken in Flandern, geboren. Sein Vater Aegid Gislen, von edler Geburt und Herr auf Busbeck, erzeugte ihn mit einem Mädchen von gemeinem Stande. Da der Knabe frühzeitig viele Wißbegierde zeigte, und bald auch auffallende Fortschritte machte, fand sich der Vater bewogen, denselben in seinem Hause erziehen zu lassen, und dabei weder Mühe noch Ausgaben zu sparen. Kaiser Karl V. legitimirte den natürlichen Sohn durch ein Reskript. Dieser besuchte hierauf die damals berühmtesten Hochschulen: Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua, und zog allenthalben die Aufmerksamkeit seiner Lehrer in hohem Grade auf sich. Als K. Ferdinand zur Vermählungsfeier Philipp's von Spanien mit Maria, Königin von England (25. Juli 1554), den Peter Lassus als außerordentlichen Gesandten nach London schickte, befand er sich im Gefolge desselben. Darüber, so wie über seine Berufung von Ferdinand I. zum Bothschafter an die Pforte heißt es im ersten Briefe de rebus turcicis: »Non te fugit cum essem ex Anglia domum reversus, a Regis Philippi et Reginae Mariae nuptiis, ubi fueram inter Comites Don Petri Lassi, quem honoris causa eò Romanorum Rex Ferdinandus, Dominus meus clementissimus, legaverat, quemadmodum idem Ferdinandus me per literas ad hoc iter evocarit. Quas cum *Insulis* 3. Novembris accepissem, tantum morae interposui, cum ad Busbequium deflecterem, *patrique* et amicis valedicerem, inde facto per Tornacum itinere, mox Bruxellam properavi etc.“ In Wien angekommen, wurde er von dem geheimen Rathe Johann Vander Aa dem deutschen König vorgestellt, und wie er selbst sagt, mit jenem Wohlwollen empfangen, das Ferdinand I. Jedem schenkte, der sich durch Treue und Rechtschaffenheit ihm bekannt zu machen wußte.

Da Ferdinand dem Pascha von Ofen versprochen, mit Anfang December einen Abgesandten nach Ofen zu schicken, so war die Frist bis zur Abreise sehr kurz, und diese mußte um so mehr beschleunigt werden, als zu befürchten stand, daß sonst die Türken ihr gegebenes Wort nicht halten möchten. Nur zwölf Tage blieben zu den nöthigsten Ver-

---

[1] Nach der mündlichen Mittheilung eines competenten Kritikers, der vielseitige Vergleichungen angestellt, sollen sie weniger als nicht entsprechend, sollen sie häufig verstümmelt und unrichtig seyn. Es wäre zu wünschen, daß darüber ernstere Untersuchungen gemacht und die Resultate mit den nöthigen Belegen veröffentlicht würden. Red.

bereitungen übrig, und selbst von diesen mußten einige verwendet werden, um nach Comorn zu gehen, und dort von J. M. Malvezius [1], der früher schon, von Ferdinand nach Constantinopel abgeordnet, mehrere Verhandlungen zu Stande gebracht hatte, sich Rathes zu erhohlen. Busbeck eilte also nach Comorn, blieb zwei Tage [2] bei Malvezius, kehrte wieder nach Wien zurück, und reiste endlich, da Ferdinand immer dringender darauf bestand, am bestimmten Tage gegen Abend von Wien nach Ofen ab. Hier angekommen, traf er den Pascha krank darniederliegend, ein Umstand, der seinen Aufenthalt wider alle Berechnung verlängerte, da ihn dieser nicht eher empfangen wollte, als nach vollkommen hergestellter Gesundheit. »Inzwischen aber,« erzählt Busbeck im angeführten Briefe, »als der Pascha erfuhr, daß ich einen Arzt, Wilhelm Quackuelben [3], einen Mann eben so bewandert in allen philosophischen Wissenschaften als tieferfahren in der Medizin, bei mir habe, forderte er mit großem Ungestüm dessen Nähe und Hülfe. Ich gestand dieß nicht ungern zu, allein es fehlte wenig, daß ich es bereut. Da nähmlich die Krankheit des Pascha mit jedem Tage zunahm, und dieser selbst nicht außer aller Gefahr des Todes schien, fürchtete ich sehr, daß, wenn er zu Muhamed wandern sollte, die Türken meinen Arzt als Giftmischer verdächtigen möchten, woraus dem redlichen Manne eine große Gefahr, und mir, als Mitwisser, Schmach und Verunehrung hätte entspringen können; doch von dieser Besorgniß befreite mich Gott durch Wiederherstellung des Pascha.“ Am 7. December erhielt Busbeck endlich die Erlaubniß, vor diesem zu erscheinen; allein seine Beschwerden und Ansprüche wurden auf die Bestimmung und Entschließung des Sultan verwiesen. Er verließ daher Ofen, und setzte seine Reise nach Constantinopel fort, wo er am 20. Jänner ankam, den Sultan aber, der sich zu Amasia in Asien aufhielt, nicht anwesend traf. Busbeck mußte sich auf Verlangen dahin begeben; er schiffte demnach am 9. März nach Skutari über, und kam den 7. April in Amasia an. Der Sultan empfing ihn sehr freundlich, war aber mit dem Inhalt der Bothschaft unzufrieden, und Busbeck konnte nichts weiter, als einen halbjährigen Waffenstillstand erhalten. Er verließ, mit einem Briefe des Sultan an K. Ferdinand, am 2. Juli Amasia, und kehrte nach Wien zurück, wo er zwischen dem 7. und 9. August ankam. Der Brief, aus welchem diese Nachrichten genommen sind, ist unterschrieben: Wien den 1. September 1554. Diese Jahreszahl ist offenbar unrichtig, so wie jene des zweiten Briefes: „Constantinopel den 14. Juli 1555,“ welcher die Beschreibung der zweiten Reise enthält. Wir haben aus den eigenen Worten Busbecks ersehen, daß er bei der Vermählung Philipps von Spanien und Mariens von England war, die den 25. Juli 1554 vor sich ging. Am 3. November erhält er den Ruf K. Ferdinands; im December treffen wir ihn zu Ofen, und am 7. April 1555 in Amasia! Ferner erklärt er selbst am Schlusse seines vierten Briefes, unterschrieben Frankfurt den 16. December 1562, daß er acht Jahre die Geschäfte eines Gesandten besorgt habe, und kurz vor der Krönung Maximilian's II. zum deutschen König, welche den 30. November 1562 Statt gefunden, von seiner zweiten Reise zurückgekommen sey. Diese trat er im November an und gewiß 1555; denn da er von seiner Ankunft in Frankfurt, kurz vor der Krönung Maximilian's spricht, sagt er auch, daß es sieben Jahre weniger 1 Tag, seit er, von Wien aus, seine zweite Reise angetreten, und weil der zweite Brief diese Reise enthält, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß die Jahreszahl 1555 falsch, und 1556 die richtige sey.

(Schluß folgt.)

[1] Lag an den Folgen der in Constantinopel erlittenen Behandlung zu Comorn krank, wo er auch nach wenigen Monaten starb. (S. den I Brief de rebus turcicis.)

[2] — »igitur biduo cum Malvezio versatus, quantum temporis brevitas patitur, quae mihi in consuetudine quotidiana cum Turcis sequenda, quae cavenda essent, disco.« (Ibidem.)

[3] Erscheint in der Geschichte der Wiener Universität unter dem latinisirten Namen: »Coturnossius,« zu deutsch eigentlich Wachtelbein.« Er war zu Courtrai geboren, und erscheint 1548. von K. Ferdinand dazu berufen, als Professor der Poesie und Rhetorik in Wien. Er war ein guter lateinischer Dichter, aber ein noch besserer Arzt. In dieser Eigenschaft begleitete er auch Busbeck nach Constantinopel, wo er indessen 1561 an der Pest starb.

Die Familie Görgey von Görgö oder Garg im Zisper Comitat in Ungarn.

(Schluß.)

4 Stephan, Comes Saxonum de Gargow oder Garga, Großgraf (Obergespan) der Zips (früher Palatinal-Protonotar), der 1301 gegen den Matthäus von Trentschin bei Eperjes tapfer kämpfte [1], und auch Leutschau zu belagern genöthigt war. Unter seinem Vorsitz verurtheilte die Gerichtstafel

[1] Wagner Diplomat III., p. 211, 249. Derselbe erwarb das Dorf Görzo. Wagneri Analecta Scepusii. Tom. I., p. 118, 180, 199.

der Grafschaft Zips 1307 die Berzeviczy's, zur Sühne des in einer Fehde von ihnen erschlagenen Friedrich Grafen von der Garg [1] und seiner Mannen, und wegen des Raubs der Feste Palocsa, welche sie den Görgey's zurückstellen mußten, daß sie zwei ihrer Familienglieder, welche die Rädelsführer waren, barfuß und in härenem Gewand nach Rom, Compostella und Aachen schicken und die Büßer diese Wallfahrt überall gehörig documentiren lassen mußten. Diese merkwürdige Verurtheilung lautet folgender Maßen: „Nos Stephanus Comes Saxonum, Jurati ac universi Judices de Cyps dantes pro memoria significamus, quibus expedit, universis, praesentium per tenorem: quod Comes Arnoldus et filii sui coram nostra constituti praesentia ex una parte, et Magister Kokos [2] et fratres sui ex altera, omnem controversiam et inimicitias inter se super strage Friderici, filii Comitis Arnoldi habitas, in spoliis, homicidiis et rapinis, arbitrio fidedignorum virorum commiserunt ultronea voluntate: ita quod Comes Arnoldus hos statuit suos arbitros videlicet: Comitem Iwanum et Comitem Julianum de Gargow, et Christianum Judicem de Bela, Magister vero Kokos hos suos statuit arbitros: [3] de Baldmar, Heydenricum Judicem de Suburbio, et Marcum Judicem de Quintoforo [4]; obligantes se ex utraque parte ratum ac firmum habituros, quidquid per eosdem arbitros existet ordinatum. Hi itaque arbitri utrinsque partis considentes, partium rancorem et discordiam diligentius evitantes, unitatem concordiae facere satagentes, hanc ordinationem ad pacis compositionem et meram reconciliationem deduxerunt ordinandam, videlicet: quod Magister Kokos cum fratribus suis hanc emendam [5], et satisfactionem facere teneatur, quod cum centum personis ad diem emendae idem Magister Kokos debeat comparere; ex his Magister Kokos et fratres sui cum consanguineis suis propinquioribus, sedecim connumerati debent Arnoldo Comiti, et suis filiis homagium [6] humiliter celebrare; praeterea Hymannus Lank cum quatuor honestarum personarum comitiva Romam tenebitur peregrinari, Roma ad S. Nicolaum de Bari; deinde Romam redeundo cum personis sibi sociatis, duo junctarum personarum ad propria redibunt; Hynamus vero Lank cum una junctarum personarum tenebitur ire ad S. Jacobum [7], de S. Jacobo Achis [8] ad Beatam Virginem, deinde ad propria veniendo. Praeterea pro morte Friderici 200 marcas [1] statuerunt; ex quibus 100 in die emendae ad petitionem proborum virorum sunt relaxandae, ex aliis vero 100 marcis in die emendae viginti sunt persolvendae in justa aestimatione. Item quindecim in festo B. Jacobi et quindecim in festo S. Michaelis similiter in debita aestimatione sunt solvendae; residuae vero 50 marcae in egressione Hymanni Lank ad limina Sanctorum praemissa, sunt totaliter relaxandae in subsidium laboriosi itineris peragendi. Item Magister Kokos in remedium dicti Friderici interempti sex claustra tenebitur impetrare, et quatuor millia Missarum comparare. Item Magister Kokos universos fidejussores Comitis Arnoldi in quolibet casu debet liberos dimittere, et solutos in rebus et personis, et omnia instrumenta super obligatione fidejussoria confecta reddere indilate. Item Magister Kokos manum suam a Villa Svevi [2], et a Castro Plawtz cum omnibus fratribus suis debet abstrahere, et nunquam in detrimentum Comitis Arnoldi et suorum filiorum laborare, sed debet iis fidem fraternalem in omnibus perpetuo exhibere. Hanc itaque pacis compositionem statuentes omnibus generalem, quod pax quieta et jugis concordia inter eosdem perennaliter habeatur in praesentibus pariter et praeteritis: excepto Nicolao, filio Dionysii, Castellano, qui ab hac ordinatione voluntarie se excepit, nolens ordinationis obligationibus subjacere. Si autem Comes Arnoldus aut filii sui in facto jam dicti Castellani, in detrimentum Magistri Kokos vellent interponere suas preces, cum ipso pariter insurgendo, poenam suprascriptam incidentes ipso facto. Hoc tamen adjecto in ordinatione praenotata, quod Comes Arnoldus de homicidiis, de damnis et rapinis seu spoliis suae parti illatis debeat respondere, satisfacere ac sopire; Magister Kokos similiter stragem, damna ac spolia suae parti illata debeat sopire, tollere et emendare, tali obligationis vinculo in praescripta ordinatione firmiter innodato, quod quaecunque partium praedeclaratarum hanc compositionem pacis convinceretur per juris formulam violasse, Magister Kokos aut fratres sui, Comes Arnoldus aut filii sui, perditionem possessionum ac haereditatum suarum universarum incurrent, et in poena suorum capitum remanent. Et nos Comes Stephanus ac universi Iudices obligamus nos fide nostra, quod dictam partem violantem, cum parte conservante, ad omnem rigorem justitiae stare volumus omni fide. In cujus rei testimonium et perpetuam firmitatem concessimus hanc literam sigillo Provinciae roboratam. Datum Feria IV. post festum Paschae proxima, anno Domini 1307.“

1 Die Berzeviczysche Familie, gleichfalls eine der ältesten sächsischen Familien in der Zips, war im Mittelalter in beständigem Hader mit der Görgeyschen Familie.

2 Es ist der Magister Berzeviczy de Kokos oder Kakas (Hahn) Lomnicza zu verstehen.

3 Lücke in der Urkunde.

4 Donnersmarkt, ein Marktflecken in der Zips.

5 Emenda heißt in der ungarischen Jurisprudenz die redemtio capitis, die Loskaufung des Kopfs bei einem Capitalverbrechen.

6 Homagium bedeutet hier das Wehrgeld für einen erschlagenen Menschen.

7 S. Jacobus de Compostella in Spanien.

8 Aachen, Aquisgranum in Deutschland.

5. Jakob, Sohn des Dietrich, Comes Scepusiensis und

1 Es sind marcae gravis ponderis, deren eine vier ungarische Gulden gilt, zu verstehen.

2 Schwabsdorf in der Zips.

Judex Curiae (Ober-Landesrichter) unter Ludwig dem Großen 1370, früher Palatinal-Protonotor.

Auch die Stelle der Vice-Gespäne (Vice-Comites) in der Zipser Gespanschaft bekleideten mehrere Görgey. So 1375 Magister Jordanus, Vice-Comes et Castellanus Scepusiensis, 1450 Benedict, Sohn des Ladislaus, Enkel des Elias de Gargo; 1548—1551 Laurentius v Görgey; 1558—1566 derselbe; 1567—1570 Christoph v. Görgey; 1574—1581 derselbe, wie auch 1585 und 1589; 1599 Jordan v. Görgey; 1606—1614 Christoph v. Görgey (Sohn des Ladislaus); 1618 Wilhelm von Görgey; 1668 ff. Ezechiel v. Görgey[1]; 1675 Johann v. Görgey; 1685—1696 Balthasar v. Görgey; 1698—1708 Franz v. Görgey; 1713 Laurenz v. Görgey; 1714 wieder Franz v. Görgey; 1724—1729 Sigismund v. Görgey; 1749—1761 Ezechiel v. Görgey.

Die oben angeführten fünf Görgey und noch einige andere gehören unstreitig der ungarischen Geschichte an und sind für die Geschichtsforscher um so wichtiger, je beschränkter die Quellen durch den sengenden Vandalismus der Tataren, Hussiten, polnischer und russischer Kronbewerber, die langen blutigen Fehden der Görgey's mit den Berzeviczy's im XIV. und XV. Jahrhunderte, ferner die Raubsucht eines Willermus Drugeth in Arce Lublys, der Zapolya's, Bebeks, Thurzo's und Tököly, die vorzüglich in der Zips ihre Rollen spielten, wie auch durch die wahren und angezettelten Rebellionen und die darauf folgenden Confiscationen, und überhaupt durch die unseligen Folgen der Niederlage bei Mohacs geworden sind.

Die Görgey's wurden vor der Zápolya'schen Occupation des Zipser-Schlosses bald Comites Saxonum de Gargow, bald Comites terrestres de Scepus a Comite Parochiano (dem Obergespan des Comitats) nulla ratione judicandi (Landgrafen), bald simpliciter »de Scepus,« wie eine päpstliche Bulle Julians II. den Benedict Görgey, der von 1540 bis 1580 lebte[2], heißt, genannt. Die Prälaten aus dieser Familie, so wie viele ältere Mitglieder der Familie, kommen in Urkunden, nach der Sitte der damaligen Zeit, nur mit den Taufnamen ohne Geschlechtsbezeichnung vor[1]. Gegenwärtig bekennt sich die Görgey'sche Familie zur augsburgischen Confession.

Der jetzige Senior der Görgey'schen Familie, Hr. Georg v. Görgey, ist gesonnen, eine Geschichte der Görgey'schen Familie aus den Urkunden des Familien-Archivs und aus den Werken der ungarischen Geschichtforscher und Geschichtschreiber zu verfassen und drucken zu lassen. Dieser Vorsatz verdient allen Beifall und Aufmunterung.

Nachschrift. Es mag hier noch, als ein Beleg der Wohlfeilheit in Ungarn im XVI Jahrhundert, die Anekdote stehen, daß der Magistrat der königl. Freistadt Leutschau i. J. 1522 den Vincenz v. Görgey nach Ofen schickte, um eine Ermäßigung der Contribution für die Stadt zu erwirken. Auf Reisekosten gab ihm der Magistrat nicht mehr als 5 (sage fünf) ungarische Gulden, wovon er sich und sein Pferd aushalten sollte[2].

Fußnoten (linke Spalte):

1 Von diesem theilt Lünig eine Rede mit Tom. II, p 248.

2 Dieser Benedict de Gargow, ist nicht zu verwechseln mit dem frühern Benedictus Scepus, Comes de Gargow, der in den Jahren 1417 bis 1445, sammt seinem Bruder Elias, Abbas Monasterii de Beel, in dem Gorgey'schen Familien-Archiv vorkommt, als Miles (Ordensritter jener Zeit) bezeichnet wird, und auch Castellanus Arcis Strigoniensis gewesen seyn soll.

Fußnoten (rechte Spalte):

1 Auch der Fünfkirchner Bischof Martin v. Görgey war ein Glied dieser Familie.

2 S. Magyar Ország polgári históriá jára való Lexicon a XVI Század végéig. Készitette néhai tiszt. tudós Budai Ferentz úr, a' Szováthi Ref. Ekklesia Prédikátora. Kiadta Budai Esaiás. II Darab (Nagyvarador 1805) p. 137.

Noch ungedruckte Urkunden
zur vaterländischen Geschichte.

I. 15. October 1276.

Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus Universis presentium inspectoribus volumus notum esse tenore presentium nichilominus publice profitentes quod quodcunque dilectus fidelis noster *Ulricus de Capella* pro nobis nobilibus, Ministerialibus Civibus communiter vel divisim dederit, promiserit seu ordinaverit cum eisdem seu aliis quibuscunque ut iidem ad devotionem Imperii invitentur facilius nos gratum habebimus atque ratum. Dantes has literas munitas in testimonium super eo. Datum in Castris apud Anasum Idibus Octobris Indictione V. Anno domini MCCLXXVI. regni vero nostri anno tertio.

(Vergl. Kurz Albrecht I. B. I. S. 68.)

Mit diesem Monat geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher geziemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Becks Universitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2r Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich, in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

51. Mittwoch, den 28. Juni **1837.**

A. Gislen Busbeck,

K. Ferdinand's I. Bothschafter an die Pforte.

(Schluß.)

Die Resultate der ersten Gesandtschaft waren keineswegs den Erwartungen Ferdinand's entsprechend; Busbeck mußte sich zum zweiten Male entschließen, nach Constantinopel zu gehen. Im November verließ er demnach wieder Wien und mit Anfang Jänner kam er in der Hauptstadt des türkischen Reiches an. Als indessen die Pascha hörten, wie König Ferdinand durchaus nicht von seinen rechtlichen Ansprüchen abstehen wolle, äußerten sie sich sehr aufgebracht, und behaupteten, daß sie es nie unternehmen werden, mit Busbeck vor dem Sultan zu erscheinen, zumal sie keine Lust hätten, mit ihm zugleich den Kopf zu verlieren. Kurz, Busbeck mußte sich mehrere Monate Aufschub und dabei eine ziemlich derbe Behandlung selbst von Seite des gemeinen Volkes gefallen lassen. Mittlerweile verließen ihn auch (August 1557) seine Gefährten, und er mußte nun allein mit den unbeständigen Aeußerungen der Türken kämpfen. Da es indessen hier nicht die Aufgabe seyn kann, eine vollständige Geschichte seiner Unterhandlungen und so oft fehlgeschlagenen Versuche zu geben, so verweisen wir auf den 3. und 4. Brief de rebus turcicis, und bemerken nur noch, daß er endlich nach sieben Jahren gegen Ende August Constantinopel verließ, nachdem er einen achtjährigen Waffenstillstand bewirkt hatte, und daß am Tage vor der Krönung Maximilian's II. die mit ihm gekommenen türkischen Gesandten in Frankfurt anlangten und den herrlichen Krönungszug bewunderten.

Ungerecht wäre es, hier die Bemühungen zu übergehen, welche Busbeck während seines Aufenthaltes im Oriente sowohl literarischen als naturhistorischen Untersuchungen gewidmet hat. Er sammelte Inschriften, kaufte Handschriften, suchte seltene Pflanzen und beobachtete die Natur der Thiere. Auf seiner zweiten Reise nahm er einen geschickten Maler mit, um wenigstens die Gestalt der Pflanzen und Thiere, welche im Abendlande noch wenig bekannt waren, dem Wißbegierigen mittheilen zu können. Die wichtigsten Manuskripte verehrte er der kaiserlichen Bibliothek in Wien, und von den gesammelten Inschriften befinden sich viele in Gruter's Thesaurus. Unter diesen darf man nicht vergessen, daß wir ihm die erste Abschrift des Monumentum Ancyranum[1] verdanken, das freilich Gronovius später, vollständiger und richtiger, zu Leiden 1695 mit gelehrten Anmerkungen wieder herausgegeben hat.

Mehrere Urtheile über die durch den Druck bekannten Briefe, welche die Resultate seiner beiden Gesandtschaften und seiner Beobachtungen enthalten, hat Pope-Blount zusammengestellt; von den verschiedenen Ausgaben derselben handeln die meisten bibliographischen Werke; für die beste jedoch wird jene gehalten, welche 1660 bei Elzevir in Amsterdam erschienen ist. Beinahe unbekannt blieb bisher die erste deutsche Uebersetzung. Ihr Verfasser, Michael Schweiker, war Schulmeister zu Frankfurt, und sie wurde hier 1596 gedruckt[2].

---

1 Eine der seltensten und wichtigsten Inschriften des Alterthums, wenn sie vollständig wäre, denn man würde aus ihr alle Handlungen des Augustus in einer Reihe ersehen können. Busbeck ließ, als er sich in Ancyra befand, Alles, was noch von dieser Inschrift auf der Marmorplatte eines zerstörten Pallastes erkennbar war, mit großer Sorgfalt copiren, und schickte die Abschrift an den Jesuiten Scottus. Man kann sie in der Ausgabe des Suetonius von Grävius lesen; Lipsius und Casaubon haben sie daraus entnommen.

2 Der vollständige Titel lautet: »Reysen vnd Bottschafften, welche auff gnedigsten Befelch, beyder Vnüberwindlichsten Keyser Ferdinandi vnd Maximiliani II. Der gantzen Christenheit zu höchsten nutzen glücklich vollendet hat, der Edel Ehrenvest vnd hochgelert Augerius Gislenius Busbeck, ihrer Maiest. Rath, vnd bestellter Orator, an Soleiman den Türckischen Keyser Sampt beygefügtem Rathschlag, welchen der hoch vnd wolgeborne Fürst vnd Herr, Herr Carl Graff zu Mannsfeld, wie in der Prefation zu sehen, von der Festung Gran, Ritterlich ins werk gerichtet hat. M.D.XCVI. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn. In Verlegung Andreae Wechels seligen Erben. 8.

Wir wenden uns zu den ferneren Lebensverhältnissen Busbecks. K. Ferdinand empfing ihn mit einer Auszeichnung, die seine Verwendung eben so sehr verdiente, als sie geeignet ist, uns von der Leutseligkeit und Anerkennung, welche dieser Fürst jedem Verdienste in vollem Maße schenkte, einen höchst vortheilhaften Begriff zu geben. Busbeck beschreibt sie selbst im vierten Briefe, und entwirft hier ein so schönes Gemälde von der Vortrefflichkeit Ferdinand's, daß man nicht ohne Bewunderung davon scheiden kann. Aus eben diesem Briefe erfährt man auch, daß Busbeck nicht ohne Verlangen war, sich nun zurückziehen zu dürfen, um in einer ungestörten Ruhe den Wissenschaften allein zu leben. Doch seine Verdienste waren zu groß, und man erkannte am kaiserlichen Hofe zu gut die Tüchtigkeit seiner Einsichten, als daß es ihm hätte leicht werden sollen, seinen Wunsch zu verwirklichen. Vielmehr wurde er fester, als bisher, an den Hof gefesselt, da ihm Maximilian II. die Erziehung seiner Söhne übertrug. Mehrere Schriftsteller müssen hier berichtigt werden, welche, wie z. B. der Anonymus, der 1693 eine Geschichte des Erzherzogs Albert herausgab, Melchior Adam, Teissier, Swert (Athenae belgicae) u. s. w., dieses von Söhnen K. Ferdinand's behaupten. Aus dem Gesagten schon geht hervor, daß Busbeck sich von seiner Einführung am Hofe Ferdinand's bis 1562 nur mit den türkischen Angelegenheiten beschäftigt habe, und in diesem Zeitraume also nicht die Rede von einem Erzieher seyn kann. Wäre er als solcher bei Ferdinand's Söhnen verwendet worden, so müßte es nach 1562 geschehen seyn; zu dieser Zeit aber bedurften wohl Maximilian's Kinder eines Erziehers, nicht aber die des Kaisers Ferdinand!

Als im Jahre 1570 die Erzherzogin Elisabeth, Tochter Maximilian's II., mit Karl IX. von Frankreich vermählt wurde[1], erhielt Busbeck den Auftrag, die hohe Braut nach Paris zu begleiten. Diese ernannte ihn hierauf zu ihrem Geschäftsführer, und als sie nach dem Tode ihres Gemahls Frankreich wieder verließ und nach Oesterreich zurückkehrte, ließ sie ihn als ihren Gesandten dort zurück. Diesen Charakter bekleidete er auch von Seite K. Rudolph's II. bis 1592, in welchem Jahre er die Erlaubniß erhielt, eine Reise nach Flandern zu unternehmen, um dort seine Familienverhältnisse zu ordnen. Er schlug den Weg nach der Normandie ein, und es war sehr vorsichtig, daß er sich nebst einem Passe des Königs auch einen Geleitsbrief von den Liguisten verschafft hatte; denn in dem Dorfe Cailli, drei Stunden von Rouen, kam er in Gefahr, von einer Partei Liguisten mißhandelt und beraubt zu werden. Auf seine Vorstellung aber von den unverletzbaren Rechten seines Charakters, wagten die Räuber nicht, ihn gefangen zu halten, und sich dessen Gepäckes zu bemächtigen. Inzwischen wollte er doch seine Reise nicht weiter fortsetzen; sondern ließ sich nach St. Germain nahe bei Rouen in das Haus der Frau von Maillot bringen, wo er nach einigen Tagen (20. October 1592) an einem Fieber starb. Sein Leichnam wurde in der Kirche dieses Ortes auf eine ehrende Weise begraben, und sein Herz nach den Niederlanden geschickt, um in der Grabstätte seiner Ahnen aufbewahrt zu werden.

Seine Besitzungen erhob Erzherzog Albert, Statthalter und später Regent der spanischen Niederlande, zu einem Baronate, um so die Erinnerung an den einstigen Erzieher zu ehren, und seine Erkenntlichkeit öffentlich auszusprechen.

Indem wir hier den kurzen Lebensumriß eines wahrhaft interessanten Mannes schließen, versparen wir uns eine weitere Würdigung desselben, als eines der größten Beförderer der Wissenschaft im sechzehnten Jahrhundert, auf einen zweiten Artikel. Indessen können wir nicht umhin, im Allgemeinen darauf hinzuweisen, wie fast alle früheren Bothschafter Oesterreichs, durch selbstständige Werke oder auf anderem Wege, um Wissenschaft und Kunst sich bleibende Verdienste erworben haben. Wir nennen Herberstein, Busbeck, Gerlach, Pernstein,

---

[1] Zur Geschichte dieser Heirath müssen wir auf die Briefe hinweisen, welche in den Mémoires de Michel de Castelnau — illustres et augmentez par I. le Lavouseur (Bruxelles 1731, 3 tomes in Folio) mitgetheilt werden. Im zweiten Bande nähmlich, S. 430, kommt ein Abschnitt vor, mit der Aufschrift: »Du Mariage de Charles IX. avec Elisabeth d'Autriche.« Er enthält, nach einer kurzen Einleitung, vorerst zwei Briefe der Mutter des Königs, Katharina von Medica, an den Bischof von Rennes, Bern. Rochetel, welcher die Unterhandlungen bei dem Kaiser leitete. Aus dem ersten Briefe ersieht man, daß schon 9 Jahre von der Heirath gesprochen wurde, bevor sie zu Stande kam. Hierauf folgen mehrere Briefe vom genannten Bischof an die Königin; Antworten von dieser, und endlich fünf Schreiben von Jean de Morvillier, Bischof von Orleans, über denselben Gegenstand. (Vergl. Vogel's Bibl. Austr. p. II. T. II. S. 657. Eine Lebensbeschreibung der Königin Elisabeth, welche sich jedoch mehr mit ihrer frommen, gottseligen Richtung beschäftigt, liefert auch Reineccius S. 156 in seinem Buche: »Hundert hohe, heilige, Keyserliche Königliche vnd Fürstliche Frawen ꝛc. ꝛc. Insprugg, 1660. 8.)

Buchau, Seidel, Joachim v. Sinzendorf, Mayerberg, Kord u. s. w. — eine Erscheinung, die jedenfalls zu seiner Zeit besonders gewürdigt zu werden verdient. Fischer.

Süd-Slawische Ahnentafeln.

IX. Die Herren der Poljiza.

Die Poljiza in Dalmatien waren adelige Herren von zweierlei Abstammung, bosnischer und ungarischer. Die bosnischen Knesen stammen aus der berühmten Familie des Großknesen Miroslaw. Vermöge eines Zerwürfnisses der Reichsfürsten mit dem Könige wurde Knes Tischimir Miroslawitj mit seinen Brüdern Kreschimir und Alan des Landes verwiesen, und ging nach Dalmatien, um in der Poljiza u. z. in Swetschanje sich niederzulassen; Trümmer des von den Miroslawitje da erbauten Pallastes sind noch zu sehen. Tischimir nahm Besitz vom Flusse Gubawiza, wo er bei Zara vorbeifließt, bis nach Gradaz, das in der Mitte der großen Poljizer Ebene liegt; Alan von dem Theil Ober-Mostors bis Zetinje, und von Dugopolje bis Radopolje; dem Kerschimir fiel die untere Poljiza von Gradaz bis zum Strome Zarwnownlza zu. Tischimir blieb sofort in Swetschanje, wo seine Nachkommen, die Tischimire wohnen, Alan in Ober-Dolza, Kreschimir in Dubrawa, und letzterer Stamm verzweigte sich ungemein. Doch blieben nicht alle ihrem Erbsitze getreu; Knes Marianowitj und Karaman, von welchem ein Erzbischof von Zara abstammt, begaben sich nach Splito, mehrere nach Skolje, Omische und andern Orten.

Die ungarische adelige Gemeinde nennt als ihre Ahnen Georg und dessen Söhne Ugrin und Nawak Raitschitj, deren Ansiedelung in viel spätere Zeiten fällt; noch später kam der Edle Drazoe. Alle diese Ankömmlinge erhielten Besitzungen und Habe von den Mirislawitje. Die Vereinigung beider adeligen Stämme beruhte auf dem politischen Grundsatz, daß die Bosnier aus den Ungarn den Großknes und zwei Procuratoren, diese aus den ersteren wiederum dieselben obrigkeitlichen Personen erwählen; nur die vereinten Beschlüsse beiderseitiger Magistrate haben Gesetzeskraft. Ihre Verwaltung sowohl als ihre Vorrechte erhielten vielseitige Garantien durch die römisch-deutschen Kaiser, die Könige von Ungarn und Bosnien, wie auch durch die Republik Venedig.

X. Die Herren von Rogosniza bei Omisch.

Die Herren: Diklitschitj, Rubnitj, Dawidowitj, Blazewitj, Mikulitj, Don Lutschitj und Raditj kamen zur Zeit Bela des IV., von Ungarn auswandernd, in diese Gegend. Ihre Diplome sind von den Königen von Ungarn und Bosnien, dann von der Republik. Folgendes ist von Frangipan:

»Nos Hansa Frangipani, Deljae, Senjae, Modensii, Celinae, Vilissae
»Almissae Dalmatiae Comes, Banus Croatiae.«

„Cuicunque, ad quem hae nostrae pervenerint, significamus, quatenus nos promisimus promittimus Nobilibus viris Rogoznanis subditis nostris, nos eos conservaturos in eorum veris, et antiquis bonis, juribus libertatibus, quibus soliti fuerant vivere, ad hoc ut ipsi denuo revocent fratres suos, qui alibi reperiuntur, vel alio discesserant, ad eorum bona haereditaria, ad nostram obedientiam et antiquam libertatem et juridicam patriam. Et tam his, qui ad praesens reperiuntur libertas, justitia et jus libertatis. Et ideo ad majus robur has nostras litteras patentes sub nostro sigillo concessimus. Anno Domini milesimo, quadringentesimo, trigesimo sexto. Datum Almissae, 30. mensis Martii."

Und hier ein Dukale der Republik:

»Noi Marin Antonio Cavalli, per la Serenissima Republica di Venezia
»Proveditore Generale in Dalmazia, ed Albania.«

„Constando dalli esami, e prove date nelle Cancellarie dela Brazza, e d' Almizza che discendono veramente da nobili Famiglie di Rogoznicza le Case Rubnitj detti Knezovich; Blascevich detti Kardishich; Kuzmanich detti Boroevich; Davidovich detti Manushich; Voineo detto Dom Luchich; Mikulich detti Alaburich, e Radich; devonsi anco per giustizia li stessi comprendere nel numero di quelle famiglie nobili di Poiza, che dalla publica munificenza al tempo della loro dedizione furono privilegiati; coll' autorità pertanto del Generato nostro ed in vigor delle presente ordiniamo, e determiniamo, che come tali le Famiglie suddette non debbano soggiacere alle

fazioni con li Villici, ma esser considerati come Famiglie Nobili della Provinzia di Poiza. Tanto dovrà esser inviolatamente eseguito. Spalato li 14. Luglio 1740.

Marin Antonio Cavalli Proveditor Generale.

F. H.

Noch ungedruckte Urkunden zur vaterländischen Geschichte.

II.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus tenore presentium recognoscimus et publice profitemur quod nos ob grata et fidelia que dilectus fidelis noster Otto de Liechtenstein nobis et Imperio impendit et in antea impendere potuerit gratiora eidem quadringentas marcas argenti ponderis Wiennensis de liberalitate regia dare promittimus et spondemus pro quibus quadringentis marcis argenteis predicto Ottoni Mutam in Chetzlegeren et in Judenburch quondam Dietmaro de Offenberch attinentem titulo pignoris duximus obligandam, possidendam tam diu quousque per nos aut verum terrae principem qui pro tempore fuerit sibi aut suis heredibus data pecunia persolvatur. In cujus rei testimonium presentes litteras sibi dare jussimus sigilli nostri munimine roboratas. Datum Wienne IX. Kalend. Marcii. Indictione VII. Anno domini Millesimo CCLXX Nono. Regni vero nostri anno Sexto.

III.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus. Ad universorum tam presentium quam quondam futurorum notitiam volumus pervenire, quod nos dilecti fidelis nostri Ottonis de Liechtenstein merita intuentes sibi et suis heredibus duas vineas sitas in Rotenbach apud Gretz quae nobis vacare ceperant ex morte quondam Magistri Ulrici de Nertingen et quae collatae fuerunt Martino Riccario de Gretz per quondam Ottocarum Regem Boemie, cujus collatio nulla fuit, liberaliter duximus conferendas. In cujus rei testimonium Maiestatis nostre sigillum presentibus est appressum. Datum in Pabitz III. Idus Novembris Ind. etc. anno domini MCCLXXX Regni vero nostri Anno VIII.

IV.

Nos Rudolfus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus ad universorum tam presentium quam futurorum noticiam tenore praesentium volumus pervenire, quod nos feoda quae nobis et Imperio per mortem quondam Ekkehardi et Friderici de Novo Castro in valle Anasi vacare ceperunt Strenuo viro Ottoni de Liechteustein dilecto nostro fideli concedimus present um testimonio litterarum. Datum Wienne V. Non. Maii Indictione IX. Anno Domini Millesimo ducentesimo octogesimo primo. Regni vero nostri anno octavo.

V.

Nos Albertus Dei gratia de Habspurch et de Kyburch Comes Lantgravius Alsatie, Illustris Romanorum regis primogenitus et ejusdem per Austriam et Styriam Vicarius generalis. Ad universorum notitiam deferimus profitentes quod cum Heinricus de Hag medietatem castri Luftenberch quam a nobis ratione terre Austrie tenebat in feodum nobis resignaverit et devote petierit ut generum fratris sui Chunradi de Hag dictum Rech et uxorem ejus Mechthildim nomine de eadem parte dicti castri nobis oblata cum suis pertinentiis infeodare de nostra gratia dignaremur, nos supradicti Heinrici de Hag petitionibus favorabiliter inclinati medietatem castri predicti cum suis attinentiis et juribus universis quam idem Heinricus nostris manibus resignavit memorato Rech et uxori sue Mechtildi contulimus feodali titulo possidendam dantes has nostras literas sigilli nostri munimine roboratas in testimonium super eo. Datum Wienne pridie Non. Maii Anno domini Millesimo ducentesimo octogesimo secundo.

VI.

Nos Albertus Dei Gratia de Habspurch et Kyburch Comes Landgravius Alsacie Serenissimi Domini Rudolfi Romanorum regis primogenitus et ejusdem per Austriam et Styriam Vicarius generalis ad universorum presentes literas intuencium notitiam deferimus profitentes quod nos omnia bona que nobis ex obitu quondam Chunonis de Gutrat vacare ceperunt dilectis fidelibus nostris Friderico dapifero de Lenbach et Ulrico Capellano Seniori contulimus et concedimus feodali titulo possidenda presentium testimonio litterarum. Datum in Augusta feria quarta proxime post Lucce anno domini MCCLXXXII.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

52. Sonnabend, den 2. Juli 1837.

Ueber K. Friedrich's Devise A. E. I. O. U.

Von Emil.

Obige fünf Vokale schrieb Herzog Friedrich der V. [1] von Oesterreich im Jahre 1437 in sein Tagebuch [2]. Ein Jahr später wurden sie bei der Wahl Albert des V. (II.) zum römischen Kaiser als Devise benützt [3].

Albert den Ehrwürdigen zierte die deutsche Kaiserkrone nur bis October 1439. Nach erhaltener Nachricht von dem Tode dieses Fürsten begab sich Friedrich eilig nach Wien, und da ihm die Thore nicht geöffnet wurden, nach Berchtholdsdorf, sendete aber seine Räthe dahin, weil die von Oesterreich und dem Auslande daselbst einen gemeinen Tag hielten.

Erst am 6. December 1439 ward er nach Wien berufen, um, als ältester Prinz des Hauses, und vermöge Alberts Testament als Vormund des so eben gebornen Ladislaus Posthumus die Huldigung der Stände zu empfangen.

Er bestellte nun die Regiments-Verweser und Amtleute, warb tausend Söldner zum Schutze des Landes und seines Pfleglings, begab sich hierauf nach Aachen und wurde den 11. Februar 1440 zu Frankfurt am Main einhellig zum römischen König erwählt, zwei Jahre aber später am Tage des heiligen Johann des Täufers zur Zeit der Sonnenwende [4] gekrönt.

[1] Als Kaiser in Rom gekrönt der Dritte. Auch der Vierte und Fünfte, je nachdem Friedrich der Schöne von Oesterreich oder Friedrich von Braunschweig als deutsche Kaiser aufgeführet werden.

[2] Dieses befindet sich noch gegenwärtig in der kaiserlichen Hof-Bibliothek. Der Anfang lautet: Das puech ist angefangen nach Christi gepurd tausend jar virhundert jar darnach in den sieben und dreissigen jar amb Sambstag nach Sand Jorge tag mit mein Selbshand.

[3] Albertus Electus Imperator Optamus Vivat!

[4] Den 17. Juni 1442 nach dem Julianischen Kalender.

Nicht sehr erfreulich war seine Zurückkunft, als er das Land von den eigenen Söldnern verwüstet fand, weil sich die Landschaft geweigert hatte, ihnen den Sold zu bezahlen. Am meisten kränkte ihn die Erbitterung des Volkes, das ihn als den Urheber dieses Unglücks betrachtete, und sich nicht scheute, dieses sogar öffentlich zu zeigen, indem man an dem neuen Baue der Burg zu Wien, unter die an mehreren Stellen angebrachten fünf Vokale die Worte schrieb: Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben!

Dem friedeliebenden Fürsten mißfiel es zwar, doch befahl er die Schuldigen deßhalb mit keiner Untersuchung zu beunruhigen, und das Volk, welches noch vor wenig Augenblicken an der boßhaften Buchstaben-Erklärung sich ergötzte, wurde nicht sobald von dieser milden Gesinnung in Kenntniß gesetzt, als es von seinem Unrecht überzeugt, mit lauten Verwünschungen die schnöden Worte an den Wänden zu vertilgen suchte, ohne sich um die eigentliche Bedeutung der auf Münzen und Gebäuden angebrachten fünf räthselhaften Buchstaben ferner zu bekümmern.

Die gelehrten Zeitgenossen Friedrichs, wie auch spätere Gelehrte, erschöpften sich mit Lösung des besagten Buchstabenräthsels.

Wie hoch, sagt der fleißige Uhsen in seiner Kaisergeschichte, unser Kaiser Friedrich sein Oesterreich ästimirt, erhellt aus seinem Symbole, welches in den fünf Vocalibus a. e. i. o. u. bestand, und noch heut zu Tage an dem Schlosse zu Wien hin und wieder zu sehen ist, und so viel heißen soll, als:

> Austriae est imperare orbi universo.
> Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan.

oder:

> Austria extendetur in Orbem universum
> Aller Ehre ist Oesterreich voll.

Matthesius meint, Friedrich habe sich an folgender Erklärung selbst belustigt:

Aquila electa iuste omnia vincit
Der erwählte Aar besiegt alles mit Recht

oder, nach einer andern offenbar bessern Interpunktion: Aquila, electa iuste, omnia vincit.

Wer die Auflösung hätte liefern können, war Lambecius, der uns mit seiner gewohnten Breite und Weitschweifigkeit in der Cellerreise[1] nicht nur auf Friedrichs Tagebuch aufmerksam machte, sondern auch Auszüge davon lieferte:

Die decimo quarto Julii invisit Caesar (Leopoldus I.) aulae suae bibliothecam et quidem transeundo novum illud ambulacrum pensile, quod paullo ante inchoationem interrupti sacri itineris cellensis fieri curaverat, quo commodius inaestimabilis isto librario gazophylacio perfrui posset ac immediate et sine arbitris ex cubicolo suo illuc transgredi. Antea enim aliud quidem ejus generis erat ambulacrum, sed loco minus idoneo, nec poterat Sacra Casarea Majestas bibliotheca sua uti, nisi via obscura ac difficili per cameram aerarii aulici, et scribarum aliorumque hominum, plerumque ibi degentium, multitudinem transiret. Jam dicto igitur die decimo quarto Julii intravit Caesar bibliothecam circa horam tertiam pomeridianam, eamque excellentissimo atque illustrissimo Comiti Maximiliano de Martiniz consiliario suo intimo et regiae Bohemiae Aulae supremo praefecto provinciali, qui tunc in urbe commorans, videndae ejus desiderio flagraverat, summa benignitate spectandam exhibuit, simul etiam propriae curiositati satisfaciens, antiquum codicem membranaceum manuscriptum, in quo gloriosissimus Romanorum Imperator Fridericus, Imperatoris Maximiliani I. pater, qui vulgo quidem tertius vel quartus cognominatur, revera autem ejus nominis fuit quintus, diurna vitae suae acta aliasque varias miscellaneas observationes propria exaravit manu, adeo diligenter et attente, a capite ad calcem persolvit, ut ad probandam ejus si ita loqui liceat, genuinitatem archetypas nonnullorum ejusdem Imperatoris Friderici diplomatum subscriptiones cum altera illa scriptura studiose contulerit, admirantibus interim juxta mecum tantam tanti principis industriam illustrissimis Comitibus Francisco Augustino de Waldstein, satellitum praetorianorum praefecto (Trabanten-Hauptmann) et Paulo Sixto Trautsonio de Falkenstein Consiliario regiminis Austriae inferioris, qui praeter supra memoratum excellentissimum Comitem de Martiniz una tunc aderant. Caeterum quando quidem ipsa Sacra Caesarea Majestas codicem istum tam accurata perlustratione dignata est, operae praetium me factorum arbitror, si, qualis, sit et quid majori ex parte contineat, paucis aliquot inde excerptis fragmentis indicavero. — — —

Die kaiserl. königl. Hof-Bibliothek ist noch gegenwärtig im Besitz dieses schätzbaren Codex. Er wurde im Jahre 1621 von Benjamin Bawmehhausen von Walmerode dem Herzog Friedrich von Würtemberg, der sich gerade zu dieser Zeit in Wien befand, als eine Seltenheit ersten Ranges zum Geschenk gemacht, und durch dessen Gefälligkeit kam er in den Besitz der kaiserl. Hof-Bibliothek. Dieses bezeugt Bawmehhausen selbst auf der ersten Seite des Codex mit folgenden Worten: Dieß ansehnlich Uhralt Buch, das mit eigener Hand geschrieben hatt Kayser Friedrich der Viertt, der starb zu Linz im Jahre 1493 als er regiert hette lenger als einige Röm. Kayser, nemblich 54 Jahr, hab ich Benjamin Bawmehhausen von Walmerod zu Wien erkauft durch besonder Glück im Jahre 1621 Monatt Majo als ich neben Herrn Grave Friederichen von Solms und andern zu der Röm. Kay. Maytt. Ferdinand II. von etlich Unirtten Churfürsten und Stenden geschickt worden und mich zugleich zu Wien glücklich verheyrahtt und habs hernach zu meiner Widerkunft dem Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Herrn Johann Friedrichen Herzogen von Wirtenberg 2c. 2c. meynen gnedigen Fürsten und Herrn underthenig Verehrtt, in dero Kur zu Kirchen Unter Teck. Der liebe Gott wolle dieselbe segnen und Ihre Durchlaucht auch so lange und viel mehr Jahr als diesen Kayser regieren lassen. Amen!"

Diese Werte, mit sehr großen Buchstaben geschrieben, füllen eine ganze Kleinfolio-Seite, nämlich die zweite des ersten Blattes, und um sie schreiben zu können, mußte vorher der ursprüngliche Inhalt derselben radirt werden. (Der Codex ist auf Pergament.) Auf diese Art haben wir in Friedrichs Tagebuch zum Theil einen Palimpsestus oder Codex rescriptus. Jedoch ist das Radiren nicht so gut von Statten gegangen, daß nicht hin und wieder Wörter und kleine Sätze, noch ziemlich lesbar, durch die Zeilen durschimmerten.

(Schluß folgt.)

[1] Petri Lambecii Hamburgensis Diarium sacri itineris cellensis. Vindobonae 1666. 4. Pag. 12 – 21.

Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Lieber Graff von Göz. Ihr werdet Euch aus meinem seit hero deß Jungsten treffens an Euch abgangen vnderschidlichen befehl vnd Erinnerungsschreiben zue genüegen zue bescheiden wissen waß ich zu ersezung deß verlittenen verlust für ansehnliche succursen ahn volkhs, gelt, Proviandt, vnd anderen Notturfften sowohl auff meinen eignen Erbländeren, alß anderen orths hero albereit angeordtnett vnd zum theil würchklich incaminirt Auch die condotta vnd aufsicht darüber auf Sonderbahren vertrawen auch Gnädigst zue dem ende committirt habe, damit dermahlen bey so Kostbahren an die handt geben den mitlen der verlangende Zwechk der succurirung Breysach vnd hin vertreibung deß Feindts gegen daß Röm. Reich gerichter schädtlicher anschläg möge baldist erhalten vnd durch Ritterlichen Valor bestreitten werden, vnd wolte Euch deßwegen bey so hoher andringender neccesität deß Reichs auff gnedigster Sorgfalt nachmahlen absonderlich ermahnet haben, hierinen mit gantzlicher beyseitslegung aller privat affecten vnd biß hero hin vnd herr geschwebter shlechter Correspondentien weder mühe, sorgsalt noch fleiß zu sparen, damit weilen an der Zeit der meiste vortheil gelegen den feindt derselbe präveniendo abgewunnen vnd diser obgedeütte heilsame Zwechk noch zu rechter Zeit erworben werden könne, welches Ich bey hoffendtlicher glückhlicher ausschlagung mit würchklichen Kays. Zuerkennen vnvergessen sein will vnd verpleibe Euch sonsten in solcher gnädigsten vnfehlbarlichen Zueversicht mit Kayserl. Gnad wohlgewogen.

Geben zu Prag den 6. 7bris Anno 1638.

Ferdinandt m. p.

Von Gottes Genaden Maximilian Pfaltz Graff bei Rhein, Hertzog in Ober- vnd Niederen Beyern, deß Heyl. Röm. Reichs Ertztruchseß vnd Churfürst.

Unseren grueß zuuor, hoch vnd wohlgeborner, Lieber Getrewer demnach Whir für ein hohe vnd vnumbgängliche notdurfft befinden, mit euch in wichtigen Sachen, welche der feder nit zuuertrawen ohne verliehrung einiger Zeytt selbst zuereden Alß ist hiermit vnser Endtlicher Will vnd befelch daß Ihr Euch nach aukhunfft dieses, allein deßhalb eigens geschickten Currirs vnd Empfahung diser vnser ordinantz alsobaldt vnd ohne verweilung alhero verfüget, auch vnderwegs wo es gelegenheit gibt Euch der Post bedienet, vnd an solcher fürderlicher herreiß gantz nichts aufhalten oder hindern lasset.

Belangendt daß Commando habt Ihr solches dem General Zeugmeister von der Goltz (alß deme es in ewerem abwesen ohne das gebührt) entzwischen biß zu Ewer Zueruchkunfft anzuvertrawen, thuen vnß also der würchklichen Volziehung wie es deß allgemeinen wesens hohe notturfft, vnd der sachen importantz erfordert vnfehlbahr versehen, vnd seindt Euch beneben mit genaden vnd allen gutten wohlgewogen.

Datum München den 8. November Anno 1638.

Maximilian.

Ferdinand der Dritte von Golteß Gnaden Erwöhlter Roem. Kayser, zue allen Zeitten Mehrer deß Reichß.

Hoch vnd Wohlgebohrner Lieber getrewer Whir haben dein den 26. nechst verwichenen monats 8bris datirs schreiben sambt den Beylagen wohl eingelüffert empfangen vnd darauff wie eß mit den versuchten Enntsatz der vestung Preysach abgeloffen vnd weß gestalt du dich auf guethachten der Anwesenden Generals Personen obristen vnd Commendanten der Regimenter mit der Armada wieder zu Ruchk gegen den Schwartzwalt reterirt habest mit mehreren gnädigst vernommen. Nhun hetten Whir zwar gnädigst verhofft das nach dem man bey des Feindts Schantzen von Preysach nichts fruchtbahrliches außgericht du wenigist versuecht haben würdest, wo du dich etwan eines oder deß anderen Posto am Rheln zwischen Baasell vnd Breysach deß Feindts schädliche desegni zu deuertiren vnd Ihme die prouiant, vnd andere gelegenheiten von Basell abzuschneiden hettest bemächtigen können, Sinnttemahlen aber solches wieder Zueversicht nicht beschehen, vnd Whir nach der hoffnung leben daß man man es nhur tentiren, vnd daß werhk recht angreiffen wollte die vestung Breysach (sonderlich weilen auf seithero daß wallensteinische zue Fueß vnd bey den Regiment zue Roß Capaun vnd Lembgoer bey dhir angelangt sein werden, vielleicht noch entsetz werden Kötte, So befehlen Whir dhir gnädigst vnd gantz gemesen, damit ehrmelte vestung wo Imer mensch- vnd müglich noch succuriert, dieses edle Kleinoth des Röm. Reich zue nottwendigem Schutz und trost erhalten vnd deß Feindts weittere fürbruch verhüettet, oder da je wider zueversicht erstgedachte vestung nhunmehr Inmittels verlohren wehre, alß dan enndtweder die Schantz Zu Kleinen heiningen, Neuburg oder ein andere Posto am Rhein zwischen Basell vnd Breysach, welchen man diesen Winter behaubten Kontte (attaquirt vnd erobert werden möchte, wie nit weniger mit der Armada daselbst dich zu fermiren die weittere prouiantierung Breysach, so vill mensch- vnd müglich zu verhinderen vnd den feindt alle Mittel zue benehmen von Basell auf den Rhein waß zuebekhommen, auch darob zue sein wie so dan eine Bruchken bey den eroberten posto vber den Rhein geschlagen werden möge, vmb den Feindt diesen winter Jenseit Reichs mit der Cavallieri zu travaglieren, hergegen haben Whir dhir gnädigst verordtnung gethon, vnser vnd deß Reichs völchker mit der bedürfftigem prouiant auß der Schweitz bey-

zuspringen, verbleiben dhir benebens mit Kays. Gnaden wohlgewogen.

Geben in Wien den 11. Novemb. Anno 1638.

(Eigenhändig:) Ihr wisset selbst wohl wass an dieser Vestung Mhir mein hauss vnd den gantzen gemeinen wesen gelegen, darumben miest Ihr daß Eüsserste tentiren, dieselbe Zueverhalten

Ferdinandt.

Questenberg.

Ad mandatum Sac. Caes. Maist. proprium:
Johan Feiderich Vischer

Durchleuchtigster Hertzog,
Gnedigister Churfürst vnd Herr.

Ew. Churfstl. durchl. gnedigst Befelch v. dem 8. dieses empfange ich für 2 Stundt, dieweil dan Ihr Kaysl. Maytt. Ihr Churfstl durchl. vnd deß gemeinen wesens nutzen zuebefördern ohne Rhum zuemelden Mihr nit höhers Zeitlich anliegt alß derselben wolfarht, dieweil aber das werckh itzt solcher gestalt incaminirt der vestung Breysach zuehelffen, wie Ew. Churf. durchl. auff meinen vnderthänigsten Berichte gnedigst werden ersehen haben, vnd darauff gnedist vrtheilen können daß bey diesen Coniuncturen weeder Ihr Kaysl. Maytt. Ew. Churfl. durchl oder deß gemeinen wesens dienst Zuelassen mich von dannen jetziger Zeit zu begeben weil Ew. Churf. durchl. befehl so gemesen Köntte ehr mich wohl Endtschuldigen, aber mein trewer eyffer ist so groß daß ich umb Kein ding in der welt willen ermanglen werde waß ein Ehrlichen trewen diener gebüehrt. So baldt alß dieses zum Endt wie es der Allmächtige Gott schickhen wirdt, will Ew. Churf. durchl. vnderthänigst auswarten, dan ich nicht finden kan, Ihr Kays. Maytt. E. Churfl. durchl. vnd den gemeinen wesen beser vnd nützlicher annjetzo bey genommener Resolution Zuedienen alß eben dahier hoffe E. Churfst. durchl. werden auff oberwehnten vrsachen mein ausbleiben nicht vngnädigst vermäechken, Ew. Churfstl. durchl. Gottes Schutz vnd mich derselben vnderthänigst befehlendt.

Ew. Churfstl. Durchl.

vnderthänigster
Graff von Götz.

Stirlingen
15. 9bris 1638.

Miscellen.

»Christliche Erinnerung und gutbedunken, etwan eines frommen Theologen an weiland künig Ferdinanden, und die Stadt Wien gestellt, wie zu vollbringen die werke der liebe und Bamherzigkeit gegen die Armen allhier zu Wien, so etwan vonwegen des Türken und eigennutz damals in abnehmen kommen, solle und könne in Verbesserung gerichtet werden,« ist der Titel eines auf Papier geschriebenen Codex aus dem 16ten Jahrhunderte, 12 Folioblätter stark, von einem gewissen Wolfgang Haschecker verfaßt. Der Mann war, nach den schlecht zitirten Bibelstellen zu schließen, kein Theolog, und wenn er ja einer gewesen, so war er nichts weniger als Bibelfest. Der Codex selbst, der auf der k. k. Hof-Bibliothek aufbewahrt wird (S. Nro. 597. VI. D. 22 in Denis Cat. Cod. Mss. verzeichnet), enthaltet nichts, was auf die Art und Weise, und die Mittel zur Wiederherstellung und Verbesserung des Hospitals, oder auf die Zeitgeschichte Bezug hätte, sondern ist nichts weiter als eine mit Bibelstellen durchspückte Predigt, des Inhalts, daß es Pflicht, ja hochnöthig sey, sich der verlassenen Armen thätig anzunehmen, »denn,« sagt der Verfasser im Eingange seiner Rede, »wenn ich bedenke der armen kranken Leute Jammer und Schmerzen, die sie nicht allein körperlich erdulden, sondern noch dazu daliegen müssen, und Niemanden haben, der sie heget, bedeckte, hebe, speise, tränke, tröste und heimsuche, damit doch ihr Leid zum Theil verringert werde, und von Jedermann also elendig verlassen sind, so wäre es kein Wunder, wenn sie in ihren Widerwärtigkeiten schier verzweifelten rc.«

Hans aus Brabant, Scharfrichter der Grafschaft Hohenberg in Schwaben, kam 1511 bei der Regierung zu Innsbruck mit dem Gesuch ein, seinen Jahreslohn, der nur 14 bis 15 Pfund betrug, zu erhöhen, und daß ihm »die halligen Sacrament, wie andern Cristlichen menschen mitgetailt würden.« Beides wurde ihm abgeschlagen.

Ueber die langjährigen Händel des Hauses Oesterreich-Burgund mit dem Herzog Carl von Geldern enthält das Departements-Archiv zu Lille vielleicht die vollständigste Sammlung von Originalbriefen. Eben dort befindet sich auch eine ausführliche Correspondenz über die Verhältnisse Oesterreichs in Burgund unter Karl V. und der Regentin Margaretha, besonders mit dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg.

Unter den Urkunden Carls des Kühnen im nämlichen Archive sind auch viele von deutschen Fürsten, welche deren Verhältnisse zu jenem Herzog auf mannigfache Weise beleuchten, besonders was Anlehen und Allianzen betrifft.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

53. Mittwoch, den 5. Juli **1837.**

Die Grafen von Harrsch.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

Schon während der Vorbereitungs-Studien zu einer längern bergmännischen Reise, welche zu unternehmen in den Jahren 1822 und 1823 mir vergönnt war, las ich, in den Werken über die Salinen in Oesterreich ob der Ens, einen Grafen von Harrsch.

Der kenntnißreiche, sprachgewandte Schultes, dessen vielgelesene Werke kräftig mitwirkten, die Wanderlust unter Oesterreichs Jünglingen anzuregen und die Aufmerksamkeit auf Oesterreichs Naturschönheiten hinzulenken[1], nannte der Erste, in einer seiner gehaltvollsten Schriften, den Salzoberamtmann Grafen von Harrsch »den berühmten Reisenden[2].« Wer, besonders in der geschichtlichen Literatur, im weitesten Sinne genommen, aufmerksamer sich umgesehen, wird oft nicht ohne Befremden gefunden haben, daß Schilderungen, Bemerkungen, Ansichten ausgezeichneter Schriftsteller, wenn sie auch aller nähern Begründung ermangeln, manchmal sogar wörtlich in der späteren Literatur fort und fort sich pflanzen. — So nannten, weil Schultes den Salzoberamtmann Grafen von Harrsch den berühmten Reisenden genannt, spätere Schriftsteller über das Salzkammergut, Sartori[1], Pillwein[2], Steiner[3], ihn ebenfalls »den berühmten Reisenden,« — so theilten, weil Schultes nichts Näheres über ihn mittheilte, Sartori, Pillwein, Steiner ebenfalls nichts Näheres über ihn mit, mit Ausnahme der beiden Letzteren, welche hinzufügten, daß er k. k. Kämmerer war, und wegen Kränklichkeit, 1774 mit dem ganzen Gehalte in den Ruhestand versetzt wurde.

Nur weitbekannte, durch Verbreitung wichtiger Kennt-

---

1 Ueber Reisen im Vaterlande zur Aufnahme der vaterländischen Naturgeschichte. An die adelige Jugend, in der k. k. Theresian. Ritter-Akademie bei Gelegenheit des Endes des II. Jahr-Curses nach ihrer Wiedererrichtung von J. A. Schultes u. s. w. Wien 1799. — Ein schätzbares, wahrscheinlich längst vergriffenes Werkchen, wovon eine, seiner würdige Umarbeitung, nach dem dermaligen Standpunkte der Landeskunde und Literatur, wünschenswerth ist.

2 J. A. Schultes u. s. w. Reisen durch Oesterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808, I. Theil. Mit 1 Karte und 5 Kupfern. II. Theil mit 15 Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1809. — I. 198. Wohl noch immer das anziehendste Werk über diese Gegend, obgleich nicht frei von vielen Unrichtigkeiten, leidenschaftlichen Ausbrüchen und Druckfehlern.

---

1 Die österreichische Schweiz; oder mahlerische Schilderung des Salzkammergutes in Oesterreich ob der Enns. Mit einer Beschreibung des steyrischen Salzbergwerkes zu Aussee, und der österreichischen Stifte Kremsmünster und St. Florian. Ein Taschenbuch auf Reisen in diesen Gegenden. Von Dr. Franz Sartori. Mit einer Ansicht von Gosazwang. Wien 1813. Im Verlage bei Anton Doll. S. 122. — Ein in seiner Art fast unglaublich merkwürdiges Buch, da in demselben aus dem eben angeführten Werke von Schultes viele Blätter wörtlich nachgedruckt sind, mit der einzigen Aenderung, daß, weil Schultes sein Werk in Briefform schrieb, für können Sie — kann man und dergl. gedruckt wurde.

2 Geschichte Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg. Zweiter Theil: der Traunkreis, mit einem Register, welches zugleich das topographische und genealogische Lexikon ist, und der Kreiskarte versehen. Herausgegeben von Benedikt Pillwein u. s. w. Linz 1828. Bei Joh. Christ. Quandt, Kastner's sel. Eidam. A. I. S. 16. — Ein schätzbares, mit vielem Fleiße bearbeitetes Werk, welches das Vertrauen der Leser, durch genaue Angabe der Quellen, verdient und erwirbt, obgleich der Verfasser diese manchmal mißverstand, wie dieß z. B. (A. II. S. 473) bei der Versetzung des, i. J. 1145 gehaltenen, neunten Salzburgischen Conciliums nach Hallstatt der Fall ist, während die genannte Quelle auf Hall in Tirol hinweiset.

3 Der Reisegefährte durch die österreichische Schweiz oder das obderennsische Salzkammergut. In historisch-geographisch-statistischer, kameralischer und pitoresker Hinsicht. Ein Taschenbuch zur Begleitung in diesen Gegenden. Von Johann Steiner, k. k. Forstbeamten. Neue, vermehrte und verbesserte, wohlfeilere Ausgabe. Linz 1832. Bei Joseph Fink und Sohn. S. 56. — Ein brauchbares Werk, bei dessen Verfassung mehrere achtbare, obgleich nur sehr selten angegebene Quellen benützt wurden. Der Erwartung, daß dieser einzige technische Beamte, dermal k. k. Oberförster zu Werfen im Salzburger Kreise, welcher bisher über das Salzkammergut ein eigenes Werk erscheinen ließ, und in dieser Gegend längere Zeit sich aufhielt, wißbegierige Leser durch technische Mittheilungen, von den Salzbergen bis zum Verkaufe des fertigen Salzes befriedigen wird, ist jedoch auch in dieser zweiten Auflage nicht entsprochen. —

nisse beinahe allberühmte Reisende sollten vorzugsweise (κατ' ἐξοχήν) so benannt, oder, besonders in raumgönnenden Monographien, die Anwendung solcher Ausdrücke begründet werden, — weil sonst, wie es gewiß bei allen aufmerksamen Lesern der eben genannten Werke mit Harrsch der Fall war, die Aufmerksamkeit erregt, aber nicht befriedigt wird, wozu noch das unangenehme Gefühl einer Art Beschämung sich gesellt, da es keinem Leser einfällt, daß der Verfasser von den Reisen des, besonders in dieser Beziehung als berühmt bezeichneten Mannes selbst nichts weiß, wie es bei dem erstgenannten Schriftsteller sehr wahrscheinlich, bei den drei letztgenannten, hinsichtlich der Reisen des Grafen Harrsch, gewiß ist! —

Verläßliche Familienpapiere setzen mich in die Lage, meinen Lesern, wenn auch nicht Vollständiges, doch mehr über Harrsch bieten zu können, als bisher von ihm bekannt war. —

Wer in der Literatur der Lebensbeschreibungen bewandert ist, wird oft zu staunen Ursache gehabt haben, daß in jeder Beziehung unbedeutende Persönlichkeiten die manchmal zweideutige Ehre genossen, ihre Lebensumstände in besonderen Werken oder in Wörterbüchern, Lexicis, Encyklopädien u. dgl. der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen, während das weithin verbreitete Wirken ausgezeichneter Menschen darin unberücksichtigt bleibt. —

In der allgemeinen deutschen Real- selbst in der österreichischen National-Encyklopädie fand ich keine Silbe von Harrsch, obgleich drei Glieder dieses Geschlechtes gewiß vor Vielen eine Stelle darin verdient hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber K. Friedrich's Devise A. E. I. O. U.

(Schluß.)

Ein gründlicher Philolog und Alterthumsforscher, der den Codex genau untersuchte, bestätigte nicht nur meine Meinung, sondern versicherte auch, daß man durch Anwendung chemischer Reagentien die Schrift größtentheils würde vortreten machen können[1].

Beträfe der Vandalismus eine andere Seite, so würde es weniger zu bedauern seyn; denn gerade auf dieser radirten Seite ist der Schlüssel zum besprochenen Symbolum enthalten, und das in dem k. k. Hofkanzlei-Archiv aufgefundene Concepts-Bruchstück scheint ganz damit überein zu stimmen.

Daß ein Lambek und ein Kollar nur die exoterische Auslegung lieferten, und die esoterische übersahen, ist daher kaum zu begreifen, und doch schrieb Ersterer:

Ex principio quidem verisimile mihi videtur, Imperatorem Fridericum ad componendum hoc vitae suae diarium non alia de causa animum appulisse, quam laudabili aemulatione secundi Romanorum Imperatoris re et nomine Augusti, de quo, eum adhuc adolescens humanioribus literis daret operam, vel ipse legerit, vel ex praeceptoribus suis audiverit, eum omnia fere tam privata quam publica acta sua propria annotasse manu, et in diurnos commentarios retulisse. Hoc igitur, ut ego opinor, exemplum Imperatoris Augusti imitaturus Fridericus, nondum quidem Romanorum Imperator, sed tantum Archidux Austriae, similem quandam rerum ad se pertinentium privatam annotationem orsus est anno millesimo quadringentesimo trigesimo septimo, et quidem proximo die Sabbati post festum S. Georgii, ut ipse primi folii, quod compacturae agglutinatum est, pagina secunda testatur his verbis: Das puech ist angefangen nach Kristi gepurd tausend jar virhundert jar darnach in den sieben und dreissigen jar amb Samstag nach Sand Jörge tag mit mein Selbshand. Haec ipse Fridericus: quae quidem cum propria manu scriberet, annum egit aetatis vigessimum secundum, utpote cum anno M.CCCCXV. XI. Kal. Octobris natus sit. Sequitur deinde eadem secunda pagina eademque Imperatoris Friderici manu explicatio vera et genuina aenigmatis istius quinque latinarum vocalium symboli, ab ipso primum inventi et constanter usurpati quod cum aliis plurimis locis, tum imprimis Vindobonnae in ipsa areae palatinae (Burgplatz) porta ab utroque latere visitur inscriptum hisce singularibus literis aureis A. E. I. O. V. quibus quinque vocalibus quid Imperator Fridericus tunc temporis, ubi hoc aenigma symbolicum excogitavit, Archidux tantum Austriae innuere voluerit, a variis curiosissimis ingeniis sollicite fuit indagatum, ut ex subjunctis diversis interpretationibus videre est.

---

[1] Historia enim, ad quam in fragmento archivali alluditur, videtur confirmari in Diario. Quamvis enim pagella, quae eam continuerat erasa sit aliisque inscripta verbis, tamen ex singulis expressionibus quae adhuc legi possunt, nil aliud indicari videtur, quam quod fragmentum continet. Igitur duplex explicatio: ἐσωτερική et ἐξωτερική. Illa ad sensum suum, haec ad Omnes. Utinam reagentia chemica adhibere mihi liceret! Nullus enim dubito, quin, futurum sit, ut quod Domus Emil tam sagaciter invenit et divinatus est, in summum historiae beneficium inconcussum maneat. F. de F.

Austria erit in orbe ultima.
Austriacum erit imperium orbi ultimum.
Austria extendetur in orbem universum etc. etc. [1].

Sed ohe! jam satis est: Piget enim me ac pudet plures ejusmodi suppositilias et majori ex parte ineptas expositiones recensere. Audiamus, ergo ipsum Imperatorem Fridericum, istius anigmatici symboli p r i m u m inventorem utpote qui in jam memorati diarii sui principio mentionem ejus facit his verbis. Pei welchem Pau, oder auf welchen Silbergeschirr oder Kiren gebaut oder andern Klainaten der Strich und die fünff puechstaben a. e. i. o. u. stand, das ist mein Herzogs Friedrichs des Jüngeren gebessen, oder ich hab dasselbig paun oder machen lassen. Explicatio autem hujus symboli vera et genuina, quae eodem ipsius Imperatoris Friderici manu, tam latine, quam germanice ibidem adscripta cernitur, est haec:

Als erdreich ist österreich underthan.
Austriae est imperare orbi universo.

Lambecius hätte nur die untersten Zeilen des dritten Blattes[2] des besagten Codex betrachten dürfen, um zu finden, daß Friedrich nebst der eroterischen (fürs Allgemeine bestimmten) Auslegung, auch noch eine esoterische, die wahre Gesinnung seines Herzens ausdrückende, in seinem Tagebuch aufgezeichnet hatte:

En amor electis injustis ordinat ultor,
Sic Fridericus ego rengna mea rego (rengna durch einen Schreibfehler statt regna.)

Das Hofkanzlei-Concept hat (vielleicht nach einer spätern Correctur):

Sic Fridericus ego rex mea jura rego [3].

Es sind zugleich die Worte beigefügt: das ist teusch so viel geredt, als:

Seht ich pin geordnet, lieb den erwelten,
vnd verher den Ungerechten, alsso regier
ich kunig Friedrich meine Rechte.

Da diese Auslegung im Gegensatze jener stolzen, anmaßenden, mehr mit der Devise: Hic regit, ille tuetur und mit dem Charakter eines Friedrich des IV. übereinstimmt, der drei Monate lang sich besann, bis er die Annahme der Kaiserkrone der Reichsversammlung bekannt machen ließ; und da besagtes Bruchstück zugleich die Ursache der Veranlassung angibt, so mag die Mittheilung eines Capitels nicht am unrechten Orte seyn, in so fern durch die Bekanntmachung eine Nachforschung zur Auffindung des Manuskripts in den Bibliotheken des In- und Auslandes veranlaßt würde.

Capitl von kaiser Friedrichs erwellung und chrönung ze Römischen Reich vnd seiner Gerhabschaft ze dem Herzogthumb Oestreich.

Im Vordern puch sein aines Tails berüret, Geschichte der kunigreich ze Hungarn vnd ze Behem. Nun kumet auch wenig von Oestreich ze sagen, nemlich was wesenhaitlich dasselb Land nach kunigs Albrechts tod gehabt hat. Als Kunig Albrecht, wie vor berirt ist, verschaiden war, Oestreich und die von Ennsland gemeinen tag ze wien hielten vnd betrachteten, wen Sy ze Fürsten aufnemen. Römischer kaiser Fridrich, dißmals nur Herzog sich nicht säumbte, gen Wien Ze eylen, aber er worde nicht Ingelassen, dauon er gen Berchtholdsdorff, das zwo teutsch meil von Wien liegt, hinderwerts sich füeget, von dannen Er sein Rete ze gemelten Landleuten gen Wien schikhet, und bayde lannd Oestreich vnd das Ob der Enns. wie Im die als eltern Herzogen ze Oestreich recht zugepierten verordjet Seinen Raten fürgehalden worden. Kuniginn Elizabeth schwanger were, so Sy ainen Son geperet, derselbe baider lannd Erbfürst were. Auch Herzog Albrecht vnd Herzog Sigmund gleicher weise gerechtigkeit hieten lesst beslossen worden. Ob die Kuniginn ainen Sun truege, daß derselb Herzog Fridrich sein Gerhab werde, vnß ze beschaiden Jaren, ob sie ain Tochter gewune daß sollen taiding Herzog Albrechten vnd Herzog Sigmunden in Ihren gerechtigkeiten an schaden sollten sein Vnd werde mit notdürfftigen Briefen darumb ausgangen gefertiget, Herzog Friedrich als dann ze wien Ingelassen, herlich empfangen vnd Im die herzogliche Purkh daselbs ze wonen vergunet worden, Auch nicht lang

---

[1] Wir verweisen, um hier den Raum nicht unnütz auszufüllen, die Freunde der noch folgenden Auflösungen auf das Buch selbst.

[2] Daß Friedrichs Tagebuch durch einen neuen Einband hinsichtlich der ursprünglichen Blätterordnung gelitten habe, geht deutlich aus der Stelle Lambeks hervor, die da heißt: ut ipse primi folii, quod compacturae agglutinatum est, pagina secunda testatur etc. etc. d. h. wie er selbst auf der zweiten Seite des ersten Blattes, welches an den Band angeleimt ist, bezeugt. Dieses früher erste Blatt ist jetzt das zweite geworden, und die vom alten Einbande herabgerissene Seite, die noch deutliche Spuren davon trägt und leer ist, bildet jetzt die vierte Seite des Tagebuches, während das jetzige erste Blatt, ehedem das zweite war.

Diese Bemerkung ist in so ferne wichtig für unsern Gegenstand, als dadurch die zweite Seite des jetzigen ersten Blattes, die radirt und von Bawmeshausen überschrieben ist, sodann mit der ersten Seite des nunmehrigen dritten Blattes zusammenhängt, die ebenfalls zur Hälfte radirt, jedoch nicht überschrieben ist, und deren zehntletzte und neuntletzte Zeile zur linken Hand jene vielbesprochenen Worte sind, welche die esoterische Exegese der räthselhaften 5 Vokalbuchstaben enthalten.

[3] Sieh, es gebiethet die Lieb des Erkornen, den Bösen der Rächer. So üb' ich Friedrich als König mein Recht. Einen Commentar zu diesem esoterischen Symbolum Friedrichs dürften wohl auch die bekannten Verse aus Virgils Aeneide Lib. VI. 848—854 seyn: Excudent alii spirantia mollius aera etc. etc., denn Friedrich war bekanntlich ein großer Verehrer Virgils.

auf des benannten Kunigs Albrechts tod, die kürfürsten nach gewonheit ze erwellung aines Römischen Kunigs ze Frankford sambkommen vnd eegemeldten Heezogen Fridrichen mit aintrechtigen willen ze Römischen Kuuig setzten. Davon Kunig Fridrich sich ze der Chrönung beraitend mit der Landschaft ze Oestreich vnnd des Ennslandes ainen tag ze wien hielte, vnd etlich landleut setzet, Verweser vnd Ambtleut ze sein, und sein abwesen mit Ausrichtung ze eestatten, Er auch tausend geraisigen meistenteils Oestreicher in sold aufname, die das Herzogthumb Oestreich Gemeeke vor angriffen der Veinde beschirmen solten, darnach er gen Aach sich eehube, daselbst er in Jarzall von Xsti gepurte ɛɯɳ(l) vnd xlj an sand Johannestag ze Suunwenden gechrönet worden [1], darnach als er widerumb gen Oestreich kommen vnd den Soldneen so lang kain sold gegeben, daß er in ob virzig tausend hungarisch Gulden an schaden ze bezallen war, Vnd die soldrer darumb das land Oesteeich mit huldigung raub vnd praut verwüsteten, großes Geschrey vber kunig Frideichen von vnbezallung dee Soldnee wegen auferstunde, Kunig Fridrich ainen neven tag der Oestreichern vnd von Ensland gen Wien satzte vnd begert daß durch baide Land ain gemaine stewr ze bezallung der Soldnee angeslogen vnd meeer schaden süebewaret wurden, die landschaft des Kunigs begern nicht nachgeben wolte, vnd sprach, Er solt Sy von Renten vnd gellten die Er aufhuebe selbs bezallen, der Kunig für hielde, die Soldner hielen gemeinen land gedient. Dauon er von einigen seinen Renten vnd Gülten nicht pflichtig wäre. Sy beruhig ze machen sondeen die laudtlewt gleicher weis Sy bezallen solten. Er hat auch so viel gült noch nicht eingenommen, von den er in gennugen thun möchte wan wenig Rent vnd Güllt von den anden verpsendet vnd entzogen weren, vnd lützel ainen Fürsten in sein Kammer keme, darumb wollt er sich nicht erpieten, die Soldner selbs auszuelchten.

Die landschaft Im antwort tet, was er bisher nicht hiet Jugenommen, das möcht er hinfür Innemen, vnd mayneten vestiglich er sollt die Söldner bezahlen. Als der Kunig ye ulcht wollt gegen von der Landschafft darüber erste misschellung erwuchse vnd die landlewt sich peldist von Rat vnd Dienst halbee von Im müssiget, vnd nach leer gewonhait Sy all in Augustiner Kloster daselben ze Wien zesambkomen, da speach ainer der mächtigisten vnter In, wir sein her zesambkommen auf des königs schreiben dem haben wir vnser notdurfft vnd der lande verderben offt aubeacht vnd bisher kain ausrichtung erworben noch versehen ze erwerben, darumb was vnser von landtlewt Im mit Rate verpflichtet gewesen sein, velaub genomen vnd vns Rat vnd dinsthalber von Im gäntzlich geschaiden haben. Daß wir Im hinfür als Geehaben nicht wollen gehoesamb laisten sondern vnsselbs fürsehen, morgen kommen wir wider zesamb süetzenemen wie die land in Fried mögen gesetzee werden, dießmal etlich ausschrieen pro vnd etlich sprachen krewzigt In, vnd schieden von einander, wann die Nacht anstiesse, dazwischen vier Burger ze Wien den Kunig ze Bezallung der Soldner anweiseten, daß Ee bei dee Gerhabschaft belibe als manigen das missvielle, die mainten daß dieselben Burger, darüber enthaubtnus verschuldet hieten, darnach duech Vntaiding Erzbischof Jacobo von Teier, der in denselben tagen ze Wien war den Kunig im Regiment vorberirten lannd bestunde also das er selbs die Söldner bezallet, daß meenen schäden nicht geschehen, auch worden von der Landschaft etlich geordnet mit derselben Rate Er das lannd regieren sollte, abee etlichen solch ainikeit nicht beliebte. Der Kunig hat auch in derselben Zeit nach seinen willen an der Purkh ze wien aines tails pawen vnd sein liberey die fünf vocalbuchstaben an menigen steten der Puekh köstlich machen lassen. Da hat ainer dem Kunig ze smach vber dieselben puchstaben gescheieben: A l l e r E r s t I s t O e s t r e i c h v e r d o r b e n. Dem Kunig das missviele vnd ließ die abtun. welcherley Auslegung der kunig auf denselben puchstaben het, ist in diesen zwain lateinischen Versa begriffen die dieses puches zesambsetzer an ainer köstlichen Almar desselben kunigs gesehen hat: En amor electis injustis ordinat ultor. Sic Fridericus ego rex mea jura rego. Das ist teutsch souil geredt. Sehet ich pin geordnet, lieb den erwelten vnd verher den Vngerechten, also regier ich kunig Fridrich meine Recht. Auch hat der gemeldt Zesambsetzer auf ainen Futeral das denselben Kunig Friedrichen als er in Enns war ze seinen guldrinen vnd Silbernen Schüsselen ze Wien gemacht worden, diese Verß teutscher sprach, wie die hie sten angerissen gesehen, w e r n i e r i c h t t u t d e r f i n d w o r d e n y e s o g u t. S e h e i c h I n a n, I c h g e d e n k h I m d a r a n. K u n i g F r i d r i c h. Ime ze schimpf die Soldner mit silber zellten in der purkh ze Czily schussen. B. Subducta vel potius delecta (wannen nicht lanng vor Herzog Fridrich, Herzog Sigmund von Oestreich Vetter varschelden vnd der Kunig desselben Herzog Friedrichen gelassen Schutze) von der Etsch Jugenommen hat; darumb daß er Herzogs Sigmunds Gerhab vnd Vormund war. In denselben Tagen heten die Herzogen ze Oestreich gewonhait vnd verschreibung, daß der Eltere Herzog ze Oestreich seinen vngenenten plutfreunde seines stammes schildes vnd Namens von Oestreich Vaters bewaisen erzziehen vnd Junhaber möchte ees ze vogtparen oder beschaidnen Jaren.

Das nächste Capitel handelt: Von Zwietracht zwischen römisch Kunig Fridrichen auch Herzog Albrechten seinen Bruder vnd den Grafen von Cili vnd Irer Veestenung.

[1] Den 17. Juni 1442 nach dem Julianischen Kalender.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

54. Sonnabend, den 8. Juli 1837.

Die Grafen von Harrsch.

(Fortsetzung.)

Ferdinand Amadeus Freiherr von Harrsch und Almedingen, der Großvater unsers Grafen von Harrsch, im schönen Elsaß 1664 geboren, widmete sich in seiner Jugend mit so gutem Erfolge den Studien, daß, obgleich er, schon mit 16 Jahren eine andere Laufbahn wählend, sie früh beinahe ganz verlassen mußte, er doch der lateinischen Sprache so mächtig blieb, daß er nach mehreren Jahren Boileau's Satire „sur l'homme" in lateinische Hexameter übersetzte. Seine Lebhaftigkeit rief ihn zu den Waffen, welche er zuerst in Frankreich, unter den Schweizertruppen, trug. Als er nach dem Entsatze von Wien (3. September 1683) vernahm, daß man die Türken kräftig in Ungarn angreife, war es ihm unmöglich, länger noch in einem fremden Lande zu dienen, wo überdieß Friede herrschte. Er eilte daher nach Ungarn, wo er, als Freiwilliger, die Belagerung und Einnahme von Neuhäusel mitmachte (13. August 1685). Im nächsten Jahre war er Fähnrich bei den Truppen, welche der Herzog von Würtemberg der Republik Venedig überließ, ging mit ihnen nach Morea, war bei der Schlacht von Patras, bei der Belagerung von Korinth und Athen. Bei der Belagerung von Negropont (1688) wurde er schwer verwundet, kehrte aber doch mit demselben Regimente nach Deutschland zurück. Er wurde bei der Rhein-Armee angestellt, und bald darauf erhielt er nicht nur eine Compagnie, sondern wurde auch Regiments-Quartiermeister. Als sein General, Prinz Ludwig von Baden, an ihm vorzügliche Fähigkeiten bemerkte, zeichnete er ihn durch besonderes Vertrauen aus, übertrug ihm die Geschäfte eines General-Quartiermeisters, und verschaffte ihm, nach einigen Feldzügen, diese Stelle wirklich. Von dieser Zeit bis zum Frieden von Ryswick (30. October 1697) war er bei allen Feldzügen am Rhein, und hatte nicht geringen Einfluß auf die zweckmäßigen Märsche und Lagerungen, welche dem Prinzen Ludwig von Baden so viel Ruhm verschafften. Nach geschlossenem Frieden nahm er sich vor, eine Reise nach Amerika und um die Welt anzutreten, aber von achtbaren Männern in Spanien davon abgebracht, reiste er nach Persien. Nachdem er seine Neugierde dort befriedigt hatte, ging er nach Constantinopel, von wo er mit dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Oettingen, nach Wien zurückkehrte. Nach Beendigung dieser Reisen vermählte er sich mit Maria Cäcilia von Pozzo, Tochter eines kaiserlichen Kürassier-Oberst-Lieutenants. Bald darauf begann der spanische Erfolgekrieg, und er diente dabei von Neuem als Quartiermeister und General-Feldwachtmeister. Er wohnte dem Treffen bei Donauwörth am Schellenberge bei (2. Juli 1704), und war fast unzertrennlich vom Prinzen Ludwig von Baden. In der Schlacht bei Cassano (16. August 1705) befehligte er den linken Flügel des kaiserlichen Heeres, welcher den gegenüberstehenden feindlichen Flügel gänzlich schlug. — Hierauf wurde er Gouverneur von Freiburg im Breisgau, welches, nach dem Verluste von Altbreisach, eine sehr wichtige Gränzstadt war. Er stellte darin die Festungswerke wieder her, und fand Mittel, für den Fall der Noth die Wassergräben wieder zu füllen. Man bediente sich ihrer wirklich mit Erfolg in der Belagerung, welche 1713 erfolgte.

Die Veröffentlichung der Geschichte dieser denkwürdigen Belagerung in der neuen militärischen Zeitschrift[1] verdanken wir folgendem anonymen Schreiben:

»Pendant zu Thermopylä.«

»In der Belagerung Freiburgs 1713 wurde eine mit 200 Mann besetzte Lünette durch 2000 Grenadiere gestürmt, welche von 4 Bataillons unterstützt wurden. Die schon ein-

[1] Neue militärische Zeitschrift. Wien 1812. Gedruckt bei Anton Strauß. 1. Band 3. Heft. S. 71–92.

gedrungenen Grenadiers wurden von den 200 Mann wieder herausgeworfen, und hierauf durch 30 Bataillons unterstützt, welche mehrere Generale anführten. Der Kampf dauerte zwei Stunden mit größter Heftigkeit. Endlich drangen die zwei Regimenter Poitou und Royal Roussillon ein. Die 200 Mann nahmen keine Schonung an, und blieben insgesammt auf dem Platze. Aber die Stürmenden verloren 2000 Mann, und fast alle Grenadierhauptleute blieben todt.«

»Der Name Leonidas ist seit vielen Jahrhunderten bis zu uns gekommen. Noch ist nicht ein Jahrhundert hinter uns, und wer weiß den Namen des tapfern Lünette-Commandanten, und in welch' anderer Geschichte, als in dem Leben ihres großen Gegners, des Marschalls Villars, von ihm selbst geschrieben, geschieht der 200 Helden Erwähnung? Doch zürnt nicht heilige Schatten«

»»Die Nachwelt wird auf Euch, als auf ein Muster sehen««
»»Die künftigen Helden ehren Euch««
»»Euch und in Eurem Tod den Namen Oesterreich!««
»»Denn Freiburgs Felsen sind Euch ewige Trophäen.««

Diese edelmüthige Rüge erwiederte der verdienstvolle Herausgeber eben so edelmüthig, indem er sich beeilte, das Andenken dieser Tapfern, durch die Beschreibung der »Belagerung« von Freiburg im Jahre 1713, nach dem Original-Belagerungs-Journal des Festungs-Commandanten und k. k. Feldmarschall-Lieutenants Ferdinand Freiherrn von Harrsch, zu ehren, und jedem braven Soldaten ein Beispiel aus der österreichischen Kriegs-Geschichte zu geben, »wo man noch nichts von schneller Uebergabe der Festungen wußte, da besonders die Vertheidigung der Lünette »als eine der größten Heldenthaten in der Geschichte der »Welt mit den Namen der Helden, welche sie vertheidigten, aufbewahrt zu werden verdient.«

Major Schels schildert, in gewandtem, auch bei Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände jedem Gebildeten verständlichem, wo es zulässig ist, sogar blühendem Style, die ungeheueren Beschwerden, Aufopferungen und Gefahren des Festungskrieges für beide streitende Theile, besonders für die Belagerten, weil diesen auch die Augenblicke der Ruhe, in dumpfen Kasematten und Souterrains bei magerer Kost verlebt, nur Schutz nicht Erholung gewähren, und, nach höchster Kraftanstrengung, selbst den ausdauerndsten Muth zu erschöpfen vermögen.

Der Commandant von Landau, Prinz Alexander von Würtemberg, mußte sich (am 20. August 1713), nach tapferer Gegenwehr, mit 8000 Mann zu Kriegsgefangenen ergeben. — Die Jahreszeit war weit vorgerückt, der Regen stürzte in Strömen herab, dichte Nebel verbargen selbst die nächsten Umgebungen, die strengste Kälte drohte Geduld und Muth zu erschöpfen. — Dennoch beschloß der Marschall Herzog von Villars auch noch Freiburgs sich zu bemächtigen, ein Unternehmen dieses großen Feldherrn um so würdiger, als er die Stärke der Freiburg umgebenden Werke und den Heldenmuth der gegen 10.000 Mann zählenden Besatzung kannte, und die Armee seines großen Gegners, des Prinzen Eugen von Savoyen, in den verschanzten Linien von Ettlingen wußte. — Schon am 15. September traf die Nachricht, die französische Armee stehe bei Ettenheim, in Freiburg ein. Der Festungs-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Baron Harrsch bereitete sogleich die Stadt zur Belagerung vor, vermehrte aus der Umgegend die Vorräthe an Lebensmitteln, und besetzte sowohl das für unüberwindlich gehaltene obere Schloß, St. Peter, als das untere jedes mit 1500 Mann, unter dem Commando der Obersten Dominique und von Hannstein.

Der französische General Graf von Bourg rückte (16. Sept.) mit vierzig Bataillons und 40 Eskadrons nach Freiburg, mit ihm vereinigte sich (19. Sept.) General d'Ahsfeld mit sechs Bataillons Infanterie und acht Kavallerie-Regimentern.

Villars, von den Herzogen von Bourbon, Conti, Richelieu und Guiche, von den Grafen von Broglio, Nangis, Sully, und der Blüthe des französischen Adels begleitet, dehnte seine, auf 150.000 Mann geschätzten Truppen um Freiburg aus.

Die Belagerten zündeten (22. Sept.) die Vorstädte an, und brachen die Brüke über die Treisam ab. — Der Bau der Lünette wurde Tag und Nacht von 500 Arbeitern fortgesetzt. — Die Belagerer boten dagegen mehrere Tausend Bauern jenseits des Rheins auf, um an einer Menge Wege, zur Verbindung ihrer Armeetheile, zu arbeiten.

Am 1. October brach der Oberst-Lieutenant von Bettendorf mit 600 Mann aus der Stadt, und warf mehrere französische Bataillons aus ihren Transcheen; Tags darauf geschah wieder ein glücklicher Ausfall aus dem oberen Schlosse, welchem mehrere eben so glückliche folgten.

In der Stadt war eine sehr große Menge Menschen, die nicht hinein gehörte; der ganze weibliche Adel jener Ge-

genden, Officiersfrauen u. dgl. Für diese wurden bei dem französischen Feldherrn Reisepässe angesucht, die er aber nur äußerst wenigen bewilligte.

Am 5. October begannen die Belagerer das obere Schloß, am 6ten die Stadt zu beschießen. Es gelang ihnen, der Stadt alles Wasser zu nehmen, so daß das ganze Bedürfniß aus einem einzigen Ziehbrunnen und einigen Quellen im Stadtgraben genommen werden mußte.

Während dieser Zeit näherte sich Prinz Eugen Freiburg. Er hatte zwei Annäherungslinien, durch das Gebirge und durch die Ebene. Villars besorgte in dieser Ungewißheit, seine Armee theilen zu müssen, ließ daher das ganze Gebirge verschanzen, stellte dort ein Beobachtungskorps auf, machte dadurch der kaiserlichen Armee das Vorrücken durch die Gebirgsthäler unmöglich, und konnte die Belagerung ohne fernere Besorgnisse fortsetzen.

Die Breschen auf der St. Leopolds- und St. Josephs-Bastion wurden sehr groß; aber man gab sich alle erdenkliche Mühe sie schnell wieder aufzuräumen.

Der anhaltende und starke Regen machte die Minen der Belagerten sinken und befeuchtete sie so sehr, daß sie ganz ausgeladen werden mußten.

Am 12ten stürmte der Feind die Contrescarpe der Redoute im Loch fünfmal, und bemächtigte sich endlich derselben, wurde aber am nächsten Morgen wieder herausgeschlagen. Der Major von Kreuzberg und mehrere hundert Mann blieben hierbei. Die Stürmenden verloren 7- bis 800 Mann.

Am 13ten Abends war schon der feindliche Sturm auf die Lünette jede Stunde zu erwarten. Die Franzosen hatten sich derselben auf allen Seiten bis an die Gorge genähert; sie mußten sie nothwendig wegnehmen, ehe sie die Contrescarpe der Hauptwerke angreifen konnten.

Der, in die Contrescarpe marschirende Oberst Tillier erhielt den Befehl, die Lünette, worin als poste d'honneur, der Major Baron Rehling, des Infanterie-Regiments Salzburg, für diesen Tag das Kommando übernahm, aufs äußerste vertheidigen zu lassen, wenn aber der Feind sie endlich im Besitz hätte, die Minen anzuzünden, und gleich darauf mit größtem Nachdruck einen Ausfall zu machen.

Gegen Abend füllten sich alle Approschen mit feindlichen Truppen, welche das Bajonnet aufgepflanzt hatten. — Weil damals nur in außerordentlichen Fällen das Bajonnet auf das Schießgewehr gesteckt wurde, so war nicht zu zweifeln, daß der Feind Entscheidendes unternehmen wolle. Der Rest der Grenadiere wurde daher in die Contrescarpe geschickt, und ein Reservepiket von 200 Mann bestimmt, dahin zu eilen, wo der Angriff geschehen würde; alle Bataillons mußten sich zum Ausrücken bereit halten, die Minen der Lünette waren mit frischem Pulver geladen worden. — Doch diese Nacht ging ruhig vorüber.

Am 14ten Morgens begann der Feind die Lünette so heftig mit Kugeln, Bomben und Steinen zu beschießen, daß man genöthigt wurde, nur von der 150 Mann starken Besatzung noch die Hälfte hinter die Gorge zurückzuziehen, wo sie etwas mehr gedekt war.

Ein dichter Nebel, der den ganzen Tag über auf der Gegend lag, verbarg den Belagerten die Bewegung des Feindes. — Um die feindlichen Arbeiten zu zerstören, beschloß der Feldmarschall-Lieutenant Harrsch Nachmittags einen großen Ausfall zu machen. Der General-Major von Wachtendonk, der Oberst Graf Ueberacker, Oberst-Lieutenant Graf von Erbs, Major Hurter, 6 Hauptleute, 12 Lieutenants, 150 Grenadiere, 50 Dragoner zu Fuß, 400 Musketiere und 200 Arbeiter wurden dazu bestimmt. — Dieser Ausfall sollte während des Ablösens der Besatzung der Contrescarpe und zwar so geschehen, daß die neue Wache den Ausfall machte, während die alte auf allen Posten stehen bliebe, bis der Ausgang entschieden sei, und im Falle der Angriff gelänge, durch einen Ausfall auch ihrer Seits mitwirkte. — Die Artillerie der Festung sollte so viel als möglich durch ihr Feuer den Angriff unterstützen. — Die Stärke der alten und neuen Wache zusammen betrug 2560 Mann.

Um halb 6 Uhr wurde, durch zwei Kanonenschüsse, das Zeichen zum Ausfall gegeben, und die 800 Mann rückten aus dem bedeckten Wege. Aber in demselben Augenblicke gab auch der Feind ein Signal mit vier Bomben, und rückte in unübersehbarer Menge aus seinen Linien zum Sturm vor. — Die beiderseitigen Truppen stießen auf dem Glacis aneinander; es begann ein heftiges Gefecht, welches zwei Stunden anhielt, und sich damit endigte, daß die heldenmüthigen Kaiserlichen, von denen schon drei Viertheile gefallen waren, durch die starke Uebermacht der Feinde zurückgedrängt wurden, und die Contrescarpe verlassen mußten.

Diese ganze Zeit über stürmte der Feind unaufhörlich

die Lünette, in welcher sich der Major Baron Rechling von Salzburg und der Hauptmann Graf Klenau von den Plüschkeuischen Grenadieren mit höchstens 200 Mann befanden, und die mehrmals bis an die Lünette schon vorgedrungenen feindlichen Grenadier-Bataillons jedesmal mit beispielloser Tapferkeit wieder zurückschlugen. — Der bedeckte Weg war schon verloren, und noch volle zwei Stunden vertheidigten sich diese Helden gegen die ganze feindliche Armee, welcher es nicht eher gelang, diese 200 Mann zu besiegen, bis alle todt oder schwer verwundet, und außer Stand zu fechten waren[1].

(Fortsetzung folgt.)

[1] Vie du Maréchal Duc de Villars, écrite par lui même. Paris 1738. T. II. p. 285.

Beiträge zur Geschichte der Bergwerke im Lavantthale.

V.

Am 25. Juni 1594 begehrte Carl Ungnad, der sich damals zu Waldenstein aufhielt, die Belehnung über einen Bruch des »rothen Feuersteines zu Griffen« und zwei Gruben im Kaisereck bei Schieflern (Schiefling). Der bambergische Bergrichter Martin Görlitzer antwortete ihm (St. Leonhard am 25. Juni 1594), daß er früher über beide Gegenstände Erkundigung einziehen müsse. Am 2. Juli 1594 schreibt ihm Görlitzer, daß er ihm zwar die zwei Gruben verleihe, dabei es aber nicht in seiner Macht als Bergrichter stehe, ihm auch den angesuchten Steinbruch zu verleihen, da dieß nur eine Gnadensache des Vicedoms sey. Darauf erwiederte Ungnad, Waldenstein am 7. Juli, in bittern satyrischen Ausdrücken und sagte, daß nach dem ausdrücklichen Inhalte der bambergischen Berggerichts-Ordnung auch die Verleihung der Steinbrüche dem Bergrichter zustehe: »Aber Bergwerch Alt und Neuschürfe, wo die in unseren Herrschaften in Kärndten allenthalben aufgeschlagen (seyn mögen), die sollen mit anderen Dingen, die zu demselben Bergwerch und Schmelzen gehören, an Unserer (d. i. des Bischofs von Bamberg) Statt von unserem Bergrichter und sunst Niemanden empfangen werden, nach Inhalt Unserer Verordnung und kein Gefährd darin gebraucht werden.«

Da dieser Artikel allgemein von allen zu Berg- und Schmelzwerken gehörigen Dingen spreche, so müßte auch der rothe Stein zum Ausfüttern des Schmelzofens darunter verstanden werden und die Verleihung eines solchen Steinbruches Gegenstand der bergrichterlichen Gewalt seyn.

Der Bergrichter erholte sich beim Vicedom Johann Georg von Stadion Raths und bekam von diesem den Auftrag, dem Ungnad auf weiteres Dringen gar keine Antwort zu geben.

Der Grund dieser Verordnung kann also, wie Ungnad ganz wohl dargethan hat, nicht in der bambergischen Berggerichts-Ordnung liegen, sondern muß anderswo und zwar in den damaligen eigenthümlichen Verhältnissen zwischen der bambergischen Regierung zu Wolfsberg und der Familie Ungnad gesucht werden. Diese war durch Bamberg aus Franken nach Kärnten gezogen worden, wo sie von Bamberg die Herrschaft Waldenstein und die Burghuth zu Griffen zu Lehen bekam, und mit Bamberg stets in freundlicher Verbindung stand. Diese hörte aber auf, als Hans Ungnad, Landeshauptmann von Steiermark, zur protestantischen Lehre übergetreten und insbesondere als unter seinen Söhnen Ludwig, Carl, Simeon ꝛc. Waldenstein, nur drei Stunden von Wolfsberg entfernt, der Herd der Protestanten jener Gegend geworden war, und sich die Ungnade nicht nur in kirchlicher, sondern auch noch in manch anderer Beziehung der katholischen bambergischen Regierung zu Wolfsberg feindlich gegenüber gestellt hatten. Hieraus läßt sich nun obige Verweigerung, die in anderen Verhältnissen gewiß nicht erfolgt wäre, so wie manche andere Reibung genügend erklären.

Der Vicedom wußte übrigens nur zu gut, welchen empfindlichen Nachtheil er durch diese Verweigerung dem Betriebe des Eisenwerkes zu Waldenstein zufüge, da dieser rothe Stein zum Aussetzen (Ausfüttern) des Schmelzofens unumgänglich nothwendig ist, und durch keinen andern Stein ersetzt werden kann. Dieser rothe feuerfeste Stein brach aber nur bei Griffen (man sieht solche Anbrüche schon gleich beim Anfange des Griffnerberges vom Granitzbache aufwärts) und hinter St. Paul gegen die Drau zu, wo auch jetzt noch die schönsten Stücke gebrochen werden.

Der Vicedom wollte also zur Demüthigung des Ungnad dieses Gesuch nur als Gnade bewilligen.

Dr. K. Tangl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

55. Mittwoch, den 12. Juli 1837.

Die Grafen von Harrsch.

(Fortsetzung.)

Harrsch ließ nun die nächsten Posten an der Contrescarpe verstärken, und befahl die Minen anzuzünden. Aber die Würste waren abgeschnitten. — Die Belagerten mußten sich daher ganz in die inneren Werke zurückziehen (am 15.).

General Weitersheim und Oberst Tillier geriethen während des Sturmes in Gefangenschaft; der übrige Verlust der Belagerten bestand aus 800 Mann, worunter nur 96 schwer Verwundete dem Feinde in die Hände fielen.

Der Marschall Villars hatte zu diesem Sturme, außer der Besatzung der nächsten Transcheen, 40 Grenadier-Compagnien, 12 Compagnien Dragoner zu Fuß, und 18 Bataillons verwendet. Nach eigenen Angaben der Feinde bestand ihr ganzer Verlust an Todten in 35 Hauptleuten, 100 subalternen Officiers und 1800 Gemeinen, der Marschall Villars selbst, der Herzog von Richelieu, mehrere hohe Officiere, 70 Hauptleute, 180 Officiere und 3000 Gemeine waren verwundet. Gefangene hatten die Oesterreicher gar keine gemacht.

Die feindlichen Approchen gegen das obere Schloß hatten sich nun auch schon auf 50 Schritte der Bresche genähert, obgleich die Belagerten dem Feinde jeden Schritt durch Contreapprochen streitig gemacht, und ihm durch herabgerollte Bomben und Handgranaten sehr viel Schaden zugefügt hatten.

Am 17ten wurde ein zweistündiger Waffenstillstand, zur Begrabung der Todten, geschlossen.

Am 18ten hatten die Franzosen schon 6 Batterien auf dem bedeckten Wege angelegt.

Am 20sten fingen sie an Bresche zu schießen, und zugleich, mit Steinen und Faschinen, Gallerien durch die nassen Gräben gegen die attakirten Werke zu führen. Auch demontirten sie durch ihr Bombardement den größten Theil der Artillerie der Festung.

Baron Harrsch, obgleich an Podagra und Chiragra leidend, und ungeachtet die Witterung außerordentlich schlecht war, ließ dennoch täglich auf die Attake sich tragen und visirte sie. — Auch befahl er auf der alten Stadtmauer Batterien zu errichten.

Am 28sten suchte der Feind die Treisam abzuleiten, und es gelang ihm dadurch, das Wasser im Festungsgraben zu vermindern.

Am 31sten waren die feindlichen Gallerien, welche die Belagerten schon ein paarmal zerstört hatten, wirklich an die Breschen angehängt, und die Feinde verbauten sich dort sogleich mit Woll- und Sandsäcken. — Die Franzosen hatten bisher beständig an Minen gegen das obere Schloß und die Redoute gearbeitet. — Man mußte einem Sturm entgegen sehen. — Die ganze Garnison erhielt daher Befehl auszurücken, und bis gegen Morgen in Bereitschaft stehen zu bleiben.

Um 7 Uhr Abends beschoß der Feind den angegriffenen halben Mond eine Stunde lang sehr heftig mit Steinen und Bomben und erstürmte ihn sodann. — Die Besatzung bestand aus 225 Mann, wovon sich 2 Hauptleute mit 60 Mann, größtentheils verwundet, noch in das Reduit zurückzogen. — Zugleich stürmten die Franzosen die Redoute im Loch, wurden aber zurückgeschlagen.

Diese Umstände bewogen aber den Commandanten, sich mit 1500 Mann auserlesener Truppen in das untere Schloß zurückzuziehen. — An demselben Tage hatte Villars beschlossen, um Mittagszeit durch 140 Grenadier-Compagnien und 30 Bataillons einen Generalsturm anlegen zu lassen.

Nach Uebergabe der Stadt schickte der Marschall seinen General-Major der Infanterie, de Contades, mit zwei

andern Generalen, zu dem F. M. L. Harrsch in das untere Schloß, und ließ ihm bedeuten, daß, weil Harrsch keine ordentliche Capitulation für die Stadt gemacht hätte, er ihm alle zurückgelassenen Officiersfrauen, Kranke und Verwundete auf die Contrescarpe des Schlosses werde legen lassen. Am nämlichen Abend trug er eine Capitulation an, die aber nicht angenommen wurde.

Am 2. November schickte Harrsch, mit Villars Bewilligung, den Major Heinze nach Ludwigsburg, um den Prinzen Eugen von der Lage der Dinge zu unterrichten und Verhaltungsbefehle zu erbitten. — Zugleich trug Villars selbst an, bis zu dessen Zurückkunft die Feindseligkeiten einzustellen. — Ungeachtet dieser Uebereinkunft benützten die Franzosen doch diese Zeit dazu, ihre Batterien gegen beide Schlösser vorzubereiten.

Die Behandlung der in der Stadt gemachten Gefangenen war barbarisch. Den Damen und Offiziersfrauen wurde Alles weggenommen, Kranke und Verwundete wurden ausgezogen und ihnen nicht einmal Brot und Wasser zugelassen! Den Bürgern der Stadt wurde, bei Todesstrafe, verboten, diesen Unglücklichen Brot zu verkaufen! — Villars erklärte, sie müßten von den Vorräthen der Schlösser verpflegt werden, damit diese desto früher verzehrt, und die Besatzungen durch Mangel zur Uebergabe genöthigt würden.

Harrsch konnte diese Unglücklichen nicht unterstützen, ohne seine eigenen Vertheidigungsmittel zu schwächen. Doch ließ er den Truppen bekannt geben, daß es jedem erlaubt sey, von seiner eigenen täglichen Portion Brot, Wein und Fleisch etwas sich abzudarben, und damit die unglücklichern Waffenbrüder zu unterstützen.

Auch ließ er, vom 6. October angefangen, die Brotportionen der Garnison um ½ Pfund verkleinern, und das dadurch Ersparte den Verlassenen zuschicken, von welchen Viele schon aus Hunger, Mangel an Aerzten, Verband und Arzeneien, die ihnen versagt wurden, gestorben waren. — —

Am 11. November ließ Villars sogar mehrere Kranke und Verwundete an den Fuß des Glacis bringen und mit Gewalt gegen das Schloß hinauf jagen! — Aber da sie nicht aufgenommen wurden, und die Festigkeit des Commandanten auch hierdurch nicht gebeugt werden konnte, so wurden sie wieder in die Stadt zurückgebracht.

Im Belagerungs-Journal, sagt Major Schels (am a. O. S. 90), ist die ganze, zwischen Harrsch und Villars, über diese unerhörte Barbarei geführte, französische Correspondenz wörtlich eingetragen[1]. Villars thut, in der Geschichte seines Lebens (II. 291—293), auf diesen Einfall sich viel zu Gute, eine tapfere Garnison zur Uebergabe zu zwingen. Einen rührenden Gegensatz bildet die gutmüthige Erzählung des heldenmüthigen Harrsch, wovon Schels folgende Stelle mittheilt:

»Am 4. November — — — da ich aus der Antwort »des Marschalls Villars klar sehen muß, daß der Feind »durch das Brot an die Gefangene, Kranke und Blessirte »umb so viel ehender mich fallen lassen will, bleibe bei »meiner Resolution, nichts abzugeben, damit desto länger »dauern möge, indessen aber lasse den löblichen Bataillons »sagen, wenn jemand aus Liebe der armen Gefangenen, »au seiner portion Brodt und Wein, so auch Fleisch, so »heunt absonderlich und zwar den Wein an Ihro Kaiser. »und Königl. kathol. Majestät Namenstag doppelt reichen »lassen, abbrechen wollten, sie gar wohl thun wurden, »hatt sich alsobald das löbliche Beversche Bataillon, und »so fohrt andere mehr hiezu offerirt, auch ich selbst den »Rest der heuntigen Malzeit, da eine Tafel von 25 »Kouverts deken lassen, mit Zuesatz eines halben Rinds »von meinen eigenen in 7 Kesseln auf morgen hinab zu »bringen verordnet.« —

Da der, vom Prinzen Eugen zurückgekommene Major Heinze keine entscheidende Antwort brachte, ließ Harrsch den General Wachtendonk dahin abgehen, um bestimmte Befehle einzuhohlen. Der Waffenstillstand wurde bis dahin verlängert.

Die Franzosen fuhren fort, alle Werke der Stadt zu unterminiren.

Die Kälte nahm, gegen die Mitte des Novembers, so sehr zu, daß, bei dem gänzlichen Mange an Brennholz, eine Menge Menschen, besonders im untern Schlosse, erfroren.

Am 16ten traf General Wachtendonk mit Eugens Befehl zur Uebergabe ein. — Am nämlichen Tage wurde die Capitulation unterzeichnet, und am 17ten ein Theil der Festungswerke der Schlösser von den Franzosen

[1] Ich wünsche, daß es dem, von mir hochgeachteten Major Schels gefällig wäre, das einen weitern Leserkreis Ansprechende daraus, in diesen Blättern, ehestens als Beitrag zu meiner Skizze über die Grafen von Harrsch, mitzutheilen.

besetzt. — 867 Kranke und Verwundete blieben, unter kaiserlicher Bedeckung, in der Stadt zurück; die übrige Zahl der lange und heftig belagerten Garnison, über 5000 Mann, zog am 20sten in größter Parade, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und brennenden Lunten, mit vier geladenen Kanonen und zwei Mörsern, sammt der nöthigen Munition, aus der Festung.

Der Marschall Herzog von Villars, welcher, nach seiner eigenen Angabe, vor Freiburgs Mauern 15.000 Todte und Verwundete verloren, die Prinzen von Bourbon und Conty, die ganze französische Generalität, erwarteten diese Heldenschaar unweit des Predigerthors, und beeiferten sich um die Wette, ihren tapfern Feinden die höchste Achtung zu bezeigen. — Das Corps marschirte in die Gegend von Villingen und Rothweil, wo es sich mit dem Marquis Vaubonne vereinigte.

Kaiser Carl VI. bewies, wie sehr er mit dem Benehmen des Gouverneurs während dieser Belagerung zufrieden war, indem er (12. Juli 1714) Harrsch in den Grafenstand erhob, von Neuem in seinem Gouvernement bestätigte, und ihn zum Feldzeugmeister ernannte. Dieser kaufte (1719) von Raimund Grafen von Harrach die reitzend gelegene Herrschaft Margarethen am Moos in Nieder-Oesterreich, wurde unter die Landstände dieser Provinz aufgenommen, und starb am Ostersonntage 1722, an einem Fieber, welches er sich bei der Untersuchung der Sumpfgräben von Altbreisach zugezogen hatte.

Er hatte die empfehlungswerthe Gewohnheit, alle seine Beobachtungen und Erlebnisse genau aufzuschreiben, und obige Mittheilungen sind, mittelbar, zum Theil aus seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten, welche im Grand Dictionnaire historique de Moreri (Vol. IV) benützt wurden. — Die darin ausgesprochene Hoffnung, daß seine beiden Söhne, Ferdinand und Philipp, bald diese anziehenden Denkwürdigkeiten ihres Vaters, mit den nöthigen Planen und Karten, veröffentlichen werden, ist, so viel mir bekannt, leider nicht erfüllt worden, und vielleicht ist auch diese, für die Zeitgeschichte wichtige Schrift von hundertjährigem Staube bedeckt, oder für immer verloren.

Seine, ihn lang überlebende Witwe verweilte gern in ihrer freundlichen Besitzung, verschönerte ihr, über ein halbes Jahrtausend altes Schloß, das früher eine ziemlich feste Burg war, und wirkte überhaupt für ihre Herrschaft wohlthätig. — Sie ließ die uralte Capelle, welche schon zu Zeiten der Römer gestanden, und ehemals ein heidnischer Tempel, dann die erste Pfarrkirche des Ortes gewesen seyn soll, (1727) wieder feierlich einweihen, und es wurde auch durch ihre vielvermögende Mitwirkung die dermalige Pfarrkirche, welche vom Herzog Heinrich Jasomirgott (1144) erbaut worden seyn soll, und früher als Tochterkirche nach Bruck an der Leitha gehörte, den Geistlichen aus der Versammlung des heiligen Apostel Paulus (Barnabiten) übergeben, welche dort ein Klostergebäude aufführten, das sich jedoch durch spätere Zeitverhältnisse nicht begünstigt sah. — Sie entschlummerte im hohen Alter (1756) und ihr Grabmal gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Kirche zu Margarethen am Moos [1].

(Schluß folgt.)

Der große Saal im ständischen Landhause zu Wien und einige Festlichkeiten,

welche in demselben veranstaltet worden.

Aus handschriftlichen Urkunden entnehmen wir, daß bereits im Jahre 1551 (den 20. April) der Anfang gemacht wurde, das Gewölbe dieses Saales zu erbauen, daß aber erst im Jahre 1710 der Maler Peluzzi, der Marmorirer Hagmüller, der Bildhauer Brodi und der Vergolder Koch den Auftrag erhielten, ihn durch ihre Kunst zu verherrlichen. Wer hat nicht schon oft mit Vergnügen jene Bilder betrachtet, welche die vornehmsten Flüsse Oesterreichs darstellen, denen nach dem gegenwärtigen Länderbestande unserer Monarchie freilich noch Andere beizufügen wären!

Als im Jahre 1759 der Krieg um Schlesien am heftigsten entbrannt war, verfaßte man unter andern folgende Strophen, welche eine Anspielung auf die erwähnten Abbildungen enthalten:

---

1 Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, u. s. w. Von Fr. Schweickhardt Ritter v. Sickingen. 3. Band. Viertel unterm Wienerwald. Wien 1831. Gedruckt bei den PP. Mechitaristen. S. 168 ff.

Könnt' ich doch, berühmte Flüsse,
Eure Krüg' und Wassergüsse,
Gold und Silber prächtig sehn!

Flöße doch aus euren Krügen
Ein so treffliches Vergnügen;
O was dürfte nicht geschehn!

Noch mehr Flüsse würden eilen
Ihren Schatz mit uns zu theilen
Und mit euch in Bund zu stehn.

Nicht erst morgen, — diese Stunde
Hörten wir schon von dem Bunde,
Den die Oder ein will gehn.

Eile doch, getreue Oder!
Lauf', durchwasch' den schweren Moder
Laß des Feindes Stürme wehn;

Schmücke dich mit Silbergüssen,
Eile zu Theresens Füßen,
Hilf ihr Oesterreich erhöhn!

Bring' ihr, wie die Donau, Schätze,
Unterwirf dich dem Gesetze,
Unter dem wir alle stehn.

Von den Festlichkeiten, welche in jenem ehrwürdigen Saale bereits abgehalten worden, heben wir nur folgende heraus:

Am 24. Januar 1621 hielt Kaiser Ferdinand II. daselbst eine große Tafel und Ball. Der Herr Prälat von der Karthause zu Gaming lieferte hierzu die köstlichsten Fische und wurde als Gast zur Tafel gezogen. Die eigentliche Veranlassung dieses Festes war der am 9. November 1620 von den kaiserlichen Kriegsvölkern über den Churfürsten von der Pfalz auf dem weißen Berge bei Prag erfochtene Sieg.

Den 20. Februar 1631 wurde von der kaiserl. Burg ein Gang zu dem oft erwähnten Saale gebaut, auf welchem der ganze Hofstaat herüber kam, den Vermählungstag Ferdinands III. mit Maria Anna Infantin von Spanien in Lustbarkeit zu begehen, und einem Schauspiele beizuwohnen, das auf Veranstaltung Kaisers Ferdinand II. allda aufgeführt wurde.

Nachdem der Saal, wie schon erwähnt, im Jahre 1710 auf das prächtigste ausgeschmückt worden war, veranstaltete man in demselben einen masquirten Ball, dem der Kaiser Joseph I. mit seinem ganzen Hofstaate und allen geheimen Räthen und Kammerherrn beiwohnte. Ihre Majestäten sahen Anfangs dem Maskengewühle auf einem erhöhten Platze zu, mischten sich aber bald in Gesellschaft aller Erzherzoginen selbst unter die Gäste und blieben bis gegen den Morgen.

Im Jahre 1759, den 25. Juli, wurde die im Landhause schon im Jahre 1659 erbaute Privat-Capelle durch den Erzbischof von Wien, Christoph Grafen von Migazzi, sub titulo: Beatissimae Mariae Virginis oblatae (Maria Opferung) unter den gewöhnlichen Ceremonien feierlichst consecriret, welchem Akte der Erzherzog Joseph und die Erzherzogin Maria Christina in der daranstoßenden Prälatenstube beiwohnten.

Nach vollendeter Einweihung wurden beide kaiserliche Majestäten, und Ihre königl. Hoheit die Erzherzogin Maria Anna von dem damaligen Landmarschall, Fürsten Wilhelm von Trautson, und sechs ständischen Deputirten unter Trompeten- und Paukenschall am Fuße der großen Stiege allerunterthänigst empfangen. Der allerhöchste Hof wohnte hierauf zwei Messen bei, welche in der neu geweihten Capelle von dem H. Abte zu Göttweig und dem H. Abte zu Lilienfeld nacheinander gelesen wurden, worauf man die sämmtlichen Rathszimmer, wie auch die Buchhalterei, Registratur und das Rait-Collegium, deßgleichen die Landtafel-Stuben in Augenschein nahm. Die Kaiserin zog sich hiernach in die Herrenstube zurück, die zu ihrem Empfange auf das prächtigste meublirt worden war, der Kaiser aber besichtigte noch das Obereinnehmer-Amt und das im sogenannten kleinen Landhause befindliche Tabak-Amt. Den Beschluß machte eine große Tafel von 29 Gedecken, welcher der Kaiser und die Kaiserin, dann der Erzherzog Joseph und die Erzherzoginen Maria Anna und Christina, ferner der Hr. Erzbischof von Wien, die Aebte von Lilienfeld und Göttweig, der Probst von St. Dorothea, die Fürsten und Fürstinen von Trautson und Auersperg, die Grafen und Gräfinen von Khevenhüller, Breuner, Ulefeld Harrach, Colloredo, Lamberg, Paar, Loschy, Vasquez und der Baron von Reischach beiwohnten.

In demselben Jahre 1759 wurden auch während der Fastenzeit zum ersten Male 14 musikalische Akademien im Landhaussaale abgehalten; wobei die berühmtesten Virtuosen sich hören ließen; der Hof selbst und der höchste Adel beehrten dieselben mit ihrer Gegenwart.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

56. Sonnabend, den 15. Juli 1837.

Die Grafen von Harrsch.

(Schluß.)

Ihr älterer Sohn und Erbe, Ferdinand Philipp Graf von Harrsch — der jüngere scheint früh gestorben zu seyn — widmete sich ebenfalls schon in seinem Jünglingsalter mit Auszeichnung dem Kriegsdienste, und legte in den Feldzügen von 1716 bis zur Beendigung des siebenjährigen Krieges durch den Frieden zu Hubertsburg (15. Februar 1763) vielfältige Beweise seiner Tapferkeit und Erfahrungen, besonders in der Ingenieurskunst, ab.

Er vermählte sich (1734), als Hauptmann, mit Luise Freyin von Stöcken. Als Commandant von Prag gebührte ihm, weil der damals auch dort befindlich gewesene General Graf von Ogilvi nicht befehligte, allein die Ehre der Vertheidigung, und obgleich er wegen des außerordentlich starken Feuers der Belagerer, und wegen der, für die große Stadt unzureichenden Besatzung, in Ansehung der regulären Truppen, genöthigt war (16. September 1744), zur Capitulation zu schreiten, so gaben ihm doch selbst die Preußen, welche bei dieser Belagerung den heldenmüthigen Prinzen Wilhelm verloren (12. September), den in den Laufgräben ein Kanonenschuß tödtete, das Zeugniß, daß er den ihm anvertrauten Posten länger würde behauptet haben, wenn es nur auf Tapferkeit angekommen wäre, denselben zu vertheidigen[1].

Auch er wurde (1750) geheimer Rath, General-Feldzeugmeister, General-Prodirektor des Ingenieur-Corps und Fortificationswesens. Er war (1794) Commandirender in Mailand, erhielt bei der Belagerung von Glatz mehrere Kopfwunden, arbeitete, als bevollmächtigter Commissär (1752 und 1753), bei der Inner-Oesterreichischen Gränzscheidungs-Commission und bei den Gränz-Irrungen mit der Republik Venedig. Später (1757) übernahm er das General-Commando in Böhmen, und wurde, als Commandirender in Troppau (1772), mit geheimen, eigenhändigen Aufträgen des Kaisers Joseph beehrt, wie dieß schon früher (6. und 8. October 1771), von Teschen und Iglau aus, der Fall war.

Er entschlummerte (1792) in sehr hohem Alter, und ruht neben seiner Mutter, wie das Grabmal noch zeigt.

Sein einziger Sohn, Ferdinand Ludwig Graf v. Harrsch und Almedingen, wurde am 19. April 1737 auf seiner väterlichen Herrschaft, zu Margarethen am Moos, geboren. Er ließ die kriegerische Laufbahn seiner Voraltern unbetreten, erhielt seine Erziehung, als einer ihrer ersten Eleven, in der eben (November 1746) eröffneten Theresianischen Ritter-Akademie, und unternahm, nach Vollendung seiner Studien, eine wissenschaftliche Reise. Technik, besonders Chemie und Bergbaukunde, zogen ihn vorzüglich an, und er erwarb sich darin so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er schon in seinem 33sten Jahre (1770) Salzamtmann in Gmunden wurde.

Die Zeit seines dortigen Aufenthaltes gehörte zu einer Glanzperiode der reitzend gelegenen, aber damals minder ausgedehnten und belebten Stadt. Sein, dort früher nie gesehener, blendender, fürstlicher Aufwand setzte die Bewohner in Staunen. — Im sogenannten Kammerhofe regten sich, unter der Leitung eines Haushofmeisters, wohl das erste Mal Köche, Tafeldecker, Kammerdiener, Mohren, und die, nach allen Abstufungen vorhandene, zahlreiche weibliche Dienerschaft seiner zweiten Gemahlin, gebornen Gräfin Vilana Perlas de Rialp; seine erste Gemahlin war eine geborne Gräfin von Fünfkirchen. Die reiche Tafel war selten ohne Gäste, und täglich gab es Lustbarkeiten und Unterhaltungen. — Mehr noch als

---

[1] Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs des andern, Königs in Preußen. Erster Theil, welcher die Geschichte der ersten sechs Regierungsjahre desselben, nämlich von 1740 bis zu Ende 1745, enthält. Mit Beilagen. Leipzig 1784. Im Verlag Adam Friedr. Böhmens. S. 298. ff.

diese fesselte aber Alle des Grafen liebenswürdiges Benehmen. Sehr eifrig und pünktlich im Dienste, glichen seine Anordnungen doch mehr Gesuchen als Befehlen. Bezeichnend für seine sehr zarte Behandlung der Untergebenen ist's, daß er, ein großer Theaterfreund und Stifter des ersten Theaters in Gmunden, auf welchem von Theaterfreunden, die er selbst bildete, fortwährend gespielt wurde, junge Beamte, die ihn manchmal um Erlaß der nachmittägigen Amtsstunden baten, damit sie ihre Rollen einstudieren könnten, mit Herzlichkeit ersuchte, ihn mit solchem Begehren zu verschonen, wenn sie ihm eine Freude machen wollen, denn der Dienst dürfe, ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung wegen, nicht im mindesten versäumt werden.

In diesem Sinne lautet auch der, dem Dionysius Cato zugeschriebene Vers (dist. 3, 7), welchen er über das Theater setzen ließ:

Interpone tuis interdum gaudia curis. —

Der ununterbrochene, in einer kleinen Provinzialstadt aus mehreren Ursachen noch kostspieligere Aufwand zog aber die Zerrüttung der Vermögens-Verhältnisse des Grafen von Harrsch nach sich, welche durch seine zahlreiche Dienerschaft, größtentheils junge, leckere Leute, noch bedeutend vergrößert und beschleunigt wurde. — Der edle Graf sah bald selbst ein, daß er, um größerem Unheile vorzubeugen, diesen Weg nicht mehr fortschreiten dürfe. Rückschreiten war nicht wohl zulässig. — Seine großmüthige Monarchin und Gönnerin entließ ihn daher auf seine Bitte (1774) wegen Kränklichkeit, bedingnißweise, mit dem ganzen Gehalte, bis zu seiner Wiederherstellung.

Mit Bewilligung des Bischofes von Passau, dem das Dominium damals gehörte, wählte er seinen Aufenthalt im Schlosse Starhemberg bei Haag, und lebte ganz seiner Familie und den Lieblingsstudien, besonders der Chemie, worin er auch in der literarischen Welt eine ausgezeichnete Stellung sich errang, obgleich in einer Richtung, die, nach dem Fallen des finsteren Nebels, welcher lange auf dieser einflußreichsten Wissenschaft lag, glücklicher Weise verlassen wurde.

Harrsch nämlich, in den Jahren für die Chemie wirkend, in welchen noch die Schriften aus Stahls Zeitalter den mächtigsten Einfluß übten, und von jenen kaum begonnenen Zeitalter Lavoisiers noch nicht siegreich verdrängt waren, huldigte leidenschaftlich der Alchemie. — Und wen könnte dieß befremden, der weiß, daß selbst diese, um die Chemie hochverdienten Männer, die ihre Namen »aufdrückten der rollenden Zeit,« an gleiche und ähnliche Möglichkeiten glaubten! Stahl an die Verwandlung unedler Metalle in Gold, Lavoisier an jene des Wassers in Erde! —

Von des Grafen von Harrsch gedruckten Werken ist mir bisher nur Eines bekannt geworden [1], und dieses bloß dem Titel nach, — aus Gmelin's gehaltreicher Geschichte der Chemie [2] und aus Meusel's gelehrtem Deutschland (4. Auflage, 2. B. S. 41).

Es ist jedoch wahrscheinlich, daß noch mehrere Werke vom Grafen Harrsch gedruckt wurden, und sein handschriftlicher Nachlaß sehr bedeutend war.

An lebendigere Thätigkeit gewohnt, verließ er (1782) Starhemberg und reiste nach Polen. — König Stanislaus II. empfing ihn mit Auszeichnung, dennoch gefiel es ihm weder in Warschau, noch in Polen überhaupt, dessen damalige Stürme der König nicht zu unterdrücken vermochte. — Seine Unbehaglichkeit wurde durch den Verlust von mehreren Tausend Dukaten noch bedeutend gesteigert, welche durch wiederholte Versuche, Gold zu machen, verloren gingen.

Graf Harrsch erhielt um diese Zeit von dem mächtigen Fürsten von Potemkin (gest. 15. October 1791) den Antrag, die Leitung aller Russisch-kaiserlichen Bergwerke, unter den vortheilhaftesten Bedingungen, zu übernehmen.

Er entsprach unverzüglich diesem ehrenvollen Rufe, bereiste das Gouvernement Arkhangel, den Mittelpunkt der Handelsgeschäfte eines großen Theils des nördlichen europäischen Rußlands, dann das Gouvernement Olonetz, berühmt wegen seiner großen Eisen- und Kupferbergwerke.

Daselbst hielt er längere Zeit sich auf, und vermählte sich wieder, in seinem 70sten Lebensjahre (1807), in Petrosawodsk, betrauerte aber bald auch den Verlust seiner dritten Gattin, welche durch eine auf sie gefallene Uhr getödtet wurde.

Auch noch im hohen Alter thätig, entsprach er, mit

---

1 Pyrotechnia sub limis seculi primaevi, vel liber meteororum. Viennae 1778. 4. maj.

2 Geschichte der Chemie seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Johann Friedrich Gmelin. Dritter Band. Die letzte Jahrzehente des achtzehnten Jahrhunderts. Göttingen bei Johann Georg Rosenbusch 1792. S. 244.

ausgezeichnetstem Erfolge, dem Wunsche, sibirisches Eisen für die Fabriken des europäischen Rußlands herbeizuschaffen, und endete, ein 81jähriger Greis (am 3. Mai 1818), zu Alexandrovierśky, sein thätiges, wechselvolles Leben, als »k. k. wirklicher Kämmerer, des österreichischen »St. Stephan« und des polnischen St. Stanislaus-Or»dens Ritter, Hofrath und Salzamtmann, Sr. Majestät »des Kaisers aller Reußen General-Major und Berg»hauptmann.«

Von seinen Kindern scheint der einzige Sohn, Ferdinand Philipp, vor dem Vater gestorben zu seyn, weil er, nach Sickingen (a. a. O. 173), in Folge Testamentsausspruchs seines Großvaters, nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft Margarethen am Moos erhalten sollte, jedoch bereits früher in den Besitz derselben gelangte, und sie schon im Jahre 1803, von Alois Grafen von Mocenigo, erkauft wurde.

Von seinen Töchtern erster Ehe lebt noch, als Sternkreuz-Ordens-Dame, Maria, verwitwete Gräfin von Taaffe. Louise starb als vermählte Freyin v. Skrbensky. — Pauline, die Tochter zweiter Ehe, ist dermal als Nichte des verstorbenen Grafen Johann von Vilana Perlas de Rialp, mit der Gräfin von Gallenberg, Besitzerin der Herrschaft Paasdorf (Sickingen V. 61.)

Ein Theil seiner gewiß sehr zahl- und gehaltreichen Schriften wurde nach seinem Tode, von der österreichischen Gesandtschaft in Rußland an die österreichische geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei gesendet, von dem größeren Theile wird vermuthet, daß er, wie es beim Tode ausgezeichneter, besonders entfernt von Verwandten hinüberschlummernder Männer leider nur zu oft der Fall ist, in fremde Hände gerieth. — —

Ich hoffe, Einiges zur Kenntniß der ausgezeichneten, in ihrem Mannsstamme ausgestorbenen Familie Harrsch beigetragen, und besonders die Schicksale eines Salinen-Oberamts-Vorstehers in Gmunden mitgetheilt zu haben, welcher durch Schultes als berühmter Reisender bezeichnet, von späteren Schriftstellern darum als solcher fortgenannt, aber bisher auch nicht von einem Einzigen näher geschildert wurde.

Aussee, in Steiermark, Juni 1837.

Der große Saal im ständischen Landhause zu Wien und einige Festlichkeiten, welche in demselben veranstaltet worden.

(Schluß.)

Ein besonders prächtiges Fest wurde endlich bei der Ankunft Ihrer königlichen Hoheit der Infantin Isabella von Bourbon abgehalten, welche schon am 7. September 1760 mit dem Erzherzoge Joseph per Procuratorem zu Parma vermählt worden war.

Der Einzug der allerdurchlauchtigsten Braut erfolgte in Wien am 6. October desselben Jahres.

Mit allerhöchster Begnehmigung wurde aber der 14. October zu dem großen Feste anberaumt, welches die treugehorsamsten Herren Landstände zu Ehren des jungen Brautpaares zu veranstalten beschlossen.

Der marmorne Boden des Saales wurde zum Tanzen mit Bretern bedeckt und ein Orchester für 60 Musikanten, 60 Landschafts-Trompeter und den Pauker an der Wand der Prälatenstube errichtet, der ganze Saal aber durch gemalte Auszierungen von Blumen, Obst und Gebüschen verherrlicht, und durch viele tausend Wachslichter sowohl auf den Lustern als an den Wänden in einen beleuchteten Lustgarten umgewandelt.

Der sowohl in- als ausländische, in Wien befindliche Adel wurde im Namen des Herrn Land-Marschalls und der l. drei oberen Herrn Stände durch zwölf ausgeschickte Land-Officianten zu diesem Feste eingeladen. Die Liste enthält gegen vierhundert Herren, Frauen und Fräulein des höchsten Adels, dann vierzehn Gesandte mit ihren Gemahlinen und Kindern, vier und zwanzig Hofdamen, fünf Stiftsdamen u. a. m.

Alles mußte in der sogenannten Lusttracht, d. i. in einem weißen Domino, die Damen aber ohne große Reifröcke erscheinen.

Gegen 7 Uhr kamen Ihre kaiserlichen Majestäten, das allerdurchlauchtigste Brautpaar, mehrere Erzherzoge und Erzherzoginen über den von der kaiserlichen Burg bis in das Landhaus erbauten hölzernen Gang, durch die Prälatenstube unter dem Orchester durch in den Saal. Der Erzherzog Joseph und seine Gemahlin Isabella eröffneten den Ball; man tanzte französische, englische und deutsche Tänze. Dieß

dauerte bis 10 Uhr, wo sich der allerhöchste Hof in die Herrenstube verfügte, um daselbst ein Soupe r einzunehmen. Die Gemahlin des Landmarschalls Fürsten von Trautson hatte die Tafel für die zwölf Glieder des Erzhauses von Oesterreich auf das geschmackvollste hergerichtet. Zwölf Edelknaben mit vielen Hofbedienten unter Leitung des erzbischöflichen und fürstlich Trautsonischen Haushofmeisters hatten die Bedienung der Tafel zu besorgen. Nur der Landmarschall und Se. Excellenz der Graf v. Lamberg waren bei den Sesseln JJ. MM. anwesend, und die fürstliche Hauswirthin kam je zuweilen die Kaiserin zu bedienen.

Während dessen wurde der ganze im Landhaus anwesende Adel an acht anderen Tafeln auf das herrlichste bewirthet; da aber die Zahl der Gäste zu groß war, so konnten nur die Damen sitzen und die Cavaliers mußten sich nach Belieben behelfen. Die Speisen wurden in vier benachbarten Herrschaftshäusern zugerichtet, weil in dem Landhaus der Platz nicht zulänglich war. Die Herrschaften hatten ihre eigenen Haus-Officiers zur Bewirthung mitgebracht, welche nach aufgehobenen Tafeln in den Rathsstuben ebenfalls mit Ueberfluß bewirthet wurden.

Um jede Gefahr zu vermeiden, wurden alle zum Feuerlöschen nöthigen Werkzeuge gehörigen Orts bereit gehalten, und 48 Arbeitsleute waren an verschiedenen Orten vertheilt. Alle Musiker waren in Roth mit silbernen Borten gekleidet, die landschaftlichen Bothen, Heitzer, Thorsteher, Stadthüter und die k. m. Gerichtsbothen hatten insgesammt in ihrer Galla-Livree die Beleuchtung zu besorgen, und nachzusehen, damit die Wachskerzen, deren Zahl sich auf 5000 Stücke belief, abgewechselt, geputzt und außer Gefahr gehalten würden.

Unter dieser Belustigung verweilte der allerhöchste Hof bis Mitternacht, der übrige Adel aber bis 4 Uhr in der Früh.

Miscellen.

Zum Jahre 1683 enthalten die noch ungedruckten Jahrbücher der Augustiner nächst der Burg zu Wien nachstehende Angabe: »Vor abgewichenen 10 Jahren, als noch unser altes Kloster, und das Felsische Haus gestanden, wir auch den Winterchor auf die Gassen hinaus hatten, und das verdrüßliche Geschrei von Schweinen, Kälbern und Schafen wöchentlich anhören mußten, hat der Pater Prior den Pater Abraham a S. Clara zu dem Bürgermeister geschickt, ihn bittlich zu ersuchen, den Schweinmarkt anderswohin zu transferiren, daß wir also mehr mit Davide psalliren, als mit Esau singen möchten können; welcher Bitte Herr Bürgermeister lachend eingewilligt, den Schweinmarkt zu den alten Kärntnerthore gegen der Schmide über hinfüran halten, nachmalen gar außer das Thor transferiren lassen.

Ferdinand I. Patent an alle Hauptleute, Pfleger, Verweser, Bürgermeister ec. der Grafschaft Tirol (18. Aug. 1528): „Er habe, obwohl vor kurzer Zeit ein ernstlich Verboth dagegen ausgegangen, vernommen, daß selbst die gemeinen Bauersleute mit Büchsen über Land und an das Gebirg gehen, mit dem Vorgeben zwar, als ob sie damit den Dachsen, Wölfen, Bären und andern dergleichen Thieren, die dem Wildpret schädlich, allein nachgingen, was indessen nicht so, sondern hell am Tag ist, daß sie nicht allein das Wildpret, welches wir zu unserer fürstlichen Lust haben lassen, schiessen und mindern, sondern auch die wandernden Leute auf den Straßen, auch mit Kreucz und Wurfhacken überfallen, beschädigen und entleiben; demnach soll von den Kirchen aus das Tragen der Gewehre verbothen werden, wie es bereits in den übrigen österreichischen Landen und in Böhmen mit gutem Erfolg geschehen ist. Den Unterthanen wird ein Termin von vier Wochen, den ausländischen Kaufleuten von zwei Monaten gestattet; Alles gegen eine Strafe von 20 Gulden Rheinisch von jedem Stücke Büchsen, dem Verlust derselben und Einsperrung in einen festen Thurm mit Wasser und Brot auf vier Wochen. Von den 20 Gulden sollen jene, welche fleißig befunden werden, ein Viertel erhalten, das übrige aber bei der tirolischen Kammer zur Verrechnung kommen.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C.M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

57. Mittwoch, den 19. Juli 1837.

Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

V.

Ueber die Siegel der österreichischen Herzoginen.

Nicht nur größere Seltenheit, sondern auch genealogische Wichtigkeit machen die mittelalterlichen Siegel der Damen höheren Adels, vorzüglich der regierenden, zum interessanten Gegenstand sphragistischer Forschung; zugleich liefern sie die Belege, daß die Frauen in dem Rechte, Siegel zu führen, den Männern durchaus gleichgestellt waren, und hierauf weder der verehelichte, noch der unverehelichte Stand irgend einen Einfluß hatte[1].

Rücksichtlich der darauf enthaltenen Darstellungen zerfallen die Siegel regierender Frauen in zwei Hauptklassen: in solche, worauf wir die Dame selbst sitzend, stehend oder reitend, bisweilen auch nur das Brustbild, mit oder ohne Wappen erblicken, und in jene, worauf sich bloß Wappenschilde, und zwar das väterliche, oder das des Gemahls, oder beide vereinigt befinden.

Bei den Siegeln österreichischer Herzoginen müssen die Unterabtheilungen in beiden Hauptklassen beschränkt werden, denn von der erstern kommen nur Siegel vor, auf welchen die Dame sitzend oder stehend dargestellt ist, und von der andern sind mir bisher nur solche bekannt, worauf die Wappen des Vaters und des Gemahls vereinigt sind.

Reitersiegel von deutschen Damen kommen sehr selten vor; Herrgott gibt uns die Abbildung eines solchen von Margaretha Gräfin von Kiburg vom Jahre 1252[1], einiger anderer erwähnt Gerken[2], häufiger erscheinen sie bei flandrischen[3], französischen und englischen Fürstinen[4]; Siegel mit Brustbildern gehören größtentheils zu den ältesten, wie jenes der Richeza Königin von Polen und Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried vom Jahre 1051, dann der Pfalzgräfin Adelheid v. J. 1097[5]. Am gewöhnlichsten ist die stehende und sitzende Stellung mit, häufiger jedoch ohne Wappenschilde, welche im ersteren Falle entweder zu beiden Seiten der Figur angebracht sind[6], oder von der Dame in der Hand getragen werden[7]. Ein Helm über den Wappenschilden, oder von der Dame gehalten, bedeutet, daß sie selbst Land und Leute besaß[8]. Gerken glaubt, daß diese Wappenschilde erst in der zwei-

---

1 Ch. L. Scheidt: »Historische und diplomatische Nachrichten von dem hohen und niedern Adel in Deutschland,« stellt S. 230 die Behauptung auf, daß unverehelichte Damen sich noch im 14. Jahrhundert eigener Siegel nicht bedienen durften; allein Heineccius: de Sigillis veterum Germanorum, gibt Tab. XII. Fig. V. die Abbildung eines Siegels der Lutgard Gräfin von Schladen vom Jahre 1331 — und Gerken: Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik. Augsburg bei Stage 1781, erwähnt S. 20 eines Siegels der Margareth, Tochter Reinald II. von Geldern vom Jahre 1333, und S. 21 einer Maria Prinzessin von Burgund vom Jahre 1291, welche Damen sämmtlich unverehelicht, und deren Väter noch am Leben waren.

1 Genealogia. Tab. 22. Fig. 7.

2 Loc. cit. p. 59.

3 Vredius Genealog. des Comt. de Flandre und de Sigillis comit. Flandr. gibt mehrere Abbildungen: Herrgott entlehnte daraus das Siegel, worauf Maximilian I. mit Maria von Burgund, beide zu Pferde, dargestellt sind, de Sigilis. Tab. XI. Fig. II.

4 Tresor de Numismatique et de Glytique. Paris 1837, liefert in den Abtheilungen Sceaux des Rois, Reines, et grands feudataires de France, dann Rois et Reines d'Angleterre mehrere Abbildungen.

5 Beide in den Actis Academiae Theodoro Palatinae Tom. III. Tab. I. — Ein der späteren Zeit angehöriges ist jenes der Herzogin Margareth von Baiern, Monum. boic. Tom. III. Tab. III. Fig. 16.

6 Herrgott, de Sigillis Tab. IV. Fig. IV. — Monum. boic. Tom. III. Tab. III. Nr 14 und 15. — Margaretha Maultasche bei Steyerer comment pro hist. Albert II.

7 Gerken erwähnt mehrerer l. c. p. 55. — In meiner Sammlung befindet sich ein Siegel der Gräfin Beatrix von Görz und Tirol; die Dame sitzt, und hält in der Rechten das baierische, in der Linken das görzische Wappen. Wie bei Siegeln mit Wappen allein, führten auch hier verehelichte Damen bald das angeborne, bald das erheirathete Wappen oder beide zugleich. Unverehelichte konnten natürlich nur das väterliche gebrauchen.

8 Gerken l. c. pag. 19.

ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts auf den Hauptsiegeln erscheinen, in der früheren Zeit aber nur auf den Sekretsiegeln vorkommen [1], und erklärt deßwegen die Meinung Herrgotts, daß sie auf den österreichischen Frauensiegeln schon vor 1253 im Gebrauch gewesen seyen, und nur bisweilen weggelassen wurden [2], für irrig; allein gerade das älteste österreichische bestätiget die von Herrgott ausgesprochene Muthmaßung. Dieses, ein Siegel der Theodora, Gemahlin Leopold des Glorreichen, befindet sich im Archive des Stiftes Klosterneuburg an einer Urkunde, die zugleich ein rührendes Denkmal zweifachen Mutterschmerzes ist. Sie enthält nämlich die Stiftung eines ewigen Lichtes in der Kirche zu Klosterneuburg für Leopold [3], ältesten Sohn unserer Herzogin, welcher als zehnjähriger Knabe im dortigen Stiftsgarten sein Leben durch den Sturz von einem Baume verlor, und ist gegeben im Jahre 1226 [4], also demselben, in welchem Theodora von ihrem zweitgebornen Sohn Heinrich, während der Abwesenheit ihres Gemahls im Schlosse zu Hainburg belagert und vertrieben worden war. — Drei Siegel, sämmtlich in weißem Wachs, hängen durch Pergamentstreifen befestigt an dieser Urkunde: das Conventsiegel des Stiftes, worauf das Brustbild Mariens, das Haupt von der Gloria umgeben, mit der Umschrift: † S. MARIA . NIWENBURCH; das Herzog Leopold des Glorreichen, endlich jenes der Theodora. Auf dem letzteren, dessen Durchmesser 2 1/4 Zoll beträgt, sitzt die Fürstin auf einem Stuhle, welcher aus geschweiften Spangen besteht; ob die Verzierungen an den Ecken desselben blattförmig waren, oder aus Thierköpfen bestanden, läßt sich nicht mehr genau bestimmen, obgleich das Siegel sonst sehr gut erhalten ist [5]. Die Herzogin hat das Haupt mit einer glatt anliegenden Haube bedeckt, welche unterhalb des Kinnes schließt. Ueber einem langen Kleide hat sie einen in reichen Falten herabwallenden weiten Mantel, welcher an der Brust durch eine Spange festgehalten wird. Die rechte Hand ist an die Brust gelegt, während die linke im Schoße ruhend den Mantel zusammenhält. Zur rechten Seite der Fürstin ist der österreichische Adler, zur linken der steierische Panther, beide frei (in keinem Schilde), letzterer mit einem kleinen Horne am Kopf und im Verhältniß zu dem Adler besonders stark hervortretend. Die Umschrift lautet: † THEODORA. DEI . GRATIA . DUCISSA . AUSTRIE . ET . STIRIE. Eine ziemlich genaue Abbildung dieses Siegels befindet sich in der österreichischen Geschichte von Schrötter und Rauch, 2. Theil, S. 383.

Außer dem eben beschriebenen sind noch fünf Siegel von österreichischen Herzoginen aus dem Hause Babenberg bekannt, da ich aber nicht in der Lage war, die Originale mit den bestehenden Abbildungen zu vergleichen, so weise ich auf jene Werke, in welchen die letzteren zu finden sind. Von drei Siegeln der Margaretha, Tochter Leopold des Glorreichen, ist das eine in der erwähnten österreichischen Geschichte, 3. Theil, S. 677, das andere bei Hanthaler [1], das dritte sehr fragmentirt, bei Herrgott abgebildet; in dem letztgenannten Werke [2] befindet sich auch das Siegel der Gertrud, Tochter Heinrich des Grausamen. Das fünfte endlich, in den Monumentis boicis [3], gehört der Agnes, letzten Gemahlin Friedrich des Streitbaren, welche sich 1248 mit Herzog Ulrich III. von Kärnthen vermählte: es weicht in der Form von den vorgenannten, welche rund sind, bedeutend ab, indem es ein Oval bildet. Auf allen sind die Fürstinen sitzend dargestellt, ohne Wappen, die rechte Hand auf der Brust liegend, oder in derselben eine Lilie haltend.

Vom Beginne der Herrschaft des Hauses Habsburg in Oesterreich bis Maximilian I. finden sich sehr wenige Siegel von den mit unsern Herzogen vermählten Fürstinen. Dem Verfasser sind theils aus Abbildungen, theils durch Autopsie bisher nur vier bekannt. Manche mögen in Archiven verborgen liegen, viele an bereits bekannten Urkunden hängen, ohne daß sie beachtet und erwähnt wurden, weil Wenige weder den Werth der Sphragistik als Hülfswissenschaft der Geschichte, und ihre innige Verbindung mit Diplomatik und Genealogie gehö-

1 L. c. pag. 23.
2 De Sigillis ad Tab. IV. Nr. III. pag. 9.
3 Geboren den 25 März 1207, gest. den 21. October 1216.
4 Die Urkunde ist abgedruckt bei Bern. Pez Codex diplom. Tom. II. p. 75. — dann bei Max. Fischer: Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg. 2. Abtheilung S. 181.
5 Ueberhaupt dürften wenige Klosterarchive unseres Vaterlandes sich einer so trefflichen Ordnung und Einrichtung erfreuen, wie sie in jenem des Stiftes zu Klosterneuburg zu treffen ist; noch seltener aber dürfte die humane Bereitwilligkeit seyn, mit welcher der hochwürdige Archivar Herr Maximilian Fischer die Schätze desselben jedem Verehrer vaterländischer Geschichte zugänglich macht.

1 Recensus diplomat. Tab. 21. Fig. 3.
2 Herrgott de Sigillis Tab. 4. Fig. 2 und 3.
3 Monum. boic. Tom. V. Tab. I. Fig. V.

rig beurtheilten, noch ihre Unentbehrlichkeit zur Kenntniß mittelalterlichen Kostümes erkannten.

Die erwähnten vier Siegel sind von 1) Blanca[1], Gemahlin Rudolphs III. und Schwester König Philipps III. von Frankreich. — 2) Johanna[2], Gemahlin Albrechts II. Tochter des letzten Grafen von Pfirt Ulrich IV. — 3) Katharina[3], Tochter Kaiser Carls IV., verehelicht mit Herzog Rudolph IV. — und endlich 4) Beatrix[4], Tochter Friedrichs IV. Burggrafen zu Nürnberg, und Gemahlin Herzog Albrechts III. Nur Eines, nämlich jenes der Blanca, ist ein Figurensiegel, die anderen drei enthalten heraldische Darstellungen, und zwar das väterliche Wappen in Verbindung mit jenem des Gemahls.

1) Auf dem Siegel der Blanca[5], welches oval ist, sehen wir die Fürstin auf einem Piedestal stehend, über ihrem Haupte eine Bauverzierung im deutschen Style. Sie ist in ein langes faltenreiches Gewand gekleidet, ein Gürtel umschließt die Mitte des Leibes, um die Schultern hat sie einen Mantel, das Haupt ist mit einem herabwallenden Schleier bedeckt. In der rechten Hand hält sie eine Lilie, in der linken eine andere Blume. Zur Rechten der Herzogin ist das österreichische Bindenwappen, zur Linken ein Schild mit Lilien besäet, über welchem sich ein Turnierkragen befindet; auf jedem dieser Schilde sitzt ein gegen die Fürstin gekehrter Vogel. Unterhalb dieser Wappen, und zwar unter dem österreichischen sind drei rechtssehende Adler, frei, zu zwei und einem gestellt, unter dem französischen auf gleiche Weise drei aufrechte Panther. Von der Umschrift zwischen zwei Perlenlinien ist nur Weniges vorhanden, der Anfang: S. BLACHE und am Schlusse IE. Das der Rückseite aufgedrückte Sekretsiegel enthält auf damascirtem Grund ein Viereck, von dessen Seiten die mittleren Theile weggenommen und dafür Kreisbogen aufgesetzt sind, innerhalb desselben ist ein senkrecht gespaltener Schild, rechts mit dem beschriebenen französischen, links mit dem österreichischen Bindenwappen, ohne Umschrift. Dieses Siegel hängt an Blanca's Testamente[6]. — Die auf der Hauptseite befindlichen drei Adler scheinen auf den alt-österreichischen Wappenschild hinzuweisen, was durch die Zusammenstellung mit dem Panther, dem Embleme der Steiermark, an Wahrscheinlichkeit gewinnt; auch auf dem Siegel der Johanna, wie wir später sehen werden, kommt ein freigestellter Adler vor, und somit wäre Rudolph IV. keineswegs der Erste aus dem Hause Habsburg, auf dessen Siegeln das alte Wappen der Babenberger erscheint. Daß er fünf Adler statt Einem in den Schild aufnahm, dürfte vielleicht eben so willkührlich gewesen seyn, als auf dem Siegel der Blanca die Verdreifachung des Adlers und Panthers, besonders, wenn man bedenkt, daß Rudolphs eigene Gemahlin gar neun Adler führte.

2) Johanna von Pfirt führte auf ihrem Siegel, von drei kleeförmig zusammengestellten Bogen umschlossen, drei Wappenschilde: das österreichische Bindenwappen, das steierische und unter beiden jenes von Pfirt. Zwischen diesen drei Schilden befindet sich ein freier, einfacher, rechtsschauender Adler. Die Umschrift zwischen zwei Kreislinien lautet: † S. IOHANNE . DUCISSE . AUSTR'. ET. STYR'. AC. COMIT. FERRET'. Dieses Siegel von runder Form im Durchschnitte von 1¼ Zoll, in rothem Wachs mit weißer Kapsel hängt mittelst Pergamentstreifen befestigt an einer im Stifts-Archive zu Klosterneuburg befindlichen Urkunde[1]. Eine Abbildung desselben ist mir nicht bekannt.

3) Das Siegel der Katharina, abgebildet bei Steyer Fig. 8, enthält einen doppelten Reichsadler, welcher den österreichischen Bindenschild auf der Brust trägt; also das Zeichen der väterlichen Würde mit dem Wappen des Gemahls. Diese Hauptfigur ist von sechs Bogen eingeschlossen, in deren Krümmungen von der Rechten zur Linken die Schilde von Böhmen, Kärnthen, Pfirt, Habsburg, Steier, endlich ein Schild mit neun Adlern angebracht sind. Das letztere Wappen ist um so auffallender, weil sowohl Herzog Rudolph, ihr Gemahl, auf dem in diesen Blättern beschriebenen Münzsiegel[2], als auch die späteren Herzoge stets nur fünf Adler im Schilde führten. Die Umschrift

---

1 Vermählt 1299, gest. 1305.

2 Vermählt 1324, gest. 1351.

3 Vermählt 1357, gest. 1395.

4 Vermählt 1373, gest. 1414.

5 Abgebildet bei Herrgott: Sigilla pag. 222

6 Dasselbe ist abgedruckt bei Herrgott: Sigilla pag. 222 v. J. 1304.

---

1 Abgedruckt in Max. Fischer: Merkwürdigere Schicksale ꝛc. 2. Abtheilung. S. 368. Gegeben zu Wien den 21. December 1340.

2 Jahrgang 1837. Nr. 40. »Die Reitersiegel Herzog Rudolph IV.« — Zur Ergänzung dieses Aufsatzes bemerke ich, daß von dem daselbst beschriebenen Münzsiegel in den Monumentis boic. Tom. III. Fig. VI. sich eine genaue Abbildung befinde, bei welcher auch die Umschrift am äußeren Rande (Exerque) angegeben ist, nämlich: † IMPERII. SCUTUM . FERTURQUE . COR . AUSTRIA . TUTUM . PRIMUM . TESTATUR . CAESAR . AUGUSTUS . SCRIPTURA . QUA . ROROBAT . AUREA . BULLA.

dieses Siegels zwischen zwei Kreislinien lautet: † S. KATHARINE . DE . BOHEMIA . DUCISSE . AUSTRIE. STYRIE . ET . KARINTHIE . SUEVIE . ET . ALSACIE.

4) Auf dem Siegel der Herzogin Beatrix befindet sich auf schraffirtem und mit Sternen besäetem Grunde ein $\frac{1}{3}$B$\frac{2}{4}$, welches an den mit 1 und 4 bezeichneten Stellen mit dem Silber und schwarz quadrirten Schilde von Hohenzollern, an den beiden andern Stellen aber mit dem österreichischen Bindenwappen belegt ist. Die Umschrift zwischen zwei Kreislinien: † S. ILLUSTRIS . BEATRICIS . DUCISSE . AUSTRIE. — Auch von diesem Siegel kenne ich keine Abbildung [1]. Ich fand dasselbe abgerissen von einer Urkunde im Archive des Stiftes Klosterneuburg in einem Glasschranke nebst vielen anderen aufbewahrt, welche der verstorbene hochwürdige Stiftsarchivar Herr Willibald Leyerer in jener Zeit sammelte, wo durch die Aufhebung der Klöster viele wichtige Urkunden der vaterländischen Geschichte für immer verloren gingen. Das Siegel ist rund, hat 1 1/2 Zoll im Durchmesser, und ist in rothem Wachs mit weißer Kapsel abgedruckt. Sowohl dieses Siegel, als auch jenes von Katharina und das Sekret der Blanca erweisen, daß der heraldische Grundsatz, bei Damensiegeln behauptete das Wappen des Gemahls den rechten, das Geburtswappen den linken Platz, im Mittelalter keineswegs genau beobachtet wurde.

Carl v. Sava.

Miszellen.

Der von Johannes Müller in der Schlacht bei Sempach angeführte Siegfried vom Hause Erlach war kein Ritter Berns, sondern eines ganz schlichten Bürgers vom Städtchen Erlach am Bielersee Nachkomme, der Siegfried hieß, und wahrscheinlich ein Vasall des Grafen von Aarberg war, dessen Banner er trug.

»Ain christlich gedechtnüß der betrüebten Christen in der Türckey gefangen, im Pafier thon". — Volkslied auf 4 Bl. in 8. und vermuthlich 1532 gedruckt. Es besteht aus 33 Strophen; wir wollen hier die erste und letzte mittheilen:

»Petracht nun yetzt ain Christlich hertz, den jamer groß an allen schertz, vnd das senlich verlangen, Mans weibs vnd kindts christliches volcks, In der Türckey gefangen.«

Sey Gott befolhen alle sach, Allayn stet jm bevor die rach, die feind wird er wol finden, Wirdt kumen mit der starcken hand, Vnd helffen seinen kinden.«

Elias Goedeler, Maler und Baumeister, ward 1620 auf dem Schlosse Helfenberg im Lande ob der Ens geboren. Er malte Perspektiven in Oelfarben und auf frischem Kalk, und arbeitete zu Nürnberg. In Baiern erhielt er den Titel eines churfürstlichen Hofbaumeisters und nach seiner Anordnung wurden verschiedene öffentliche und Privatgebäude errichtet.

K. Rudolph II. verpfändet (Prag, 12. Aug. 1596) dem Reichshofrath und J. U. D. Bartholomäus Pezz das Schloß und die Herrschaft Troppau auf drei Jahre. (Orig. Urkunde in meiner Sammlung.)

Zur Führung des Türkenkriegs und Deckung anderer Nothdurft schoß besagter Reichshofrath 50.000 fl. rheinisch gegen 5 und 6 pCt. auf 3 Jahre vor. Für seine Dienste als Orator bei der Pforte 1592 hatte ihm Rudolph 15.000 Thaler à 70 Kreutzer geschenkt, inzwischen aber die ganze Summe nur mit 5 pCt. verzinset und so belief sich nun die Schuld auf 76.500 fl. in genannter Währung. Zur Bestreitung der Interessen von 3875 fl. werden ihm demnach die Einkünfte Troppau's verschrieben, gegen dem, daß er den Ueberfluß genau verrechne, und er oder seine Erben die Pfandverschreibung zurückstellen, sobald die Schuld entweder bar oder durch ein Gut in Oesterreich oder Tirol getilgt ist. Zufälliger Schade durch die Kriege soll ihm vergütet werden.

K. Ferdinand III. stellt (Regensburg, 9. Febr. 1641) dem Grafen Wilhelm Slawata, Regierer des Hauses Neuhaus, geheimen Rath, Kämmerer, Obersten Kanzler und Obersten Erbschenk des Königreichs Böhmen, für die, an die Kaiserin Witwe Eleonora abgetretene Herrschaft Melnik einen Schuldschein auf 120.000 Gulden aus. (Original in meiner Sammlung.)

Aus den Salzgefällen Böhmens sollen jährlich 7000 fl. bis zur gänzlichen Tilgung abgezahlt, die Interessen aber, sechs pCt., für die jedesmal rückständige Summe halbjährig entrichtet werden.

1 Freunden vaterländischer Siegelkunde, welche sich an mich wenden wollen, werde ich mit Vergnügen Gypsabgüsse von dem Siegel der Beatrix mittheilen. Wieden, Alleegasse Nr. 60. an Wochentagen von 3—4 Uhr Nachmittags, an Sonntagen von 9—11 Uhr Vormittags.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

58. Sonnabend, den 22. Juli 1837.

Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532 [1].

Noch waren die Fürsten des Reichs in Regensburg versammelt und die Berathungen keineswegs geschlossen, als zahlreiche Bothen mit der Nachricht anlangten, daß Suleyman einen neuen und viel größeren Zug, als je, nach Ungarn bereite. Der Kaiser sowohl als Friedrich, überzeugt, daß hier nicht länger zu zaudern sey, hoben den Reichstag auf, und ermahnten zur schleunigsten Abhülfe, damit nicht, wie vordem, die Zeit mit Zubereitungen verstreiche, der Feind darüber festen Fuß fasse, und einen unvertilgbaren Schaden anrichte. Wegen der im früheren Kriege (1529) bewiesenen Klugheit und Umsicht wurde Friedrich vom Kaiser und durch den einmüthigen Beschluß der Reichsfürsten abermals zum Oberbefehlshaber ernannt. Als Kriegsräthe theilte man ihm zu den Wilhelm Grafen von Renneberg und Georg von Heideck, beide aus uraltem Heldengeschlechte, den Reinhard von Neueneck, Sigismund von Hersberg, Wolfgang von Affenstein und Ulrich von Schellenberg, durchgehends edle Ritter, von denen überdieß die beiden letzten in den Rechten sehr erfahrne Männer waren.

Nachdem nun der Reichstag auf diese Weise geschlossen war, kehrten die Fürsten so schnell als möglich nach Hause zurück, hielten in ihren Landen allenthalben Musterung, und sendeten die versprochenen Hülfstruppen zur bestimmten Zeit und an den bestimmten Ort ab. Daher glaubte auch Friedrich seine Reise beschleunigen zu müssen, damit er nicht unbillig später als die Uebrigen anlange. Nachdem er zu Hause Alles in Ordnung gebracht, eilte er nach dem Zwischenraum von wenigen Tagen nach Fiessen und traf dort mit dem Kaiser und dem Könige Ferdinand zusammen. Hier nur Weniges (mehr erlaubte weder die Zeit noch der Drang der Umstände) mit diesen über die Kriegsangelegenheiten berathend, wurde ihm von ihnen die Wolfsau zum Lagerschlagen angewiesen, einerseits, weil deren Lage zur Beschützung der Brücke und des Flusses, und zur Herhaltung des freien Verkehres mit Wien für bequemer, und andererseits, damit nicht die Lebensmittel, früher in die Stadt gebracht, von den Soldaten theuerer erkauft werden müßten, für vortheilhafter befunden wurde. Uebrigens, fügten sie hinzu, werde er, wenn das Vorstehende ins Werk gesetzt, mit den Kriegsräthen und dem Peter von Longanova, der in Verproviantirung der Lager besonders erfahren, darüber Weiteres noch bereden können, denn Vieles, woran man jetzt nicht denke, werde dort zum Vorschein kommen. Sie selbst werden in kurzer Zeit mit einem Heere, das eben in Spanien und Italien geworben wird, nachkommen; dieß soll zumindest verhindern, daß nicht das bereits in der Wolfsau geschlagene Lager vor ihrer Ankunft, und ohne ihr Wissen aufgehoben oder verlegt, sondern vielmehr inzwischen mit Wällen und Gräben nach Art der Römer befestigt, oder, wie es die alten Deutschen gemacht, mit einer Menge von Wägen verschanzt werde u. s. w.

Nachdem die Unterredung beendigt, und Friedrich die genannte Weisung erhalten, eilte er nach Passau zu dem Herzoge von Baiern, Ernst, dem Commandanten dieses Ortes, und ermahnte ihn freundschaftlich, der übernommenen Pflicht, das Kriegsheer mit Lebensmitteln zu versehen, streng und pünktlichst nachzukommen. »Denn er wisse selbst, welche Gefahren drohen, wenn in einem Lager Mangel an

[1] S. den ersten Zug 1529 im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 401 u. f. Uebrigens ist auch dieser nach den Annales de vita et rebus gestis Illustrissimi Principis Friderici II. Electoris Palatini. Authore Huberto Thoma, Leodio ejusdem Consiliario. Francof. 1624. 4.

Lebensmitteln entsteht, oder diese theurer, als billig, bezahlt werden müssen.« Friedrich verweilte auch hier nicht lange, sondern schiffte geraden Weges nach Korneuburg, und ließ das Heer am Fuße des Bisamberges nächst der Veste Kreutzenstein vorerst die Zelte beziehen. Zugleich aber machte er dem Bischofe Johannes Contius und dem Peter von Longanova, welche in Wien präsidirten, seine Ankunft bekannt, und lud sie auf den folgenden Tag zu sich nach Korneuburg, um von ihm die Befehle des Kaisers und des Königs Ferdinand zu vernehmen. Diese erschienen, wie ihnen befohlen war, des andern Tages in aller Frühe, und erwogen mit den Uebrigen allen Ernstes die von den beiden Monarchen ausgesprochene Ansicht über die Stelle und Einrichtung des Lagers. Nicht Wenige hielten dafür, daß am Stubenthor, zwischen den Mauern der Stadt und dem Ufer des Flüßchens Wien, das Lager sollte geschlagen werden; die Andern aber, und diese siegten, glaubten nicht fingerbreit von der kaiserlichen Vorschrift weichen zu dürfen, zumal auch bis jetzt weder die Soldaten noch deren Anführer in gehöriger Anzahl vorhanden.

Um diese Zeit lief auch die Nachricht ein, daß Suleyman mit 600.000 Mann schon früher Constantinopel verlassen, und bereits Günz, ein kleines Städtchen, das weder durch Kunst noch Lage besonders fest, mit Entwicklung seiner ganzen Macht, Tag und Nacht ohne Unterbrechung, bedränge. Das Städtchen vertheidigte mit etwa 100 Soldaten Nicolaus Jurischütz, ein Mann, durch Gottesfurcht und Vaterlandsliebe zwar ausgezeichnet, doch Alles dessen, was zur Vertheidigung eines Platzes nothwendig, beinahe unkundig. Demungeachtet, und obschon die ganze Last auf ihn allein fiel, hielt er doch 25 Tage die Belagerung mit solcher Seelenstärke aus, daß ihn, der von aller menschlichen Hülfe entblößt war, nur göttliche Hülfe vor der Wuth des Feindes schützen konnte [1].

Von der Belagerung demnach in Kenntniß gesetzt (über die näheren Umstände blieb man in Ungewißheit), berathschlagte sich der Pfalzgraf mit den übrigen Fürsten des Reichs, auf welche Weise man den Belagerten zu Hülfe kommen könne, und weil noch nicht genug Truppen vorhanden, und die Stärke des Heeres nicht so groß war, um wider den Erbfeind eine offene Feldschlacht wagen zu dürfen, ward es für sicherer erachtet, mit einigen Hülfstruppen und Lebensmitteln, welche nächtlicher Weile durch die Wachen der Feinde gebracht werden sollten, sie vorerst zu unterstützen, bis der Kaiser und Ferdinand mit einem zahlreicheren Heere ankommen würden. Hierauf wurden auch die Kriegsgeschütze und die Anstalten zur Verproviantirung untersucht, und allenthalben Spuren von Nachlässigkeit und bösem Willen gefunden. Man trug daher jenen, welchen darüber zu wachen befohlen worden, mit Nachdruck auf, das Versäumte gut zu machen, und die Nachtheile zu erwägen, die daraus entstehen könnten.

Nach diesem eilte man gegen Wien zu einem Gastmale, welches der oben genannte Bischof unserm Fürsten und den übrigen Befehlshabern nicht ohne Aufwand hatte bereiten lassen. Als diese bei den damaligen drei Donaubrücken vorüberkamen, wurden sie von den in Reih und Glied aufgestellten Soldaten mit Losfeuerung ihrer Gewehre und unter Kanonendonner begrüßt. Das Bollwerk der ersten Brücke hatte Kaspar Ruzan, Anführer der österreichischen Truppen, besetzt; jenes der zweiten Sigismund von Brandis, der Befehlshaber der Schiffssoldaten und einiger anderer Rotten, und das der dritten zugleich mit den Mauern der Stadt Graf von Lodron. Sie traten in Schlachtordnung, gingen aufeinander los, und entwickelten so das Bild einer Land- und Seeschlacht, was nicht ohne lebhafte Theilnahme anzusehen war. Von hier begab sich Alles frohen Muthes zur Tafel, die indessen nicht lange dauerte, denn bald schritt man wieder, wie es jedenfalls die Umstände erforderten, zur Berathung, und faßte den Beschluß, so schnell als möglich den Kaiser und König Ferdinand über die Belagerung von Günz, die Ausbesserung der Geschütze und Maschinen, die Proviantanstalten, Schlagung des Lagers, lange Abwesenheit der Kriegs-Obersten, dadurch Alles, womit man dem Vorhaben und den Streifzügen der Türken entgegentreten könnte, verhindert würde, in Kenntniß zu setzen, und zugleich beide Majestäten zu bitten, die beschlossene Herreise zu beschleunigen. Hierauf wurden die Mauern ausgebessert, die Festungswerke verstärkt, die Basteien verdoppelt und die Thürme vermehrt. Der Wienerwald, damit er den Feinden nicht zum Aufenthalte dienen könne, ward mit Haufen von Baumstämmen verschanzt. Nachdem der ganze Tag auf diese Weise thätig zugebracht worden, und der Abend bereits hereinzubrechen begann, verließ Friedrich die übrigen Befehlshaber, und besuchte den Paulus Bagitius, der krank darnieder lag. Noch besichtigte er die 1500 Spanier, welche

1 Der Annalist erzählt nun die ganze Geschichte der Belagerung; da sie indessen nichts Unbekanntes enthält, mag sie wohl hier übergangen werden.

L. von Longanova befehligte und in voller Schlachtordnung aufgestellt hatte, und grüßte und lobte sie in ihrer — Muttersprache; denn er war dieser schon seit früher Jugend kundig. Erst spät in der Nacht kam er nach Korneuburg zurück; demungeachtet ließ er sogleich durch seine Sekretäre dem Kaiser berichten, was im Rathe abgehandelt worden, und obgleich auch darüber beinahe die ganze Nacht verstrichen, hieß er doch bei Tagesanbruch die Hülfstruppen des Reichs, welche bisher in verschiedenen Orten zerstreut lagen, zusammenrücken, und das Lager in der Wolfsau beziehen. Der Wille des Fürsten wurde ohne Verzug in's Werk gesetzt; weil aber damals zugleich die Betrügereien Einiger, die den Privatnutzen höher als das öffentliche Wohl achteten, offenkundig wurden, und mittlerweile auch die Anzeige anlangte, daß von dem spanischen Hülfs-Corps die Scheunen zu Krems erbrochen und das Getreide zerstreut worden, daran auch eben in Wien kein Ueberfluß herrsche, traten der Fürst und die Kriegsräthe sogleich wieder zusammen, und erließen den Befehl zu einer öffentlichen Versteigerung der Lebensmittel, damit der Soldat das Nöthige billig und doch ohne Schaden des Landmannes sich anzuschaffen im Stande. Auch fehlte es im Lager an Maschinen und Geschütze, um es wenigstens zum Theile befestigen zu können. Friedrich schrieb darüber an K. Ferdinand, welcher die Bestreitung und Herstellung derselben in Augsburg auf sich genommen hatte; dieser gab den in Wien präsidirenden Räthen den Auftrag, das Nöthige zu besorgen, welche nun 22 Kanonen, die indessen sehr vernachlässigt waren, mit Mineurs, Werkzeugen und 100 Stück Zugvieh schickten. Suleyman aber, als er so große Vorbereitungen und von allen Seiten Hülfstruppen sich sammeln sah, mißtraute abermals seinem Mohamed, ergriff, wie früher, die Flucht, und eilte den croatischen Gränzen zu. Als dieses Friedrich erfuhr, hielt er es für unwürdig, daß der Feind, welcher von Deutschland bereits mit Glück bekämpft worden, abermals ungerächt entkomme: er ließ daher alle Wege befestigen, die Zufluchtsorte verschanzen, den Uebergang über die Flüsse durch Hinwegbrechung der Brücken hemmen, und schrieb an den Kaiser und an König Ferdinand, daß, wenn sie durch wichtigere Geschäfte selbst zu kommen verhindert, sie wenigstens unverzüglich jene Truppen schicken möchten, welche sie noch immer bei sich behielten. Zugleich bat er um Ermächtigung, mit dem Feinde schlagen zu dürfen, damit dieser, nach so vielen verübten Gräuelthaten, nicht wieder ungestraft entweichen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Das Regiment in Oesterreich 1502.

Vermerkht die Regierung So die Römisch kay. Mt. vnnser allergnedigister Herr zv ynsprugkh am Freyttag nach dem Sonntag Reminiscere anno XVC. vnd im anndern Jare, In yerer Kay. Mt. niderösterreichischen Landen aufgericht, Gemacht vnd fuergenomen hat, wie hernach vollgett.

Wier maximilian von gots genaden Römischer Künig zw allen Zeitten merer des Reichs zw hungern, dalmacien, croatien rc. Kinig, Ertzherhog zw osterreich, hertzog zw Burgundi zw Brabannt vnnd phaltzgraw rc. Empietenn den Erwürdigen vnnd Ersamen Geistlichen, Anndächtigen, auch den edlenn Erbern weisen vnsern lieben vnd getrewen den von prelaten, Adl, Steten vnnd gerichten vnnd allen anndern vnnsern Landtsassen vnd vnndterthanen in vnnsern fuerstenthumben vnnd lannden, osterreich, auch der Enns, Steier, kernnten, Crain, ysterreich vnnd Carst vnnser gnad vnnd alles guet. Euch ist allen vnverporgen Wie wier nach weillent des aller durchlewchtigisten Fuersten, Herren Fridrichs Römischen kaysers vnnsers lieben herren vnnd vaters hochlöblicher gedachnus Tott vnnd abgang In denselben vnnsern Fuerstenthumbn vnnd lannden Dieweil Wir dann ain Zeit lanng annder, vnnser, auch des heilligen Reichs vnd gemainer Cristennhait obligunder gescheft halben, persönnlich nicht Beywonen mochtn, ain ordnung vnd Regiment aufgericht vnd vnsern obristen Hawbtmann Stathaltern vnd Retten so wier darzue gesetzt vnnd geordennt, macht vnd gewalt geben, alles das So vnns als Regierunden herren vnd landsfuersten zuesteet vnd gebürt, von vnnsern wegen zw handlen vnd aufzwrichten, das allso durch sy mit getrewem vleiß, Bescheen ist Vnnd wier vns aber kurtzlichen in die selben vnnser fuerstenthumbn getan, vnnd erfundn, das den selben vnnsern obristen hawbtman, Statthaltern vnnd Retten, verrer nicht woll möglichen gewesen ist Gericht vnnd Recht vnnd was vnnser cammerguet beruert neben anndern zuefallunden sachen vnd gescheften allein zw hanndlen vnd aufzwrichten haben Wier deßhalben aus genediger gueter Maynung vnns selbs, auch vnnsern Fuerstenthumben vnnd landen vnnd lewten zw nutz vnd aufnemen von newem ain Regiment vnnd ordnung, vnnd durch welich personen hinfuer die gemellten vnnser Fuerstenthumbe vnnd lande an vnnser stat, vnnd in vnnsern namen geregieret, vnnd versehenn werden sullen, aufgericht vnnd gemacht wie hernach vollgett ....

Am ersten setzenn vnnd ordnen wier zw vnnseren obristen hawbtman desselben vnnsers Regiments vnnd vnnser niderösterreichischen lannde Remblich den Edlen vnnsern lieben getrewen Wolfgangen herrn zw polhaim darnach zw vnnsern österreichischen Canntzler den Ersamen gelerten vnnsern lieben anndächtigen Doctor Georgen von neidegkh fürder so ordnen wier hiermit den ersamen gelerten, vnnsern lieb getrew Wilhalbnen von Losenstain, Johannsen Fuchsmagn Doctor, vnnd Leonharden Harracher zw vnnsern statthalltern vnnd Regennten obgemelts vnsers Regiments. Dieselben Vnnser obrist hawbtman Stathalter vnd Regenten sullen nach gemellten massen hanndln.

Am ersten sullen sy all vnnd yeglich hanndl Sachen vnnd Suplicacion so Inen fuerfalln vnnd zuekumen Sy berürn vnns, vnnser lannd lewt vnd partheien vleissigklich hören, Beratten vnnd darinen das pest vnd nutzlichst füer vns dieselben vnnser lanndlewt vnnd Bartheien yerer pesten verstenntnus vnd aller pilligkhait auch der lannds gewonhaitn nach vnnser niderösterreichischen lannde handeln vnnd vnndter vnnserm Insigl oder secret so wier Inen gegeben vnnd bevolchen haben vertigen.

Item sy sullen auch ainem yeden vnnsern vnndtersassen der selben vnnser land In was wierden stattes oder wesens die sein dem minsten als dem maisten In yeren henndln vnnd sachen hilf Ratt Beistandt vnnd alle pilligkait Es sey Inner oder ausser lannds In vnnserm namen thun vnnd beweisen als ain lanndsfüerst seinem vndtertanen zutun schuldig vnd pflichtig ist.

Was sich auch zwischen vnnsern Ambtlewten, pflegern, vrbarsleuten Als prelaten, Stetten vnnd gerichten deßgleichen anndern vnnsern vndtersassen vnnd vnntertanen der perürten vnnser niederösterreichischen Fürstenthumb vnnd lannde, hochen vnnd nidern personen In was wirden stats oder wesens die sein oder auch zwischen den selben vnnsern Ambtlewtenn pflegern vrbarslewten hindtersassen vnnd vnndtertanen gegen anndern die nicht In denselben vnnsern lannden gesessen sein Irrung vnnd spann begeben sollen vnnser obrist hawbtman stathallter vnnd Regentn mit Wissen der partheien allen mugliichen vleiß annkern ain yede sachenn guetlich hinzulegen vnnd zuvertragen, mag aber das nicht sein die alsdann an die ennde dahin sy gehert weisen vnnd darob sein das daselbst fürderlich vnnd austreglichen darinen gehandelt werde wie sich gebürt.

Item wann Innen auch ye zu zeitten treffenlich sachen füerfallen sulln vnnd mögen sy zw Inen ervordeern vnnser lieb getrew Sigmunden herren zw polhaim, Berntlmeen von Starhenberg, Michel von Trawn, Casparn von Rogenndorf, Caspawen perkhaimer, Lasslawen prager, Erharten Schweinbekh die wier Innen hierinen zw Retten von haws aus zugeordent haben ob sich auch in vnnsern niderösterreichischen Füerstenthumbn vnnd landen vnndter vnnsern aignen vnndterthanen ausrur begeben, Sullen sy die güetlich oder mit der Tatt abstellen vnnd die vnngehorsamen straffen deßgleichen ob yemants vnnser lannde vberziehen oder beschedigen wollt, Sullen sy macht vnnd gewaldt haben In vnnsern namen meinigklich aufzupieten vnd ob sy zw solchen hanndl noch mer lewt vnnd geschütz dann auf dasselb auffpott erscheinen, beduerffen wurden dasselb sullen sy vnnser kriegskammer, die wier von newem aufgericht haben, verkunden, vnnd Innen die anzall der lewt anzaigen, darauf soll dieselb kriegskammer Inen die zueschiken vnd bestellen, wann wier aber personnlich in denselben vnnsern Erblannden sein, wolln wier die gegenwer selbs hanndln vnnd bestellenn.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Konstantin Grundemann war vorerst Hofschreiber im Kloster Garsten, wo er mit dem dortigen Stiftsgliede Georg Falbius, der im Jahre 1612 zum Abte von Göttweig postulirt wurde, in enger Verbindung stand. Später Sekretär des Stiftes Kremsmünster, wurde er auf Verwendung des Abtes Falbius zum Mauthner in Linz befördert. Beide waren unter den vier Kommissären, die von K. Ferdinand II. zur Leitung der Gegenreformation in Oesterreich ob der Enns ernannt wurden. Grundemann wurde hierauf kaiserlicher Rath, Landrath und Landesvicedom in Oesterreich ob der Enns, und endlich — Landstand. So viel aus dem handschriftlichen Tagebuche des Ochs von Sonnau.

Die Stadt Wien hatte schon in frühern Zeiten ein Zeughaus. Auf Hirchvogel's Plan von 1547 kommt ein solches zwischen den Dominikanern und St. Laurenz vor; und zu gleicher Zeit erscheint ein zweites unter den Sattlern. Die beiden Inschriften auf dem gegenwärtigen bezeugen, daß auch dieses schon vor 1732 gestanden.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

59. Mittwoch, den 26. Juli 1837.

Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Indessen kamen Briefe von Nikolaus Jurischitz und Longin von Pucheim, der ebenfalls Günz vertheidigen half, in Wien an, und baten dringend um Unterstützung. Die präsidirenden Räthe schickten dieselben durch Helfrid von Meckau und Felician von Peschau an Friedrich, dem sie zugleich berichten ließen, daß sie den hart Bedrängten bereits Pulver, Gewehre, Korn und andere Früchte geschickt, und auch Neustadt, Eisenstadt, Oedenburg, die dem feindlichen Andrang zunächst ausgesetzt, mit einer ansehnlichen Besatzung Reiter versehen hätten, welche, wenn der Sturm sich nähern würde, zur Abwehre bereit seyn, und überdieß auch versuchen sollten, durch häufige Ausfälle den Feind von der Belagerung des Städtchens Güns abzubringen. »Aus diesen Gründen,« lautete weiter die Bothschaft, »und auch der ersten Berathung gemäß, scheine es nun sehr wichtig, das Heer in Bewegung zu setzen, und das Lager der Stadt Wien näher — in die Gegend des Stubenthores — zu verlegen. So dürfte der fliehende Feind leichter verfolgt, und der anrückende besser bekämpft werden mögen; auch sey, um ein so großes Heer über die Brücken zu führen, viele Zeit nöthig; was nun, da es bequem geschehen könne, am besten zu bewerkstelligen.«

Friedrich, nachdem er die Briefe gelesen, und den Auftrag der Abgeordneten vernommen, erwiederte: was für Güns und die anderen Städte geschehen, gefalle ihm sehr, auch könne er den Eifer und die Umsicht der Präfekten nur loben, doch in Bezug auf das Lager scheine es ihm sehr schwierig, wider den Befehl des Kaisers eine Dislocirung zu treffen. Sie wüßten selbst, wie streng man einst die Verächter des Reichs, selbst wenn die Sache gelungen, bestraft habe; weder der Sieger noch der Söhne wurde geschont; besser sey es daher, die Antwort des Kaisers und Königs auf die bereits gemachten Mittheilungen abzuwarten.«

Mittlerweile waren Leonhard Graf Nogeroli und Joseph Ritter von Comberg, die kaiserlichen Gesandten an Suleyman, aus dem türkischen Lager zurückgekehrt, und berichteten, daß dieser sich zum Kampfe bereite, und, nach Aufhebung der Belagerung von Günz, mit dem ganzen Heere auf Wien losgehe. Dieß schrieb der Bischof Contius an Friedrich, mit der Bemerkung, daß er beschlossen habe, den anrückenden Feind mit einem, in Wäldern aufgestellten und wohlgerüsteten Hinterhalt zu empfangen, wozu ihm indessen leichte Reiterei nöthig; er bitte daher, einige gewandte und muthige deutsche Jünglinge, die zu einem solchen Unternehmen geeignet wären, auszulesen und ihm zu Hülfe zu schicken. Friedrich, der Ansicht, dem Begehren willfahren zu müssen, vereinigte schnell 700 Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern und schickte sie mit Graf Ernst von Gleichen, den nach Griechensitte das Loos zum Führer bestimmt, in der Stille der Nacht nach Wien. Doch in der nämlichen Nacht kam ein zweiter Bothe des Bischofs, mit der Nachricht, daß Suleyman seinen Entschluß geändert habe. Das Unternehmen unterblieb daher, und die Reiter kehrten wieder in das Lager zurück. Weil aber bereits sämmtliche Hülfstruppen der deutschen Fürsten angekommen waren, hielt es Friedrich für gut und nothwendig, in einer besonderen Zusammenkunft an die Befehlshaber und Officiere derselben über einige Militärwürden und andere kriegerische Anordnungen eine Rede zu halten. „Lang und sehnlichst erwartete Führer und tapfere Kampfgenossen,« sprach er, »sehr gelegen seyd ihr endlich ange-

kommen, jetzt, wo Suleyman, nach Aufhebung der Belagerung von Günz, an der Leytha steht und scheinbar zögert, um den beschlossenen Uebergang in der Stille zu bewerkstelligen, und vertrauend auf die gewohnte Schnelle uns unversehens zu vernichten. Niemand, der unsere Verhältnisse nur einiger Maßen kennt, wird übersehen, daß dieses ihm eben keine großen Schwierigkeiten mache. Bei uns blieb Alles, was zu einem so schweren Kampfe nothwendig, bis auf diesen Tag unvorbereitet. Noch sind alle Militärwürden unbesetzt; noch ist kein Oberster für dieselben ernannt — was allein die Schuld eurer Abwesenheit. Zwar haben schon früher einige edle Männer, die durch Alter und Erfahrung vollkommen dazu geeignet, unsere besondere Aufmerksamkeit erregt, doch wollten wir in eurer Abwesenheit und ohne eure Zustimmung keine Wahl treffen, sondern in einer Sache, von welcher das Heil Aller abhängt, euer Urtheil hören. Wir hielten es für unbillig, gegen die Sitte der Väter die freie Wahl der Militärwürden euch vorzuenthalten; da nun aber wegen der Nähe des Feindes die Sache keinen Aufschub duldet, sondern Eile fordert, so beschlossen wir, damit die Wahl schneller und glücklicher von Statten gehen möge, euch folgende Männer als Kandidaten vorzuschlagen: nämlich den Wilhelm Grafen von Renneberg zum Befehlshaber der Reiterei, den Theodorich Speet zum Feldmarschall, den Ulrich von Schellenberg zum obersten Commissär, den Johann Hillich mit den beiden Verwesern Melchior von Harstal und Wolfgang von Hersberg zum Oberbefehlshaber der Wachen. Doch wird es nun eure Aufgabe seyn, aus einer so ausgezeichneten Anzahl von Edlen entweder diese oder andere, welche euch zu diesen Würden tauglicher scheinen, auszuwählen, damit die Ernannten noch vor der Ankunft des Feindes Alles im Heere ordnen, und was bisher versäumt worden, nachholen mögen.«

Der Fürst hatte kaum geendet, schritten Alle, nach geleistetem Eide, dem Auftrag pünktlich nachkommen zu wollen, zur Berathung, kehrten jedoch bald wieder zurück, und erklärten, daß sie mit den Vorgeschlagenen vollkommen zufrieden. Nun erhielten auch die Böhmen, welche von unserm Lager entfernter, als es wirklich schien, das ihrige geschlagen hatten, den Befehl näher zu rücken, um dem Andringen des Feindes mit vereinten Kräften desto nachdrücklicher begegnen zu können. Um diese Zeit kam auch vom Kaiser ein Bothe, mit dem Befehle an Friedrich, wider die Feinde nichts Offensives zu unternehmen, und das Lager aus der Wolfsau nicht zu entfernen, und der Nachricht, daß er in Kurzem mit dem übrigen Theile des Heeres selbst nachkommen werde, daher vor Allem auf Lebensmittel und andere Bedürfnisse die hinlängliche Aufmerksamkeit verwendet werden soll. Zugleich ward hinzugefügt, daß, weil über die Truppen von Ober-Sachsen bereits Joachim der Jüngere von Brandenburg zum Anführer bestimmt sey, für dieselben jetzt kein Anderer ernannt werden soll. Auf diese Nachricht entstand im Lager eine unglaubliche Freude, weil man, was vom Untergang des türkischen Reichs die Astrologen verkündeten, nun allgemein glaubte, daß es in Erfüllung gehen werde. Und weil der Ruf, der tausendstimmig die Sachen zu übertreiben pflegt, sich fort erhielt, daß der Kaiser Regensburg verlassen, und in Eilmärschen gegen Wien komme, so geschah es, um vor dessen Ankunft Alles in Ordnung zu haben, daß auch die gemeinen Truppen Friedrich den Eid der Treue leisteten. Die Waffen wurden untersucht und geprüft; übrigens, da der Drang der Umstände keine Verzögerung zuließ, ermahnte Friedrich Alle zur Ruhe und Einigkeit, in der Ueberzeugung, daß nichts so sehr den Feinden die Hoffnung zum Siege gebe, als innere Zwietracht, die er später oder früher über Ansichten und Gebräuche unter ihnen entstehen zu sehen mit Recht fürchtete. Doch diese kurze Ermahnung wirkte so sehr, daß während der ganzen Kriegszeit nicht der geringste Auflauf Statt fand. Man erzählte sich damals gewöhnlich: wie Hannibal sein aus verschiedenen Völkern bestehendes Heer durch Strenge, so habe der Pfälzer durch Gottes Güte und eigene Milde die verschiedenen Truppen in Eintracht erhalten.

An demselben Tage schrieb Contius abermals an Friedrich, daß er von sieben Türken, welche sich nach Neustadt geflüchtet hatten, in Erfahrung gebracht, wie Suleyman die Lager an der Leytha angezündet, gegen Croatien hin seinen Rückzug genommen habe, und nachdem er über die Save gegangen auf Servien losgehe. Daher bedürfe er (Contius) der ihm früher zugestandenen Reiterei jetzt sehr dringend. Dem abziehenden Feinde stehen drei Flüsse von hinlänglicher Größe entgegen: die Drau, Raab und Rabenitz, von denen er, wenn auch noch so eilend, keinen mit einem so großen Heere in einem Tag übersetzen kann, wodurch es geschehen wird, daß, während ein Theil der Truppen den Uebergang bewerkstelligt, der andere auf dem entgegenstehenden Ufer zu bleiben gezwungen, und jedem Angriffe ausgesetzt ist. Daher habe er beschlossen, nächt-

licher Weise dort und da, oder an den Pässen Croatiens, die oft so eng, daß selbst der Einzelne Mühe hat fortzukommen, Ueberfälle zu machen. Friedrich aber, die Schlauheit des Feindes im Auge, und deßwegen mit Recht fürchtend, daß dieser, wenn er bemerken sollte, welch kleiner Haufe ihn verfolge, plötzlich umkehre, und die Unsrigen unversehens vernichte, glaubte die Sache dem Ausspruche der Räthe überlassen zu müssen. Da indessen die genannten Abgeordneten, welche bald hierauf mit dem Bischofe selbst kamen, dasselbe erzählten und verlangten, und Contius auch mündlich wieder auf schnelle Unterstützung drang, so wurde ihm eine größere Anzahl Reiter, als vorher, zugestanden. Es wurden nähmlich unter den beiden Anführern Wolfgang Grafen von Montfort und Georg Freiherrn von Losenstein 1600 Mann zu Pferde abgeordnet, welche am folgenden Tage noch vor Sonnenaufgang nach Wien zogen, hierauf nach Neustadt abgingen, und sich hier mit der königlichen Reiterei, die ihnen Contius vorausgeschickt hatte, vereinigten. So vereint verfolgten sie rastlos die Spur der Feinde, eilten die Brücken der Mur und Grätz vorüber, ohne Wägen und Gepäcke, außer daß einige ungarische Karren mit Lebensmitteln ihnen von ferne folgten. Eine neue, und in Deutschland bisher unbekannte Schnelligkeit der Reiterei; denn wer sollte glauben, daß deutsche Reiter, die so schwer bewaffnet, in so kurzer Zeit und ohne sich irgendwo aufzuhalten so viele Meilen zurücklegen konnten! Weder bei Tag noch bei Nacht wurde vom Pferde gestiegen, nirgends Lager geschlagen, Schlaf und Ruhe entbehrt, bis der gesuchte Feind endlich gefunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Regiment in Oesterreich 1502.

(Schluß.)

Item sy sullen vnnd mügen auch all vnnd yeglich Edlmans, Burger vnnd bawrn Erblechen khains ausgenomen lechen vnnd darüber lechenprief fertigen, was aber vettige oder Irrige lechen sein darinen auch mit den geistlichen Lechenschafften soll allzeit durich vnnser person nach vnnser ordnung gehanndlt werden ausgenomen die klainen geistlichen lechnschafften so an den Grenitzen ligen die nichts in absennti tragen die sulln sy In vnnserm namen leichen damit vnns der nichts Ennzogen werde doch bis auf vnnser verer Besteett.

Item der pergkwerchs hanndl halbn sullen sy die mit getrewem vleiß fürdern zw nutz vnnd aufnemen vnnser fron vnnd wechsel was sy aber guetlich nicht hinlegen mögen dasselb sullen sy allzeit süer vnnser Regiment zw Jnßprugg weisen verrer darinnen nach vnnser vnnd gemaines nutz notturfft zu hanndlen.

Item was dann vnnser Rennt, nutz, güllt gefelle vnd Einkhomen in den obberürten vnnsern niederösterreichischen Fuerstenthumbn vnnd lannden berürt dasselb sulle durch die so Wier innsonderhait darzv verordent haben, gehanndlt vnd ausgericht werden.

Vnnd zu dem allen sullen die genantn vnnser obrist Hawbtman Stathalter vnd Regenten, vnnser obrigkhait, herrlichkhait vnnd gerechtigkhait, auch menigkleich bey Recht vnnd Billigkhait, nach Jerem höchsten vermögenn hanndthaben vnnd scherbmen, vnnd hierinen mit getrewem vleiß alles das hanndlen vnnd tun, das getrew hawbtman, stathalter und Regentn Irem herren zw thun schuldig vnnd phlichtig seyn.

Item dann der gericht vnnd Recht halben haben Wier verordent das vnser hofgericht in osterreich nun hinfuer zw der newenstat Irelichen zw den vier Quattemer Zeitten gehallten, vnnd alle hanndl, sachen vnd Apellaciones es betreff aigen, lechen oder annders so ainer Rechtfertigung bedarf durch vnnser verordent hofrichter vnnd beysitzer verhert vnnd nach Irem gewissen vnd aller pilligkhait Rechtlichen vnnd enntlichn Entschaidn werden Vnnd was also durich sy erkhannt vnnd gesprochen wierdet, dabey soll es on waigrung beleyben vnnd dem gestrags vollziehung beschehen darinen sullen auch Vnnser obrist hawbtman Stathallter vnnd Regennten So oft das die notturfft ervordert Execucion thun vnd ain yedn dapey hanndhabn vnd schermen.

Wier ordnen vnnd setzen auch, nachdem bißher die Partheien durch Ihr Redner vnnd fuersprecheun In verhör vnnd Recht mit vill vberflüssigen vnd vnnotturfstigen Reden vnd aufszugen laung aufgehallten vnnd in Cost vnnd schaden gefüert sein, das hinfüer an sollichem hofgericht der Clager vnnd anntburter jm Rechten nit mündlich gehert, Sonnder yede Barthey Ir klag anntbuet, Rede vnnd wider Rede vnd alles füerpringen in dreyen schriften gegeneinander einiegen vnnd darüber von den partheienn ferrer kain scheifft angenomen, vnnd darauff fuerderlichen Erkant vnnd geurtaillt werden sulle, wie obsteet.

Vnnd damit wier des vngestuemen nachlauffens so vnns bißher von vnsernn vnndtertanen begegnet ist, vnnd dardurch wier zw zeiten in andern treffennlichen hanndln verhindert worden seyn, deßgleichen sy selbs der schweren Costen, den sy mit nachraisen gelitten haben, vertrageun, beleyben. So ordnen vnnd setzen Wier das der obgemellt doctor georg

von neidegkh vnnser oesterreichischer Canntzler nun hinfuero zw wienn sein vnnd nachgemellter massen handln soll, dem ist also Ob yemands were der sich ob vnnsers lanndts Regiments oder hofgerichts hanndlung beschweet, Soll er die hören, vnnd versuechen die partheien guetlich von sollichen Beschwerungen zu weisen Mocht aber das nicht seyn vnns ainer yeden sachen mitsambt vndterrichtung der hanndlung darob so sich allso beschwerten, Deßgleichen ob yemandts genad Embter oder Beneficia von uns begert alles mit seinem Rate vnnd guetbedungken allzeit fuerderlich vnnd aigentlich in schrift berichten, vnd die partheien beschaidenn anhaim zwbeleiben vnnd auf ain bestimbt Zeit darinen ain Bott fueglichen zu vns vnnd widerumben zu Jme khomen mag den Wier auch nicht vber acht tag an vnnsern hof aufhallten wolln, wider zw Jme zw komen vnd anntwurt zwemphahen. Aber nichts destminder solle darzwischen dem, so dasselb lands Regiment vnnd Hoffgericht gehandelt, Erkhannt vnd gesprochen wierdet allzeit Execucion vnnd volziehung bescheen, damit khainer durich des andern taills geverlich aufzug an seinem Rechten vnnpillicher weiß aufgehalten verhindert, noch in Cost oder schaden gefuert werde. Doch wo wier alsdann erfunden das die partheienn solicher klag vnd beschwerung khainen grunt noch vrsachen vnnd die aus mutwilln oder genere fürgenomen hetten, Wellen wir gegen den selben darumb mit gepürlicher straf hanndln damit hinfüer annder solliches vermeiden vnnd sich zimblicher vnnd pillicher abfertigung vnnd beschaids benüegen lassen.

Item Er soll auch dem gemellten vnnserm lannds-Regiment ainen Secretaey mit ainem Secret vnnd dann vnnserm hofgericht auch einen hofgericht schreiber zwordnen, vnd Jme die als ainem Cantzler gehorsam vnnd geweetig sein Er soll auch all Citacion, ladung vnnd vrtailbrief so an vnnserm hofgericht ausgeen, vertigen vnnd Sigillen, vnd sonnst in des hofgerichts sachen helffen hanndln wie wier Jme das in sonnderhait bevolchen haben.

Solliches alles wolltn Wier Ew nicht verhallten vnd Emphelchen darauf Ew allen vnnd Ewer Jedem in sonnders ernstlich vnnd wollen das Jr sollichen obbestimbten ordnung vnd Regiment an vnser statt vnnd Jn vnserm namen gehorsam vnd gewertig seit vnd vnns darvber nicht nachvolget Sonnder was Ewer yeder zw hanndln vnd anzupringen hat das an den obgemellten ennden nach gelegenhait ainer yeden sachen thuet, vnd fuerbringet, vnd also vnns vnnd Ewch gehorsamblich erscheinet dann welicher das nicht Thett das wier vnns doch nicht versehen wurden Wier des beschwerung vnnd gegen Jme missalln tragen darnach wiß sich Ewr yeder zw Richten vnnd Jr thuet daran vnnser ernstlichn meinung. Geben zw ynsprugg am Freytag nach den Suntag Reminiscere Anno domini fünffzehunhundert vnnd in anndern vnnser Reich des Remischen Im XVII vnd der hungarischen Im XII. Jarn.

Miszellen.

K. Leopold I. stellt (Wien, 10. Febr. 1691) dem Heinrich Graf von Pergen einen Schuldschein auf 70.000 fl. aus, und verpfändet ihm den Salzsackhandel zu Hall im Innthale. (Original in meiner Sammlung.)

Schon im Jänner 1685 hatte gedachter Graf 20.000 Gulden dem Kaiser vorgestreckt, und dafür in Verbindung mit Johann Andreas Grafen zu Wolkenstein, der 10.000 fl. dargeliehen, den Salzsackhandel erhalten. Die fortdauernden Kriege mit der ottomanischen Pforte und Frankreich erzeugten neuen Geldmangel; Graf Pergen erbot sich abermals zu 50.000 fl. unter der Bedingung, davon die Forderung des Grafen Wolkenstein zu tilgen, und so zum Alleinbesitze des Salzsackhandels zu gelangen. Der Kaiser genehmigt diesen Vorschlag und bestimmt, daß 30.000 Gulden zur Errichtung eines Regiments zu Fuß, unter dem General-Wachtmeister Wilhelm Grafen von Oetting, sogleich; die übrigen 10.000 Gulden (nach Abzahlung der Wolkensteinischen Forderung) im Mai erlegt werden sollen. Dagegen erhält Graf Pergen schon mit 1. Jänner den Salzsackhandel; doch soll er an die genaue Beobachtung der ausgesprochenen Verpflichtung, nämlich nichts an der Quantität und Qualität zu ändern, stets hinlänglichen Vorrath zu haben u. s. w. streng gebunden seyn, und dem Kaiser und seinen Nachfolgern bleibe es vorbehalten, nach einjähriger Aufkündigung die Verpfändung einzulösen.

Das erste Heft des laufenden Jahrgangs von Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit theilt aus dem Archive zu Innsbruck unter der Aufschrift: »Briefe von Zeitgenossen des Kaisers Karl V.,« ein Schreiben des Georg von Freundsberg an »Königl. Mtt. zue Behem vnd Vngern ꝛc. Stathalter Regenten vnd hoffrethe zue Jnsprugg« mit, das einen höchst interessanten Bericht über die Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) enthält. „Dieser Schlachtbericht,« bemerkt Mone „stimmt nur theilweise mit dem »Wahrhaften Bericht« überein, den Hottinger (Geschichte der Eidgenossen I., 179 flg., 486—487) benutzte und mit Recht den Georg von Freundsberg als Verfasser, wenn auch nicht für das Ganze, erklärt hat. Bei der Seltenheit dieser Flugschrift wird obige Mittheilung aus dem Original eine Lücke in den historischen Quellen über jenes Ereigniß ausfüllen.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

60. Sonnabend, den 29. Juli 1837.

Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Suleyman, obschon er über die Ankunft des Kaisers und Königs Ferdinand erschreckt, mit unglaublicher Hast die Flucht ergriffen hatte, war doch, von dem raschen Vordringen der deutschen Reiterei unterrichtet, gezwungen, zur Deckung seines Heeres eine große Anzahl leichter Truppen zurückzulassen. Von diesen stieß eine Abtheilung, welche dem Sultan zunächst folgte, und von einem Pascha befehligt wurde, auf unser Reitervolk. Vorerst zaudernd, griff man doch bald zu den Waffen, und stürzte mit gleicher Wuth von beiden Seiten aufeinander los; die Türken wurden geschlagen und verloren zugleich ihren Führer. Paulus Bagitius nämlich hatte diesen beim ersten Anblick erkannt, und mit einem Wurfspieß zur Erde geschleudert; den Versuch, sich zu erheben, hinderte er mit dem Schwerte. Das Haupt des Erschlagenen wurde auf die Lanzenspitze gepflanzt und lange herumgetragen, die goldene Schabrake dem Pferde desselben abgenommen, und so wie die mit Perlen und Edelsteinen herrlich gezierten Zügel dem Sieger nach Kriegsrecht, gleichsam als Beute vom Anführer dem Anführer abgenommen, zum Beweise der Tapferkeit zuerkannt. Viele haben damals diese Auszeichnung dem Paulus Bagitius mißgönnt; doch Niemand, der edlen Sinnes gewesen; denn wer konnte einen so tapfern und trefflichen Mann beneiden, der, ein Serve und vertrieben aus dem Vaterlande, für uns und unsern Glauben selbst gegen seine Landsleute mit solchem Muthe gekämpft! —

Ein anderer, räuberischer Haufe, der an der Zahl einem vollkommenen Heere glich, war, entweder weil durch unsere Reiterei von den Ihrigen abgeschnitten, oder in wilder Plünderungswuth, bis Linz vorgedrungen, und verwüstete unter den Augen Ferdinands Alles mit Raub und Brand. Der König schrieb deßwegen zweimal an Friedrich, mit dem Begehren, diese Senger und Brenner nicht länger ungestraft hausen zu lassen, sondern ihnen nach dem Rathe der Edelsten entgegen zu gehen. Friedrich gerieth dadurch, da ihm der Kaiser früher jeden Versuch zu einer Schlacht, bis er nicht selbst kommen würde, untersagt hatte, in eine sehr unangenehme und zweifelhafte Lage. Um indessen, was bei diesen Umständen zu beginnen, auch von Andern zu hören, ließ er die obersten Führer nach Wien zu einer schnellen Berathung einladen. Noch waren aber diese nicht zusammengekommen, als Abgeordnete der Regentschaft anlangten, und berichteten, daß die Senger und Brenner bereits zwischen Krems und Wien beobachtet worden, »denen jetzt nur zwei Auswege zur Flucht offen ständen, welche ihnen durch rasche Besetzung zu verschließen hoch an der Zeit wäre.« Auf der andern Seite hatte Friedrich selbst, und bevor die Abgeordneten angekommen waren, drei Kriegsräthe an den Bischof Contius gesendet, um die wahre Lage der Dinge zu erfahren. Dieser, weil er mit den Truppen des Grafen Lodron, um auf den Feind zu treffen, nach Baden gegangen, war von Wien abwesend, doch schrieb er bald darauf selbst an Friedrich, mit der Nachricht, daß die Feinde ihren Marsch gegen Neustadt richten, und der Bitte, auch wider diese ein Hülfs-Corps Reiterei zu schicken. Hierauf entgegnete Friedrich: »da es ungewiß, wohin die Feinde sich zu wenden Willens, könne dem Wunsche nicht wohl entsprochen werden; zumal die Armee schon durch die früher zugestandene Abtheilung gerade in Rücksicht dieser Streitkraft sehr geschwächt worden. Es scheine gerathener, am festgesetzten Tage, an welchem auch der Markgraf von Basti im Nahmen der kaiserlichen Majestät erscheinen werde, in Wien zusammenzutreten;

denn eine Sache von solcher Wichtigkeit werde besser mündlich, als schriftlich abgemacht.« Weil indessen der genannte Tag bereits herangerückt, eilte Friedrich mit der ersten Morgendämmerung nach Wien, in der Hoffnung, daß bei so wichtigen Umständen Niemand wegbleiben werde; doch schnell war ein großer Theil des Tages verstrichen, und noch immer — während alle übrigen Großen zugegen waren — erschien weder der Bischof noch der Markgraf. Spät erst kamen Briefe von beiden, womit sie ihre Abwesenheit entschuldigten: der eine, weil der Feind bei Baden hervorzubrechen drohte, der andere, weil er ohne Einwilligung und Befehl des Kaisers nicht zu kommen wagte. Die Versammlung ging demnach unverrichteter Dinge auseinander. Auch geschah sonst nichts Erhebliches, außer daß die beiden Feldherrn der Mährer und Böhmen, Zidislaus von Loyppa und Johann von Bernstein, sich mit ihren Soldaten der Huldigung freiwillig unterziehend, dem Pfalzgrafen den Eid der Treue leisteten. Nun aber verbreiteten sich verschiedene, ungewisse Gerüchte über den Weg, den die Türken einzuschlagen gesonnen. Einige behaupteten, daß sie sich im Wienerwalde versteckt hielten; andere, daß sie bei Baden oder Traiskirchen einen Ueberfall bereiten. Dieß Alles, obschon es das Gemüth Friedrichs in Zweifel ließ, bewog ihn dennoch, um wenigstens keine Gelegenheit durch sein Verschulden unbenützt gelassen zu haben, daß er einige Abtheilungen Fußvolk mit einem starken Haufen Bauern schnell abordnete, welche den Wald mit umgehauenen Baumstämmen verschanzen sollten. Zugleich schickte er dem Pemplinger und dem Türken Bala, welche mit der früher geschickten Reiterei und den Soldaten des Grafen Lodron die Präsidenten bei Baden gegen die Feinde aufgestellt hatten, nach dem gemeinsamen Beschlusse des Kriegsrathes 900 Mann zu Pferd, aus den Deutschen und Böhmen gewählt, mit acht Haufen Fußvolk zu Hülfe, und bestimmte zu deren Anführer den Markgrafen von Brandenburg, den Grafen von Mansfeld und den Ritter Conrad von Bemelberg. Er selbst mit einem Theile des Heeres, und begleitet von Zidislaus von Loyppa, welcher 1200 Reiter, da doch nur 600 von ihm verlangt worden waren, mit sich führte, besetzte voll Hoffnung den Wienerberg, und erwartete dort die ganze Nacht hindurch, und obschon es sehr kalt war, ohne Licht und Feuer, damit seine Anwesenheit nicht verrathen würde, die Ankunft des Feindes; jedoch vergebens. Um nach durchwachter Nacht den Soldaten nicht mit unnützer Anstrengung zu erschöpfen, kehrte er wieder ins Lager zurück, und schrieb das Geschehene sogleich an den Kaiser, mit der inständigen Bitte, daß, sollte ja etwas während der Abwesenheit Sr. Majestät wider den Erbfeind unternommen werden, Sie es nicht ungütig aufnehmen, und dem Drange der Umstände entsprechend beurtheilen wollen. »Das Kriegsglück warte nicht immer auf einen wohlüberlegten, und in der Ferne gefaßten Plan, sondern fordere vielmehr einen plötzlichen Entschluß, oder, wie Scipio zu sagen pflegte, es wächst unter der Hand. Oft müsse gekämpft werden, nicht weil man will, sondern weil die Nothwendigkeit drängt, der Feind zwingt, oder die Art der Militärdisciplin es fordert.« Nicht lange hierauf kam des Kaisers oberster Hofmeister, Graf Adrian von Croy an, und brachte einige Befehle des Kaisers mit, die er auch sogleich insgeheim dem Fürsten mittheilte. Merkwürdig unter Andern war nachstehende Weisung: »Weil es Sitte bei den Deutschen und altes Herkommen, daß die Angelegenheiten des Krieges, so wie Alles, was den Staat und das öffentliche Wohl betreffe, von dem einmüthigen Beschlusse der Edlen geleitet werden, so sey es jetzt im hohen Grade billig, daß jene Helden, welche zur Ehre des Reichs und Sr. Majestät in den gegenwärtigen Kampf gezogen, auch an den Berathungen und Bestimmungen darüber theilnehmen. Auf diese Weise, wenn sie sich mit der alten Auszeichnung beehrt sehen, wird man sich ihres unbegränzten Wohlwollens versichern.«

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.

I. Martin Eisengrein.

Einer der eifrigsten Bekämpfer der Religionsneuerungen, ward den 28. December 1535 zu Stuttgart geboren. Seine Familie soll lutherisch gewesen, und von Baiern nach Würtemberg gezogen seyn; gewiß ist, daß sie edlen Stammes war, und mehrere Männer zählt, die sich als Schriftsteller einen berühmten Namen erworben haben. Unser Martin erhielt im väterlichen Hause den ersten Unterricht; hierauf besuchte er Tübingen, und von da ging er nach Ingolstadt, wo im Jahre 1553 sein Name in der akademischen Matrikel unter den Hörern des Rechtes vorkommt. Im nächsten Jahre befand er sich aber schon in

Wien, wurde hier Doktor der Philosophie, Prokurator der rheinischen Nation und Professor. Eder lobt ihn der ausgezeichneten Beredsamkeit willen, die er bei mehreren Gelegenheiten an den Tag legte.

Sein Uebertritt zur katholischen Religion muß in diese Zeit fallen, und kann nicht, wie man gewöhnlich angibt, erst 1560 vor sich gegangen seyn. Bald nach 1558 war er schon K. Maximilians II. Hofprediger, und 1560 erscheint er unter den Domherren Wiens. Der Parnassus Boicus erzählt, daß der berühmte Vicekanzler, Jakob Jonas, sein naher Verwandter, ihn vorzugsweise dazu bewogen habe; während auch Eder und Laurenz Zadessius, Dechant zu Mattighofen, das Ihrige beitrugen. Wie aber, wenn Eisengrein dennoch nie Lutheraner gewesen wäre? Auffallend wenigstens ist, daß sein Bruder Johann als Kanonikus zu Passau und die Söhne seines Oheims von väterlicher Seite, Wilhelm und Jakob Eisengrein, als Katholiken bekannt sind; und noch bedenklicher wird die Sache, wenn man die Rede: »De Gloriosa et Triumphali Domini et Salvatoris nostri Jesu Christi, resurrectione,« die er 1558 in Wien gehalten hat und drucken ließ, zur Hand nimmt. Sie enthält folgende Zuschrift: „Reverendissimo in Christo Patri et Domino Petro Paulo Vergerio, olim Episcopo Justinopolitano, et Legato Pontificum etc. Nunc vero Ecclesiarum per Germaniam etc. Antistiti et propagatori vigilentissimo, Illustrissimi Principis Wirttenbergensis a Consiliis et ejusdem ad Serenissimum Bohemiae Regem Oratori.« Nun diesen Mann [1] behandelt Eisengrein als seinen größten Gönner, Wohlthäter und Freund, bittet ihn, keine Verläumdungen zu glauben, redet von der pura et sinceriore Evangelii doctrina, versichert ihn: nec alium esse, foreve, vel si fractus illabatur orbis, quam me fuisse cognovit Tubingae et Stuttgardiae," — und so schrieb er 1558 in ipso Conversionis divi Pauli Festo, und schon 1559 erhält er bei St. Stephan ein Kanonikat, nimmt die geistlichen Weihen, und tritt die Stelle eines Domherrn wirklich an! Ja, 1562 ist er Rektor der streng-katholischen Universität Ingolstadt und Stadtpfarrer zu St. Moritz, und Vitus Jacobäus singt von ihm in seiner Acad. Ingolst.

> Boica gratatur sibi gens, quod nescia fraudis
> Haereticae insignem te sit adepta ducem! —

Seine literarische Wirksamkeit in Wien bethätigte er noch durch eine Rede: „De summo gradu in artibus liberalibus et Philosophiae, Doctoratu et Magisterio," die er im April 1558 als Professor der Philosophie öffentlich gehalten hat, und welche bei Johann Syngrenius im Drucke erschienen ist. Er bringt darin vorzüglich darauf, daß man bei den akademischen Würden, auch in der Philosophie, zwischen Magisterium und Doctorat keinen Unterschied machen soll. Auch seine Vorlesungen an der Universität blieben nicht ohne Erfolg; mehrere Druckstücke, von eifrigen Zuhörern zu Tage gefördert, bezeugen es. So des Laibacher Jakob Strauß „Erotemata in libros Aristotelis de anima digesta," die 1560 aus der Presse des Raphael Hofhalter hervorgingen, und in deren Vorrede der Verfasser gesteht, daß ihm von Eisengrein das — Licht erschlossen worden [1].

Die wichtige Stelle indessen, welche Eisengrein unter den polemischen Schriftstellern seiner Zeit einnimmt, hat er sich erst durch die zahlreichen Schriften erworben, welche während seines Aufenthaltes in Baiern entstanden sind. Wir verweisen darüber auf den bereits angeführten Parnassus Boicus, wo sich nach unserer Ansicht die ausführlichste und vollständigste Nachricht über das Leben des merkwürdigen Mannes befindet — mit Ausnahme dessen, was wir so eben in Kürze erzählt haben. An der Universität zu Ingolstadt bekleidete er noch die Würde eines Vicekanzlers und Professors der Theologie, wurde hierauf Probst zu Altenötting und Mosburg, auch Domprobst zu Passau, und starb 1578 in Ingolstadt. Noch müssen wir zum Schlusse eine Angabe berühren, welche sich in Raupach's erster Fortsetzung des evangelischen Oesterreichs befindet. Dort heißt es Seite 267: Nachdem Citardus an. 1567 gestorben, so war an dessen Stelle Martinus Eisengrein, ein evangelischer Apostat, zum kayserlichen Hof-Prediger erwählet worden. Doch, da derselbe den Anfang seiner Predigten mit heftigem Schelten auf den seligen Lutherum machte, so ward er eben deßwegen nach der dritten Predigt seiner Bedienung entlassen.« Das Irrige dieser Stelle springt in die Augen; überdieß haben

---

1 Der also keineswegs incognito und verkleidet nach Wien gekommen, wie im großen histor. Lexikon gefabelt wird! —

1 Cum superiori anno Ornatissimus Vir D. M. Martinus Eisengrein in profitenda naturali Philosophia mihi lampada tradidisset etc.

wir von Eisengrein noch: »Predigten durch das ganze Jahr vor der Röm. Kayserl. Majestät Maximiliano II. geprediget [1].«

Reise-Erinnerungen.

I. Das Gasteinerthal.

Dieses in vielfacher Beziehung merkwürdige Thal des Salzachkreises von Oesterreich ob der Ens erstreckt sich von den Centraltauern im Süden zur Salzache etwa 5 Meilen in der Länge und 1/2 Stunde in der Breite zwischen den Armen jener Hauptgebirge, die das Herzogthum Salzburg von Kärnten trennen. Seinen Flächenraum von 5 1/2 Quadratmeilen bewohnen 3700 Menschen in 608 Häusern, welche einen Marktflecken und mehrere Dörfer bilden. Das Thal wird seiner Länge nach, von dem Hochwasser, die Ache, durchfluthet.

Die Gebirge, welche die Thalwände formiren, werden gegen Süden zu immer mächtiger, und wechseln mit ihrer stärkeren Erhebung auch ihre Hauptbestandtheile, so daß der Urkalk weiter südlich in Schiefer, und dieser in Granit übergeht. In den Gebirgszügen, welche das Hauptthal gegen Ost und West von den gleichlaufenden Thälern der Salzache, nämlich vom Thale Rauris und Großarl scheiden, verdienen einige Berge besondere Erwähnung, und zwar westlich der Bärenkogel, die Erzwiese, die hohen Türchelwände, der Stubnerkogel, der Tisch und der Bockhart, östlich in derselben Richtung: die aussichtreiche Parsebne, der viel erstiegene 7628 F. hohe Gamskaarl, der Graukogel mit den 7 warmen Quellen und der erzreiche Rathhausberg und weiter östlich in den Seitenthälern das schöne Tischlerkaar und der Riese Ankogel. Gegen Süden nach Kärnten zu gränzen es die hohen Wände des Naßfeldertauern, der Schlapperebne und des Schareck ab.

Die Gasteinerache, das Hauptgewässer des Thales, entspringt südlich auf den Centralalpen und zwar auf dem Woigstenberg, nimmt in ihrem etwa 5 Meilen langen Laufe durch die Thalmitte die kleinen Achen oder Wildbäche der Seitenthäler auf und stürzt sich durch den Engpaß Klamm bei Lend in die Salzache. Sie durchfließt von ihrem Ursprung abwärts bis zur Mündung im Süden 3 große, schiefe Thalebnen oder abstufende Flächen, die einst Seebecken waren, ehe sich die Bergwässer den Weg zur Salzache durch Felsenmauern eröffnet haben. Diese 3 langen Thalsenkungen oder Abstufungen heißen in der Richtung von Süden her: das Naßfeld, ein großes, überwässertes Thal von 4460 und mehr Fuß Höhe, dann unterhalb, vom Dörfchen Böckstein an, das 3150 F. hoch liegt, bis gegen das 3200 F. hohe Badgastein das Böcksteinerthal, und unter diesem bis zur Klamm das Thal des 2700 F. hohen Hofgastein. In dem Uebergange von einem Thale zum andern bildet die Ache 3 ungeheure Abfälle, nämlich vom Naßfelde nach Böckstein herab den ersten, vom Schlusse des Böcksteinerthales, bei Badgastein zum 3. Thale von Hofgastein den zweiten, und von der Klamm bis zur Salzache bei dem 2030 F. hohen Orte Lend den dritten.

Jeder dieser 3 großartigen Katarakte bildet wieder mehrere kleine, ganz besonders aber jener zwischen dem Naßfelde und Böckstein; der prächtigste und berühmteste indessen ist und bleibt der mittlere über den Abhang, auf dem Badgastein ruht.

Die 3 großen abstufenden Thäler oder Bodensenkungen unterscheiden sich auffallend, wie durch ihre Höhe und Lage, auch in der Temperatur, so daß das Naßfeld als die höchste Gegend die rauheste, das Thal von Hofgastein, als die niederste, natürlich die mildeste Temperatur und den fruchtbarsten Boden besitzt.

Die merkwürdigsten Nebenthäler, welche in dieses größere, oder Hauptthal von den Seiten her mit ihren Gewässern einmünden, sind gegen Osten bei Böckstein das Anlaufthal und unterhalb Badgastein das Kötschachthal. Nach Westen hin aber liegt das Angerthal.

Bei dem Postdorfe Lend biegt sich der Weg von der Hauptstraße und Salzache weg nach Süden, und längs der Gasteinerache fort durch die Klamm über Dorfgastein nach Hof, welches 1 1/2 Posten fern, und von da an der Ache aufwärts 3/4 Posten bis Badgastein. (Schluß folgt.)

Miscelle.

[1] Auf die verhör zwischen n. Burgermeister Richter vnd Räte der Stadt Steyr. Auch deren in weyer, vnd F. D. vrbarleutn der herrschaft Steyr, Clager an ainem vnd n. Richter vnd Rate der Stat waidhofen an der ybbs, antwurtten, anderm taill in der Irrung so sich zwischen den bemelten Partheyen gehalten von wegen aines newen wälhischen, vnd aines clainen hamer So die von waidhouen erpawt, vnd die von Steir des beschwärt zu sein vermaint. Haben fürstlicher durchleuchtigkhait Raiträte der Nider österreichischen Raithchamer, sambt andern Räten die sein F. D insonders dazu verordent hat, auf baider taill klag antwurt Red vnd wider Red in scheiftn eingelegt. Auch die fuerbrachten freyhaitn vnd Briefliche vrkhunden nach genuegsamer erwegung aller gelegenhait dieser sachen Erkhennt vnd zu abschied geben, das die von waidhoven von deren von Steyr, weyer vnd F. D. vrbarstewt der Herschaft Steyr, clag, in dieser sachen, ledig vnd absoluirt sein vnd die Clagenden parthaien den antwortern, ir costtn und zerrung, so Inen diser tagsatzung halben aufgeloffen ist, nach der gemeltn Räte mässigung zu behallen schuldig. Actum wienn den 7 tag Octobris 1524.

[1] S. II. Th. Mayntz 1601. f.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

61. Mittwoch, den 2. August 1837.

Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Kaum war Graf Adrian Croy von Friedrich geschieden, kam von dem Markgrafen Joachim ein Brief aus Baden mit der Nachricht, daß er durch Spione die bestimmte Anzeige erhalten, wie der Feind einen Kreuzweg besetzt habe, wodurch er entweder über die norischen Alpen nach Triest, oder über den Kenberg, oder über den Schwarzafluß entrinnen könne. Doch sey sowohl der erste, als der letzte Weg sehr beschwerlich, weil beide, von Natur aus hinlänglich eng, kaum für einen Wagen fahrbar und von den Landleuten noch durch Baumstämme und Felsenblöcke verschanzt worden; der mittlere sey mit Truppen stark versehen, so daß auch hier kein Ausweg offen stehe. Es sey nun, bevor dieser trugvolle und unbeständige Feind wieder entkomme, nothwendig, ihn sogleich mit dem ganzen Heere zu drängen und zu verfolgen.

Als Friedrich dieses vernommen, begab er sich, nachdem er das Lager befestigt und mit Wachen umgeben hatte, des andern Tages mit einer auserlesenen Mannschaft zu Pferd und zu Fuß nach Lachsenburg, einem durch den Ochsenmarkt berühmten Ort, und schrieb von hier an den Markgrafen von Vasti, der mit den spanischen Truppen zu St. Pölten stand, daß er auf die so weit vorgerückten Feinde, denen durch allenthalben ausgestellte Posten sämmtliche Auswege verschlossen, endlich einmal losgehe, und nicht länger dulde, daß sie zur Unehre des spanischen Volkes wider das christliche Volk ungestraft wüthen. Doch wurde von diesem, obschon er in seiner Nähe Alles rauben, zerstören und morden sah, dagegen beinahe nichts unternommen und ausgeführt; aus welchem Grunde aber ist bis heute unbekannt geblieben. Viele schrieben es der Furcht, Andere dem Neide zu, von dem er insbesondere gegen die Deutschen erfüllt gewesen. Ob beides wahr, ist ungewiß; unläugbar aber bleibt es, daß ersteres nicht gottesfürchtig genug, letzteres nicht sehr großmüthig. Die Feinde aber, als sie alle Ausgänge besetzt sahen, wurden, bald dort, bald da eine Ritze suchend, von Ungewißheit und Wuth hin- und hergeschleudert. Zuerst stürmten sie auf Glocknitz, dann auf Bistorf los, wohin ihnen der Markgraf von Brandenburg folgte, endlich auf Loibersdorf, wohin Friedrich, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sie dort Lager geschlagen haben, in größter Eile abging. Kaum aber waren hier die Zelte entfaltet, so hieß es, der Feind sey da, und rücke in voller Schlachtordnung auf die Unsrigen los. Man rief zu den Waffen, doch bald zeigte es sich, daß der Lärm nur von einigen allzu Furchtsamen ausgegangen. Man schickte daher vier berittene Edle auf Kundschaft aus, die bis zur Veste Starhemberg vordrangen, und erfuhren, daß die Feinde, mit ungeheurer Beute beladen, in dem tiefsten Thale zwischen Altenmarkt und Pottenstein stehen. Zu gleicher Zeit kehrten Andere zurück, und berichteten, daß sie zwischen Verschanzungen der Berge, die wegen ihrer Enge kaum dem Reiter zugänglich, sich verborgen hielten. Nicht lange hierauf kam der Türke Vala, dasselbe zu berichten, mit seinen tausend Mann zu Pferde an. Er wurde wegen der Aehnlichkeit der Waffen und Kleider zuerst für einen Feind gehalten, dann aber aus den Fahnen erkannt; daher auch die Waffen, welche die Soldaten im ersten Tumult ergriffen hatten, wieder abgelegt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz,
Zisterzienser Ordens in Unter-Oesterreich

von

P. Marquard Herrgott

dd. 9. Mai 1739.

Nebst einigen Anmerkungen von Fr. Theod. Kraft, Prof. ad. S. C. dd. 30. Nov. 1801 [1].

Allerdurchlauchtigster rc. rc.

Den 3. Mai 1739 hat der Herr Prälat von Heiligenkreuz mich sammt dem Ingenieur Kleiner in sein anvertrautes Kloster geführt, um in den Grabmählern nachzusehen, was zur weiteren Erörterung der alten Markgrafen und Herzoge von Oesterreich, welche dort zur Erde bestattet sind, sich etwa vorfinden möchte. Zu dieser Untersuchung hat ermeldter Herr Prälat in alle Wege hilfliche Hand gereicht, und ist uns mit vieler Höflichkeit begegnet.

Abends wurde ich noch in das Kapitelhaus, darin die Grabsteine der Markgrafen und Herzoge liegen, geführt, woselbst gleich das Concilium gefaßt und die Anstalt gemacht worden, daß in der Mitte vor dem Altar unter der sogenannten Matta (Bret, worauf sich die Geistlichen, ihre culpam zu sagen, zu prosterniren pflegen) der sich dort befindliche Grabstein aufzuheben, und unter der Erde nachzugraben sey.

Des andern Tages, als den 4ten in aller Frühe, war der Maurermeister mit seinen Tagwerkern schon an der Arbeit, und vorgedachter Ingenieur in der genauen Abzeichnung des Planes von gedachtem Kapitelhause, sammt einer accuraten Delineation der Grabsteine und Inschriften begriffen, um einen ordentlichen Grundriß mit den übrigen nöthigen Zeichnungen zu verfertigen.

Ermeldtes Kapitelhaus, welches von dem Stifter sammt der Kirche und dem Convente vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut worden ist, liegt gegen Orient, bestehet in einer gothischen Architektur, und ruhet dessen Gewölb auf vier Säulen, zwischen welchen an den Mauern beider Seits zwei in Fresko gemahlte Felder anzusehen, welche die Bildnisse der Söhne des Stifters, und der übrigen Herzoge sammt ihren Grabsteinen und Inschriften vorstellen. Es hat zwar der Mahler bei diesen Bildnissen die Art der alten Kleidungen nachzuahmen sich beflissen; allein es zeiget sich, daß er keine alten Originalstücke vor Augen gehabt, mithin, daß ihm die Kunst in den Kleidern nicht vollkommen gerathen. Sonst aber hat erwähntes Kapitelhaus seinen Eingang von dem Claustro oder Kreuzgang unweit der Kirche; dieser ist mit sauberem eisernem Gitterwerk versehen, an welchem ein zierlich, aber ganz neuerlich geschriebenes Verzeichniß der im Kapitel begrabenen Leichname auf einer Tafel abhanget; und weil ich gefunden, daß dieses Verzeichniß mit den Inschriften der Grabsteine in mehreren Stücken eintrifft, so habe ich selbes zur vorläufigen Nachricht hier beisetzen wollen:

Hic jacent in Capitulo consepulti Principes, Marchiones, Duces Austriae, Styriae.

Leopoldus largus, Dux Styriae de Babenberg.

Fridericus Catholicus Dux Styriae de Babenberg.

Leopoldus virtuosus Dux Austriae Styriae de Babenberg.

Henricus Dux de Mödlinga de Babenberg.

Raiza Ducissa de Mödling, uxor Henrici praefati filia Sobieslai Regis Bohemiae.

Henricus crudelis de Babenberg.

Richardis Landgravia de Waltersdorf, uxor prima Henrici crudelis.

Gertrudis Ducissa Brounwicensis uxor secunda Henrici crudelis.

Fridericus bellicosus, ultimus familiae Babenbergensis, jacet sub elevato lapide sculptili.

Rudolphus de Habsburg } filii Ottonis Ducis Bavariae
Henricus de Habsburg } filii et Regis Hungariae.

Albertus et Ernestus marchiones austriae, filii S. Leopoldi fundatoris S. Crucis.

Benefactores monasterii nostri primarii, quorum beneficiis fruimur religiosi, pro eis diu noctuque psallentes et canentes in S. Cruce coram Domino.

Nach dieser Anzeige also lägen in dem Kapitelhause 13 fürstliche Personen begraben; es sind aber beim Nachgraben mehrere Leichname angetroffen worden, wie wir unten melden werden. Doch finden sich nicht mehr als 9 Grab-

---

1 Dieser interessante Bericht kam uns durch die gütige Mittheilung des Herrn Stifts-Capitularen Malachias Koll zu. Wir brauchen nicht erst zu erinnern, daß wir diesem fleißigen Forscher eine sehr verdienstvolle Geschichte seines Stiftes verdanken; indessen können wir nicht umhin, die Freunde vaterländischer Geschichte auf das Diplomatarium aufmerksam zu machen, mit dessen Bearbeitung er sich fortan beschäftigt, und von dem eben so wichtige als nachhaltige Aufschlüsse zu erwarten stehen. R.

steine und zwei große Platten, also in Allem nur 11 Grabmähler; weil die Namen von Einigen derselben, als des Henrici de Mödlinga et ejus uxoris Raizae, item der zwei Frauen Richardis und Gertrudis, weiter des Alberti et Ernesti, auf den Grabsteinen paarweis zusammengesetzt, und zu lesen sind. Die Ursache dessen ist, weil hier keine gemeinsame Gruft unter der Erde vorhanden, in welcher alle Körper hätten können beigesetzt werden, sondern es war der Andacht der Alten genug, daß die Leichname dieser gesammten Herzoge in einem Gewölbe des Kapitelhauses beisammen begraben, und keine fremden Leichen beigelegt würden; wie denn auch durch die Geistlichen jederzeit genaue Obsicht getragen worden, daß kein anderer, als allein die vom herzogösterreichischen Stamme Hergesprossene an diesem Orte eingegraben worden; welches aus dem klar zu beweisen, daß verschiedene Descendenten von gräflich Schaumburgischen und andern hohen Familien nicht in diesem Kapitelhaus, sondern vor der Thür desselben, oder in der Kirche nach Ausweis der Grabsteine begraben liegen. Es ist also dieser Ort die eigenthümliche Begräbnißstätte der Herzoge von Oesterreich, und so viel zu schätzen, als eine österreichische Gruft, obschon die Leichname nicht hart aneinander, wohl aber in einem Gewölbe beisammen ruhen.

Daß aber diese herzogliche Grabstätte nicht in der Kirche vor dem Hochaltar oder in einer Kapelle, wie sonst gewöhnlich, sondern in dem Kapitelhause errichtet worden, ist darum geschehen, weil die Geistlichen an diesem Orte nebst einem Kapitel aus der Regel des heiligen Vaters Benedicti, auch aus dem Necrologio die Namen ihrer Stifter und Gutthäter abzulesen, und zu gleicher Zeit für diese täglich das Gebeth dort in loco sämmtlich zu verrichten pflegen.

Dergleichen Beispiele in der Historie finden wir in Menge, daß die Stifter der Klöster öfter, anstatt in der Kirche, ihre Begräbnisse in den Kapitelhäusern aus eben angeregten Ursachen sich auserwählt haben: damit man nämlich ihrer stets gedenke und sie des täglich dort verrichteten Gebethes der Geistlichen theilhaftig würden. Montfaucon zeiget an verschiedenen Orten in seinen monumentis francicis, daß dieser Gebrauch auch in Frankreich bei dem königl. Hause im Schwung gewesen.

Erwähnte eilf Grabsteine unserer Herzoge im mehrwiederhohlten Kapitelhause zu Heiligenkreuz sind dergestalt gelegt und ausgetheilet, daß acht derselben nach der Breite des Gebäudes von dem Altar in gerader Linie, doch nicht alle aneinander stoßen, sondern einige mit einem oder mehreren Quadersteinen abgesondert anzutreffen; der neunte Grabstein liegt weiter von dem Altare, und also näher bei der Thür; in der Mitte zwischen den zwei ersten Säulen, sodann auf beiden Seiten bei diesen unteren Säulen, befinden sich zwei große steinerne Platten, welche, obschon ohne Zeichen und Inschrift, gleichfalls als Leichensteine dienen.

Diese Grabsteine sind überhaupt schmal, hingegen meistentheils $6^1/_2$ auch bis $8^1/_2$ Schuhe lang. Mit Ausnahme von vieren sind alle mit Inschriften versehen; diese Inschriften aber sind nicht nach der Breite, sondern insgemein nach der Länge des Steines eingehauen, wie alles besser aus den besonderen Zeichnungen zu ersehen seyn wird. Wir haben die Zeichnungen der Grabsteine mit Nummern versehen, den Anfang bei dem ersten zu rechter Hand ad Cornu epistolae gemacht, und sind der geraden Linie nachgefolget, daß mithin der nähere bei dem Eingange in unserer Zahl der 9te, und die zwei auf den Seiten neben den Säulen die letzten geworden. Ich will hier von jedem die Grabschrift besonders mittheilen, und meine Anmerkungen kürzlich beifügen.

I. Der Stein ist oben gebrochen, hat in der Mitte ein langes Kreuz auf einem grobgezeichneten Piedestal eingegraben; die Inschrift befindet sich in doppelter Reihe folgender Maßen mit gothischen Buchstaben eingeschnitten:

† XIII. Kl. Mai ⊖ Gertrudis. de. Brounswich. Ducissa Austrie. VI. K. Mar. ⊖ Richardis Landcravia de Waldersdorf. ♣

Diese Beiden hält man für die Gemahlinen Henrici crudelis, beide können nicht zu gleicher Zeit gestorben und begraben seyn; doch stehet die Inschrift von beiden auf einem Grabstein, und zwar der Name der zweiten Gemahlin zuerst. Es dürfte aber ein Fehler in dieser Sache eingeschlichen seyn; indem ein alter Geistlicher von Heiligenkreuz die Anmerkung hinterlassen, daß Gertrudis uxor Friderici bellicosi gewesen, mithin wäre nur die Richardis Henrico crudeli als Gemahlin beizumessen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

I. Das Gasteinerthal.

(Schluß.)

Das Gasteinerthal war nicht nur schon den Römern bekannt, sondern schon lange vor ihnen von einem Stamme der Kelten, den Tauriskern, bewohnt. Diese, sowohl Hirten und Ackerbauer, als Bergleute und Krieger, nannten das Thal Jastum, wornach es die Römer, die Bezwinger jenes Gebirgsvolkes um die Zeit Christi, Gastuna nannten. Daher der jetzige Name: Gastein.

Die Römer und schon vor ihnen die Taurisker fanden und benützten die Erdschätze der Tauernalpen. Manche Grube jener Zeit ist jetzt von undurchdringlichem Eis bedeckt. Der Sage nach haben die christlichen Einsiedler Primus und Felician die Wirksamkeit der warmen Quellen des Wildbades am Fuße des Graukogels entdeckt oder wieder gefunden, indem sie bemerkten, daß zwei von Jägern verfolgte und verwundete Hirsche bei den Quellen Heilung fanden.

Im 16ten Jahrhunderte war die Ausbeute edler Metalle, besonders des Goldes, in der »Krone« außerordentlich. Erasmus Weitmoser versuchte 1495 sehr glücklich den Bergbau und gab dem Erasmusstollen im Rathhausberge seinen Namen. Noch mehr gesegnet war sein Sohn Christoph, so daß von ihm Bischof Leonhard von Salzburg zu Kaiser Maximilian I. sagte: »Ich habe einen Caplan, der nimmer ausgesäckelt werden kann.« Nach ihm ist der höchste Stollen des Rathhausberges benannt. Derselbe Gewerke Weitmoser hinterließ außer dem Erbtheile seiner Söhne jeder seiner vier Töchter 80.000 Rthl. Seine Töchter waren an die berühmten, reichen Fugger und an die Khevenhüller vermählt. Die Gewerken von Hofgastein: Weitmoser, Zotten, Straßer u. A. wurden den Patriciern der Reichsstädte gleichgeachtet; sie leiteten einen sehr einträglichen Handel mit Italien ein und erhoben den Markt Hof, der schon 894 gegründet worden seyn soll, zu einem bedeutenden Speditionsplatz. Sie bauten sich nicht nur Ritterschlössern ähnliche, große und schöne Häuser und geschmackvolle Villen, sondern förderten auch Wissenschaften und Künste. So wurde Hofgastein nach der Hauptstadt der wohlhabendste Ort des Herzogthums Salzburg.

Die bedeutendsten Punkte des Grubenbaues in der Gastein sind: die Erzwiese im Angerthale, der Bockhart, die Sigliß, das Naßfeld, das Anlaufthal und der Rathhausberg. Hier wird Gold und goldhältiges Silber gewonnen.

Nachdem schon früh die Slawen auf diesem an Erz ergiebigsten Berge, wie es scheint, nur Tagverhau betrieben hatten, eröffneten im 14ten Jahrhundert die Straßer den eigentlichen Grubenbau. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts aber kamen die Weitmoser an die Reihe.

Nachdem der Bergbau vom 14ten bis zum 17ten Jahrhunderte geblüht hatte, kam er in Verfall. In den Jahren 1614 und 1615 wanderten mehr als 500 gewerbsleißige Bewohner dieses Alpenthals, Bekenner des Lutherthums, in das Ausland.

Die jetzigen Bewohner, obgleich im Allgemeinen von sehr gemischter Abkunft, tragen in den bessern, wohlhabenderen Familien vielleicht mehr als irgend ein Volk in Deutschland Spuren keltischer Abstammung und Sprache an sich. Ihre Hauptbeschäftigung ist noch, wie vor 1000 und mehr Jahren, Alpenwirthschaft, Bergbau, Viehzucht und Ackerbau.

Miszellen.

Die Alten, bemerkt Reichard Strein, haben keinen Brief unterschrieben, sondern Zeugen zur Fertigung erbethen, und dazu die Personen vermeldet, so um die Sache ein Wissen hatten. Z. B. »vnd seindt der redt gezeug G. Hartneidt von Traun mein Schweher, H. Alber v. Maniberch vnd Dietrich von Weissenberch mit ihren Insiegeln, Berchtold der Eling, Georg v. Aiglspach vnd andere Biedereb leuthe genueg, denen dise sach wohl chundt ist. 1323.

Der Titel »Wohlgeboren« kommt in Oesterreich vielleicht das erste Mal 1413 vor, und zwar in einem Stiftbrief des Wolfgang Strein: „mit des Edlen H. Al. zu Ottenstein derzeit Hofrichter in Oesterreich vnd des Edlen Wolgebornen H. Bernharten von Liechtenstein Obr. Cämerer in Oesterreich.«

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

62. Sonnabend, den 5. August 1837.

Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1532.

(Fortsetzung.)

Nachdem man, nach so vielen und langwierigen Erkundigungen, endlich zur Gewißheit gelangt war, wo die Feinde stehen, schien es gerathen, den Grafen Philipp von Oberstein mit einigen Cohorten voraus zu schicken, um zu untersuchen, ob durch schnellen Marsch und nach der Lage der Dinge etwas unternommen werden könnte. Ihm zu Schutz und Hülfe wurden mit 300 Veteranen Sebastian Schertelin und Johannes Seiler, die Anführer der augsburgischen und pfälzischen Truppen, als durch Tapferkeit und Erfahrung ausgezeichnete Krieger, nachgesendet, welche schnell zum Abmarsche bereit unter dem Schutze der Nacht zu Philipp stießen, und nachdem sie die Feinde entdeckt, durch Hecken und Büsche, und über tiefe Waldesklüfte krochen, um die Stellung des Lagers zu erspähen. So kamen sie bis zu den feindlichen Wachposten, welche sich alle, bis auf einen, der in Gefangenschaft gerieth, durch die Flucht retteten. Von diesem erfuhren sie, daß 15.000 Türken im nächsten Thale das Lager bezogen. Sonach rückten sie bis zu den letzten Wachen, von wo aus sie Thal und Zelte bereits unterscheiden konnten, vor, und griffen mit einer beigezogenen Abtheilung Musquetiere die im Innern des Lagers verschanzten Türken an. Das rasche und wohlgeleitete Gewehrfeuer verfehlte seine Wirkung nicht; so Manche der Schlafenden blieben; die Uebrigen griffen taumelnd zu den Waffen, bestiegen ihre Pferde und stürmten aus dem Thale fort auf die Spitze des Berges. Hier schnell sich in voller Schlachtordnung entwickelnd, stürmten sie wüthend auf die Unsrigen los; doch diese mit Absicht bis zum Ende des Waldes weichend, wo mit den übrigen Truppen Philipp von Oberstein stand, lockten jene in den bereiteten Hinterhalt, indem sie nur so lange Widerstand leisteten, als sie nicht von deren Pfeilen erreicht werden konnten. Es fielen aber bei diesem nächtlichen Gefechte, und bevor sie an die Truppen Obersteins kamen, beinahe tausend Türken; von den Unsrigen wurden nur Wenige vermißt. Denn obschon der Feind öfter in Masse auf die Unsrigen stürzte, wurde er doch immer von der Tapferkeit der Musquetiere mit Verlust zurückgeworfen. Indessen war auch die Finsterniß der Nacht stärker geworden, und es wurde vom Kampfe abgelassen, doch auf keiner Seite das Treffen verlassen. Nun erhielt über das Geschehene, so wie es mit Schertelin verabredet worden, Friedrich die ausführliche Nachricht. Dieser, kaum davon in Kenntniß gesetzt, erläßt den Befehl, daß alle Soldaten, bei Tagesanbruch und ohne Geräusch, auf der Ebene schlagfertig erscheinen, um sie in dem geeigneten Hinterhalt und bevor die Feinde wieder vorwärts gedrängt würden, aufstellen zu können. Daher wurden während dieser Nacht weder die Pferde abgezäumt, noch die Waffen von der Mannschaft niedergelegt. Selbst Friedrich brachte sie gerüstet und schlaflos zu, eingedenk der Worte Homers: es schicke sich nicht für den Mann, dessen Sorge das Wohl der Völker anvertraut ist, allein bei Nacht zu schlafen, besonders wenn so wichtige Dinge von seinem Entschlusse abhängen. Die dritte Nachtwache war bereits vorüber, und die Morgenröthe verkündete des Tages Anbruch; da wurde den Soldaten durch Bothen das Zeichen zum Marsche gegeben. Schneller als dieses, war der Gehorsam; wie ihnen befohlen worden, erschienen sie auf der bestimmten Ebene. Diese hatte gegen Süden den Rücken der Berge, auf welchen die Feinde sowohl als die Unsrigen

in Schlachtordnung standen; gegen Norden einen Fluß und Sumpf, welcher durch Untiefen und Schlamm unwegsam; gegen Westen unser Lager und das Thal, und gegen Osten einen dichten Wald, der zur Deckung des Fußvolkes wie geschaffen war. Daher befahl Friedrich dem Theodorich Spect, mit seiner leichten Reiterei jenseits des Flusses und Sumpfes, die zur Flucht allein den Ausweg zu bieten schienen, festen Fuß zu fassen; die Musquetiere und das übrige Fußvolk vertheilte er unter die Baumgruppen nächst dem Walde, und er selbst mit dem übrigen Theile des Heeres besetzte die mittlere Fläche zwischen dem Ufer des Flußes und den Bergen, damit, wenn der Feind sich zur Flucht wenden sollte, er sich demselben entgegenwerfen und die Fliehenden mit Nachdruck empfangen könnte. Nachdem Alles auf diese Weise geordnet war, ließ er durch einen Bothen den Grafen von Oberstein und Schertelin ermahnen, das einmal Begonnene fortzusetzen, und den durch Nachtwachen und Kampf ermüdeten Feind wieder anzugreifen. Diese hatten inzwischen den letzteren noch während der Nacht, damit sie ihn leichter gegen den Hinterhalt drängen, oder auch von den Bergschluchten, wenn er dahin zurückzukehren versuchen sollte, abhalten könnten, mit ihren Truppen umgangen, und griffen ihn daher jetzt im Rücken mit einem furchtbaren Kugelregen an. In Kurzem hatten sie ihn auf die Spitze jenes Berges getrieben, der an unser Lager gränzte, und von wo aus die von Waffen und Mannschaft glänzende Ebene zu übersehen war. Als die Türken hier unsere Schaaren erblickten, hielten sie halbentseelt und schweigend an; bald aber wieder zur Besinnung gekommen, erhoben sie wie wilde Thiere ein barbarisches Geschrei, bildeten nach altem Kriegsbrauch ein keulenförmiges Treffen, und spähten stillstehend und muthlos nach einem Ausweg. Nun ließ Friedrich eine Kanone auf sie feuern, und bald hierauf, nachdem der Schlachtruf der Trompeten ertönt, die Erschreckten angreifen. Den Kampf eröffnete die böhmische und schlesische Reiterei, welche an der Spitze des Haupttreffens stand; hierauf stürzte Friedrich selbst mit seinem Phalanx und schweren Truppen vor. Die Schlacht währte noch nicht lange, und die Feinde wendeten sich zur Flucht. Bald hierher aber, bald dorthin getrieben, und alle Ausgänge besetzt sehend, verloren sie so sehr allen Muth, daß sie sich wie Blinde über Felsen und Abhänge in den Fluß und Sumpf warfen, wo ein Theil in den Untiefen versank, ein anderer, welcher von den Pferden gesprungen war und Bürde und Kleider weggeworfen hatte, nackt und nur die Waffen in der Hand ausschwamm; viele aber schreckte der Sumpf ab, und diese gaben alle Hoffnung zur Flucht auf. Indem sie indessen wie angefesselt standen, und sich auch nicht schnell genug entwickeln konnten, wurden sie von der Reiterei und dem Fußvolk, welche jenseits des Flusses unter Spect aufgestellt waren, hart mitgenommen. Auch Friedrich, als er bemerkte, daß sie mit Verachtung jeder Lebensgefahr auf das jenseitige Ufer drangen, und dort sich wieder in Schlachtordnung aufstellten, setzte sogleich über den Fluß, und verfolgte, bald vor-, bald rück- und seitwärts muthig angreifend, sie raschen Marsches fast zwei deutsche Meilen, und ließ nicht eher nach, bis er von der Metzelei ermüdet, sie an die Truppen des Markgrafen von Brandenburg gedrängt hatte. Diese, mit dem Vorgefallenen beinahe unbekannt, und nur durch einen Zufall darein verwickelt, stellten sogleich das unterbrochene Treffen wieder her. Abermals wurde eine große Anzahl Feinde erlegt, und die Tapferkeit des Markgrafen zeigte sich dabei der alten Ahnen vollkommen würdig. Er kämpfte nicht allein selbst unter den Ersten, sondern ermunterte durch Wort und That auch die Uebrigen dazu. Nur wenige der Feinde entkamen, welche die Schnelligkeit ihrer Pferde rettete; indessen wollte es die Vorsehung, daß all die Unsern an diesem Sieg und Ruhme theilnehmen sollten. Ein Nebel, der sich plötzlich über Wald und Feld niedergelassen hatte, trieb die Fliehenden dem Katzianer und den beiden Helden, Wolfgang Grafen von Montfort und Georg Freiherrn von Losenstein, die mit ihren Hülfstruppen die Spur des Tyrannen verfolgt hatten, zum sichern Untergange in die Arme. So wurden sie von der Reiterei und dem Landvolke auf eine Art niedergemetzelt, daß von den 15.000 nicht einer übrig blieb, welcher die Nachricht über die Niederlage zu den Seinigen hätte bringen können. Auch wurde des tiefen Hasses wegen, den die Ausländer wider die Türken nährten, keiner gefangen.

(Schluß folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.
(Fortsetzung.)

II. Der Grabstein ist ganz und hat diese Inschrift in einer Linie:

† Idus Nov. Albertus. X. Kl. Febr. Ernestus Marchiones Θ.

Hier ist wieder zu bemerken, was bei Nummer I. erinnert worden, daß nämlich diese beiden Markgrafen und Söhne des heil. Leopold, Albert und Ernest, nicht zu gleicher Zeit gestorben, dennoch unter einem Stein begraben seyen; da der eine mit 18 Jahren gestorben, der andere aber zur Regierung gekommen. Woraus zu schließen, daß gleichwie die vermeldeten beiden Frauen in ein Grab geleget worden, also auch beide Brüder unter einem Stein haben beisammen seyn wollen. Die Inschrift aber muß natürlicher Weise erst nach dem Tode des letzteren, und vielleicht geraume Zeit darnach gemacht worden seyn. Doch geben theils die Simplicität der Inscriptionen, theils die Figuren der Buchstaben sattsam zu erkennen, daß diese Lapides, si non coaevi, saltem suppares seyen.

III. Dieses Monument ist nach der Quere an 3 Orten gespalten und sonst auch beschädigt, darauf doch noch folgende Inschrift zu lesen:

XI.I.I.I. KL. Feb. Heinricus Dux de Medelik . . . iza Ducissa uxor ejus.

Hier sind die zwei ersten Ra oder Re von dem Worte Raiza oder Reiza durch Verbrechung des Steines verloren gegangen.

IV. Ein zerbrochener Stein mit einer in 2 Linien bestehenden Inschrift:

† Rudolph et Heineric. frs. filii Ottonis Duc . . . arvarie et nepotes. Rudolfi. Regis Romanorum.

Die abgehenden Buchstaben sind leicht zu ersetzen; allein es stehet noch bevor, diese Inschrift mit jenem zu untersuchen, was Bürken S. 123 von diesen beiden Herzogen meldet.

V. Der Stein ist ganz, liegt bei dem Altar und hat folgende Inschrift:

† XV. KL. Nov. Θ Liupoldus Dux Bawariae.

Dieses ist der nämliche Grabstein, welcher, wie wir Eingangs bedeuteten, von dem Maurermeister zum ersten aufgehoben worden. Was sich aber bei Eröffnung dieses und anderer Grabmäler gefunden, wird nachher ausführlich beschrieben werden.

VI. Auf diesem Grabstein ist fast nichts mehr zu sehen; außer, daß ehemals ein langes Kreuz darauf gezeichnet gewesen. Es zeigen sich auch einige Merkmale, als wäre vorhin eine Inschrift mit doppelter Linie darauf gestanden, allein die Buchstaben sind nicht mehr kenntlich. Zwar ist auf der gemahlten Tafel rechter Hand in dem ersten Feld ein Herzog, bei dessen Bildniß auf einem Leichenstein diese Inscription zu lesen:

† IV. Non. Julii Θ Henricus junior crudelis.

Es bedarf aber diese Inschrift einer genaueren Untersuchung, welche ich zu seiner Zeit anstellen werde. Derjenige, welcher sie dem Maler an die Hand gegeben, wird selbe freilich nicht aus den Fingern gesogen haben. Allein es scheint nicht wahrscheinlich, daß man dem Henrico das Prädikat crudelis gleich nach dem Tode auf seinen Grabstein werde eingehauen haben. Es dürfte daher seyn, daß gedachte Inschrift zwar auf das Monument wäre eingeschrieben, nachmals aber geflissener Dinge wieder ausgethan worden; denn ich begreife nicht, warum auf diesem lapide sepulcrali die Inschrift allein solle erloschen seyn, da er doch neben den Andern liegt, welche alle noch mit lesbaren Inscriptionibus versehen.

VII. Der Stein ist ganz, ohne Figur oder Zeichen, und hat in einer Linie diese Inschrift:

† II. KL. Januarii Θ Liupoldus Dux Austrie et Stirie.

Es wird wohl das Anfangs bei dieser Inschrift bemerkte Kreuz den numerum denarium ausmachen, daß es bedeute 12 Kal. Jan. i. e. 21 Decemb. oder aber muß diese Zahl aus Unwissenheit des Schreibers für den zweiten Tag Januarii angesetzt worden seyn, welche sonst von den Römern geschrieben war IV. Non. Jan.

VIII. Der Grabstein ist an drei Orten beschädigt, hat in der Mitte ein langes Kreuz auf besondere Art, als wäre es auf einer Stange aufgestecket. Die Inschrift besteht in einer Linie aus diesen Worten:

XIII. KL. Maii. Θ. Fridericus Dux Austrie.

Von diesem Grabmal wird in der Folge weiter gesprochen werden.

IX. Liegt des Friderici bellicosi Grabstein gleich bei der Thür, 6 Schuh lang und nur 1 Schuh 8 Zoll breit, worauf dessen Figur tief, und zwar so ausgehauen, daß der ganze Leib erhoben und einer Statue gleichet. Diese verdient besondere Aufmerksamkeit, obschon sie von den Türken bei der letzten Belagerung Wien's an verschiedenen Orten, besonders im Gesichte und an den Füßen muthwilliger Weise zerschlagen und geschändet worden; denn es ist noch daran zu sehen, wie der Herzog mit der rechten Hand das Schwert, mit der linken aber einen Schild, worauf das heutige österreichische Wappen zu sehen, haltet. Seine Kleidung besteht in einem weiten Rocke bis auf die Knie, welcher in der Mitte des Leibes auf alte Art mit einem eingeschnallten Gurt umbunden. Auf diesem Steine ist keine Inschrift; hingegen findet man linker Hand vom Eingange auf dem zweiten Felde dessen Bildniß auf alte Art neuerlich gemahlt, mit nachstehender Inschrift:

† XVII. Kal. Jun. O. Fridericus Bellicosus. S. Leopoldi Abnepos rex Salut. ultimus Babenberg. fam.

Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Inschrift recentioris aevi, und vermuthlich niemals auf dem Stein eingehauen gewesen. Man halte nur die übrigen, in dem nämlichen Kapitelhause befindlichen Inschriften dieser entgegen, so wird es sich gleich zeigen, daß es ungewöhnlich war, den Herzogen von Oesterreich im 12ten und 13ten Jahrhundert ihre Prädikate, als da sind, largus, virtuosus, bellicosus u. s. w. auf den Grabsteinen beizusetzen; geschweige denn, daß auch die übrige Formula scribendi: S. Leopoldi abnepos etc. ultimus babenberg. fam. die jüngere, uns nähere Zeit klar entdeckt.

Dieß sey dermalen genug gesagt, was von den herzoglichen Grabsteinen auf dem Boden des erstwähnten Kapitelhauses zu bemerken; inmaßen die übrigen zwei auf der Seite liegenden steinernen Platten weder Inschrift noch Kreuzzeichen haben, sondern nur durch ihre Größe und Länge sich von den andern Quadersteinen und dem Pflaster unterscheiden; daher hier noch allein zu bemerken, daß die eine Platte vom Eingange rechts mit X, die zur linken Hand mit XI distinctionis gratia bezeichnet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Im Jahre 1732 war Farinelli[1] in Wien, und erhielt von Kaiser Karl VI. eine ganz vortreffliche Andeutung. Dieser Kaiser war ein großer Kenner der Musik, wie aus den Briefen des Apostolo Zeno zur Genüge hervorgeht. Da sich nun Farinelli eben so, wie die meisten andern Sänger, nur bemühte, Bewunderung und Staunen zu erregen, und mehr für die Sinne als für das Herz zu singen, auch zu dieser Absicht das Schwere dem Schönen vorzog, so sagte ihm der Kaiser eines Tages mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit: »Alles an Ihnen ist bewunderungswürdig — und Sie haben sich bereits hinlänglich berühmt gemacht. Nun dürfte es Zeit seyn, auf einen bessern Gebrauch der Anlagen zu denken, die Ihnen die Natur so reichlich gegeben hat. Zu diesem Zwecke aber müssen Sie nun wie ein Mensch, nicht mehr wie ein Riese einhergehen: nehmen Sie eine einfachere und gemäßigtere Art des Gesanges an, und Sie werden alle Herzen bezaubern.«

Farinelli gestand später sehr oft, daß ihm diese Erinnerung nützlicher gewesen, als alle Vorschriften seiner Lehrer, und alle Beispiele anderer Meister.

Andreas del Pozzo Maler und Archikt, geb. zu Trient im Jahre 1642, gest. zu Wien 1709, studierte bis zu seinem 17ten Jahre, verlegte sich aber hierauf ganz auf die Kunst, und ging mit Einwilligung seines Vaters nach Mailand. Er trat in den Jesuiten-Orden als Laienbruder, bildete sich im Porträtmalen aus, und entwarf zur Jesuitenkirche in Rom die Kuppel. Seinen Satz indessen, daß ein guter Maler auch ein guter Baumeister sey, hat er selbst nicht bethätigt; denn die Altäre von ihm sind überladen und haben fast immer eine bizarre Grundidee. Um einige Plafonds zu malen, wurde er von K. Leopold I. nach Wien berufen.

»Obwohl in alten Zeiten,« bemerkt Reichard Strein, »in differenter »Erbar« und »Edl« dem Herrenstande gegeben worden, so ist doch bei Herzog Albrechts III. Zeiten der Titel »Erbar,« fast gar abgekommen, und dafür angefangen worden »Edl« zu schreiben. In Kaiser Friedrichs Brief an Heinrich Strein 1464 haben wir: den Edlen unsern lieben getreuen Sigmund Einzinger von Eizing unsern rath. Den Edlen unsern lieben getreuen Jörgen von Volkenstorf 1459.«

[1] Unter diesem Namen ist der berühmte Sänger Carl Broschi allgemein bekannt. S. über ihn: Vita del Cav. Don Carlo Broschi, scritta da Giov. Sacchi. Milano 1784. 8

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

63. Mittwoch, den 9. August 1837.

Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1532.

(Schluß.)

Eine eroberte Standarte von purpurrother Farbe wurde zum Zeichen des Sieges an Kaiser Karl gesendet, von dem Viele, deren Tapferkeit bei dieser Schlacht vorzugsweise hervortrat, mit der Ritterwürde und den goldenen Spornen beschenkt worden sind. Auch eine große Anzahl Gefangener, welche von den Türken noch nicht mit gewohnter Grausamkeit gemordet worden waren, wurde wieder in Freiheit gesetzt; sämmtliche Beute, welche indessen unbedeutend war, fiel den Soldaten zu. Es war dieser Sieg für die Unsrigen allerdings ein unblutiger; denn mit Ausnahme eines einzigen Reiters, der Lenble hieß, wurde im ganzen Heere Niemand vermißt. Friedrich scheint dieses geahnt zu haben, indem er nach Uebernahme des Oberbefehls auf seine Fahne einen Engel mahlen ließ, der in der rechten Hand ein Schwert, in der linken ein Blatt mit der Aufschrift: E Coelo Victoria hielt. Die Leichname der erschlagenen Türken wurden wegen der Schätze, welche sie verschlungen haben sollten, aufgeschnitten, doch fand man in deren Magen nichts als — Weinbeeren. Diese, wider das Gesetz ihres Mohammed's, zu nehmen, zwang sie die Hungersnoth; das Unmenschliche aber der Unsrigen wurde nur von einigen gemeinen Soldaten ausgeführt. Von den Edleren und Veteranen ist das Gegentheil bekannt geworden; was zu beweisen ein Beispiel genügen mag. Bei dem angeführten Treffen befand sich ein deutscher Reiter, Sebastian von Fleckenstein, durch edle Abkunft, wie durch große Kriegserfahrung gleich ausgezeichnet. Als während der Schlacht ihm ein Türke ein Säckchen voll Geldstücke, gleichsam zur Loskaufung, zuwarf, schleuderte er es von dem Sattel, auf den es zufällig gefallen war, als Hemmung des Sieges zurück, und rief: »Geht hin zu eurem Gotte des Geldes.« Auch wurden damals bei den Todten viele Schriften in türkischer Sprache gefunden, von denen man glaubte, daß sie letztwillige Anordnungen, welche vor Angst in den Lagern geschrieben worden. Den fliehenden Tyrannen verfolgte eine ungeheure Seuche, die ihm jetzt bei weitem mehr Leute wegraffte, als bei dem früheren Zuge. Man gab die Zahl der Opfer, welche der göttliche Zorn genommen, auf 150.000 an.

Die Unsrigen kehrten von der so herrlichen Siegesstätte in das Lager zurück, das von einer Abtheilung Lanzenträger bewacht worden war. Nach einem Rasttage aber zog das ganze Heer in die Gegend von Lachsenburg. Hierher kamen Abgeordnete des Kaisers, um in dessen Namen Friedrich zu beglückwünschen, und zu ersuchen, mit einer Abtheilung des Heeres so schnell als möglich Gran zu entsetzen, das von den Feinden hart bedrängt wurde. Den Abgeordneten erwiederte Friedrich, weil es bekannt war, daß der Kaiser mit Ferdinand in Wien angekommen, nur Weniges; vor Sr. Majestät selbst aber entwickelte er, mit Gutheißung der Edlen des Heeres, folgende Ansicht: „Niemand in diesem erlauchten Kreise von Fürsten, Edlen und Soldaten ist, der nicht die Regierung Eurer Majestät mit Liebe und Ehrfurcht umfaßte. Dieß halten Alle für ihre heiligste Pflicht, und daher, obschon der Zug allzuspät und in die Zeit fällt, wo die alten Römer ihre Soldaten in die Winter-Quartiere führten, haben sie sich dennoch einstimmig für bereit erklärt, jeder Gefahr und Beschwerde zum Ruhme Eurer Majestät und des Reiches sich zu unterziehen, sobald dem ganzen Heere, dahin zu gehen, die Ermächtigung ertheilt, und alles übrige, was zu einem solchen Feldzuge unentbehrlich, mit größerer Sorgfalt, wie bisher

vorbereitet werden wird. Das zu vernachlässigen, ohne das kein Krieg mit Erfolg geführt werden kann, und demungeachtet einem so scharfen und blutgierigen Feind entgegen gehen, heißt, sich als sichere Beute hinstellen.«

Obschon der Kaiser auch jetzt noch auf Absendung wenigstens eines kleinen Hülfs-Corps bestand, ließ er doch von seinem Beschlusse ab, indem er den Rath und die Gründe Friedrichs würdigte. Dieser behauptete nämlich, daß, wenn sich Gray wider die Wuth des Feindes so lange, bis die Hülfstruppen anzukommen im Stande, halten könne, es auch durch den Schutz des Winters, der jede Belagerung erfolglos mache, gerettet und unerobert bleibe. Hierauf erhielt Friedrich von dem Kaiser die Versicherungen des gränzenlosesten Dankes für den so glücklich geleiteten Feldzug, und sämmtlichen Anführern und Hauptleuten wurde das verdiente Lob ertheilt, daß sie so erfolgreich zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes und Reiches mitgewirkt. Und so war die Beurlaubung geschehen; Alles erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath. W.

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.
(Fortsetzung.)

Wir wollen nun sehen, was Eingangs genannter Mauermeister unter diesen Steinen indessen aus der Erde herausgebracht. Der Anfang mit Aufhebung der Grabsteine wurde gemacht in der Mitte bei dem Grabe des Liupoldi Ducis Bawariae, oben mit Nr. V bezeichnet. Kaum war ein Schuh tief in die Erde gegraben, so zeigten sich einige kleine Gebeine, und es wurden auch dort und da Backsteine herausgehoben, welche die Anzeige gaben, daß dieses Grabmal schon früher müsse eröffnet gewesen seyn, welches auch in der That war, wie dieß die weitere Folge erwiesen hat. Denn da man 4½ Schuh tief unter die Erde gekommen, zeigte sich ein Sarg von Backsteinen oder ein loculamentum ex opere lateritio, welches 4 Schuh 5 Zoll lang, 1 Schuh 3 Zoll breit, und 1 Schuh 3 Zoll tief war. In diesem haben sich die Todtenbeine eines ganzen menschlichen Körpers, allein außer der natürlichen Ordnung, auch ohne lamina, Schwert oder andere Merkmahle gefunden. Als nun nebst diesem loculamento auf beiden Seiten, nicht minder oben bei dem Kopfe gegen den Altar noch andere kleine Mauerwerke von ½ Backstein dick, und unter diesen zur linken Hand ein ganz altes Mauerwerk, welches mit größter Mühe hat durchbrochen werden können, anzutreffen waren, wurde ferner mit größtem Fleiß auch an diesen drei Orten nachgesucht, aber nichts weiter gefunden; daher letztlich die vorhin ausgegrabenen Todtenbeine wieder ganz ordentlich eingelegt und mit Erde bedeckt worden.

An demselben Nachmittag wurde das Grab Liupoldi virtuosi, dessen Leichenstein oben mit Nr. VII bemerket ist, aufgethan. Bei 5 Schuhe unter der Erde fand man den völligen Körper in seiner natürlichen Situation liegen, und bei dem Kopf linker Hand zog man einige Stücke verrostetes Eisen heraus, worunter das eine Stückchen der Kopf vom Schwerte mag gewesen seyn. Es haben zwar die Geistlichen von Heiligenkreuz bei diesem Fund erinnert, daß Liupoldus den Habitus ihres Ordens angenommen und nach ihrer Tradition in demselben auch sey begraben worden, welches ich ihnen nicht in Abrede stellen will; denn es ist ex historia monastica bekannt, daß viele große Herrn in der Sterbstunde, oder doch gleich nach dem Tode mit dem Habitu monastico haben wollen bekleidet und begraben werden. Dieses hindert aber nicht, daß dem Liupoldo nicht auch gleich andern Herzogen ein Schwert in das Grab sey beigelegt worden. Wenigstens ist richtig, daß von der Kleidung nichts, wohl aber von dem Schwerte, wie auch von der verwesenen Todtentruhe noch einige Ueberbleibsel zu finden gewesen. Uebrigens war das Cranium voll Erde und Grund angefüllet, welches daher rühret, weil das Kapitelhaus ehemals voll Wasser war, und dieses erst vor ungefähr 30 Jahren durch einen Graben und durch Tholen abgeleitet worden: folglich hat ehemals das Wasser in die Gräber eingedrungen und den Grund in besagtes Cranium eingeflößet.

Den 5. Mai bei Erhebung des mit Nr. IX bezeichneten Grabsteines, des Friderici bellicosi genannt, ist ein Sarg gefunden worden. Dieser bestand aus zusammengefügten Brettern, war aber nur 2½ Schuh lang, und 1 Schuh 1 Zoll breit, worin man die Gebeine ohne Ordnung liegen gesehen, doch so, daß der Schädel an seinem rechten Ort, gegen den Altar sehend, gelegen. Im Uebrigen waren

keine Zeichen oder Merkmale mehr anzutreffen, außer daß man erkennet, wie bei der ehemaligen Eröffnung dieses Grabes die Gebeine wieder mit geziemender Ehrerbiethigkeit in dem Grabe seyen niedergelegt und begraben worden.

Den 5ten detto gerieth man an das Grab Friderici ducis Styriae, welches wir oben mit Nr. VIII bemerket. In diesem ward ein Sarg von Backsteinen oder Mauerwerk gefunden, gleichwie in dem Grabmale des Liupoldi; doch mit dem Unterschiede, daß bei Friedrichs Sarg die Mauern beider Seits sich auf 6 Schuh erstreckten, die Breite aber in 2 Schuh bestand, daß mithin dieser ex opere laterilio erbaute Sarg ganz gemäß war, den Leichnam eines vollkommenen Mannes zu fassen. Allein die Gebeine wurden in der Mitte auf einem Haufen beisammen und ohne Ordnung angetroffen; es fand sich auch sonst kein Merkmal von Schwert oder einer inscripta lamina mehr übrig, daß also klar abzunehmen, dieses Grab sey schon vorhin eröffnet gewesen. Uebrigens war die umliegende Erde so feucht und naß, daß ganze Klumpen von 2 Schuh lang und rund sammt dem Gebeinwerke von dem übrigen Grund haben können abgesondert werden.

Eodem die wälzte man auch den Stein Nr. IV weg und grub in der Erde nach; allein es fanden sich hier die auf dem Grabsteine geschriebenen Körper Rudolphi et Henrici fratrum nicht, sondern nur einige Ueberbleibsel von kleinen Gebeinen, auch zwei subtile Röhre gleich einem Federkiel, eine Spanne lang, sammt einem Theil eines ganz dünnen und zarten Cranii, und drei Stückchen Eisen, wie in dem Grabe Liupoldi; daß billig zu muthmaßen, die zwei Leiber Rudolphi et Henrici seyen nicht unter diesem Stein gelegen, sondern der Leichnam des jungen Henrici, der ein Sohn Henrici de Medelich, und nach Zeugniß des in dem Kapitelhause befindlichen Gemäldes, wie auch nach Ausweis einer schriftlichen Designation eines alten Geistlichen, gleichfalls an diesem Orte begraben seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

II. Badgastein.

Es ist nicht leicht, wenn man nicht an eitler Einbildung kränkelt, sich auch nur zu seiner eigenen lieben Erinnerung ein etwas genügendes Bild von diesem seltsam romantischen Alpendorfe zu zeichnen. Die Natur spendet ihren Schöpfungen unbeschreibliche Reitze, welche nicht Jeder sieht oder fühlt, und die nur Wenige mit glücklicher Darstellungsgabe dem lebendig und tief Fühlenden zu schildern sich freuen können. Dieß weiß ich und bescheide mich daher, hier nur das zu geben, was mir als Anhaltspunkt und Nachhülfe der frohen und innigen Rückerinnerungen dienen soll.

Der Ort Badgastein oder das Wildbad liegt 3226 Fuß hoch, aber bescheiden zurückgezogen und zwischen den steilen Höhen des 7880 Fuß hohen Graukogels und des Stubnerkogels am Fuße des Badeberges und Schneeberges fast verborgen in der Mitte eines jähen, felsigen Abhanges vom Böcksteiner- zum Hofgasteinerthale an dem grandiosen und imposanten Katarakte der Ache, welche sich 600 Fuß über ihr rauhes und enges Felsbett in schäumender Wuth unter betäubendem Getöse hinabstürzt.

Das durch seine Lage und Umgebung ausgezeichnete Dorf erfreut sich keiner großen Häuserzahl: es zählt nur 14 Wohngebäude, aus welchen das ansehnlichste das von dem letzten Erzbischof von Salzburg 1794 erbaute, nun landesfürstliche Badschloß zu nennen ist.

Diesem gegenüber steht die große, nach dem Eigenthümer und Hauptwirthe dieses Ortes benannte Straubingerhütte, und an dieser, eine Ecke bildend, das Straubingerhaus. Diese drei Gebäude dießseits des Wasserfalles begränzen nach drei Seiten hin den einzigen und zwar sehr kleinen, ebenen Platz, welcher der Hauptpunkt des Bades zu nennen ist.

Die sogenannte Straubingerhütte ist ein sehr großes, ansehnliches Bauernhaus, nach Schweizer Art schön aus Balken gezimmert, welche bereits die Sonne vieler Sommer stark gebräunt hat. Sie gilt als das anziehendste der 14 Dorfgebäude und ruht schon seit 300 Jahren breit da auf dem abschüssigen Felsgrunde mit mehreren Stockwerken und Gallerien, worüber sich mit einem niedlichen Glockenthürmchen ein großes, flaches Breterdach hinbreitet, das Bäume und Steine niederschweren. Rückwärts lehnen sich, auf Säulen ruhend recht hübsch die Badehütten an.

Es ist sehr Schade, daß dieses durch Bau und Umfang auffallende, durch seine eigenthümliche Lage sehr malerische, durch sein Alter ehrwürdige Patriarchenhaus von einem modernen, städtischen Wirthshaus verdrängt wird, da es in dieser Thalenge an einem andern, hinreichend geräumigen Bauplatze fehlt.

Die übrigen Gebäude des bescheidnen Dörfchens, jenes des Chirurgen, die dem heil. Primus und Felician geweihte Capelle, das Vicar- und das Schulhaus, die Wirthshäuser und das 1489 vom Wechsler Strochner gestiftete Spital, kurz 10 Häuser stehen am steilen und rauhen Abhange, fast in 2 Gruppen hingestreut am rechten Achenufer, ohne einen Platz einzuschließen, oder auch nur eine Gasse oder Reihe zu bilden. Wei-

ter unterhalb erhebt sich auf einem Hügel am Fuße des Badberges die schon 1389 erbaute Pfarrkirche zu St. Nikolaus. Alle diese Häuser haben eine ansehnliche Größe und zwei bis drei Stockwerke, sind nur zum Theil gemauert und gewähren eine freundliche Ansicht. Die Badehütten sind durchgehends von Holz, stützen sich auf gemauerte oder nur hölzerne Säulen, und wirken nicht wenig mit zu der eigenthümlich und vorzüglich malerischen Lage des Ortes.

Jenseits des Wasserfalles und der Brücke darüber, in der Mitte des Thalabhanges an der Poststraße erhebt sich die sogenannte Prälatur, ein hübsches, ganz anspruchloses Bauernhaus, das nun einem größern Platz machen muß, und weiter hin, von der Straße abwärts, das schöne Provenzersche Haus mit seinem geschmackvollen Badehaus und Garten. An der Biegung der Straße, am Fuße des Schneeberges, ruht freundlich das nette, mustergleich einfache und bescheidne Haus des Erzherzogs Johann, mit dem Badehäuschen und dem an Alpenpflanzen reichen Garten.

Dieß etwa wären die nackten Umrisse des Bildchens, dessen Ausfüllung und Schmuck einem andern Pinsel anheim gestellt bleibt. Von einem theuren Freunde haben auch wenige treue Züge viel Werth. Wie ein Gemälde erst durch gute Beleuchtung gehoben und belebt wird, so auch vorzüglich dieses Alpenthal. — Gerne weilt der Blick öfter bei den verschiedenen Standpunkten, welche ihm die imposanteste Parlie der Cascade zeigen, diese aber stellt sich besonders vom Bruckwirthe aus in ihrer vollen — Wirksamkeit dar.

Wenn der Fremde zum ersten Male jene großen Häuser am schroffen Abhange erblickt, entsteht wohl in ihm die Frage: Warum umlagern diese freundlichen Gebäude die tosenden wilden Wogen des Wasserfalles in dieser dunklen, kahlen Felsschlucht? Bewundern sie die Schönheit und Größe des seltnen Schauspiels?! Sind sie vielleicht gebannt durch die Gewalt der stürmischen, donnernden Wogen?! Doch nicht von der gewaltigen Ache sind jene Gebäude an diesen engen, felsigen Thalwinkel gefesselt, sondern von den stillen, bescheidenen, warmen Badequellen am Abhang des Graukogels, denen der Ort sein Entstehen dankt und die schon Jahrhunderte zum Heile der Menschheit aus dem Schacht der Erde dringen.

Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Copia Schreibens herren Graf Schlickhen an herren veldtmarschalh Götzen.

Hoch vnd wohlgebohrner Graff!

Mein insonders Jr. viellgeliebter herr veldtmarschalhk, denselben sein meine gantz willige dienst jederzeit anvor, vnd seindt mir meines herren 3 Schreiben gleich den tag alss Ihr Kays. Mautt. von hier ausgebrochen durch dero abgeordneten herrn haubt Man Muschlin zurecht eingelüffert worden, welche ich auch alsobalden herrn Graffen Philippen von Mansfeldt zugeschickht der sie auch Ihr Kays. Mautt. vnderthänigistgetrewlich vorgetragen, hierauf ohun haben sich Ihr Kays. M. allergnedigist erkhläret, wassgestalt Sie mit meines herrn perschon in vnd alzeit wohlzufriden gewesen sein, tragen auch noch daß gnedigste vertrawen zur Ihme, er werde sich die Sachen wie vorher also noch ferner vnd sonderlich anjetzo mit Preysach eüfrig angelegen sein lassen, vnd weilen der Succurs alsunmehro zusammen kommen sein wirdt, verhoffen höchstgedachte Ihr K. Mautt. mit ehisten was guets desswegen von meinem herren zu vernemmen. Betreffend den gefangenen obristen Zabelitzky vnd obrist. Zillart befhelen Ihr K. Mautt. gnedigist solche in guetter verwahenng zu halten, vrsach dessen, weilen Zabelitzky ein solcher mensch der Ihr Röm. Kays. Mautt. vnd dem allgemeinen wesen höchst schädlich gewesen vnd noch ferner schädlich sein köntte, der ander aber ein solcher Tyran sey, der die Kayserl. Soldaten vnd gefangnen alzeit ahm aller ärgsten tractiert, vnd sehr viell vbels gestifft, dannenhero solch wohl zu beobachten vnd zu verwahren sein. Belangt den Discurs so Zabelitzky mit dem herren General Wachtmeister hoest, hertzog Bernhardts wegen geführt, lassen Ihr Kays. Mautt. Ihn ahn sein ortt gestellt seyn, vnd seindt nicht gesonnen, Ihme die gnad zu verschliessen, haben aber bedenhken anderweite Tractaten mit Ihme anzustellen, sonder beruhen bey dem, wassen er sich etwan selbsten ferners herausslassen werde. Daß im truckh verfärtigte Libell haben Ihr Kays. Mautt. sehr hoch empfunden alldieweilen es aber noch Dato nicht nacher hoff khommen Könen Shie dessen Inhalt vnd begriff derzeit nicht wissen, dahero mein herr auch solches nicht achten soll. Es seindt aber die Kays. Commissarien beraiths im hinauf raißen, welche nit allein von diesem sondern auch von allen anderen gründtlichen bericht einemehn werden vnd thuen wass recht seyn wirdt. Viell andere Sachen, welche bei dieser vnsicherheit der Feder nit zu vertrawen, habe ich mit dem haubtman muschlin mündtlich conferiert von deme es mein herr auch mit mehrerm zu vernehmen hatt. vnd waß ich meinem herren vor meine perschon, in ein vnd anderm werde dienen können, hatt sich derselbige zu versicheren, daß ichs gewieslich nit vnderlassen werde zu dessen diensten ich mich jederzeit offerier vnd verbleibe Meiness Herrn gantz dienstwilliger diener Hainrich (Graff) Schlickh Graff zu Passain. . . . .

Prag 21. 8bris 638.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

④ Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

64. Sonnabend, den 12. August 1837.

Ueber Lebensversicherungs = Anstalten
im Allgemeinen,
und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

Das gegenwärtige Jahrhundert ist reich an Erfindungen und Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst. Den Beinahmen »das praktische« hat es sich vorzugsweise erworben, weil die auf dem Felde der Theorie gemachten Erfahrungen nutzbringend für das sogenannte praktische Leben verwendet wurden. Auf diese Weise entstanden die nützlichsten Einrichtungen und Vereine, welche Handel und Industrie mächtig emporhoben, und zugleich das materielle Glück der Bevölkerung im hohen Grade steigerten. Unter diesen Einrichtungen und Vereinen nehmen die Versorgungs-Anstalten — unrichtig Lebensversicherungs-Anstalten genannt — gewiß nicht den letzten Platz ein. Der Ausspruch unseres geistreichen von Littrow: »Ueber die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Versorgungs-Anstalten überhaupt ist wohl bei Allen, welche diese Gegenstände auch nur von ferne kennen, nur Eine Stimme; jedes wahrhaft gebildete Volk soll sie aufnehmen und ausbilden, und jeder Privatmann, der nicht bloß für heute lebt, dem es um die Zukunft und das Wohl seiner Familie in der That zu thun ist, soll alle dargebothenen Gelegenheiten benützen, in eine solche Anstalt zu treten,« verdiente mit goldenen Lettern über die Eingangspforte jeder solchen Anstalt geschrieben zu werden.

Mit der Geburt des Menschen entstehen seine Bedürfnisse; jedes von ihm zurückgelegte Jahr vervielfältigt dieselben, und dieses jährlich erwachsende traurige Gefolge von Bedürfnissen und Sorgen begleitet ihn treuer als das Glück bis zum Grabe. Jeder wahre Menschenfreund, der das Wort »Nächstenliebe« nicht bloß im Munde, sondern auch im warmen Herzen trägt, und nach dem Titel »Wohlthäter der Menschheit« strebt, wird sich vernünftiger Weise gestehen müssen, daß hierzu eine theilweise Hülfe, welche richtiger Almosen genannt werden sollte, nicht genüge. Der Menschheit nützlich werden, ohne ihre Würde herabzusetzen, seinen Brüdern dienen, ohne den Wohlthätigkeitssinn und die Herablassung des Nairen zum Paria prunkend zu zeigen, dem einzelnen Menschen Hülfsquellen eröffnen, die scheinbar seine eigene Thätigkeit aufgefunden, und nur seine eigene Trägheit versikern machen würde, das ist der Wille und Wunsch eines echten Menschenfreundes.

Die wichtige Aufgabe besteht demnach darin, für die traurigste Epoche des Lebens — für die Zeit des Mangels — einen Nothspeicher zu eröffnen, in welchem man entweder selbst, oder für Wesen, deren Wohl und Weh uns am Herzen liegt, Beseitigung dieses Mangels und Befriedigung der physischen Bedürfnisse findet.

Unter allen Vorschlägen, dieses Problem zu lösen, ist die auf die Gesetze der Moralität, verbunden mit der durch Zeit und Zinsen bezweckten Vermehrung des Kapitales gegründete Methode ohne Zweifel die wichtigste, weßhalb sie auch den allgemeinsten Beifall errang.

Nach dieser Methode entstanden zahlreiche und verschiedene Einrichtungen unter noch verschiedenern Namen, als: »Leibrenten, Tontinen, Sparkassen, Witwen= und Waisen=Pensions=Institute, Lebensversicherungen, Versorgungs-Anstalten u. s. w.«

Der Astronom Nicollet sagt: »Alle diese Einrichtungen unterscheiden sich von einander nur durch die Art und Weise, wie wir sie unsern individuellen Bedürfnissen anpassen; sie sind rücksichtlich ihres Zweckes alle wichtig und moralisch in ihren Principien. Nur ist zu bedauern, daß einige dieser Institute ausgeartet sind, und sich durch den mit ihnen getriebenen Mißbrauch von ihrer ursprünglichen Tendenz entfernt haben.«

Nach dieser allgemeinen Einleitung wenden wir uns zu den sogenannten Lebensversicherungs-Anstalten.

Eine **Lebensversicherung** ist ein Vertrag, oder ein freiwilliger Kontrakt, in Folge dessen jemand mittelst einer, ein für alle Mal zu zahlenden Summe, oder durch Leistung bestimmter jährlicher Beiträge das Recht auf den Bezug eines bestimmten Kapitales oder einer bestimmten jährlichen Rente nach Verlauf einer bestimmten Zeit erwirbt. Einen solchen schriftlichen Kontrakt nennt man gewöhnlich eine **Versicherungs-Polizze** (Versicherungsurkunde); die ein für alle Mal zu zahlende Summe heißt **Einlage**, endlich der jährlich zu leistende Beitrag **Prämie**. Die mannigfaltigen Versicherungsarten werden wir später kennen lernen.

Die Leibrenten unterscheiden sich wesentlich von den Lebensversicherungen. Derjenige, welcher sich eine Leibrente kaufen will, hat entweder ein Kapital bar zu erlegen oder durch eine bestimmte Anzahl von Jahren eine festgesetzte jährliche Prämie zu zahlen, um nach Verlauf einer bestimmten Zeit in den Genuß einer gewissen jährlichen Rente zu gelangen. Diese Rente wird das gewöhnliche Zinserträgniß des verwendeten Kapitales um so mehr übersteigen, je älter das Mitglied ist, weil bei der Berechnung vorausgesetzt wird, daß der Prentenier Kapital sammt Zinsen bis zu seinem Ableben verzehre.

Die Vorwürfe, welche man einem Leibrenten-Institute in **moralischer** und **politischer** Beziehung machen kann, finden keine Anwendung bei den sogenannten **aufgeschobenen** Leibrenten, wie wir später zeigen werden; denn im letzteren Falle bildet ein solches Institut eine besondere Art Sparkasse.

Die natürlichste, der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechendste Methode, eine Lebensversicherungs-Anstalt praktisch ins Leben zu rufen, besteht ohne Zweifel in einer Vereinigung einer großen Anzahl von Individuen in der Art, daß alle Theilnehmer Versicherer und Versicherte zugleich sind. Eine solche Verbindung heißt **wechselseitige** Lebensversicherungsgesellschaft. Die Summe aller Einlagen und Prämien, welche die Mitglieder in der Absicht zahlen, um nach Verlauf einer festgesetzten Zeit ein bestimmtes Kapital oder eine bestimmte Rente zu beziehen, bildet den Fond der Anstalt, welcher durch Rechnung so bestimmt seyn muß, daß er zur pünktlichen Erfüllung aller von der Gesellschaft gegen ihre sämmtlichen Mitglieder übernommenen Verbindlichkeiten in der Folge hinreicht. Die Gesellschaftsmitglieder halten öffentliche Versammlungen, ernennen aus ihrer eigenen Mitte Männer, welche durch Kenntnisse, Rechtlichkeit und guten Ruf des Vertrauens würdig erscheinen, zu Ausschüssen; diese wählen die Directoren und sämmtliche Beamten, sie leiten die fruchtbringende Verwendung der Fonds, wachen über die Sicherheit des Vermögens, und organisiren alle Verwaltungszweige, um Ordnung und Sparsamkeit zu erzwecken, und alle Widersprüche zu beseitigen.

Alle Versicherten haben das Recht, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, alle vorgeschlagenen Maßregeln zu kontrolliren, und bei vorkommenden Umständen eine genaue Untersuchung zu verlangen.

Die Beiträge aller Mitglieder sammt Zinsen und Zinseszinsen bilden in der Folge die versicherten Summen, und werfen Dividenden ab, welche sich aus den reinen Ueberschüssen ergeben. Diese Dividenden müssen unter sämmtliche Mitglieder im Verhältnisse ihrer geleisteten Zahlungen repartirt werden, wobei jedoch die Klugheit fordert, jene Summe nur theilweise zu bewilligen, und den Rest zu einem Reservefonde zu verwenden, um alle in der Zukunft durch unvorherzusehende Umstände etwa herbeigeführten Verluste decken zu können.

Da ferner mit der Zeit in Folge von tausenderlei, von äußern Ereignissen abhängigen Umständen der Zinsfuß und die Gelegenheiten, die Fonds fruchtbringend zu verwenden, sich ändern können, und es überhaupt im Interesse der ganzen Gesellschaft liegen muß, öfter und genau den innern Zustand des Institutes kennen zu lernen, so erscheint es von höchster Wichtigkeit, **periodische Bilanzirungen** vorzunehmen, welche von einem tüchtigen Sachverständigen geleitet und von dem Ausschusse geprüft werden müssen, und dann die sicherste Grundfeste der Anstalt bilden und ihr eine blühende Dauer sichern.

Diese kurze Darstellung des Systemes **wechselseitiger Versicherungen** zeigt demnach deutlich, daß nach diesem Systeme alles Streben dahin gehe, die Wohlfahrt sämmtlicher Mitglieder mit dem geringsten Kostenaufwande zu befördern, und allen Theilnehmern gleiche Rechte und Ansprüche zu sichern.

Ein geistreicher Schriftsteller sagt: »Die Mitglieder einer wechselseitigen Versicherungs-Anstalt haben nicht allein die **volle Gewißheit**, die versicherten Kapitalien oder Renten zu erhalten, sondern sie sind auch der glücklichen Chance ausgesetzt, sie verdoppelt und verdreifacht zu sehen.«

Diese Behauptung ist nicht etwa der Ausdruck einer sanguinischen Hoffnung, sondern auf Erfahrung, auf That-

sachen gegründet. Die berühmte Equitable Society in London zahlte nach dem Jahre 1829, wo sie ihre letzte Bilanz vorgenommen, statt der ursprünglich versicherten Summe von 10.000 fl.

die Summe von			53.000 fl.,	wenn die Polizze von			1780	dat.	war
»	»	»	38.000 fl.,	»	»	»	» 1790	»	»
»	»	»	26.700 fl.,	»	»	»	» 1800	»	»
»	»	»	18.500 fl.,	»	»	»	» 1810	»	»
»	»	»	15.700 fl.,	»	»	»	» 1815	»	»
»	»	»	15.200 fl.,	»	»	»	» 1816	»	»

In allen diesen Fällen würde eine auf Gewinn arbeitende Versicherungsgesellschaft, d. i. eine von Aktionären gebildete Assekuranz-Compagnie, immer nur den ursprünglich versicherten Betrag von 10.000 fl. bezahlt haben.

Es leuchtet aus dem Gesagten von selbst ein, daß die Wahl des Zinsfußes und der Mortalitätstafel bei dem Systeme einer wechselseitigen Versicherungs-Anstalt auf das Wohl der Mitglieder durchaus keinen nachtheiligen Einfluß habe; denn bei diesem Systeme gibt es nicht zwei entgegengesetzte Interessen; alles ist gemeinschaftlich, und die aus jener Wahl sich ergebenden Folgen sind für alle Versicherten dieselben. Die Bezüge, welche sie zu fordern haben, werden immer mit den dargebrachten Opfern im richtigen Verhältnisse stehen. Ganz anders verhält sich nun freilich die Sache bei einer aus Aktionären gebildeten Assekuranz-Compagnie, nach deren Systeme die Wahl jener Fundamental-Elemente der Rechnung von höchster Wichtigkeit ist, indem hiervon das Wohl und Weh der einen oder der andern Partei abhängt. Das Interesse der Aktionäre ist jenem der Mitglieder gerade entgegengesetzt.

Das System der Wechselseitigkeit beruht demnach auf rein moralischen Principien, auf Einfachheit und Oeffentlichkeit der Verwaltung, und entspricht allen Anforderungen der Gerechtigkeit und der Humanität. Bei diesem Systeme überwachen alle Mitglieder ihre gemeinschaftliche Sicherheit; alle Operationen leitet Sparsamkeit, Klugheit und genaue Berechnung, welche die festeste Grundlage alles Handels und aller Industrie ist.

Wir können daher unsere Freude nicht verhehlen, den Ankündigungen öffentlicher Blätter zu Folge mit allerhöchster Bewilligung eine auf dieses System basirte Anstalt unter dem Titel: **Allgemeine wechselseitige Kapitals- und Rentenversicherungs-Anstalt** ins Leben treten zu sehen.

Wir haben den Statuten-Entwurf dieser Anstalt mit aller Aufmerksamkeit gelesen und geprüft, wir haben in allen Bestimmungen nur den Geist strenger Gerechtigkeit, echter Humanität und weiser Vorsicht vorwaltend gefunden, und wünschen, daß dieses neue Institut von rechtschaffenen Männern geleitet, mit kluger Sparsamkeit verwaltet, und von dem hohen Adel, den Gelehrten und allen guten Bürgern beschützt werden möge; dann würde die nicht allzuferne Zukunft unwidersprechlich beweisen, welchen glücklichen Einfluß solche Anstalten auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung und auf die Erhöhung der Industrie und des Nationalreichthumes nothwendig äußern müssen.

Möchte sich demnach der für Alles wahrhaft Gute und Gemeinnützige so empfängliche Charakter des Oesterreichers auch hier bewähren, möchten dieser von ihrem Gründer mit so vieler, vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit angekündigten Anstalt die ausgezeichnetsten und bewährtesten Männer aller Stände beitreten, und dadurch allen ihren Mitbürgern ein Beispiel zur Nachahmung geben, damit dieses großartige National-Institut zum Ruhme Oesterreichs, zur Wohlfahrt aller Provinzen des weiten Kaiserreiches und zum Glücke zahlloser Familien recht bald kräftig emporblühe!

(Fortsetzung folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Den 6. Mai ward das Grab Henrici de Medelich et Raizae uxoris ejus sub Nr. III eröffnet. In diesem fand man wieder einen kleinen Sarg von Mauerwerk oder Backsteinen 4 Sch. 33. in der Länge, und 1 Sch. 13. in der Breite. Hierin lagen gegeneinander gesetzt 2 Todtenköpfe an beiden Enden des Sarges, jeder mit seinem zugehörigen Beinwesen so versehen, daß es schien, als sähe ein Körper den andern an. Man ließ den Chirurgen des Klosters rufen, welcher aus der Größe, und aus dem bei dem Skelet des Mannes durch das überzwerg sich auf dem Schädel spaltweis zeigende Kreuz diesen von dem Cranio der Gemahlin Raiza zu unterscheiden gewußt. Da man aber sonst keine weiteren Zeichen

und Merkmale angetreffen, so hat man die Gebeine, wie selbe gefunden worden, wieder mit der vorigen Ordnung in den Sarg gelegt.

Eodem die ließ man auch das Grab Alberti et Ernesti marchionum sub Nr. II aufmachen, in welchem abermals ein Mauerwerk oder loculamentum ex opere lateritio sammt einigen in Unordnung gelegenen Gebeinen zu finden waren; da aber diese Gebeine der Ordnung nach zusammengelegt wurden, zeigte es sich, daß selbe nur ein Skelet ausmachten, und zwar eines Mannes von mittelmäßiger Größe, wobei auch zu sehen, daß ihm ehemals das Armbein müsse gebrochen, und wieder zusammengeheilt worden seyn, denn die Cruspel oder Callus von der Wiederzusammenwachsung war daran zu sehen. Der Fund dieses einzigen Körpers gab Anlaß, weiter nachzusuchen, wo der eine von beiden auf dem Grabstein gezeichneten Herzogen hingerathen oder verleget worden sey, zumal ferner nachzuforschen, ob sich nicht etwa von den Leichnamen der Herzoge Rudolph und Heinrich ein Mehreres finden lasse; in Erwägung, daß, wie wir oben gemeldet, unter dem Stein sub Nr. IV von demselben nichts anzutreffen war. Daher ließ man auch den noch übrigen Stein sub Nr. I sammt den dabei und herumgelegenen steinenen Platten aufheben und die Erde sattsam ausgraben. Bei dieser Arbeit zeigte sich endlich ein Haufe Gebeine, welcher theils unter dem Grabstein, theils unter den umliegenden Quadersteinen ausgebreitet gewesen; alle diese Gebeine nahm man heraus, setzte sie zusammen, und es erwies sich, daß da zwei ganze Körper, von denen der eine dem Skelet eines Mannes, der andere dem eines Weibes glich, hingelegt seyen. Nebst diesen wurden noch verschiedene andere Gebeine und unter diesen zwei besondere Kniebeine von zwei anderen abgesonderten Körpern gefunden, welche ein klares Zeichen, daß diese Gebeine bei der vormaligen Untersuchung müssen vermischt, und diese Kniebeine von den andern Körpern, welche in dem Grabe sub Nr. IV abgehen, sammt dem mehreren Theile der übrigen Gebeine hierher gerathen seyn. Uebrigens war auch da ein Mauerwerk von Backsteinen anzutreffen, allein die Gebeine fanden sich in diesem nicht, wie bei den andern, in guter Ordnung.

Eodem Nachmittag mußte der Stein sub Nr. VI ohne Inschrift, worunter Henricus crudelis liegen soll, auch fortgerücket werden. 5 ½ Sch. unter der Erde zeigte sich ein ganzer Körper, welcher noch unberührt war, von großer Statur, hielt die Hände auf der Brust zusammen. Diese Gebeine lagen in einem Mauerwerk von Backsteinen 6 Sch. in der Länge, worin auch noch ein Ueberbleibsel von dem hölzernen Sarge angetroffen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

K. Maximilian I. verschreibt (Roytte, 9. Juli 1516) auf vier Jahre das Umgeld auf dem Lande zu Linz dem dortigen Bürger Maximilian Prandtstetter. (Original in meiner Sammlung.)

Prandtstetter hatte schon früher eine Summe Geldes dem Kaiser vorgestreckt, und dafür das nämliche Umgeld auf fünf Jahre erhalten. Mit dem 10. März 1518 ist diese Berechtigung zu Ende. Nun hat aber derselbe von Neuem 400 fl. erlegt, mit dem Bedinge, daß er sich in den nächstfolgenden vier Jahren durch das Umgeld zahlbar mache. Maximilian bewilligt hiermit dieses, und Prandtstetter übernimmt die Verpflichtung, nur 100 fl. jährlich für sich abzuziehen, den Ueberschuß an den gehörigen Ort abzuliefern, und nach Verlauf der Zeit allen Ansprüchen auf das Umgeld mit der Uebergabe seines Registers zu entsagen.

In seinem Aufzeichbuch fügt Reichard Strein der Angabe: »Hannß Ungnadt Freiherr zu Sonegg Kh. M. Rath obrister Füeschneider vnd Landeshaubtmann in Steyr anno 1537« weiter hinzu: »Gemelten H. Hansen Vngnadt haben die Landleuth in Steyr vast lieb gehabt vnd auffgewart nit anders alß ihrem Landesfürsten, ist ausm Landt gezogen auß vermuetung, daß er bei ihrer Maj. Khünig Ferdinando der religion halber in gefahr stehe, sich Anfangs in Sachsen begeben, alda ain gravin von Barbi zur ehe genumen volgends in Württenberg alda ihm Herzog Ulrich das Closter .... eingeben. Es ist sein aussohnung etlichmall bei khünig Ferdinando gesuecht worden, der, wie mir H. D. Weber ihr Mj. gewester geheimer Rath vnd Vice Cancler selig gesagt, allzeit vermelt: hab ich ihn nit heissen wegziehen, will ich ihn nit heissen wiederkhumen.« Weil Ir Mj. sehr offendirt gewest sein soll, daß er ohne Vrsach sich von danen begeben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

65. Mittwoch, den 16. August 1837.

Ueber Lebensversicherungs-Anstalten im Allgemeinen,

und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Fortsetzung.)

Um dem geneigten Leser eine genaue Kenntniß der genannten neuen Anstalt zu verschaffen, wollen wir die einzelnen Abtheilungen derselben der Ordnung nach durchgehen.

Erste Abtheilung.

Diese Abtheilung, **Kapitals-Versicherungs-Verein** genannt, dient zur Sicherstellung eines bestimmten Kapitales, welches dem Mitgliede von der Anstalt ausgezahlt wird, wenn es nach Ablauf einer gleich bei seinem Eintritte festgesetzten Zeit selbst noch am Leben ist.

Jedes Individuum, welches dieser Abtheilung als Mitglied beizutreten wünscht, hat bei seinem Eintritte a) sein Alter, b) die Größe des Kapitales, c) die Zeit, nach deren Verlauf die Anstalt jenes Kapital zahlen soll, und endlich d) die von ihm gewählte Zahlungsart anzugeben.

Auch unmündige und minderjährige Individuen können aufgenommen werden, wenn Aeltern, Verwandte, Vormünder u. s. w. bestimmte Kapitalien für sie versichern lassen.

Diese Abtheilung eignet sich demnach für alle Stände unter den mannigfaltigsten Verhältnissen; jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters und der Religion kann durch den Eintritt in diese Anstalt, welche man mit vollem Rechte eine potenzirte Sparkasse nennen könnte, seine Zukunft sicher stellen. Um den Beweis dieser Sicherstellung zu führen, bedarf es einiger praktischer Fälle:

1. Eine Witwe hat eine fünfjährige Tochter, auf deren Erziehung sie alles zu verwenden gesonnen ist, was ihr geringes jährliches Einkommen gestattet. Sie wünschte aber diesem geliebten Kinde eine hinreichende Aussteuer zu sichern ohne welche in unsern Zeiten die Freier die blühendste Schönheit und die ausgezeichnetste Geistesbildung wenig beachten. Diesen heißen Wunsch mütterlicher Besorgtheit erreicht sie durch die geringe monathliche Ersparung von 2 fl. 21 kr. Zur Versicherung eines Kapitales von 1000 fl., welches nach 20 Jahren ausgezahlt werden soll, verlangt nämlich die Anstalt nicht mehr als eine jährliche Prämie von 28 fl. 10 kr.

2. Ein Kaufmann will seinem dreijährigen Sohne ein Kapital von 10.000 fl. versichern, welches demselben nach 25 Jahren ausgezahlt werden, und als Stammfond zu dessen eigener Etablirung dienen soll. Zu diesem Ende zahlt der Kaufmann entweder 2812 fl. ein für alle Mal oder vierteljährig 48 fl. 45 kr., sohin eine jährliche Prämie von 195 fl. Würde dieser Mann jene Einlage von 2812 fl. zu 4 pCt. auf Zins von Zins anlegen, so erhielte der Sohn nach 25 Jahren nur die Summe von 7496 fl. 47½ kr., also um 2503 fl. 12 kr. weniger als aus der Anstalt. Selbst eine Sparkasse, welche die 4 pCt. Zinsen halbjährig zum Kapitale rechnet, würde dem Sohne nach 25 Jahren nur 7569 fl. 54 kr., also immer noch 2430 fl. weniger auszahlen.

3. Ein Herrschaftsbeamter von 25 Jahren legt von seiner Besoldung monathlich 9 fl. 30 kr. zurück, um vierteljährig 28 fl. 30 kr. an die Rentenanstalt als Prämie zu zahlen, und begründet sich so ein Kapital von 6000 fl., welches ihm von der Anstalt nach 25 Jahren ausgezahlt wird. Durch diese Sparsamkeit sichert sich dieser junge Mann ein sorgenfreies, ruhiges Alter; indem er entweder von den Interessen jenes Kapitales sein Daseyn fristen, oder durch den Erlag desselben bei der Institutskasse sich eine sogleich flüssige Leibrente von 441 fl. 12 kr. kaufen kann. Die Anstalt zahlt also im letztern Falle 7⅓ pCt.

4. Ein Pfarrer vermachte in seinem Testamente der

vierjährigen Tochter seines wohlhabenden Bruders 2700 fl., mit der Bestimmung, daß jene Summe bei der Rentenanstalt erlegt, und jenem Kinde erst nach 40 Jahren das dadurch begründete Kapital ausgezahlt werden soll. Auf diese Art erhält die Erbin nach Ablauf jener Zeit die Summe von 20.000 fl.

Zweite Abtheilung.

Diese Abtheilung — Erbaktiengesellschaft — bildet das eigentliche Lebensversicherungs-Institut, in welchem Kapitalien versichert werden, die nach dem Tode des einlegenden Mitgliedes seinen Erben hinausgezahlt werden.

In dieser Abtheilung kann jedermann, der das 15te Lebensjahr erreicht hat, ohne Unterschied des Standes und der Religion aufgenommen werden, mit Ausnahme jener Individuen, welche sich dem Seedienste widmen, oder dem Militärstande angehören, und vor dem Feinde zu dienen verpflichtet sind, also auch mit Ausnahme des feldärztlichen Personales.

Der Aufnahmswerber muß sein Gesuch belegen a) mit dem Tauf- oder Geburtsscheine, b) dem legalen Ausweise über seinen Charakter, oder seine Beschäftigung, und c) mit einem ärztlichen Zeugnisse über seinen Gesundheitszustand. — Jedes Mitglied muß wenigstens ein Jahr in der Gesellschaft gelebt haben, um seinen Erben das Recht auf den Bezug des versicherten Kapitales zu erwerben.

Diese Versicherungsart eignet sich für alle Stände; der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte, der Kaufmann, der Fabriksherr, der Gutsbesitzer, ja selbst der höhere und höchste Adel dürften in dieser Abtheilung Gelegenheit und Mittel finden, das Wohl der Ihren sicher zu stellen oder zu steigern. Besonders nützlich und wohlthätig wirkt dieses Institut für Staats- und Privatbeamte, für jeden Familienvater, welcher die Seinigen durch seinen Fleiß und seine Thätigkeit erhalten muß, welcher bloß auf den Genuß einer bestimmten mäßigen Besoldung beschränkt ist, oder nur den Fruchtgenuß eines nach seinem Tode an fremde Personen übergehenden Vermögens besitzt; ferner für jedes Individuum, welches eine jährliche Unterstützung nur so lange bezieht, als eine bestimmte dritte Person am Leben ist, so wie für jene Personen, welche ein Amt bekleiden, das nach dem Tode des Dienstgebers oder nach einer bestimmten Zeit eingeht, also für Privat-Secretäre, Comptoiristen, Catastralbeamte, Pächter, Erzieher u. s. w.

Diese Versicherungsart erleichtert selbst die Aufbringung von Darlehen zu nützlichen Unternehmungen, und befördert demnach mittelbar die Industrie und den Handel; sie gibt endlich Gelegenheit, die schönsten und edelsten Gefühle des Herzens, welche das wahre Glück des Lebens begründen (man nennt sie eheliche Zärtlichkeit, väterliche Sorgfalt, kindliche Liebe, mitleidige Nächstenliebe, wahre Freundschaft) zu entfalten. Sie trägt selbst zur Verlängerung des Lebens bei, indem sie die bange Sorge für die Zukunft derer, an welche uns Liebe oder Freundschaft knüpft, verscheucht; sie läßt uns den Abend unsers Lebens in Seelenruhe und ungetrübter Freude genießen, — wissen wir ja doch, daß unsere Theuren vor Mangel und Elend geschützt sind, und daß unser Andenken in ihren dankbaren Herzen fortleben wird, wenn wir auch lange schon im Grabe schlummern.

Allein wir dürfen nicht zaudern, Mitglieder dieses unendlich wohlthätigen Vereines zu werden; den je früher wir beitreten, desto geringere Mittel erfordert die Versorgung unserer Angehörigen. Schwebt nicht über dem Haupte eines jeden Menschen, wie über dem Scheitel des Damokles, ein Schwert an einem Faden, welcher kaum die Stärke eines Haares hat, und oft so schnell reißt, daß der tödtlich Getroffene kaum Zeit zu dem letzten Lebewohle hat? Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß jugendliche Kraft und die blühendste Gesundheit so wenig gegen den unerbittlichen Sensenmann schützen als die Silberhaare des Greises? Eilen wir also, diesen brüderlichen Verein zu bilden, um dieses Institut möglichst bald ins Leben zu rufen, unter dessen Aegide die bange Sorge für die Zukunft aus unsern Herzen fliehen, und Ruhe und Zufriedenheit in dieselben einziehen wird.

Um nun die obige Behauptung, daß diese Abtheilung für alle Stände vom niedrigsten bis zum höchsten geeignet sey, zu rechtfertigen, wollen wir einige besondere Fälle anführen.

a) Eine 46jährige Frau, welche von einer kleinen Pension und ihrer Hände Arbeit lebt, wünscht sich die Summe von 50 fl. zu versichern, mittelst welcher nach ihrem Ableben die Beerdigungskosten bestritten werden sollen. Zu diesem Ende zahlt sie eine jährliche Prämie von 2 fl., also vierteljährig 30 kr.

b) Ein pensionirter Officier von 48 Jahren wünscht seinem Bedienten, welcher ihm durch lange Jahre treu und redlich diente, ein Legat von 500 fl. zu hinterlassen. Gegen Erlag einer jährlichen Prämie von 21 fl. 30 kr. sichert die Anstalt dieses Legat.

c) Ein Mahler von 36 Jahren, der durch sein Ta-

lent und seinen Fleiß eine zahlreiche Familie ernährt, fühlt durch den Gedanken eines frühen Todes und des mit diesem raschen Ableben verbundenen künftigen Elendes der Seinen seine Lebensfreude getrübt und den Flug seiner Fantasie gelähmt. Diese bange Sorge zu verscheuchen, und die alte Freiheit seines Geistes zu erringen, darbt er sich monathlich 9 fl. 30 kr. ab, und sichert so seiner Familie ein Kapital von 4000 fl.

Würde dieser Mahler jenes Ersparniß halbjährig mit 57 fl. bei der Sparkasse erlegen, so müßte er über 22 Jahre lang sparen, also über 58 Jahre alt werden, um seiner Familie jenes Kapital von 4000 fl. zu erwerben. Wird nun dieser Mann z. B. 70 Jahre alt, so erhält er ohne Zweifel mehr aus der Sparkasse, und würde also bei der Rentenanstalt im bedeutenden Nachtheile stehen. Gesetzt aber, er stirbt schon nach 10 Jahren, so zahlt die Sparkasse 1385 fl. 6 kr., stirbt er aber schon nach anderthalb Jahren, gar nur 174 fl. 24 kr. aus, während die Renten-Anstalt in allen diesen Fällen die Zahlung von 4000 fl. zu leisten hat. Wir überlassen es jedem Unbefangenen, aus diesen Vordersätzen den entsprechenden Schluß zu ziehen, und bemerken nur noch, daß die versicherten Kapitalien in Folge der bei den angeordneten Revisionen sich ergebenden Ueberschüsse höchst wahrscheinlich erhöht werden dürften, daß nämlich die Rentenanstalt wie die Equitable Society aller Wahrscheinlichkeit nach mehr leisten werde als sie verspricht.

d) Ein Graf überläßt einem jungen, talentvollen Manne von 30 Jahren zur Belohnung der ihm geleisteten wichtigen Dienste ein bedeutendes Landgut gegen einen sehr billigen Pachtschilling — versteht sich nur für die Lebensdauer des Pächters. Der junge Mann, welcher bereits Familienvater ist, wünscht die Zukunft der Seinigen sicher zu stellen, und zahlt zu diesem Zwecke eine jährliche Prämie von 286 fl., also vierteljährig 71 fl. 30 kr., wodurch er seiner Familie ein Kapital von 12.000 fl., mithin ein anständiges Einkommen sichert.

e) Eine verwitwete Gräfin von 21 Jahren hat für die Dauer ihres Lebens den Fruchtgenuß einer ansehnlichen Herrschaft. Sie hat einen Bruder, welcher in seinem sechsten Jahre zur vermögenslosen Waise wurde. Für sein Schicksal besorgt, erlegt sie gleich nach dem Todesfalle seiner Aeltern mit schwesterlicher Zärtlichkeit bei der Renten-Anstalt 3103 fl. 30 kr. als Antrittsgeld, und verpflichtet sich zur Leistung einer jährlichen Prämie von 200 fl., wodurch sie ein Kapital von 20.000 fl. auf ihr Leben versichert. In ihrem Testamente legirt sie dieses Kapital dem geliebten Bruder, und bereitet ihm auf diese Art mit wahrhaft schwesterlicher Großmuth eine sorgenfreie Zukunft. Sollte sie ihren Bruder überleben, so kann sie über jenes Kapital immer noch zu Gunsten einer andern Person verfügen.

f) Ein Kaufmann in einem Landstädtchen erhält von seiner 18jährigen Gattin ein Kapital von 15.000 fl. als Mitgift, welche Summe er jedoch an ihre Verwandten zurück zu zahlen gebunden ist, falls sie kinderlos vor ihm sterben sollte. Um nun dieses Kapital ungehindert in seiner Handlung verwenden zu können, und dennoch die Verwandten seiner Frau sicher zu stellen, erlegt er bei der Anstalt 4537 fl. 30 kr. ein für alle Mal, der Tod seiner Frau mag nun wann immer verfolgen, so zahlt das Renten-Institut die volle Mitgift an ihre Verwandten.

g) Ein Landpfarrer von 53 Jahren zahlt jährlich 51 fl. 30 kr., und versichert dadurch seinem unbemittelten Bruder ein Erbe von 1000 fl.

h) Ein Vater bestimmt in seinem Testamente, daß der älteste Sohn A sein Geschäft allein übernehmen, dagegen dem jüngern Sohne B eine jährliche Rente von 1200 fl. auszahlen soll, und daß diese Rente auf dem Besitzthume mit voller Pupillarsicherheit vorgemerkt werden müsse. — B will in seinem 33sten Jahre ein bedeutendes Geschäft unternehmen, welches ihm reichlichen Gewinn verspricht; allein er bedarf hierzu eines Fondes von 16.000 fl. Ein Freund leiht ihm dieses Kapital zu 4 ½ pCt. unter der Bedingung, daß er ihm jene Rente von 1200 fl. cedire, von der er 720 fl. als Interesse für sich in Anspruch nimmt, und 416 fl. zur Zahlung als Prämie, um jenes Kapital auf des Schuldners Leben zu versichern, benützt. Den Rest mit 64 fl. zahlt er dem B hinaus. — Auf diese Weise ist dem thätigen und unternehmungslustigen B geholfen, und dennoch sein Gläubiger vollkommen sicher gestellt. Kömmt B in die Lage, jene Schuld berichtigen zu können, so tritt er wieder in den Bezug der Rente, und zahlt von dieser die jährliche Prämie von 416 fl. selbst an die Anstalt, um seiner Familie das Kapital von 16.000 fl. nach seinem Ableben zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des

Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Den 8. Mai wurde die Arbeit reassumirt, und ad Cornu Epistolae von dem schon gehobenen Stein sub Nr. 1, mit Aufhebung der Platten und Quadersteine bis Nr. X fortgegraben. Fünf Schuh 1 Zoll tief unter diesem großen Stein sub Nr. X fand sich ein ganzes Skeleton, woran allein der Rückgrad und die Rippen zerfallen; die Hände lagen gebogen zu beiden Seiten abwärts. Was aber das Merkwürdigste und hierbei zu bewundern war, ist, daß der verwesene hölzerne Sarg ringsherum 5 Zoll hoch mit Asche und Kohlen belegt war. Linker Hand traf man ein Schwert an, welches zwar von dem Roste stark zerfressen, doch noch 2½ Schuh in die Länge hatte: zwischen diesem Schwert und dem Todtenkopf, welcher gegen Occident[1] lag, fand sich ein Häfchen oder Topf von 3½ Zoll im Durchmesser, mit purer Asche und Kohlen gefüllet, welches Häfchen scherbenweis ohne Boden herausgebracht worden. Unter den Füßen zeigte sich von Rost zerfressenes Eisenwerk, woraus aber nichts weiter abzunehmen war. Uebrigens haben die Gebeine angezeigt, daß die Leichname von keiner sonderlich starken Mannesgröße gewesen. Man sah auch nichts von Mauerwerk, und weil aus allem andern zu schließen, daß dieses Grab vorhin noch niemals eröffnet worden, so ergibt sich auch, daß der Körper nur in einer hölzernen Todtentruhe zur Erde bestattet sey. Was aber die bei dem hölzernen Sarg gefundene Asche und Kohlen sammt dem Tohfe in diesem Grabe und an dem Orte, wo lauter katholische Markgrafen und Herzoge begraben liegen, eigentlich bedeuten wolle, wird besonders untersucht, beinebens auch die Zeichnung von der zerbrochenen Urna cineraria seiner Zeit mitgetheilt werden.

Eodem die eröffnete man endlich auch den großen Stein ohne Inschrift ad Cornu Evangelii mit Nr. XI bezeichnet. Vier Sch. unter der Erde zeigte sich ein Leichnam in der Länge 5 Schuh 3 Zoll mit untergeschlossenen Händen abwärts zusammen gegen den Altar oder versus orientem sehend und die Schienbeine ganz beisammen haltend; dessen Kopf war ganz, und ohne Zeichen eines in der Hirnschale gespaltenen Kreuzes: woraus man erkennen will, daß es das Skeleton einer Frauensperson sey. Die Zähne alle ganz und weiß ohne Fäulung; die übrigen Gebeine hielten sich auch noch in völliger Ordnung und gerade aus, die Rippen und den Rückgrad ausgenommen, welche sich nach Bewegung zerlöseten. Dieses Grabmal erlitt noch nie eine Nachsuchung und war mit der bloßen Erde ohne Mauerwerk versorgt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dieß muß so verstanden werden: Der Kopf lag gegen Occident, die Füße aber gegen Orient; denn in der Zeichnung, welche Tom. IV. part. II. Operum Marq. Herrgott von dem Kapitelhause und den geöffneten Gräbern vorkommt, ist es augenscheinlich, daß der Kopf gegen Orient sieht.

Miscellen.

In seinem Aufzeichbuch gibt Strein nachstehende, merkwürdige Notiz: „Stauffeneckh (ain auslendisch geschlecht). Stauffeneckher Camerer wardt ihm das Truchsässen ambt im Bistumb Salzburg von herzog Albr. von Oesterreich verliehen. Der Brief darüber ligt zu Schwarzenau NB. Dieses bestätt der herzogen von Oesterreich privilegium, darinnen begriffen, daß sy nit allein castenvögt des Stiffts Salzburg sein, Sondern daß sy auch die Salzburgischen Lehen verleihen sollen.“

Der evangelische Prediger Anton begleitete auf verschiedenen Reisen den damals noch evangelischen Churprinzen Friedrich August von Sachsen. Am 15. April 1689 kamen sie in Wien an, und von diesem Aufenthalte erzählt er unter Anderm: »Der Kayser Leopold hatte die Herrschaft nach Laxenburg gebeten, da Ihro Kayserl. Maj. und Ihro Durchl. gespeiset, nebst gar wenigen, die an der Tafel waren. Da wurde nun erlaubt, daß des Prinzen Suite durfte ins Zimmer treten Der Kayser fing gegen den Prinzen an zu sagen: »Wir vernehmen, daß Ew. Liebden zu Preßburg haben Ostern gehalten. Sie seyn versichert, daß Wir kein hartes Herz gegen die Evangelischen haben; der Zustand aber ist bekannt, daß Wir hernach nicht alles verhindern können, wenn sie sich nicht genug in acht nehmen, sondern nur einen Schein geben, daß die Gegner sich bey Uns über sie beschweren können.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

66. Sonnabend, den 19. August 1837.

Ueber Lebensversicherungs = Anstalten im Allgemeinen,

und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Fortsetzung.)

III. Abtheilung.

Diese Abtheilung ist ein Leibrenten-Institut, und hat den Zweck, ihre Mitglieder nach Verlauf einer beim Eintritte festgesetzten Zeit in den Genuß lebenslänglicher Renten zu setzen. Diese Renten oder jährlichen Bezüge können 10, 20, 30 bis 10000 fl. betragen, welche die Anstalt in vierteljährigen Raten ausbezahlt, wenn sie 300 fl. nicht übersteigen, sonst aber in halbjährig verfallenden Raten. Viele Staatsmänner und Gelehrte hielten die Leibrenten-Institute in moralischer und politischer Beziehung für nachtheilig, und im Allgemeinen hatten sie wohl nicht Unrecht. Allein die gemachten Vorwürfe können nur jenen Instituten gemacht werden, welche bloß solche Leibrenten versichern, die sogleich flüssig werden. Die aufgeschobenen Leibrenten, wie unsere Anstalt sie aufgenommen hat, sind von jenen Vorwürfen frei, und äußern in jeder Beziehung die wohlthätigsten Folgen. Diese Abtheilung bietet jedermann die beste Gelegenheit dar, seine Zukunft dauernd sicher zu stellen, sich selbst ein sorgenfreies Leben zu bereiten, einem Freunde oder Anverwandten ein ruhiges Alter zu verschaffen, und ihn gegen Noth und Mangel zu schützen. Diese Versicherungsart eignet sich für Personen aus allen Ständen, vorzüglich für jene, welche durch eigene Thätigkeit ihr Brot erwerben müssen, oder ein Amt bekleiden, welches ihnen keinen Anspruch auf Pension in ihrem vorgerückten Alter gibt, oder welche wegen physischer oder geistiger Gebrechen zur selbstständigen Verwaltung ihres Vermögens nicht geeignet sind, endlich für höhere Standespersonen, welche nicht so viel Vermögen besitzen, um ihrem Range gemäß leben zu können, und für solche Beamte, die zwar eine ansehnliche Besoldung beziehen, aber vermöge ihrer Stellung so viel Aufwand machen müssen, daß sie für den Abend ihres Lebens, wo die Sehnsucht nach Ruhe und Bequemlichkeit mit jedem Tage wächst, oder für die Sicherstellung der Subsistenzmittel ihrer Familien die nöthigen Ersparnisse nicht machen können.

Wir wollen auch hier einige Fälle aus dem praktischen Leben nehmen, um das ungemein wohlthätige Einwirken dieser Abtheilung möglichst zu verdeutlichen, und zu zeigen, wie Jedermann mit Berücksichtigung seiner persönlichen Verhältnisse dieses Institut zur Realisirung seiner Wünsche benützen könne.

1. Ein Privat-Sekretär von 39 Jahren, welcher weder Familie noch Verwandte hat, wünscht sich eine jährliche Rente von 500 fl., in deren Genuß er nach 20 Jahren, also mit Anfang seines 60sten Lebensjahres treten will. Zu diesem Ende hat er eine jährliche Prämie von 138 fl. an die Anstalt zu entrichten. Gesetzt dieser Mann legte dieselben Ersparnisse halbjährig mit 69 fl. in einer Sparkasse zu 4 pCt. auf Zins von Zins an, so würde er nach Verlauf von 20 Jahren ein Kapital von 4167 fl. 44 kr. besitzen, welches ihm, selbst zu 5 pCt. angelegt, erst eine jährliche Revenue von 208 fl. abwerfen würde, und wollte er sich dann mit jenem Kapitale von 4167 fl. 44 kr. eine Leibrente bei diesem Institute kaufen, welche sogleich mit Anfang seines 60sten Lebensjahres flüssig wäre, so könnte ihm die Anstalt dafür nur eine Rente von 381 fl. 30 kr. zusichern.

2. Ein junger Schulmann von 21 Jahren ersparte sich monatlich 1 fl. 53 kr., erlegte den jährlichen Betrag dieses Ersparnisses durch 35 Jahre bei der Instituts-Casse, und erwarb sich nach dem Verlaufe dieser Zeit durch dieses geringe Opfer eine Rente von 200 fl. Wird dieser Mann

der seine Zukunft sorgenlos und sein Alter vor Mangel gesichert weiß, nicht mit weit größerem Eifer und mit mehr Seelenruhe seine schweren Berufspflichten erfüllen, als wenn ihn der düstere Gedanke verfolgt: du wirst mit weißen Haaren darben, und das Mitleid derer, für deren Bildung du ein Leben opfertest, anbetteln müssen?

3. Ein wohlhabender Kaufmann wünscht seinem zur Verschwendung geneigten 25jährigen Sohne einen Nothpfennig für die Tage des Alters und des Mangels zu sichern. Er erlegt daher 3823 fl. 30 kr. ein für alle Mal, und sichert so dem Leichtsinnigen eine mit dessen 51sten Jahre flüssig werdende Rente von 1000 fl.

4. Ein reicher Gutsbesitzer zieht seinem 30jährigen mit 1000 fl. angestellten Oberamtmanne jährlich 78 fl. 36 fl. ab, erlegt diese Summe als Prämie bei der Anstalt, und versichert so dem treuen Diener eine Rente von 600 fl., zu deren Genuß er nach 30 Dienstjahren gelangt.

5. Ein Officier erbt 816 fl.; durch Einlage dieser Summe sichert er seiner 36jährigen Gattin eine nach 20 Jahren flüssige Rente von 200 fl.

6. Ein reicher Graf bestimmt in seinem Testamente, daß der Majoratsherr als Erbe sämmtlicher Güter für die Erhaltung und Erziehung seiner vierjährigen Schwester Sorge tragen, und an die Anstalt außerdem durch 15 Jahre eine Prämie von 3240 fl. entrichten müsse, damit die junge Gräfin mit dem Anfange ihres 20sten Jahres ein jährliche Rente von 4000 fl. zu beziehen habe.

IV. Abtheilung.

Diese Abtheilung bildet ein **allgemeines Pensions-Institut**, in welchem jedermann einer ihm theuern Person, sie sey verwandt mit ihm oder nicht, eine bestimmte Pension versichern kann, welche nach dem Tode des Versorgers, wenn dieser Sterbefall erst nach einem Jahre nach dem Eintritte erfolgte, an das bezeichnete Individuum jährlich in festgesetzten Raten entrichtet wird. Die versicherte, durch 10 theilbare Pension kann 10 bis 1000 fl. betragen.

Jedermann, der das 15te Jahr zurückgelegt hat, kann ohne Unterschied des Standes oder des Geschlechtes in diese Abtheilung aufgenommen werden, mit Ausnahme der bereits in der zweiten Abtheilung bezeichneten Individuen. — Bei dieser Abtheilung muß nicht nur das Alter des Versorgers, sondern auch das Alter des Versorgten angegeben werden; außerdem hat der Versorger ein ärztliches Zeugniß über seinen Gesundheitszustand beizubringen.

Diese Anstalt unterscheidet sich von ähnlichen dadurch, daß bei ihr nicht allein Männer, sondern auch Frauen für bestimmte Personen, also auch für Kinder bestimmte lebenslängliche Pensionen versichern können. Ueber die Vortheile, welche diese Abtheilung ihren Mitgliedern verschafft, brauchen wir um so weniger etwas zu sagen, als dieselben jedermann zu klar vor den Augen liegen, und diese Versicherungsart bei uns die bekannteste ist. Nur glauben wir bemerken zu müssen, daß hier alle bei der Gründung eines solchen Institutes unerläßlichen Rücksichten auf das Sorgfältigste beachtet wurden, und daß die Anstalt ihre übernommenen Verbindlichkeiten nicht nur pünktlich erfüllen, sondern bei lebhafter Theilnahme wahrscheinlicher Weise noch mehr leisten können werde. Auch der strengste Kritiker dürfte bei dieser Abtheilung weder rücksichtlich der Hauptgrundlage, noch rücksichtlich wahrer Humanität etwas zu tadeln finden. Wir wollen wieder einige praktische Fälle vornehmen.

1. Ein Mann von 24 Jahren versichert seiner 18jährigen Gattin eine Pension von 600 fl. durch eine jährliche Prämie von 150 fl. Freilich würde eine Kapitalisirung dieser Prämien — selbst bei 4pCt. halbjähriger Verzinsung — schon nach 27½ Jahren beiläufig eine Summe von 15.000 fl. und sohin jene Rente abwerfen, und demgemäß die geforderte Einlage als zu hoch angesetzt erscheinen; allein wer kann bestimmen, wie lang das Leben des Gatten dauern wird? Wie hoch ist das kapitalisirte Vermögen zu schätzen, wenn der Tod schon nach wenig Jahren den Versorger hinwegrafft? Mit welcher Qual, mit welchem unendlichen Schmerze wird er Abschied von »der schönen Erde« nehmen, wenn er Weib und Kind dem Elende, vielleicht der Sünde Preis gegeben weiß? Hat denn die Ueberzeugung, die Seinigen in jedem Falle gesichert zu wissen, hat diese tröstende, beruhigende Ueberzeugung gar keinen Werth?

Abgesehen von diesen Reflexionen, erinnern wir den Leser, daß die Anstalt auf Wechselseitigkeit gegründet ist, daß demnach, wenn die Erfahrung die Prämien als zu hoch angesetzt erscheinen ließe, die Ueberschüsse entweder bar zurückgezahlt oder zur Erhöhung der versicherten Pensionen verwendet werden müssen, daß also niemand zu viel gezahlt, sondern gerade nur das geleistet habe, was zur Erreichung seiner Absicht absolut erforderlich war. Oder ist es einem Mitgliede wohl angenehm oder erfreulich, gegen geringe Einzahlungen große Versprechungen zu erhalten, und nach wenig Jahren die beabsichtigte Pension herabgesetzt

zu sehen? Wir können die Vorsicht nicht genug loben, welche in der Bestimmung so weiter Gränzen zwischen dem Minimum und Maximum der zu versichernden Pension liegt. Jedermann kann als Pensionsquote eine zwischen 10 und 1000 liegende, durch Zehn theilbare Summe wählen, und sich so nach seinen Kräften und individuellen Verhältnissen richten, und dabei die ruhige Ueberzeugung gewinnen, daß seine Absicht nothwendig und vollkommen erreicht werde. Für manchen Menschen haben 40 fl. mehr Werth als für einen andern eben so viele Hunderte, ja Tausende. Der Werth des Geldes ist nur ein relativer.

2. Ein reicher Kaufmann von 45 Jahren, welcher dem wandelbaren Glücke kein unbegränztes Vertrauen schenkt, erlegt bei der Rentenanstalt 4292 fl. 50 kr. ein für allemal und sichert so seiner 36jährigen Gattin eine Pension von 1000 fl., wenn er auch nur ein volles Jahr in der Gesellschaft gelebt hat. — Eben dieser Mann begründet durch eine einzige Einlage von 6697 fl. seiner 16jährigen Tochter eine lebenslängliche Pension von 1000 fl.

3. Ein Mann von 36 Jahren besorgt, daß er früher sterben könne, als seine 42jährige Schwester, welche Witwe ist und von der Unterstützung desselben lebt. Er zahlt daher eine jährliche Prämie von 60 fl. 10 kr., und versichert ihr so bei der Renten-Anstalt eine jährliche Pension von 250 fl.

4. Ein 60jähriger Mann hat eine einzige 27jährige Tochter, welche nach seinem Ableben nur auf ein sehr kleines Vermögen beschränkt ist. Da er nun aber in eine höhere Besoldung vorgerückt ist, so zahlt er eine jährliche Prämie von 479 fl. 30 kr. und versichert so seinem geliebten Kinde eine jährliche Pension von 500 fl.

5. Ein junger Landmann von 30 Jahren heirathet ein 24jähriges Mädchen und zahlt bei der Renten-Anstalt eine jährliche Prämie von 16 fl. 54 kr., wodurch er seiner Frau eine Pension von 60 fl. versichert.

6. Ein Cavalier von 30 Jahren, der eben sein väterliches Erbe angetreten hat, zahlt eine jährliche Prämie von 90 fl. 6 kr., um seinem 51jährigen Erzieher eine Pension von 600 fl. zu versichern, damit dieser seinen Erben nicht zur Last fallen und von ihrer Gnade abhängig seyn möge, falls er ihn überleben sollte.

(Schluß folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Nachdem auf vorbeschriebene Art das ganze Kapitelhaus gleichsam umgegraben und untersuchet worden, so kann man jetzt mit bestem Fug und Grund zwei Wahrheiten bestätigen; die erste ist, daß die Leichname der alten Markgrafen und Herzoge laut der alten schriftlichen Urkunden des Klosters und deren Inscriptionum sepulcralium, wie auch der einhelligen Uebereinstimmung der österreichischen Geschichtschreiber in diesem Orte ehemals begraben gewesen, und die Mehrere der Gebeine noch heut zu Tage allda befindlich seyen; folglich daß da die Ruhestätte im zwölften Jahrhundert von den Herzogen babenbergischer Linie, als ein locus ab ipsis fundatus et beneficiis auctus sey erwählt werden, in welche die Mehrere von dieser Familie Seculo 13, auch zwei von dem Hause Habsburg nachgefolget sind.

Die andere Gewißheit besteht darin, daß, obschon in den inscriptionibus sepulcralibus nur allein 11 fürstliche Personen anzeigt werden, als Liupoldus Dux Bavariae, Liupoldus Dux Austriae, Fridericus Dux Styriae, Henricus de Medlico, Raiza uxor, Rudolphus et Henricus, Albertus et Ernestus, Gertrudis et Richardis; so zählen wir doch unter der Erde 14 Körper, welche Zahl auch auf den im Kapitelhause befindlichen Gemälden anzutreffen ist, wo vorbemeldeten Namen diese weiteren beigesetzt zu lesen: Henricus crudelis, Fridericus bellicosus, und bei Henrico medlicensi ein junger Prinz gleiches Namens. Zwar sind diese Gemälde, wie wir Eingangs bedeutet, ganz neuerlich renovirt worden; es waren aber vorhin schon an den nämlichen Wänden alte Gemälde, welche besagte 14 Personen vorstellten, und ist dieser Numerus auch von einem alten Geistlichen in einer hinterlassenen Designation angemerket, worin er dem Henr. medl. seinen Sohn Henricus beisetzet. Die beste und sicherste Probe über diese Rechnung ist die von uns schon angeführte Untersuchung, wobei sich unwidersprechlich gezeigt, daß die Gebeine nicht nur von 11, sondern von 14 Personen unter der Erde gefunden worden. Daher denn auch die bei Eingang des Kapitels angehängte Tafel, worauf 13 fürstliche

Personen gezeichnet sind, um eine Zahl mit dem Namen Henrici junioris oder filii Henrici Medlicensis zu suppliren ist.

Weil übrigens bei jetziger Eröffnung der Grabmähler sich verschieden gezeigt, daß diese nämlichen Begräbnisse ehemals untersuchet, und vielleicht gar von den Türken in der Absicht darin nachgegraben worden, um etwa eine Beute anzutreffen, beinebens sich auch gefunden, daß einige Grabsteine sind verwechselt, und außer ihrem vorigen Platz wieder hingeleget worden, wie dann einige Grabsteine die Inschrift von 2 Personen angezeigt haben, da doch der unter der Erde gefundene Sarg von Mauerwerk nur eine Person zu fassen hinlänglich war; zumal auch zwischen den Nummern I. und II. unter den kleinen steinernen Platten, worauf gar keine Inschrift oder Zeichen zu sehen, gleichwohl verschiedene Gebeine mit zwei Kniee sich geäußert haben; als ist unrichtig, wie die Leichname in diesem Kapitelhause der Ordnung nach anfänglich begraben und nachmals wieder verleget worden. Es können uns auch die noch übrigen Grabschriften aus angeführten Urkunden hierüber keine hinlängliche Auskunft mittheilen.

Bei solchen Umständen bleibt einzig übrig, gegründete Muthmaßungen zu Hülfe zu nehmen, um die alte Ordnung des Lagers zu erörtern. Die Grundsätze, welche bei dieser Sache zu beobachten, hat der gelehrte Hr. Prälat sammt seiner dießfälligen Meinung mir selbst mitgetheilet, und eine Zeichnung zugestellet, wie die Körper anfänglich der Ordnung nach glaublich müssen gelegen seyn. Die Fundamenta, denen ich beipflichte, bestehen im Folgenden: 1) daß die Inscriptiones sepulcrales zu H. Kreuz nicht alle coaevae oder contemporaneae; indem einige derselben die Namen etwelcher Verstorbenen unter einem vorstellen, welche doch nicht zu gleicher Zeit, sondern successu temporis gestorben; wie dann sonnenklar ist, daß des Henrici zwei Gemahlinen Richardis und Gertrudis, item die zwei Brüder Rudolph und Heinrich, wie oben schon erwähnt worden, nicht zu gleicher Zeit gestorben und begraben seyen. 2) Wird bei Beerdigung in einer Familiengruft insgemein die Ordnung gehalten, daß die Leiber, wie selbe absterben, nach den Jahren so beigesetzt werden, daß die ersteren den mittleren Ort als den vornehmeren Platz bei dem Altar, die, welche später sterben, den schlechteren bekommen. Diesem nach sind die Begräbnisse in Beobachtung des Sterbejahres eines jeden Herzogs und in Erwägung der Oerter und Plätze des Kapitelhauses folgender Art auszutheilen:

Nr. V. Albertus † 1136.
» II. Ernestus † 1137.
» VII. Leopoldus largus † 1142.
» VI. Leopoldus virtuosus † 1194.
» VIII. Fridericus † 1198.
» III. Henricus de Medlico † 1223.
» IV. Filius Henrici et Raiza.
» X. Henricus crudelis.
» I. Prima uxor Henrici crudelis.
» XI. Secunda uxor Henr. crud.
» IX. Fridericus Bellicosus. Et inter
» I u. II. Rudolfus et Henricus.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Die Herren und Landleute der Steiermark hatten an Ferdinand I. die Vorstellung gebracht, daß es ihnen beschwerlich falle, bei Empfahung der Lehen den »leiblichen aufgerechten Eide zu leisten, da es doch von Alters her nicht gewöhnlich gewesen, und sie ohnedieß bei der Erbhuldigung denselben abzulegen schuldig wären. Hierauf erließ Ferdinand (Grätz, 15. Dec. 1528) nachstehende Bestimmungen: »Wann sich begibt, daß unsere Erben oder Nachkommen erstlich in die Regierung unsers Lands Steyer tretten und kommen und dasselbe einnehmen, und von unsern Landleutten daselbst denselben unsern Erben oder Nachkommen die Erbhuldigung und Pflicht in persönlicher Gegenwart mit dem leiblichen Eid thun, oder die den uns als Herren und Landesfürsten in Steyer nun gethan haben, daß dieselben alle solches leiblichen Eides in Empfahung ihrer Lehen mit Gnaden erlassen und überhoben; und dafür an der Pflicht genug seyn solle. Welche Landleut und Unterthanen aber solchen leiblichen Eid zur Zeit der Erbhuldigung oder Erbpflicht, nicht persönlich oder gegenwärtig gethan, als ob deren etliche denselben gleich gethan, und doch hernach mit Tod vergangen, und Erben hinter ihnen gelassen hätten, von denen solche Erbhuldigung mit dem leiblichen Eid auch nicht beschehen wäre, daß dieselben alle in Empfahung ihrer Lehen, so oft das zu schulden kommt, den leiblichen Eid, wie sich gebührt, thun, und das schuldig seyn sollen ohne Geverde.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

67. Mittwoch, den 23. August 1837.

Ueber Lebensversicherungs-Anstalten im Allgemeinen,

und die kürzlich angekündigte allgemeine wechselseitige Kapitals- und Renten-Versicherungs-Anstalt insbesondere.

(Schluß.)

V. Abtheilung.

Diese Abtheilung ist eine Kinder-Versorgungs-Anstalt, bei welcher Jedermann ohne Unterschied des Geschlechtes, der Religion und des Standes — mit Ausnahme der bei der zweiten Abtheilung bezeichneten Individuen — für sein eigenes oder irgend ein anderes Kind eine Rente von 10, 20, 30 u. s. w. bis 600 fl. begründen kann, welche die Anstalt nach dem Tode des Mitgliedes dem bestimmten Kinde bis zur erreichten physischen Großjährigkeit, d. i. bis zum zurückgelegten 24sten Lebensjahre auszahlt.

In dieser Abtheilung kann demnach das Schicksal eines Menschen für die erste und gefahrvollste Periode seines Lebens sicher gestellt werden, indem ihm die Mittel sowohl zur Deckung seiner Subsistenz, als auch zur weiteren Ausbildung seiner moralischen und geistigen Kräfte dargeboten werden. Hat aber ein Mensch diese große und wichtige Periode seines Daseyns zurückgelegt, so ist er auch in der Lage, nun für sich selbst zu sorgen, seine Kräfte und Kenntnisse praktisch anzuwenden, oder er ist bereits in öffentlichen oder in Privatdienst getreten, der ihn nährt, oder er hat selbstständig ein Gewerbe angetreten, oder ist auf andere Art versorgt.

Wie viele Kinder, welche frühzeitig verwaist werden und die zureichenden Subsistenzmittel nicht besitzen, werden verwahrlost, erhalten keine sorgfältige Erziehung, und werden, wenn die Umstände keinen nachtheiligern Effekt bewirken, unbrauchbare Menschen; und wie viele Talente gehen auf diese Art für das Gemeinwohl zu Grunde?

Wir hoffen, daß durch eine lebhafte Theilnahme an diesem Institute in der Folge recht viele Jünglinge und Jungfrauen der Wissenschaft, der Kunst und vorzüglich der Tugend erhalten werden mögen.

Einige Beispiele werden auch hier zeigen, daß verhältnißmäßig nur geringe Mittel erfordert werden, um ein Kind gegen das traurigste Los sicher zu stellen.

1. Ein Vater von 45 Jahren zahlt eine jährliche Prämie von 45 fl. 54 kr., um seiner 6jährigen Tochter einen jährlichen Erziehungsbeitrag (aufhörende Rente) von 200 fl. zu versichern.

2. Eine 25jährige Frau begründet für ihren 9jährigen Bruder eine jährliche Rente von 300 fl. durch eine jährliche Prämie von 25 fl. 3 kr.

3. Eine Witwe von 42 Jahren begründet ihrem einjährigen Kinde einen Erziehungsbeitrag von 100 fl. durch eine vierteljährige Prämie von 6 fl. 3 kr.

4. Eine 30jährige Gräfin übernahm die Sorge für ein 15jähriges Mädchen, die Gespielin ihrer Tochter, und fürchtend dasselbe hülflos zu wissen, wenn sie selbst unvermuthet in das Jenseits gerufen werden sollte, zahlt sie eine jährliche Prämie von 37 fl. und sichert ihm für den Fall ihres Todes dadurch einen jährlichen Bezug von 600 fl.

5. Ein Beamter von 54 Jahren hat einen 3jährigen Sohn, für welchen er einen Erziehungsbeitrag von 200 fl. versichern will, zu diesem Ende hat er eine jährliche Prämie von 85 fl. 10 kr. zu entrichten.

6. Eine 19jährige Witwe begründet durch eine jährliche Prämie von 39 fl. 20 kr., oder vierteljährig 9 fl. 50 kr. ihrer 3jährigen Tochter einen Erziehungsbeitrag von 400 fl.

7. Ein Mann von 48 Jahren sichert einem 6jährigen Kinde einen Erziehungsbeitrag von jährlichen 100 fl., wenn er 263 fl. 20 kr. ein für allemal bei der Renten-Anstalt erlegt.

VI. Abtheilung.

Der Zweck dieser Abtheilung, wechselseitige Ver-

sorgungs-Anstalt durch steigende Renten betitelt, ist, die Mitglieder in ihrem vorrückenden Alter in den Genuß von Renten zu setzen, welche von einem festgesetzten Minimum bis zu dem bestimmten Maximum von 500 fl. fortsteigen.

Diese Abtheilung ist der allgemeinsten Anwendung fähig, sie eignet sich für alle Stände, und wird, ja sie muß in der Folge die segenreichsten Wirkungen hervorbringen. Den Organismus dieser Abtheilung zu erörtern, und die vortrefflichen Bestimmungen dieses Institutes im Zusammhange darzustellen, dürfte für die Gränzen dieses Aufsatzes zu weitläufig werden, und wir können uns auf die Bemerkung, daß dieses Institut mit der bereits bestehenden, mit der ersten österreichischen Sparkasse verbundenen Versorgungs-Anstalt der Form nach sehr große Aehnlichkeit habe, dem innern Wesen nach aber gänzlich von ihr verschieden sey, um so eher beschränken, da der Gründer dieses Institutes in seinem bekannt gemachten Programme versprochen hat, in Kurzem eine eigene Broschüre über seine ganze Anstalt durch die Presse zu veröffentlichen und für diese Abtheilung ohnehin keine Subskriptionen angenommen werden.

Zum Schlusse führen wir noch eine Bestimmung des Statuten-Entwurfes an, als den offenkundigsten Beweis von dem Geiste echter Humanität, welcher das ganze Gebäude beherrscht.

Bei Abschließung eines Versicherungsvertrages verpflichtet sich nämlich ein Mitglied häufig zur Leistung bedeutend hoher jährlicher Prämien, deren Zahlung ihm in der Folge sehr schwer, ja bisweilen unmöglich wird.

Im letzteren Falle wird ein solches zahlungsunfähiges Mitglied bei allen ähnlichen Anstalten mit Verlust aller geleisteten Zahlungen und aller weiteren Rechtsansprüche ausgeschlossen, während dieses neue Institut einem solchen in mißliche Umstände versetzten Mitgliede, nach vorausgegangener schriftlicher Anzeige, die begründete Rente oder das versicherte Kapital im Verhältnisse seiner geleisteten Zahlungen reducirt und ihm die Entrichtung einer geringern jährlichen Prämie gestattet, oder dasselbe auch jeder weitern Einzahlung gänzlich enthebt.

Da nach den Bestimmungen des Statuten-Entwurfes zur Eröffnung sämmtlicher Abtheilungen der Anstalt wenigstens 1900 Subscribenten erforderlich sind, und die Unterzeichnung bloß zum Beitritte einer bestimmten Gesellschaft verpflichtet, zur Wahl des Ausschusses aber nur 300 Subscribenten für zwei der ersten fünf Abtheilungen nöthig sind, so sprechen wir wiederhohlt den Wunsch aus, daß das geehrte Publicum durch seine rege Theilnahme zur baldigen Eröffnung dieses wohlthätigen und so vielen Segen versprechenden Institutes das Seinige beitragen möge.

H. R. v. L.

Zeichnungen zur Charakteristik Kaiser Maximilian's I.

1.

Die Sitte, vor weltlichen Fürsten auf die Kniee zu fallen, und selbst deren Füße zu küssen, war von den römischen und griechischen Kaisern auf die fränkischen übergegangen, und nach diesen hatten sie auch die deutschen beibehalten. Doch kommt letzteres sehr selten vor, ja unter den Ottonen findet sich nicht die geringste Spur davon, und auch die Behauptung, daß Heinrich IV. es wieder eingeführt, läßt sich mit keinem haltbaren Grunde unterstützen. Um so gewisser aber erscheint es unter Kaiser Friedrich I. zunächst bei den Italienern, nachdem sie mit Gewalt der Waffen wieder zur Pflicht und Ordnung gebracht worden waren. Die Mailänder unterließen keine Art der Huldigung, um den Zorn des Herrschers zu mildern. So erzählt Morena[1]: Venerunt trecenti milites Mediolanenses, ad ipsum Imperatorem, inter quos fuerunt triginta sex vexilliferi, qui vexilla in manibus Imperatoris tradiderunt, *osculantes illi pedem.*« Auch die Bewohner der übrigen, wieder besiegten Städte thaten deßgleichen, und nun lassen sich allerdings mehrere Zeugnisse anführen, daß diese Sitte noch bei späteren Kaisern vorgekommen. Wir nennen nur Heinrich VII. und verweisen auf Cermenate's Erzählung[2] über dessen Zusammenkunft mit dem Präfekten Mailands, Guido de la Torre. Dieser, obschon er im stolzen Uebermuthe bis in die Nähe des Kaisers gedrungen war, sprang doch jetzt vom Pferde, und küßte den Fuß desselben[3].

Wahrscheinlich ist dieses Beispiel das letzte; denn die Behauptung Einiger, daß K. Ludwig IV. unwillig geworden, weil Eduard III. von England nicht die Kniee beugte

1 Hist. rerum Laudensium apud Muratori Script. rerum Italicar. T. VI.

2 Hist. de Mediolanensium gestis; sub imperio Henrici VII. cap. 16 apud Muratori. T. IX. p. 1236.

3 Attamen jam propinquus Regi, ad terram ex equo desiliens osculatus est pedem ejus, a quo benigno tandem vultu exceptus est.

und dessen Füße küßte, stellt sich in jeder Beziehung als unhaltbar heraus. Indessen blieb der Kniesfall fortan im Gebrauche, und erst die humane Gesinnung K. Maximilian's I. äußerte sich mit Entschiedenheit dagegen. Joseph Grünbeck, dessen Sekretär, erzählt von ihm: »So er etwa einen geschämigen gesehen, der sein sach nit fürbringen künnen, hat er in selbst gefordert, vnnd sein anliegen vernomben, hat auch die sich für in nieder auf das erdtreich geworffen haben, knieendt nit hören wöllen, sondern steendt vnnd nach gelegenheit der perschonen sie das haupt mit ihren huetten decken heissen.«

Auf eine sehr würdige Weise ahmte das Beispiel des unvergleichlichen Großvaters Kaiser Karl V. nach. Als diesem im afrikanischen Feldzuge die Besiegten die Füße küssen wollten, wies er es mit Nachdruck zurück, indem er hinzufügte: nicht die Füße, sondern das Haupt regiere!

Bericht

über

die österreichischen Grabmähler

des

Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Ferner habe ich in dem Kloster Heiligenkreuz außer dem Kapitelhause noch drei Merkwürdigkeiten gefunden, welche zum Theil in mein vorhabendes Werk einschlagen und daher hier auch beschrieben zu werden verdienen.

Die erste ist das sogenannte Wahrzeichen, welches an dem Frontispicio der Kirche bei dem Eingang linker Hand zu sehen. Es besteht in folgenden Buchstaben oder Figuren:

I I
M W

woraus will geschlossen werden, daß diese Zeichen die Jahrzahl 1131 bedeuten sollen. Die Tradition gibt zwar, daß die Kirche von Leopold dem Heiligen in dem Jahre 1131 zu bauen sey angefangen worden, ob aber solche Figuren statt der Jahrzahl nicht eher pro Siglis oder Initial-Buchstaben einiger Wörter zu achten seyen, will ich dahingestellt seyn lassen. Ich hätte wenigstens die letzte Figur nicht für die Zahl 31 angesehen, wenn man mir dieselbe nicht dahin ausgedeutet hätte. Eine andere Tradition, welche die dortigen Geistlichen von dem Wappen des Klosters haben, ist wahrscheinlicher: daß nämlich besagtes Kloster ein Kreuzzeichen, in welchem eine Hand mit aufgehobenen Schwörfingern zu sehen, der Ursache halber in seinem Schild führe, weil Leopoldus largus ein Sohn Leopold des Heiligen die Uebergabe des Gutes Truman mit einem zu Tuln auf einem Partikel des heiligen Kreuzes geschwornen Eid bekräftigt haben soll.

Zweitens sind die Fenster bei den bleiernen Brunnen im Kreuzgange nächst dem Refectorium zu bemerken; als worauf die Familie des heiligen Leopold auf alte Art mit Inschriften abgemahlt zu sehen. Der Herr Prälat hat mir versprochen, diese Bildnisse sammt Inschriften abzeichnen zu lassen, und die Zeichnung mitzutheilen.

Endlich ist die dritte Merkwürdigkeit auswendig an der Wand des neuen Chors zu sehen, welcher ungefähr 200 Jahre nach dem ersten Kirchengebäu, also im 14ten Jahrhundert an den alten Chor auch auf gothische Art, doch durchaus breiter zugebaut worden. Daselbst befinden sich ex parte Evangelii nach dem ersten Pfeiler in der Mitte gegen 4 Schuh außer der Erde hoch auf den Quadersteinen in einer geraden Linie mit großen gothischen Buchstaben zwei leoninische hinkende Verse eingehanen, welche, wie man mir gesagt, bißher noch von Niemand sind erörtert worden. Selbe lauten also:

† IN' TVBA CHALHOK CORDE COLVBA †
QVĒ MERITO MART^I^S SAVET SAPIENTIA PATRI AMEN †.

Der Steinmetz, welcher diese Schrift eingeschnitten, hat selbst erkennet, daß er in dem Worte Marts gefehlt, daher ist von ihm das ausgelassene I noch oben aufgesetzet worden; damit aber der Sensus herauskomme, muß statt Martis gelesen werden Matris. Nächstdem geht bei dem Worte Patri ein s ab, welcher Buchstabe ehemals mag befindlich gewesen seyn, wo jetzt eine Lücke bei der Zusammenfügung der Steine ist; denn die similiter desinentia in den Worten Matris und Patris nach dem Genius desselben Seculi nothwendig zu observiren sind.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß in dem letzten Vers das V für LV gelte, oder aber es ist zu sagen, daß auch hier der Buchstabe L durch Ungeschicklichkeit des Steinmetz ausgelassen sey. Ich lese daher vorstehende zwei Verse also:

† (i. e. Hic jacet) in tumba Chalhok, corde columba;
quem merito matris salvet Sapientia patris. Amen.

Ut sensus sit: in isto muro sepultus est religiosus venerandus Senex, simplex ac rectus corde; cujus animam Misericordia Dei per merita virginis Matris salvare velit.

Diese Auslegung wird erstens bekräftigt durch den alten Gebrauch, welchen Menetrier schon angemerket, daß man nämlich ehemals die Gewohnheit gehabt, die Leichname derjenigen Personen, welche sich in Lebzeiten besonders verdient gemacht, nicht in der Kirche oder auf dem Friedhof, sondern in die Dicke der Kirchenmauer einzugraben. Demnächst finde ich in dem Gloss. du Cangii novis. edit. lit. C., daß Calog kein nomen proprium, sondern im Mittelalter so viel geheißen, als Monachus senio et aetate venerandus. Daher Calogeri in der vielfachen Zahl bei den Schriftstellern so viel sagen wollte, als monachi seu viri aetate graves ac Seniores. Nun unterscheiden sich die Wörter Calog und Chalhok in keinem Radikal-Buchstaben, denn die litera guturalis H. ist kein radicalis. Vid. Wachteri Gloss. germ.; auch ist bekannt, daß die Consonanten G und H öfter mit einander alterniren, daß also Calog das Stammwort, oder eben so viel sey, als Chalhok. Uebrigens könnte dieses Wort *Chalhok* auch für ein altes nomen proprium theodiscum interpretirt werden, und ist daher in den Analectis genealogicis Austriae nachzusehen, ob nicht die nahe bei Heiligenkreuz gelegenen Herren von Liechtenstein oder von Ebersdorf dergleichen Namen geführet?

(Fortsetzung folgt.)

Mißzellen.

Wilhelbm vnd Albrecht Vettern von gottes gnaden Heezogen zu Oesterreich ꝛc.

Lieber getreuer, als wie dir vormallen hatten geschrieben wie wie zu vnteestehen die grossen anuell vnd Beschedidigung die uns vnd Landen vnd Leuthen jetzt lang Zeitt von Mäheern sindt beschehen, vnd noch täglich beschehent unß auf den kunfftigen S. Peters vnd S. Pauls Tag in das Veldt wolten erheben, auf dieselbn vnser veindt zueziehen lassen wir dich wissen, daß wir mit vnsern Hern, Ritter vnd knechten die jetzt bei vnß daß S. Pölten sindt gewesen denselben Tag von merkhlicher notturft wegen auf 8 Tag haben gelengt, daß ist auf den negsten Suntag nach S. Ulrichstag auf denselben tag wollen wir Herzog Albr. vnß von hinen erheben auf die ehegenannten vnser veindt zuziehen, davon emphelhen wie dir vnd bitten dich auch mit allem ernst vnd vleiß, daß du dich daran schikhest mit gueten gesellen wolgezeugten so du best mügest. Also daß du auf dieselbe Zeitt bei vnß demselben herzog Albr. in dem veldt seyest wo vnß dan findest vnd vnß wider dieselbn vnser veindt helfiest, als andere vnser heern Ritter vnd knecht die vnß des willig sindt vnd getrauen dir woll, daß du dich das nichts lassest saumen noch irren, daran erzaigst du vnß vnd landen vnd leuthen ain sonder lieben dienst des wie in guet gen dir nimer wollen vergessen. Geben zu Wien am Erchtage nach S. Veits Tag an. 1404.

Vnserm getreuen lieben Weickharten von Tyrnstein genannt Tuess.

Mailand hatte einst mehr als fünf und zwanzig literarische Vereine, welche zum Theil die bizzarresten Namen führten: z. B. gli Impazienti, Indomiti, Inquieti, Alterati, Infernati, Infecondi, Ombrosi, Erranti, Estravaganti, Ortinati, Insensati, Insipidi, Audaci, Lunatici, Volanti, Fantastici, Vagabondi, Notturni etc.

Als Georg I., Churfürst von Hannover, nach dem Tode der Königin Anna die englische Krone erhielt, wünschte ein Höfling ihm dazu Glück, daß er nun zwei so wichtige Länder besäße: Großbritannien und Braunschweig-Lüneburg. »Wünschen Sie mir Glück,« antwortete der König, »daß ich darin zwei so wichtige Männer besitze: Newton und Leibnitz.«

Johann Lauterbach, geboren zu Löbau in der Oberlausitz am 16. Juni 1531, war ein nicht unglücklicher lateinischer Dichter. Er studierte zu Wittenberg unter Melanchton, wurde 1553 Hofmeister der jungen Grafen Hohenlohe Neustein, und erhielt 1558 aus der Hand des gelehrten Paul Fabrizius in Wien den poetischen Lorbeer. In diesem Jahre gab er auch hier eine Idylle heraus, welche er dem Kaiser Ferdinand I. widmete, und in der er im Chore der Göttinen Europa einführt, die des Kaisers Lob unter dem Nahmen Eubulus besingt. Er wurde hierauf Schulrector zu Oehringen und 1567 zu Heilbron, wo er auch 1593 am 11. October starb.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2ᵉ Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

68. Sonnabend, den 26. August 1837.

Die Osmanen in Siebenbürgen

zur Zeit der beiden Apafy

(1661 bis 1699)

nach dem türkischen Geschichtschreiber Raschid

und

die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy

in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

Von V. Weiß von Starkenfels.

Vorfälle des Jahres 1661.

Das deutsche Kriegsheer bekriegt Siebenbürgen.

Es waren strenge Befehle erlassen worden, die Großen Siebenbürgens sollten dem von der hohen Pforte zum Könige ernannten Akosch[1] huldigen und gehorsamen. Da der Wesir Dilir Seidj Ahmed Pascha die Angelegenheiten des Sohnes des, im Kriege gefallenen Rakoczy zu ordnen übernahm, und der verfluchte Kemeny, der damals sich vom Kampfplatze entfernte, und bis auf den heutigen Tag in den deutschen Ländern verweilt, erfuhr, daß der König Akosch nach Siebenbürgen abgereiset sey, und der Serdar (Befehlshaber) Ali Pascha die Winter-Quartiere bezogen habe, wurde er unter der Bedingung: die gesammten Länder Siebenbürgens für Deutschland zu erobern, von deutscher Seite zum Könige von Siebenbürgen ernannt. Er versammelte 3000 Deutsche und begann die siebenbürgischen Festungen, wie sie ihm unterkamen, zu verwüsten und zu zerstören. Da der genannte Kemeny vormals Geschäftsführer des jungen Rakoczy gewesen, so schlossen sich die meisten von den ausgezeichneteren und berühmteren Siebenbürgern an ihn an. In die eroberten Festungen legte er deutsche Besatzung und zog in Person gegen den König Akosch. Da dieser unfähig war, ihm Widerstand zu leisten, so verschanzte er sich in eine Festung, die sich nach einer Belagerung von einigen Tagen mit Capitulation an Kemeny ergab. Allein beim Auszuge ertheilte er dem Akosch keinen Pardon, erschlug ihn, und brachte ganz Siebenbürgen in seine Gewalt[1].

[1] Achatius Barcsay mußte wider Willen die Krone Siebenbürgens auf Androhung der Hinrichtung durch Ethadschi Mustafa Beg annehmen: so versichert Benkö; Bethlen ist ungewiß, ob er die Krone gesucht habe, oder ob sie ihm aufgedrungen wurde (S. Gebhardis Geschichte Siebenbürgens in der allgemeinen Weltgeschichte nach dem Plane Guthrie's und Gray's).

Vorfälle des Jahres 1662.

Zustand der Unruhen im Lande Siebenbürgen.

Nachdem Kemeny durch Ungerechtigkeit und Unterdrückung sich die Würde eines Königs von Siebenbürgen verschafft und das Land seiner Gewalt unterworfen hatte, schrieb er an den Serdar Ali Pascha und bat ihn, sich bei der hohen Pforte wegen seiner Bestätigung zu verwenden. Man gab ihm zur Antwort: »er möge seinen Sohn als Geißel schicken, damit man sich auf die Treue seines Dienstes und seiner Ergebenheit verlassen könne; so würde sein Wunsch gewährt werden,« worauf sich keine Spur einer Nachricht von Kemeny zeigte. Beim Anfange des Frühlings zog der Serdar mit dem ihm unterstehenden Heere gerade nach Siebenbürgen; er zerstörte alle Marktflecken und Dörfer, auf die er traf, wenn sie sich dem Kemeny unterworfen hatten, und nahm ihre Einwohner gefangen. Unterdessen unterwarfen sich ihm die meisten vornehmen Siebenbürger, eilten, sich zu entschuldigen und baten um Gnade und Schonung. Auf ihr eigenes Ansuchen und Bitten wurde hierauf Apafy Michael von der hohen Pforte als König von Siebenbürgen ernannt[2]. Da Kemeny sah, daß von allen Seiten die Großen und Vornehmen jenem huldigten, und sich so der Anhang Apafy Michaels von

[1] Kemeny ließ Barcsay aus Görgeny nach Kovar abführen und den 12. Julius 1661 auf dem Wege zu Repa todtschlagen (S. eben dort)

[2] Ali Pascha trug die Königswürde erst dem Paul Beldi, dann dem Szekler Petky an, die sich weigerten, seinem Antrage Gehör zu geben. Daher ließ er den Michael Apafy von Apa Nagy Falu zu sich hohlen und zwang ihn die Streitkolbe und Fahne zu empfangen. (Gebhardi 340).

Tag zu Tag mehrte, floh er verzweifelnd, in Eile nach Deutschland. Der Serdar Ali Pascha hatte die Angelegenheiten Siebenbürgens geordnet, war mit seinen siegreichen Truppen in die Winter-Quartiere von Temeswar zurückgekehrt, und hatte, da der König Apafy Michael aus Furcht vor den Ränken des Kemeny im Lande allein zu bleiben nicht wagte, einen Mirimiran mit 500 Mann zu seinem Schutze bestimmt, um ihn von dieser Furcht zu befreien. In der That, als der obgenannte Serdar sich in die Winter-Quartiere zurückgezogen hatte, kam Kemeny mit einigen Ungläubigen an einen Ort[1], nahe der Festung, wo Apafy Michael residirte. Kutschuk Mehmed Pascha, Beglerbeg von Janova (Jenö), welchen der Serdar aus Vorsorge zum Schutze des Königs bestimmt hatte, rückte ihm mit diesem in Eilmärschen entgegen, und ließ sich mit ihm in ein Gefecht ein, während welchem Kemeny die Neige aus dem Becher des Todes trank und sein Ende fand[2]. Nachdem Apafy Michael so die Bestätigung in seiner Königswürde gefunden hatte, begehrte man jetzt von ihm 1000 Beutel Geldes, welche Akosch, der früher durch die Pforte Siebenbürgens König war, versprochen hatte; wegen seiner Unvermögenheit aber, die genannte Summe herbeizuschaffen, beschloß er, der hohen Pforte eine Vorstellung zu machen, daß sie 500 Beutel nachlassen möge, 500 Beutel aber wolle er in die Festungen Siebenbürgens abführen. Nachdem er sie herbeigeschafft hatte, wurden sie an ihren Ort übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.

(Fortsetzung.)

Bis hieher Marqard Herrgott; nun mögen meine Bemerkungen zu den drei Merkwürdigkeiten folgen:

Ich habe das sogenannte Wahrzeichen im Monat September 1801 fleißig untersucht, und mich dazu aller diplomatischen Hülfsmittel bedient; das Resultat meiner Arbeit ist folgendes:

Erstens: Diese zwei Zeichen stehen zu beiden Seiten eines Kruzifixes auf diese Art $\frac{\overset{I}{M}}{+}\Big|\frac{\overset{I}{W}}{+}$, und an einem Orte, welchen Herrgott nicht genau genug untersucht und beschrieben hat. Sehr richtig hat er aber angemerkt, daß er diese Zeichen nie für die Jahreszahl 1131 gehalten hätte, denn sie sind es auch nicht und können es schlechterdings nicht seyn, weil der heilige Leopold erst im Jahre 1134 die erste Kolonie von Morimund kommen ließ, wie der Geschichtsschreiber Ortilo, der sich unter den 12 Pflanzern befand, selbst bezeugt. Das erste Bedürfniß dieser Mönche waren natürlicher Weise die Wohnungen, und nicht eine Kirche, die noch heut zu Tage unter die größten gehört. Erstere wurden auch sogleich zu bauen angefangen, bald darauf aber unvollendet stehen gelassen, weil Leopold der Heilige, mit Salzburg in wichtige Händel verwickelt, daran verhindert ward. Daher kam es denn, daß die Mönche längere Zeit bloß von der täglichen Präbende des Fürsten lebten, bis er ihnen im Jahre 1136 laut des Stiftbriefes einen regelmäßigen Unterhalt anwies: »Vivebant,« sagt Abt Clemens, »hi religiosi aliquamdiu primo de quotidiana Praebenda principis.« — Wenn nun die Mönche während des salzburgischen Streites nicht einmal einen fixirten Unterhalt hatten, wie viel weniger läßt sich sagen, daß Leopold während dieser zwei Jahre ein gewisses Geld für den Kirchenbau bestimmte, da doch ersterer absolut nothwendiger war? Erst im Jahre 1136 nahm er die Fortsetzung der Gebäude wieder vor und fertigte den Stiftbrief aus. Das Langhaus der Kirche kam 1187 zu Stande, der Chor aber 1195; folglich ist die Angabe, als wäre die Kirche schon 1131, mithin drei Jahre vor der Ankunft der ersten Mönche, gegründet worden, aus den Wolken gegriffen.

Zweitens: Wenn man annehmen will, daß diese Zeichen die Jahrzahl 1131 vorstellen, kommen Ungereimtheiten über Ungereimtheiten heraus. Das Zeichen M wäre das römische 1000; das I über dem M aber soll wider allen Gebrauch der Römer 100 heißen, dessen eigenthümlicher Buchstabe doch C ist. Gleich darauf muß das I über dem W eine Einheit bedeuten; und endlich kommt

---

1 Meghes.

2 Kemeny hatte den Bitten der Stände und selbst dem Antrage Apafy's: er wolle, sobald es die Pforte gestatte, ihm die Würde zurückgeben, widerstanden; zugleich aber den Zeitpunkt übersehen, wo er die Vereinigung des Pascha und Apafy's hätte hindern können. Als es bei Hetur und Naan Szölös zur Schlacht kam, flohen seine Hülfstruppen, er selbst ward vom Pferde abgeworfen und so zertreten (23 Jänner 1662), daß die Sieger nicht einmahl seinen Körper finden konnten. (S. ebenda.)

nach der Angabe unter diesen römischen Zahlen noch gar ein arabisches 3 vor!

Drittens zeigt sich, daß der Ort, wo sich dieses Alles vorfindet, ein Eingang in die Kirche war, was auch die im Innern der Kirche noch zu sehenden Thürpfosten und Thürangeln bezeugen. Diese Thür ist in spätern Zeiten, weil sie wirklich überflüssig war, auf Befehl eines Prälaten vermauert, und weil die Nische einmal vorhanden war, dazu verwendet worden, daß man ein Kruzifix hineinsetzte. Diese Bemerkung ist unwidersprechlich wahr. Die obigen Zeichen müssen sofort entweder Anfangsbuchstaben eines Namens oder eines Wahlspruches seyn. Sehr alt können sie schlechterdings auch nicht seyn [1], obwohl sie durch die Vertiefung der Nische vor dem Wetter etwas geschützt sind, denn ihr Stoff ist, wie jener der zwei kleinen Kreuze unter den ausgestreckten Armen nichts mehr, als ein guter Mauerspeiß.

Viertens: Daß diese Zeichen keine Zahlen sind, glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben; was aber die schwörende Hand Leopoldi largi betrifft, welcher, was mich sehr wundert, Herrgott beistimmen möchte, halte ich sie gar keiner Widerlegung werth; weil das Zeichen W die schlechteste Aehnlichkeit damit hat, und für die übrigen gar kein Sinn vorhanden wäre. Eben so finde ich mich nicht berechtigt, diese Zeichen für einen Namen zu erklären; denn ungeachtet alles Nachschlagens im Archiv, in allen Registern, konnte ich dafür nicht die geringste Spur finden. Aber

fünftens: sie für einen Wahl- oder Bibelspruch gelten zu lassen, dazu habe ich wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit. Ich halte nämlich diese 4 Buchstaben für den Lieblingsspruch des Abtes Conrad III. In Walthers diplomatischem Lexikon findet sich ebenfalls die Deutung auf dieselbe Art: M, mihi, V, vel, V vindicta. Dieser Spruch ist es eben, welchen sich der Abt Conrad III. aus dem Briefe an die Römer (12. Cap.) wählte, und der in der großen Kirche zunächst dem Chore P. Prioris bei dem Aufgang in denselben auf seinem Grabsteine ebenfalls zu lesen ist. Mihi vindictam et ego retribuam. Abt Conrad Fabri, aus der Reichsstadt Ueberlingen gebürtig, wurde 1547 Prälat, und starb 1558. Eben in diese Zeit mag die Vermauerung dieser kleinen Kirchenthür fallen. Abt Clemens, der gerade 100 Jahre später lebte, erzählt in seiner Notitia San-crucensi von ihm: »is monasterium collapsum magnanimiter instauravit, vastata erexit, lacera resarcivit.« Sohin mag er auch, da alles am besten auf ihn bezogen werden kann, diese Thür vermauern, und in die gegenwärtige Gestalt haben bringen lassen. Der Einwurf, wie statt der beiden V das runde W zu erklären, bedarf wohl keiner besonderen Erörterung.

(Schluß folgt.)

1 Dieß beweist selbst die Structur der Buchstaben; denn das gebrochene M findet sich weder in Urkunden noch in Handschriften vor dem 16ten Jahrhundert, und eben so das große gerundete W.

Reise-Erinnerungen.

III. Die Exkursion in das Anlaufthal.

Dieses große, östliche Seitenthal der Gastein lohnt durch seine seltne Eigenthümlichkeit die wenige Anstrengung, die es verlangt, durch reichen Genuß. Bei meinem dritten Besuche 1836 drang ich mit Freiherrn v. Gemmingen bis an den Schluß des drei Stunden langen Thales.

Wir fuhren früh an einem heitern Morgen, wie gewöhnlich, in einem einspännigen, offenen, zweisitzigen Alpenwägchen vom Straubingee weg nach Böckstein und durch dessen Thal aufwärts längs der Ache hinein bis zum Anlauf- oder auch Passauerbrückchen und von da an der Anlauf seitwärts zwischen dem »Stuhl« am rechten, und dem „Thomaseck“ am linken Wildbachufer in das sich hier öffnende Thal. Gleich beim Eintritte stellte sich uns aus seiner Tiefe ein überraschendes Bild dar. Bald hierauf kamen wir zu einer Köhlerstätte, stiegen auf den hohen, netten Meilerthurm, um die Oeffnung zu sehen, wo er angezündet wird. Aus 50 Klaftern Holz, sagte man uns, werden 3 solche Meilee gemacht. Etwa eine halbe Stunde von Böckstein findet man die erste Sennhütte oder vordere Alm in der Ebene am Wege und darauf seitwärts das interessante, amphitheatealische Felsenthal mit dem Höhkaarfalle. Bishee unterhielt uns der Gang abwechselnd durch die Köhlerstätte und Hütte mit einem jungen Nadelholzwäldchen, durch die Almhütten mit ihren vom frischesten Geün bekleideten Weiden, duech das helle, schöne Wasser der Anlaufache, und die vielen kleinen Wasserfälle. Alles dieses spricht eine wohlthuende, freundliche Ruhe aus, welchee auffallend die außerdem ernsten, feindlichen Bilder der düstern und zerklüfteten Bergwände widerstreben. Je tiefer man zwischen ihnen aufwärts dringt, desto mehr entblößt das Thal seine öde und wüste Natur. Unzählbare Steine, nackte Baumstämme, ungeheure Granitblöcke bedecken die Bergabhänge und die Ufer

der ungestümen Anlauf, sie umlagern und verengen den Fußpfad in der verschiedensten und sonderbarsten Gestalt und Stellung.

Das Thal zeichnen vorzüglich 5 Hauptprospecte aus, worunter der erste und nächste das oben genannte Seitenthal des Höhkaarwassers, wo hohe düstre Wände einen großen Halbkreis bilden. Kühn, in großen Bögen stürzt und schwingt sich von dem einen, dunkel umwachsenen Berge das spiegelhelle Höhkaarwasser in ihr tiefes Thal hinab, reißt Steine mit und rauscht der Anlaufache zu.

Nach einer Weile dieses Genußes stiegen wir tiefer hinein und sahen uns nach etwa 20 Minuten bei der ersten Brücke über die Anlauf. Hier auf dieser Brücke überrascht der zweite Hauptanblick des herrlichen Ausfluges. In wilden heftigen Abfällen tobt die Anlauf über Steinplatten und hohe Felsblöcke gegen die Brücke und den Wanderer her; weit, zu beiden Seiten hin, hat sie auf ihrem Bette, in das sie zuweilen von geschmolzenen Schnee- und Eismassen verstärkt austritt, Sand- und Steingeröll niedergesetzt.

Wenn nicht schon bis hieher, dringt sich gewiß hier das Bild einer wüsten, einsamen Wildniß auf. Wie sehen die Bergmauern schwärzlich und eigenthümlich lose, zerklüftet und gebrochen aus, und noch lösen sich immer durch Regen, Wind, Gewässer und Donnergewitter neue Steinmassen los und rollen oder stürzen donnernd in das Thal hinab! Einige der abgestürzten Granitblöcke überbieten an Umfang den innern Raum mancher Sennhütte.

Nach einigem Aufenthalte drangen wir gegen den spitzen Platkogel vor, und als wir etwa eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, erblickten wir am rechten Ufer zuerst, aber nur von der Seite, den »Tauernfall,« dessen Schönheit uns noch mächtiger ergriff, als wir ihm gegenüber standen. Dieß ist der dritte Hauptanblick. Das Wasser entfaltet bei seinem stufenweisen Absturze über den hohen Korntauern sehr mahlerische Partien. Am schönsten stellt sich die mittlere Partie, eine große, in viele Arme oder kleine Fälle getheilte Wassermasse, dar.

Nach ungefähr 15 Minuten von jener Achebrücke weg passirten wir das »Alpenthor,« welches zwei große Steinblöcke gleich Wänden und ein hölzernes Gitter (Gatter) vorstellen. Hierauf gelangten wir in eine freiere Gegend zur Mitteralmhütte. Weiter hin wurde der Weg immer steiniger, doch behielt er anhaltend Reitz durch den Wechsel von dunklen Wäldchen und lichten Weiden neben wirrem Gerölle. Der sonnige, schneelichte Bergriese, denn wir suchten, blickte mit seinen beiden ungeheuern Häuptern bald zwischen schwarzen Waldpartien hervor, bald versteckte er sich wieder hinter das dunkle Fichtengehölz, bald ragte er aber darüber hoch empor, als wollte er mit neckischem Spiele den Wanderer unterhalten.

Nach Verlauf einer halben Stunde zeigten sich uns zwei Sennhütten aus aufgeschichteten Steinen, die eine dießseits des Wildbaches, die andere auf einem Hügel jenseits. Hier heißt es »im Radeck.« Man rechnet von dieser Radecker-Alm 1 Stunde bis zum Tauernfall, 2 Stunden nach Böckstein hinaus und noch 1 Stunde weiter hinein bis zum Fuße des Ankogel.

Nachdem wir eine kleine Weile in der obern Sennhütte geruht und uns bei der Sennin ein Mittagmahl, Butter, Brot und Kaffeh bestellt hatten, erhoben wir uns wieder, um noch vorher bis zum tiefsten Winkel des Thales, das der Ankogel südlich gegen Kärnthen schließt, vorzudringen.

Nun hatten wir als vierten interessantesten Hauptpunkt dieses Thales den Ankogel, den König der Gastein, in seiner ganzen imposanten Majestät vor unserm Blicke. 10.130 F. erhebt er sich über das Mittelmeer stolz und prächtig empor. Um seine Häupter — den Ankogel und Ankogelkopf — lag hoch Eis und Schnee aufgeschichtet. Im Jahre 1822 soll diesen Tauernkoloß Thurwieser in 7 Stunden erstiegen haben. — Auch am Fuße des Ankogels und an andern Punkten des Thales wurde in der Vorzeit der Bergbau betrieben. Es führen von da erzhältige Gneißgänge in das gegenüber liegende Tischlerkaar im Kötschachthale.

Einsam, öde und still ist die hinterste Schlußgegend, nur Wildbäche, worunter die Anlauf, rauschen von den kalten Bergen des Thalkessels herab. Bläulich und grün blickt unter der Schneehülle das mächtige Eis der Gletscher auf den staunenden Wanderer herab. Flüchtige Silberwolken umgaukelten eben die hohe Stirne des Alpenriesen und prophezeiten, daß wir uns nicht mehr lange des freien, heitern und prächtigen Anblicks erfreuen dürfen.

Von Hunger, Durst und stechender Hitze getrieben, eilten wir also, die reiche Ausbeute von Alpenpflanzen in der Hand, in die kühle, schützende Sennhütte zum Mittagsmahle zurück. Wir ließen uns die Berge ringsherum nennen und die Wirthschaft wie das Leben auf den Almen von der freundlichen Sennin schildern und sie sang uns zum Lebewohl folgendes Liedchen:

1.
Der Holzknecht im Wald
Hackt die Tarbam all her
Es hab'n die schön Gamsal
Kan Unterstand mehr.

2.
Lustl ist d'Alm
Wann die Glock'n schön knall'n,
Wie öd wirscht mir wer'n
Wan i's nimmer wer her'n.

3.
Daß ib' gar so schlecht ausschau, —
Moan d'Leut ih bin krang;
Mir ist laid um mein Büeb'l,
Die Zeit so viel lang.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

69. Mittwoch, den 30. August 1837.

Die Osmanen in Siebenbürgen zur Zeit der beiden Apafy und die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Fortsetzung.)

Vorfälle des Jahres 1663.

Ankunft des siebenbürgischen Königs im kaiserlichen Lager.

Seit dem Tage, als der geehrte Serdar zum kaiserlichen Feldzuge von Konstantinopel ausgezogen war, hatte er einige Male Befehlsschreiben an den Apafy Michael, König von Siebenbürgen, geschickt, er möge sich mit dem kaiserlichen Lager vereinigen und zu einer Unterredung dahin kommen. Der genannte König entschuldigte sich auf den Rath einiger seiner bösen Genossen aus Furcht, von dem Serdar getödtet zu werden, indem er sagte: »Ziehe ich in den Krieg, so hat der kaiserliche Staatsschatz nicht nur keinen Nutzen, sondern es wird auch der Feind das Land besetzen und verwüsten,« und so oft Briefe und Befehle an ihn geschickt wurden, verharrte er bei diesen Entschuldigungen. Da der geehrte Serdar in seiner Scharfsichtigkeit merkte, daß nicht Ungehorsam ihn zu dieser Handlungsweise bewege, sondern daß es nur von seiner angebornen Furcht herrühre, ließ er nach der Eroberung von Ujwar den Agenten des Königs, der sich im kaiserlichen Lager befand[1], vor sich kommen, und nachdem er ihn gefragt hatte: »Warum zaudert der König so, den Befehlen zu gehorchen? Er ist vor uns sicher!« schwur er, daß ihm kein Leid geschehen solle. Er setzte dann auseinander, daß er ihn nur begehre, weil er einige Geschäfte mit ihm zu besprechen habe und schickte einen Brief gleichen Inhalts durch des Fürsten Sachwalter[1] in Begleitung des Mahrem Aga nach Siebenbürgen. — Dießmahl zauderte er keineswegs und berichtete, daß er mit 2- bis 300 Reitern dem Befehle zu gehorchen eile und an einen, dem kaiserlichen Lager nahen Ort gekommen sey. Einige Tschausche des Diwans (Staatsbothen), die Ehren- und Leibwachen des Großwesirs, die Woiwoden der Moldau und Walachei zogen ihm entgegen, empfingen ihn mit wohlgeordneten Reihen, und der Großwesir schickte ihm ein gezäumtes und gesatteltes Pferd. Er wurde in das Zelt des Großwesirs geführt, und nachdem man sich auf den bereiteten Sitz gesetzt hatte, geruhte der Großwesir das Zelt mit seinem Besuche zu beehren, und dem Könige mit höflichen Worten und Geberden zu schmeicheln. Der König küßte einige Mahle den Saum des Großwesirs und entschuldigte sich beschämt über seine Saumseligkeit zu gehorchen. Es wurde ihm sein Vergehen verziehen, und ein goldgestickter Zobelpelz angezogen, worauf er die Erlaubniß erhielt, sich in sein Zelt, das, wie es sich für einen König ziemt, bereitet und ausgeschmückt worden war, zu begeben. Auch wurde ein Befehl erlassen, ihn mit allen Bedürfnissen zu versehen.

Rückkehr des Königs von Siebenbürgen und der Woiwoden der Moldau und Walachei von Ofen.

Der geehrte Serdar rückte mit dem kaiserlichen Lager immer fort und kam auf die Ebene von Ofen. Es wurde ein Befehl an den König von Siebenbürgen Apafy Michael und an die Woiwoden der Moldau und Walachei erlassen, daß sie mit ihren Truppen zu dem siegreichen Heere, das im künftigen Jahre ausgeschrieben würde, stoßen sollen, und ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in

---

[1] Baron Gabriel Haller, der mit dem Tribute zum Pascha geschickt worden war, ein gelehrter Mann, der im Lager am 15. November 1663 enthauptet wurde. (S. Benkö T. II p. 391 und Jos. v. Hammers Gesch. des osm. Reiches T. 6 p. 117.)

[1] Jos. v. Hammer nennt in seiner Gesch. des osm. Reiches (6. Bd. S. 117) nach der Geschichte Bethlens drei Internuntien, den Joannes Bazo, Ladislaus Balls und Valentin Rilvasi, die das Schreiben an Apafy brachten.

ihre Heimath ertheilt; dem König von Siebenbürgen wurde ein goldgestickter Zobelpelz, den Woiwoden der Moldau und Walachei gestickte Ehrenkleider angezogen[1].

Es kommt ein freudenvoller Brief vom siebenbürgischen König an.

Der Sachwalter des siebenbürgischen Königs kam an. — Da in dem Briefe, den er ins kaiserliche Lager mitbrachte, geschrieben stand, daß man Nachricht hätte, daß von den zu Siebenbürgen gehörigen, von den Deutschen eroberten Festungen Kolosvar (Clausenburg) und von den übrigen Dörfern einige mit Gewalt zerstört worden seyen: andere hätten sich selbst freiwillig übergeben, und von den genannten Festungen seyen nur mehr zwei in der Deutschen Gewalt, deren Kommandanten auch schon den Gedanken hätten sich zu ergeben, so verursachte diese Nachricht den Islamiten große Freude.

Von hier an schweigt der türkische Geschichtschreiber, außer kleinen Notizen, die er nur im Vorbeigehen anführt, wie z. B. den Befehl an Apafy (im Jahre 1682) mit Uzün Ibrahim Pascha gegen die Deutschen zu ziehen[2], gänzlich über Siebenbürgen und seine Angelegenheiten bis zum Jahre 1687. Drei Jahre früher aber wurde, nachdem Apafy I. auf dem Landtage des Jahres 1681 seinen fünfjährigen Sohn hatte zum Fürsten erwählen lassen, demselben das Diplom seiner Belehnung ausgestellt.

Dasselbe befindet sich in der k. k. orientalischen Akademie im schönsten Sülsi, zur Hälfte mit Gold, zur Hälfte schwarz geschrieben. Auf der Rückseite steht mit verblichener Dinte Masodik Donatio (zweite Donation) 22 Xbris 1684. Nach dem Karlowitzer Frieden hatte es der junge Apafy an den Kaiser ausgeliefert, und es mit den Hoffnungen auf die Behauptung seiner Würde gegen ein Jahrgeld von 10000 fl. und einige deutsche Ländereien hindangegeben.

Seine wörtliche Uebersetzung lautet:

Weil Gott der Besitzer des Weltreichs (erhaben ist seine Würde und er ist groß) der Spender der Gaben und Ehren (allgemein sind die Geschenke und er ist der Herr) aus seiner vollkommenen, gnadenreichen Freigebigkeit meine glückliche Person des edlen Wortes: »In der That wir haben dich zum Stellvertreter auf Erden gemacht,« theilhaftig, meine hohe Ehrenbezeichnete Schwelle zum Zufluchtsort der edlen Könige der Welten, und meine glückbezeichnete Familie zu Vertheilern der Güter für alle Sterbliche gemacht hat, so ist es ohne Zweifel zum Danke für diese Gnade eine Verpflichtung meines kaiserlichen Strebens für meine Gerechtigkeit bezeichnete kaiserliche Person schicklich und höchst nothwendig, wichtig und höchst dringend geworden, daß die Gnade meiner Hülfe und Unterstützung stets offen, und meine Gunst, ohne daß sie Verpflichtung auflegt, stets bereit sey.

Darauf gestützt, sind wegen des jungen Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), des Sohnes Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), des wirklichen Statthalters von Siebenbürgen, des glorreichsten der großen Fürsten, die an Jesus glauben, wegen des jungen Apafy, von dem ich will, daß er nach diesem die Statthalterschaft Siebenbürgens erhalte, und der der Träger dieses hochwürdigen chakanischen Zeichens[1], der Träger dieses beredten, freudebezeichneten Diploms, und das Vorbild der Fürsten des christlichen Volkes ist, an unseren glücklichen Hof Briefe, Geschenke und Gesandte des obgenannten Vaters Apafy Michael, und von den Großen der drei, zu den siebenbürgischen Ländern gehörigen Nationen, Männer und Bothen gekommen.

Da sie an meine hohe Gnade die Bitte und das Ersuchen stellten, nach seinem Vater die Statthalterschaft Siebenbürgens seinem Sohne, dem erwähnten jungen Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem) gnädigst zu verleihen, und da sie um die Gnade bathen und um die Gunst flehten, daß ein kaiserliches Diplom gegeben werde, so lange der Vater am Leben ist, soll er Statthalter von Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode sein Sohn, der Erwähnte, die Statthalterschaft Siebenbürgens erhalten, aus diesem Grunde habe ich, indem ich ein kaiserliches Handschreiben erließ (des Inhalts): So lange der Vater am Leben ist, soll er Statthalter in Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode die Statthalterschaft Siebenbürgens sein Sohn, der erwähnte junge Apafy Michael, erhalten; er soll mit Wahrheit und Treue auf dem Platze seines Dienstes festen Fuß fassen und in Rechtlichkeit ein treuer Anhänger unsers hohen Hofes seyn; die Kopfsteuer Siebenbürgens schicke er zu gehöriger Zeit; wenn einer von den Woiwoden der Moldau und Walachei, oder ihren Bojaren

[1] Mit dieser Begebenheit endigt sich die gedruckte Geschichte Bethlen's, des siebenbürgischen Kanzlers. (Gebhardi.)

[2] S. Nr. 49 dieser Zeitschrift.

[1] Des Namenszugs des Sultans (Tughra), der immer am Anfange der Diplome prangt.

oder Vornehmen einen Aufstand erregen und sich nach dem Lande Siebenbürgen flüchten würde, soll er ihn festhalten und nach unserm glücklichen Constantinopel schicken; wenn einer von den Unterthanen der Moldau und Walachei oder unserer übrigen wohlverwahrten Länder sich flüchtet, soll er Alle an unsere wohl verwahrten Länder zurückstellen und schicken: demselben (Handschreiben) zu Folge dieses glückbezeichnete, freudebezweckende Diplom gegeben und befohlen:

Hinfüro soll der obgenannte Statthalter Siebenbürgens der Vater Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem), so lange er lebt, Statthalter von Siebenbürgen seyn, nach seinem Tode die Statthalterschaft von Siebenbürgen sein Sohn, der junge Apafy Michael, unter den genannten Bedingungen erhalten, auf dem Platze seines Dienstes mit Wahrheit und Treue gegen Constantinopel, das Nest des Glücks, festen Fuß fassen und in Redlichkeit ein treuer Diener unseres hohen Hofes seyn, er soll die Kopfsteuer Siebenbürgens zu rechter Zeit nach unserm Constantinopel, dem Neste des Glückes, schicken, meinem Feinde Feind, meinem Freunde Freund, und es soll unter den erklärten Umständen und benannten Bedingungen, so wie sein Vater Statthalter gewesen ist, auch der Obgenannte Statthalter seyn, er soll unbegränzte Mühe und Kraft anwenden in der Bewahrung und Bewachung des Landes, und in der Beachtung der Verwaltung und Bewahrung des Schatzes. — Die Vornehmen der drei Nationen dieses Landes, Große und Kleine, Arme und Reiche, Unterthanen und Edle sollen Genannten nach seines Vaters Tode als ihren Statthalter erkennen, seinem Worte, das unserem Glauben und Hofe frommt, nicht widerstreben.

Nicht Einer von den Erschaffenen, er sey, wer er sey, und es handle sich um was immer, soll ihn auf irgend eine Weise hindern und entgegentreten. — So sollen sie es wissen und dem edlen Zeichen glauben.

Geschrieben in der Mitte des Monaths Silhidsche, des Edlen, im Jahre 1095. (December 1684 [1]) in der berühmten Stadt Adrianopel, dem Hause der Hülfe und des Glücks.

(Fortsetzung folgt.)

1 In Le Grand's Inscha auf der k. k. Hof-Bibliothek (s. Hammer's Geschichte 9. Th. S. 469) ist das Datum falsch angegeben, nicht 1093, sondern 1095 wurde das Diplom ausgestellt.

Bericht
über
die österreichischen Grabmähler
des
Klosters Heiligenkreuz.

(Schluß.)

Von den Fenstern bei dem bleiernen Brunnen habe ich nur Folgendes anzumerken:

1. Daß P. Herrgott fälschlich sagt, sie seyen gemalt; denn sie sind wirklich geschmolzen, und führen die Verschiedenheit der Farben vermög ihrer inneren Bestandtheile mit sich, deßwegen sind sie auch durchsichtig, und geben Licht, was von den gemalten Gläsern nicht gesagt werden kann, wie dieses der Augenschein von mehreren in den Kreuzgangfenstern befindlichen gemalten Scheiben beweiset.

2. Sind diese Gläser auch darum sehr merkwürdig, weil sie sowohl die äußere Gestalt der von dem heiligen Leopold gebauten Heiligenkreuzer, als Klosterneuburger Kirche präsentiren. Die Heiligenkreuzer ist bis auf den Chor noch die nämliche; allein in Klosterneuburg hat man, wie mir der dortige P. Archivar im Jahre 1797 selbst sagte, nicht einmahl mehr einen Abriß der ersten, von dem heiligen Leopold erbauten Kirche; deßwegen hat dieses Stift die gegenwärtige Zeichnung als die einzige sehr in Ehren, und wünschte sich längstens den Besitz dieser Scheibe. Vid. P. Marquardi Herrgott Pinacothecam Austriae.

Anmerkung zur Grabschrift.

1. P. Marquard hat diese Grabschrift sehr gut gelesen und so viel er ohne Einsicht in unser Archiv konnte, sehr wahrscheinlich und gelehrt erklärt. Ich kann hier nicht bergen, daß es meinen Mitbrüdern gar nicht zur Ehre gereichet, daß sie ihre eigenen Merkwürdigkeiten, wie der Abt Robertus bekannte, nicht einmal erörtern konnten, und sich von einem Ausländer Erklärung erbitten mußten, da sie dieselbe doch so leicht hätten auffinden können, wie ich sie wirklich gefunden habe, wenn sie nur ihr Archiv gekannt hätten.

Ich finde an der Leseart des P. Marquard den einzigen Fehler, daß er in dem Worte Chalhok den Apostroph übersah, welchen das K mit sich führet, und der auch nothwendig in die Versifikation anstatt us gehöret. Alsdann hören diese Verse auf zu hinken. Diese einzige Sylbe würde diesen großen Gelehrten überzeuget haben, daß Chalhok

nicht Griechisch-Latein, sondern ein nomen proprium cujusdam viri[1] sey.

Der ganze Vers heißt also:

Hic jacet in tumba Chalhokus corde columba.

2. Gab P. Marquard die Worte *Sapientia Patris* mit *misericordia Dei*: was eigentlich den ganzen Sinn nicht verrücket, aber doch unrichtig ist. Denn Sapientia patris ist so viel als filius Dei; daß also der Sinn dieser wäre: quem filius Dei per merita matris suae salvare velit.

3. Habe ich ohne sonderliche Mühe gefunden, wer dieser Chalhock oder Chalhokus gewesen sey. Er lebte nämlich mit seinem Sohne Otto Chalhok zu Ende des 13ten Jahrhunderts, war Bürger zu Pruck oder Bruck an der Leytha, und hat im Jahre 1275, in festo Pentecostes, dem Kloster Heiligenkreuz seinen Hof allda, ein Eckhaus auf dem Markte, der Pfarrkirche gegenüber, mit dieser Bedingniß legiret, daß er nach seinem Tode, wenn sein eigenes Vermögen nicht hinlänglich sey, auf Kosten des Klosters nach Heiligenkreuz gebracht, und daselbst ehrbar begraben werde.

Da nun das Kloster diesen Hof heut zu Tage noch besitzt, so ist gewiß, daß Chalhok, der Vater, nach seinem Tode in dem Kloster begraben worden, weil sonst sein Sohn Otto das Haus reclamiret haben würde, wenn die Bedingung nicht erfüllt worden wäre. Weil denn ferner kein anderer Chalhok angegeben werden kann, dieser gegenwärtige aber sich die Grabstätte erkaufte, und nach damaliger Sitte die um ein Kloster oder eine Kirche verdienten Männer in die Kirchenmauern begraben wurden; so ist dieser Chalhokus kein anderer, als gegenwärtiger miles v. civis prugensis.

Die übrigen Bemerkungen des P. Marquard sind vortrefflich; die Traduction des Chalhok in Calogeri ist sehr gelehrt, aber ganz unrichtig; und somit wäre der Knoten doch noch durch ein Mitglied unseres Stiftes gelöset.

Miszellen.

Im Jahre 1783 lebte zu Bunzlau in Schlesien ein Weber, Namens Hutter, den man allgemein den Astronomen und Geographen nannte. Das Haus desselben war ganz mit Karten meublirt, die von ihm selbst meistentheils auf die Mauern und Wände gezeichnet worden. Im Vorhause war das ganze Riesengebirg, das er viermal durchwandert hatte, zu sehen, und da fehlte kein Hügel, keine Staude. Im ersten Zimmer war Europa mit den vornehmsten Städten auf einer Tafel von einer Composition nach seiner Erfindung, abgebildet. Alle Meere waren durch natürliches Wasser vorgestellt, welches er aus seinem Observatorium vom Regen sammelte, und das wieder abfloß, so bald dessen zu viel war: auf dem Wasser schwammen kleine Fische. An der Decke befanden sich die 32 Winde, und ein hölzerner Weiser zeigte den jedesmaligen Wind nach der Fahne, die auf dem Observatorium befestigt war. Dadurch hatte dieser geschickte Mann einige meteorologische Beobachtungen gemacht, und wußte genau zu sagen, mit welchem Winde Regen oder heiteres Wetter einfällt: auf den Wänden dieses Zimmers war der ganze Oderstrom vom Ursprung bis zu seinem Ausfluß von ihm selbst gezeichnet. Im zweiten Zimmer stand ein großer Globus von Draht, in welchem man beinahe aufrecht stehen konnte. Alle Sterne bis zur vierten Größe und darüber waren mit Draht befestigt und von gelbem Bleche. Er drehte sich durch ein Uhrwerk mit dem Himmel übereinstimmend. Die Wände waren mit lauter astronomischen Kartenzeichnungen angefüllt. Im dritten Zimmer war eine große Tafel, auf welcher sich alle Länder in gestochenen Karten befanden, und der Rand herum war in 24 Stunden eingetheilt. Das Bild der Sonne befand sich an beiden Seiten des Wassers befestigt, und zeigte auf der einen Seite alle Länder, wo die Sonne jederzeit aufgeht, auf der andern, wo sie untergeht. Am Gestelle erschienen verschiedene historische Nachrichten von den Ländern, von seiner Hand geschrieben.

Da das Gosachthal ein paar hundert Klafter höher als der Gmundnersee liegt, so werden die Kirschen oft im Herbst erst reif, und Korn und Hafer nicht selten verschneit. Auch dem Reife ist dieses freundliche Thal, schon seiner Lage wegen, sehr ausgesetzt; doch wissen die Einwohner ihre Saaten dadurch zu schützen, daß sie frühzeitig Häuflein von Reisern zusammentragen, und sie nach der Gosach hinlegen. Fällt alsdann nächtlicher Weile ein Reif, so ruft der aufgestellte Wächter alle Bewohner des Thales aus dem Schlafe. Jeder lauft jetzt zu seinem Reisighaufen, zündet ihn an, und der warme Hauch, der durch das ganze Thal hinstreicht, zerschmilzt augenblicklich den schädlichen Reif.

---

[1] Eben dieser Name Chalhok ist mehrmals in anderen Urkunden des Heiligenkreuzer-Archives zu finden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

70. Sonnabend, den 2. September 1837.

Die Osmanen in Siebenbürgen

zur Zeit der beiden Apafy

und

die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy

in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Fortsetzung.)

Fortsetzung aus der Geschichte Raschids.

Vorfälle des Jahres 1687.

Die ungläubigen Deutschen bemächtigen sich der siebenbürgischen Festungen.

In den ersten Tagen der Wesirschaft Suleiman Pascha's hielt sich das kaiserliche Heer in der Absicht zu überwintern im Marmaroscher Districte auf [1], und bereitete sich, die Vesten und Schlösser Siebenbürgens von allen Seiten zu überfallen. Da die unter dem islamitischen Heere herrschende Verwirrung für die Ungläubigen eine Gelegenheit war, ihre Listen anzuwenden, so wurde Siebenbürgen von dem ganzen verfluchten Heere des Kaisers bezwungen. Auf gleiche Weise stimmten sie mit List und Betrug die Gemüther der Einwohner Siebenbürgens wieder für den Kaiser, nahmen alle in dem genannten Lande befindlichen Orte und Festungen und ernannten für jede Festung deutsche Commandanten.

Vorfälle des Jahres 1691.

Es wird ein Heer nach Siebenbürgen geschickt: Die Ungläubigen erleiden eine Niederlage.

Der deutsche Kaiser hatte zum Befehlshaber über ein, mehr als 18.000 Mann starkes Heer, das er zur Bewachung Siebenbürgens abgeschickt hatte, den Ungläubigen Haiser (Heusler) ernannt. Während er in der Absicht, das genannte Land zu bewachen, daselbst verweilte, hatte man für gut erachtet, diesen Ungläubigen von dort zu vertreiben, und dem Kruczenkönig Tökely Emerich zum Königreich Siebenbürgen zu verhelfen. Es wurde der Tscherkeß von Ahmed Pascha Beglerbeg von Ozy (Oczakow) zum Befehlshaber ernannt, und ihm eine Anzahl Dschebedschi (Zeugschmiede) des hohen Hofes und ihrer Freiwilligen, der Beglerbeg von Silistria, Fündük Mustapha Pascha, der Gränz-Commandant Mehmed Pascha, der Tatare Salisch Pascha und der Nurreddin Sultan [1] mit einer Anzahl Tataren und der Kruczenkönig mit seinem Heere von Fußgehern und Reitern beigegeben. Sie zogen von der Wallachei an einen Ort nahe dem Passe von Braschau (Kronstadt, Brasso) wo das ganze Heer lagerte. Da der verfluchte Haiser in dem genannten Paße Verschanzungen errichtet und ihn mit seinem Heere geschlossen hatte, so sah man, daß es nicht denkbar sey, leicht einzudringen; aber um den Feind zu täuschen, ließ man durch die Ausrufer im Lager bekannt machen: »es sey beschlossen worden, durch drei Tage an dem Orte, wo die Zelte aufgeschlagen waren, zu verweilen, weil man dennoch durch den Paß von Kronstadt passiren werde,« obwohl man beschloß von dem Paß abzuziehen. Während man nun eine Anzahl leichter Reiter von dem Heere trennte und sie als Plänkler gegenüber nahe an dem Kronstädter Passe aufstellte, machten die Spione der Ungläubigen dem Haiser diese Bewegungen der Truppen zu wissen. Obgleich, indem das dazu bestimmte Heer in der Nacht ihre Fahnen gegenüber von dem Orte, wo man passiren wollte, aufpflanzte, sie den Abzug der islamitischen Truppen von dem genannten Paße zu hindern, eifrigst bemüht waren, sind doch alle die Tapfern des Lagers auf einem anderen Wege, ohne Gepäcke in größter Eile nach dem Passe, wo man leicht passieren konnte, marschirt, und

[1] Im nächsten Herbste rückte der Herzog Carl von Lothringen als Befehlshaber des kaiserlichen Heeres plötzlich in Siebenbürgen ein, überraschte den Fürsten in Heermanstadt, und behauptete, daß jetzt der Nothfall da sey, der ihn berechtige, in Siebenbürgen zu überwintern. (Gebhardi.)

[1] Der Titel des dritten Thronfolgers der Tatarei.

bevor ihnen der Eingang von diesem Passe aus, der von Feinden leer war, gelang, benachrichtigten sie die siegreichen Kämpfer, die nach der gegenüberliegenden Seite des Kronstädter Passes, um den Feind zu täuschen, geschickt worden waren, daß sie schnell hinter ihnen nachrücken möchten. Der verfluchte Haiser erfuhr es, brach mit seinem Heere auf, aber bis er dahin kam, hatten die siegreichen Truppen den Paß schon passirt und sich der Gränze Siebenbürgens bemeistert. Nothgedrungen mußten sich die Ungläubigen mit dem ganzen Heere Fußvolk und Reiterei zum Kampfe gegenüber den siegreichen, rechtgläubigen Truppen bereiten, die nach hergestellter Schlachtordnung den Kampf eingingen. Bis zum Mittag wurde von beiden Seiten keine Bewegung gemacht. Dann aber warf sich ein Regiment der Ungläubigen auf die Tataren und die übrigen auf die andern siegreichen Truppen. Als man auf Schußweite gekommen war, gaben die Sieger auf einmahl Feuer, und warfen sich dann mit dem Schwerte auf die ermattete Heerde der Ungläubigen. Obgleich ihre Anzahl stärker, als die der Bekenner des Islams war, so widerstanden sie doch nicht dem heldenmäßigen Angriffe der siegreichen Schaaren. Nachdem mit der Gnade Gottes das Band der Ordnung gerissen war, wurden ihre Reihen in einer Stunde zerstreut, die meisten durch Pfeil oder Schwert getödtet, und einige in Bande und Ketten geschlagen; nur eine Zahl von 1000 suchte ihr Heil in der Flucht. Mit dem schlechten Haiser, dem schmutzigen Feldherrn des flüchtigen Heeres, wurde der Commandant von Erlau, der sich bei ihm befand, und 17 andere ausgezeichnete Hauptleute gefangen genommen [1].

Möchte Gott immer die Meinungen und Unternehmungen des mohamedanischen Volkes den Bestimmungen des Schicksals angemessen machen und die verfluchten Feinde des Glaubens immer unterdrücken! — Die Zahl derer, die diesen Sieg erfochten, belief sich bloß auf 7- bis 8000, und obgleich die Schaar der Ungläubigen nach der Aussage der gefangenen Hauptleute 18.000 Streiter zählte, war doch die Eintracht der islamitischen Truppen und ihr Angriff, den sie auf einmahl unternahmen, die Ursache des Sieges. — Möchte doch Gott der Geduld und Ausdauer des mohamedanischen Volkes Dauer, dem Baue ihrer Ergebenheit und ihres Vertrauens Festigkeit verleihen und ihren Gehorsam durch viele glänzende Eroberungen begünstigen! —

In diesem Kampfe gelangte nur der Serdar Tscherkeß Ahmed Pascha zum Glücke des Marterthums; von den einzelnen Truppen kamen wenige um. Die Nacht hindurch wurde am genannten Orte geruht; Morgens aber eine Rathsversammlung gehalten, in der man für gut befand, den Fündük Mustafa Pascha zum Anführer des islamitischen Heeres zu ernennen. Hierauf wurde zu allem Nothwendigen geschritten, um die in den Festungen befindlichen Siebenbürger dem Kruczenkönige huldigen zu machen; die von Haiser im Kronstädter Passe errichteten Verschanzungen und das von ihm aufgeschlagene Lager aber wurde niedergerissen. Täglich schlug man bei einer Festung oder Verschanzung das Lager auf und jeden dritten Tag wurde geruht. So oft die Siebenbürger, die sich in den Festungen befanden, dem Serdar Geschenke und Lebensmittel zuschickten, wendete er alle Mühe an, sie dem Kruczenkönige huldigen zu machen. Damit dieser, falls es ihm mit der Gnade Gottes gelänge, die Feinde zu bezwingen und das genannte Land in seine Gewalt zu bringen, zum Könige von Siebenbürgen ernannt und im Lande befestiget werde, wurde ihm, als man in das große Kloster bei Herrmanstadt [1] gekommen war, von dem geehrten Serdar durch den jungen Mehmed Aga, einen der Kämmerer des hohen Hofes, ein Pelz geschickt, den man dort dem Kruczenkönige anzog, und während von allen Seiten die Siebenbürger herbei-

[1] Der Kaiser hatte sich nach Apafy's I. Tode aus sehr guten Staatsgrundsätzen entschlossen, den minderjährigen Sohn desselben als Fürsten einzusetzen. Im Gegentheile trachtete der Sultan, den Tökely auf den Fürstenstuhl zu bringen. — Heusler verwahrte die Zugänge nach Siebenbürgen und besonders das sogenannte Eisenthor. Allein Tökely überlistete ihn und ging über die zernestischen Gebirge zwischen Padina und Lupuley (Benkö T. 1. pag. 310) durch einen Weg, den vielleicht noch Niemand betreten hatte, und auf eine sehr seltsame Weise; denn er ließ große Bäume abhauen, vor selbige Pferde spannen und in die Zweige seine Leute steigen. Dadurch geschah es, daß, indem die Zweige und Aeste sich an den Boden stemmten, die Pferde und Menschen über die schroffe Anhöhe unbeschädigt herabglitten. Der General Heusler eilte diesen Leuten mit 4000 Mann entgegen, und lieferte ihnen am 20. August 1690 eine blutige Schlacht zwischen Tohan und Zernest, die er verlor, und in der fast all seine Officierie in die Gefangenschaft geriethen, oder das Leben verloren, weil die Siebenbürger beim ersten Angriffe flohen, die kaiserlichen Völker aber nur ein Viertheil so stark, als das tökelyische Heer waren. (Gebhardi). —

Unter den Gefangenen war der Marchese Doria, unter den Gebliebenen die Generale Rouhsern, Balatschan Teleky; die Gemahlin Tökely's, Helena Zrinyi, wurde zu Muncacs gehalten, bis Heusler und Doria freigegeben würden. (Hammer's Geschichte T. 6 pag. 546 und 749.)

[1] Großau bei Herrmannstadt (ung. Szeben türk. Sebin), wo Tökely am 12. September einen Landtag hielt, und von den mehresten Siebenbürgern (denn nur wenige Räthe und Beamte waren mit dem Fürsten Apafy nach Klausenburg geflohen) zum Fürsten gewählt, von einigen türkischen Abgeordneten aber durch die Ueberreichung der Insignien eingesetzt ward. (Gebhardi.)

kamen, ihm zu huldigen, wurde daselbst der erforderlichen Ruhe durch einige Tage gepflogen. Obwohl es ein wichtiges Geschäft war, bevor man nach Siebenbürgen selbst einging, sich des Eingangsortes des eisernen Thores zu bemächtigen und ihn wohl zu bewahren, war man doch in dieser Angelegenheit schlecht berathen, und ließ sich in der Bewahrung dieses Ortes Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen. Von deutscher Seite war der ungläubige Veterani mit einem Heere von mehr als 20.000 Mann von jenem Orte aus in Siebenbürgen eingedrungen, und als es zu den Ohren der siegreichen Rechtgläubigen gelangt war, daß er gegen sie anrücke, wurden Spione ausgeschickt. Man hatte so die Menge der Feinde und die Vollkommenheit ihrer Anstalten in Erfahrung gebracht und Rath gehalten. Da wurde für schicklich befunden: Man soll, statt an jenem Orte stehen zu bleiben, indem man nicht wisse, wie sehr man dem bisher von den Siebenbürgern gezeigten Gehorsame trauen könne, alsbald aufbrechen, um die Hauptorte der Sachsenstämme, die noch nicht gehuldigt hatten, zu umkreisen, und die in den Festungen befindlichen Siebenbürger, bis sie Gehorsam leisten würden, mit Wachen zu umgeben, und sich so den Ungläubigen entgegenstellen, indem man glaubte, falls auch das ganze Heer anrückte, so sey es schwer und zu viel Bagage, um zu den Islamiten vorzudringen; bis der Feind sie so umkreise, würde er selbst überdrüßig werden und bis dahin käme mit der Gnade Gottes Hülfe für sie. Während sie durch 15 Tage in Siebenbürgen herumstreiften, kamen von dem Fußvolke die Odalik der Dschebedschi[1] und ihre Freiwilligen, und die Freiwilligen der Sipahi und Silihdare[2] zusammen, sagten einstimmig: »Es ist Rusi Kasym[3], das Heer, das zu unserer Hülfe kommen sollte, ist noch nicht gekommen, und es ist klar, daß es nicht mehr kommen wird, ohne Hülfe ist es unmöglich, den verfluchten Glaubenslosen zu widerstehen, wir bleiben nicht mehr in diesem Lande,« und verharrten fest auf dieser Meinung. Alsbald trennten sie sich von dem übrigen Heere, um von dem Passe aus, wo man nach Siebenbürgen eingedrungen war, nach der Wallachei zu ziehen. Es blieben nur die Pascha's mit den Officieren der Regimenter und der Kruczenkönig. Als auch diese Rath hielten und sahen, daß, nachdem die Auserwählten des Heeres abgezogen seyen, sie den Angriff der Feinde nicht aushalten könnten und sie nicht im Stande wären, ihnen zu widerstehen und das Land zu behaupten, dachten sie auch auf ihre Rettung und kehrten nothgedrungen auf dem genannten Wege zurück. Da der Serasker (Befehlshaber) Fündük Mustafa Pascha überzeugt war, daß bei dieser Rückkehr der Freiwilligen ihre Anführer die Hand im Spiele gehabt, und sie dazu aufgereizt hatten, so bürdete er, als er nach der Wallachei gekommen war, das ganze Versehen und die ganze Schuld den Freiwilligen der Sipahi's und Silihdare auf und berichtete darüber an die hohe Pforte, worauf die Namen der zu Dobruzin[1] liegenden, für den Feldzug bestimmten Sipahi's und Silihdare aus den Controlls-Listen ausgestrichen wurden.

(Schluß folgt.)

1 Sind die eigentlichen Waffenschmiede des osmanischen Heeres. Sie sind in Kammern (Oda, daher Odalik, die zu einer Kammer gehören) untergetheilt und 6000 an der Zahl. (Jos. v. Hammer's Staatsverf. und Verw. des osm. Reiches.)

2 Gehören zu den sechs regelmäßigen Corps der türkischen Cavallerie, die nur mit dem Großherrn und der heiligen Fahne, von welcher die ganze Cavallerie die Ehrenwache bildet, ins Feld zu ziehen verbunden sind. In der Schlachtordnung deckten die Silihdare den Rücken des Großherrn, und gingen den Sipahi's vor, die denselben zur Rechten und Linken umgaben. Als die letzteren sich vermehrten, wurde ihnen eine rothe, den Silihdaren eine gelbe Fahne gegeben, jenen der Platz zur Rechten, und diesen zur Linken des Sultans angewiesen. (Ebenda.)

3 D. i. der Tag des heiligen Demetrius nach dem alten Kalender, der mit unsern Martinstag beinahe zusammenfällt. Da mit diesem Tage der Winter begann, so hörte man auf zu kriegen, so wie man am Tage Chydrellez, dem Tag des heil. Georg, wo der Sommer beginnt, zu kriegen anfing.

1 Die Gegend um Varna und Silistria.

Reise-Erinnerungen.

IV. Die Naßfelder-Partie.

Zu den interessantesten Ausflügen im Gasteinerthale gehört jene in das Naßfeld. In Gastein gewesen zu seyn, besonders durch die drei Wochen der Badezeit, ohne das schöne Naßfeld besucht zu haben, muß man etwas sehr Unvollständiges nennen, etwa, wie wenn ein Reisender Wochen lange in Wien weilt, ohne den Kahlen- oder Leopoldsberg zu ersteigen.

Welche das Warmbad täglich nehmen, thun aber wohl, so hörte ich wenigstens von Aerzten und Kurgästen, an dem Tage, an welchem sie eine Promenade nach dem hohen Naßfelde machen, kein Bad zu nehmen, da es zu stark aufregt und der Gang dahin leicht erhitzt. Sehr Vorsichtige wagen erst nach ihrer Badezeit einen Ausflug dahin. Wer aber nicht als Kranker in Gastein ist, versäume keinen günstigen, heitern Tag, um das interessante Alpenthal zu sehen und in einer der vielen Sennhütten oder Casen dort ein Mahl von

schmackhaftem Hausbrot mit frischer Butter oder etwas Kaffeh mit köstlichem Alpenrahm zu nehmen.

Versehen mit Mänteln, da sie unerwartet öfter Bedürfniß, mit wasserdichter Fußbekleidung, weil man hier und da nasse Stellen und Bergquellen passirt, ferner mit festen Alpenstöcken, denn man kann deren gut brauchen, brachen wir an einem schönen Morgen, gegen Ende Juli, im Wildbade auf. Es war 7 Uhr; früher wegzugehen empfehle ich Allen, welche unabhängig in der Wahl der Zeit. Wir fuhren, wie es gewöhnlich, nach Böckstein und bis zum Aufzuge, der von da eine halbe Stunde rückwärts ist. Bis hierher geht der Fahrweg.

Gleich hinter dem bescheidnen 3450 Fuß hohen Pfarrörtchen Böckstein, wo die **alte Böck**, erhebt sich am rechten Ache-Ufer der große, einst so ergiebige, schon von den Römern und Tauriskern benützte Rathhausberg (welche Benennung wohl eher von Radwerk (Bergwerk), als von der römischen curia (Rathhaus) kommt) mit dem 8224 (8306) Fuß hohen Rathhauskogel und dem noch höheren Kreuzkogel [1]. Zwischen dem Rathhausberge, an seinem Fuße, und dem Ortberge und Bockhart westlich zieht sich der Weg längs des tosenden Wildwassers fort aufwärts bis zur Mulde des großen Naßfeldes.

Wir hielten eine Weile bei der Aufzugmaschine, luden die Mäntel auf Saumpferde, blickten staunend nach dem 500 Klafter über Böckstein hohen Aufzug, besahen den 1 Klafter langen, etwa 15 Zentner schweren Erzkasten und das 750 Klafter lange Seil, welches ihn auf den gähen Baumgeleisen hält und zieht. Manche, welche den Rathhausberg ersteigen wollen, lassen sich diese hohe, gefährliche Bahn hinaufziehen, um nicht den viel weitern Saumweg gehen zu müssen.

Kurz, bevor wir zum Aufzuge gelangten, kam uns langsam ein Ochsenwagen entgegen, in welchem ein Mann mit verbundenem Kopfe lag. Er ließ sich, um kürzer und leichter auf die Alm seines Herrn zu kommen, mittelst der Maschine im Kasten aufziehen. Nachdem er da eine Strecke aufwärts gefahren war, riß das Seil, der Erzwagen stürzte gäh abwärts zurück und schleuderte den armen Bauersknecht über das Geleise, so daß er sich dabei 3 Löcher fiel und einen Arm brach. Wenn der Wagen noch höher oben, wo er sehr steil geht, plötzlich los geworden wäre, so hätte es dem Unglücklichen das Leben gekostet.

Den weitern Weg, von da an nur Saumweg, ritten Einige der Gesellschaft, was Damen meist vorziehen; wer aber etwas kräftig und nicht etwa jede Erhitzung meiden soll, mache lieber den Weg, obgleich er rauh und etwas beschwerlich, zu Fuß. Das Reiten ist auf solchem nicht angenehm und weniger sicher als das Gehen.

Der erste gewöhnliche und genußreiche Ruhepunkt ist bei dem etwa 1090 Fuß über Böckstein erhabnen Brückchen am **Kesselfalle**. Das enge Gneißbett der Ache senkt sich hier plötzlich bei 200 Fuß in die Tiefe eines Kessels und die zerschellten Wogen steigen in ungeheuren Staubwolken mit einem Getöse auf, das ganz geeignet ist, dem großen Schauspiele einen entsprechenden Eindruck zu geben.

Es lohnt den Naturfreund, wenn er sich über das Brückchen auf das linke Ache-Ufer wagt.

Als den nächsten Hauptpunkt, wo man mit staunendem Vergnügen weilt, möchte ich den **Bärfall** (Bärenfall), den großen und kleinen, nennen. Er stellt sich am schönsten von der »Steinkanzel« dar, welchen Zugang Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann bahnen ließ.

Weiter hin fesselt das herrliche Schauspiel des »**Schleierfalles**,« mit welchem sich der untere Bockhartsee über 300 Fuß hoch in die Ache stürzt. Wie ein großer, aber dünner Schleier wallt in tausend Absätzen silberglänzend das Wasser über die schwärzliche Bergwand; wie weich fällt und gaukelt und flattert der weiße Schaum über die hohe Felsmauer! —

Nach etwa 25 Minuten sahen wir das Naßfeld vor uns sich öffnen. Ehe wir aber das Hochthal ganz erreicht hatten, deckten sich zu unserm Leide die Berge mit Nebel. Wir fragten also die Patschgerknechte, welche die Saumrosse führten, da sie sich so ziemlich auskennen, ob Regen und dergleichen zu besorgen? So lange **der** Wind dauert, meinten sie, kommt kein Regen. Wir gingen demnach weiter, nicht ganz ohne Besorgniß vor einem grellen Wetterwechsel, da uns Allen sehr warm geworden war. Bei der 4460 Fuß über dem Mittelmeere hohen Engthorbrücke auf dem Naßfelde angekommen, wählten wir, um uns nicht dem drohenden Gewitter auszusetzen, statt der fast noch eine Stunde fernen Strauhinger-Sennhütte, die nahe Moser- oder Bräuerhütte.

Wie freuten wir uns nach einem Jahre das einsame, hoch umkränzte Alpenthal wieder zu sehen mit seinen Bächen, Weiden, Pferden, Kühen und Ziegen, mit seinen Sennhütten, Wasserfällen und Glätschern!

Bei unserm Ziele angelangt, ließen wir uns im Grase auf der beschatteten Seite der Hütte nieder, hießen die Sennin Wasser zum Kaffeh, den wir mitgenommen, an das Feuer stellen, und einen Laib Roggenbrot und frische Butter und Milch bringen.

(Schluß folgt.)

[1] Zu Folge dem Supplement der österr. Nation. Encyklop. 1837 liefert nun das Gold- und Silbererz des Rathhausberges jährlich 35 bis 40 Mark durch Amalgamisirung ausgebrachtes Gold, und in den Erzen und Schlichen bei 340 bis 400 Mark.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

71. Mittwoch, den 6. September 1837.

Statistische Skizze
über
die k. k. numismatischen Kabinette
in Mailand und Wien.

Von Adrian Balbi.

Das k. k. numismatische Kabinett von Mailand nahm seinen Anfang im Jahre 1803 unter der General-Direction der Münze der italienischen Republik, und zwar als der gelehrte und wohlverdiente Herr Cattaneo, gegenwärtig Director desselben, bei der Münze angestellt war, um die Zeichnungen zu entwerfen, und die Aufsicht über die Prägung der Medaillen zu führen, welche von jener Regierung anbefohlen wurde.

Da Herrn Cattaneo in seiner Stellung einige goldene antike Medaillen vorkamen, mit der Bestimmung, eingeschmolzen zu werden, um daraus kursirende Münzen zu prägen, machte er der Administration den Vorschlag, den entsprechenden Metallwerth zu ersetzen, und jedes Stück, welches, von ausgesprochener Wichtigkeit für Geschichte und Kunst, bei der Münze zum Einschmelzen eingereicht würde, diesem zu entziehen.

Die Direction der Münze und später auch der Finanz-Minister, unter dem jene stand, genehmigten diesen Vorschlag, und Cattaneo selbst wurde beauftragt, diejenigen Münzen, welche aufbewahrt zu werden verdienten, auszuwählen, und das gesammelte Materiale in geregelte Verzeichnisse zu bringen, um so den Grund zu einem Museum von Medaillen und Münzen zu legen.

Doch ging es auf diese Weise mit der Vermehrung sehr langsam vorwärts; der Sammler schlug daher dem Minister den Ankauf des Museums des Herzogs von Corigliano-Saluzzo vor, welches ursprünglich von dem Pater Felix Coronni, einem Barnabiten-Mönche, gegründet wurde.

Nachdem dieser Ankauf gestattet, und mit demselben das schon früher Gesammelte vereinigt worden war, hatte man bereits eine auserlesene, obwohl noch immer wenig zahlreiche Sammlung. Allein da die Sache schon einmal so weit gediehen war, wurde mit Decret vom 6. Mai 1808 das königliche Kabinett der Medaillen förmlich gegründet, und zu dessen Aufseher sein erster Sammler, Hr. Cattaneo, ernannt.

Verschiedene zeitweise gemachte Ankäufe trugen dazu bei, das Museum zu bereichern; wir heben von ihnen vorzüglich jene der Antiken heraus.

a. Eine auserlesene Reihe von 1700 griechischen Münzen, gesammelt durch den gelehrten englischen Archäologen James Millingen.

b. Das Museum Anguissola von Mailand.

c. Die vorzüglich kostbare Sammlung von mehr als 2000 griechischen Münzen, durch die unermüdeten Nachforschungen des berühmten Abbé Don Enrico Sanclemente zu Stande gebracht.

d. Das wegen der Auswahl und der äußerst guten Erhaltung der Exemplare noch vielmehr, als durch die Anzahl von 2200 bloß antiker Münzen hochwichtige Museum, welches das königl. Kabinett von den Erben des Kanonikus Senegia an sich brachte, dessen sämmtliche Stücke sich aus dem herzoglichen Museum von Modena herschreiben.

In Hinsicht des Mittelalters und der neuern Zeit verdient erwähnt zu werden der erhaltene Zuwachs der zahlreichen Medaillen aus den Museum Collalto aus Venedig und des Monsignor Bottari von Chioggia; dazu gehören noch die beträchtlichen Sammlungen, welche der Herr Director auf seinen Reisen, durch verschiedene Gegenden von Europa zu diesem Behufe ausdrücklich unternommen, zu machen Gelegenheit hatte, außer dem minder beträchtlichen Zuwachse, der von Jahr zu Jahr zu größerer Vervollständigung der verschiedenen Serien nachgeschafft wird.

Bemerkenswerth an dem k. k. numismatischen Kabinette von Brera ist, daß den numismatischen Klassificationen die möglichst größte Ausdehnung eingeräumt wurde, deren ein Museum der Art nur fähig ist, so daß man daselbst Medaillen und Münzen gesammelt findet, eben so von den entferntesten Gegenden, als in jeder Art von Stoffen, welche bestimmt waren, die Valuta bei den gebräuchlichen Verkehren unter den Menschen vorzustellen, als da sind, Gold, Silber, Platin, Gußeisen, Kupfer, Blei, Zinn, Nickel, Glas, Leder, Conchilien, Sämereien, rc. Auch befindet sich daselbst eine kleine Anzahl Dupplikate, und nicht minder eine beträchtliche Reihe von Nachbildungen antiker und mittelalterlicher Münzen, welche zu sammeln der Director für nützlich hielt, theils zum Behufe derjenigen, welche es unternehmen wollen, ein Münz-Kabinett anzulegen, noch mehr aber, um das Auge der Studierenden der Numismatik an die Unterscheidung der nachgeahmten Medaillen von den wirklich antiken zu gewöhnen, und so die Theorie berühmter Schriftsteller zu bethätigen, welche sich mit dergleichen Untersuchungen befassen.

Was aber bei diesem Kabinette noch größere Beachtung verdient, ist die Bibliothek, mit welcher es zu dotiren Cattaneo die Sorgfalt hatte, nachdem er dazu die höhere Genehmigung und Mittel erhalten. Denn es ist für denjenigen, welcher solchen Studien sich unterzieht, von höchster Wichtigkeit, die größte Anzahl von Werken, die bei wissenschaftlichen Untersuchungen förderlich sind, an der Hand zu haben. Zu diesem Zwecke ist das Kabinett gegenwärtig mit beinahe 12.000 Bänden versehen, sämmtlich Werke in allen Theilen Europas eigens dafür angeschafft, und von denen sehr viele zugleich von besonderer Seltenheit sind. Auch war es ein großer Vortheil für die Studierenden, daß ein Decret vom 22. Juni 1817 die Uebertragung des Münz-Kabinettes aus dem Locale der Münze, wo es sein Entstehen fand, in den k. k. Pallast der Wissenschaften und Künste von Brera anordnete.

Ferner geruhten Se. Majestät der Kaiser Franz I. zu verfügen, daß die Bibliothek selbst mit dem Museum ausschließlich vereinigt bleibe, unabhängig von der öffentlichen großen Bibliothek, und daß sie jährlich aus einem besonders ihr zugewiesenen Fonde vermehrt werde. Und damit die Benützung derselben dem Publicum täglich freistehe, befahlen Höchstdieselben, daß die Bibliothek des Kabinettes fortwährend geöffnet bleibe, und zwar nach den nämlichen Vorschriften, die für die große Bibliothek gelten. Die Studierenden der numismatischen Wissenschaften finden jede Zuvorkommenheit von Seite des ausgezeichneten, bereits mehrmal erwähnten Directors, und des Herrn Adjuncten Karl Lardetti, rühmlichst bekannt wegen seiner Gelehrsamkeit.

Nun möge die Darlegung des scientifischen Materiales, wie es sich zu Ende des Jahres 1836 in dieser vortrefflichen Anstalt herausstellte, folgen. Die nachstehende Tabelle gewährt uns die Uebersicht der verschiedenen Abtheilungen derselben, und wir können für deren Genauigkeit bürgen, da wir die Angaben der besonderen Güte des Directors selbst verdanken.

Statistischer Stand
des k. k. Münz-Kabinettes zu Mailand.

Numismatische Sammlungen.

Griechische Münzen und Medaillen von Städten, Völkern und Königen in verschiedenen Metallen	9.940
Römische Münzen und Medaillen, sowohl consularische als kaiserliche	15.582
Neue Medaillen, von Fürsten, berühmten Männern und aus verschiedenen Epochen . . .	8.218
Neue Münzen aus jedem Lande	9.322
Totalsumme	43.062

Numismatische Bibliothek.

Diese besteht ausschließlich aus Büchern über Numismatik, Archäologie und Geschichte zusammen, Bände 11.389

(Schluß folgt.)

Die Osmanen in Siebenbürgen
zur Zeit der beiden Apafy
und
die Belehnungs-Urkunde des zweiten Apafy
in der k. k. orient. Akademie zu Wien.

(Schluß.)

Vorfälle des Jahres 1693.
Das kaiserliche Lager rückt gegen Siebenbürgen.

Es war für gut befunden worden, in den, gegen die Deutschen bestimmten Krieg auf dieselbe Art wieder zu ziehen, wie man es von jeher gewohnt war, und hielt in jeder Station die nöthigen Bedürfnisse bereitet. Da man geschrieben hatte, es sey die Meinung der als einsichtsvoll bewährten Män-

ner, daß der Chan der Krim, Selim Kerai Chan, in diesem Jahre nach Siebenbürgen ziehen soll und sich die Besiegung der Feinde des Glaubens nahe, geruhte der Padischah, um diese Angelegenheit auch mit den Großen des Hofes zu berathen, das himmelkuppelige Zelt des Großwesirs bei einem Mahle mit seinem Besuche in Person zu beehren. Es wurde in der lichtstrahlenden Gegenwart des Padischahs mit dem Großwesir, dem Scheich-ol-Islam (Mufti), den Sadrein Efendiler [1], dem Nakib-ol-Eschraf [2] und den übrigen Großen des Hofes eine Rathsversammlung gehalten und in Berathung gezogen, von welcher Seite es am schicklichsten und besten sey, gegen die ungläubigen Deutschen zu Felde zu ziehen. Indem man sagte: »Es ist nicht gehört worden, daß die Ungläubigen jetzt die Absicht hätten, gegen Belgrad zu ziehen. Zieht daher die hohe Pforte gegen Siebenbürgen zu Felde, so bleibt der Handlungsweise der Feinde nur eine zweifache Wahl: Entweder sie besetzen die Wege Siebenbürgens, oder sie haben im Sinne, Belgrad doch zu überfallen, während daß es leer sey. Wenn sie nun Siebenbürgen bewachen wollen und auf ihrem Wege das islamitische Heer treffen, so beginnt der Krieg; sollte ihnen aber beifallen, Belgrad anzugreifen, so wendet man sich, während der Bereitung des zum Schutze Belgrads Nothwendigen, zum Entsatze von Siebenbürgen!« Mit diesen Worten beschloß man nach der Seite von Siebenbürgen aufzubrechen, und es wurden dem Großwesir durch hohe kaiserliche Gnade 200 Beutel für die Kriegskosten gegeben.

Vorfälle des Jahres 1694.

Einfall der Tataren in das Innere des Landes Siebenbüegen.

Es zog eine Anzahl der Tataren von Nogais und der übrigen tatarischen Völker aus dem Innern der Moldau nach Siebenbürgen. Nachdem sie die Orte, auf die sie trafen, von Grund aus zerstört und in dem District, der unter dem Namen District von Tsick bekannt ist, großen Schaden angerichtet hatten, haben sie nicht nur eine zahllose Beute und eine große Menge Gefangener gemacht, sondern auch von den berühmteren Edlen des genannten Landes den Edlen Sandor Janos mit seinen Schätzen, Kindern und Angehörigen in ihre Gewalt bekommen, und gaben die freudige Nachricht, daß sie siegreich nach der Krimm zurückgekehrt seyen.

Mit der Erzählung der Vorfälle des Jahres 1694 erscheint zum letzten Mahle der Name Siebenbürgen's in der Geschichte Raschid's bis zum Abschlusse des Carlowitzer Friedens, der den Namen Apafy für Siebenbürgen verschwinden machte, indem der junge Fürst Michael Apafy seine Würde aufgab, und als Fürst des heiligen römischen Reiches am 1. Februar 1713 unbeerbt starb.

Reise-Erinnerungen.

IV. Die Naßfelder-Partie.

(Schluß.)

Das Naßfeld, d. h. das nasse Feld, campus humidus, wie es schon 718 urkundlich vorkömmt, über 1660' ober Badgastein, einst ein großer Wildsee, dehnt sich zwischen dem Weißbach- und Siglitzthale 1 Stunde in die Länge und ungefähr $\frac{1}{2}$ in der Breite hin. Auf seiner Fläche, einer trefflichen Alm oder Hochweide, und auf den Abhängen herum weiden mehrere Tausend Stück Vieh und 20 oder mehr Sennhütten haben da Platz gefunden. Und diese geneigte Thalebne umschließt ein ungeheurer Halbkreis von Bergen. Wenn man den Rathhansberg im Rücken oder gegen Mitternacht hat, so sieht man vor sich weit himmelwärts emporragen von Südost nach Südwest hin: den Naßfelder- oder Mallnitzertauern, über den man nach Mallnitz in Kärnthen steigt, 8000 F. hoch, dann neben dem Höllkaarkopf weiter den 9500 F. erhabnen Murauerkopf oder Sparangerspitz, mehr rechts den Schneestellkopf und den Schlapperebnerspitz, 9000 F. hoch und an diesem das 10.200 hohe Scharreck, den Herzog Ernst und als Schluß den Neunerkopf. Welche Höhen im Vergleich mit der 4900 F. hohen Riesenkoppe und mit dem nicht ganz 3500 F. großen Brocken, dem höchsten Berge von ganz Norddeutschland! Wer noch nie Gletscher in der Nähe gesehen, dem ist gewiß der Anblick des Scharrecks, der Schlapperebne und des Murauerkopfes unvergeßlich merkwürdig. Wie mächtig ist das schöne grüne und bläuliche Eis unterhalb der Schlapperebne! Das günstige Licht eines hellen Tages gießt über das große, seltne Alpenbild den entzückendsten Zauberreiz aus.

---

[1] D. i. die Herren der beiden Sitze. Dieß sind die Kadiaskere (oberste Landesrichter) von Rumelien und Anatolien, die zu den vier Stützen des Reiches gehören, und im Diwan links vom Großwesir ihren Platz haben. (Hammers Staatsverf.)

[2] D. i. das Oberhaupt aller Verwandten Mohameds, deren Zahl den dreißigsten Theil der Nation ausmacht. Seine Würde ist lebenslänglich und gibt ihm bei Festlichkeiten den Rang über alle Große des Reichs und über den Mufti selbst, indem er dem Sultan bei der Thronbesteigung den Säbel umgürtet. Er ist der erste Hüter der im Serai aufbewahrten Reliquien des Propheten, und übt eine unumschränkte Macht über die Emire aus. (Ebend.)

Zwischen den mächtigen Bergen ziehen sich 3 tiefe Thäler hin, worunter von Südost her zwischen dem Mallnitzertauern und Kreuzkogel, fast gleichlaufend mit dem Anlaufthale, das Weißenbachthal mit dem Dunkelwasser, Dunkel- und Weißenbachkaar und der eigentlichen Ache, die dort über 4860 F. über dem Meere in den Woigstenbergen entspringt und das Naßfeld durchfluthet; gegen Norden, von Westen her, liegt zwischen dem Neunerkogel und Kolbenkorspitz das Siglitzthal mit dem gleichnahmigen Bache.

Der wichtigste Bergbau im Naßfelde wurde auf der Schlapperebne geführt, an einer Stelle, die jetzt ein ungeheurer Gletscher deckt. Der Sage nach mußten einmahl 12 Knappen in einer Stube der Schlapperebne wegen eines großen Schnees zurückbleiben und den Hungertod leiden. Solcher Sagen gibt es nicht wenige. Längere Zeit fesselte uns im vorigen Sommer bei der Straubinger-Almhütte der schöne, große Wasserfall, den wir uns mit Fernröhren zur bequemen Schau genähert hatten.

Die Gegenwart eines achtjährigen Knaben von sehr ansprechendem Aeußern, von seltner Anlage, aber sehr ungestümer Art leitete das Gespräch Einiger auf die Erziehung. — Auf solchen Höhen bei heitrer Stimmung spricht man über Vieles unbefangner und fester, als im trüben, engen Geschäftszimmer der wirren Stadt. Ich erinnere mich nur einiger Hauptgedanken, als: daß Mangel an Charakter-Energie, an Consequenz und Autorität der Aeltern und auch der Erzieher sehr oft die eigentliche Schuld einer mißlungenen Erziehung ist.

Ich bin ganz der Ansicht derjenigen, welche im ernsten und begeisterten Gedankenaustausche über wesentliche und allgemeine Menschenangelegenheiten großen Genuß und wahre Erheiterung und Stärkung finden. Auch glaube ich, daß wir die schöne Außenwelt mit ihren tiefen Bildern erst dann recht verstehen und genießen, wenn wir sie thätig, schöpferisch, d. i. gedankenschaffend anschauen, nicht aber, wenn wir uns ganz passiv der Natur überlassen. Wir haben sie so schön und reich, als wir sie im Geiste nachschaffen und ausfüllen. In der indolenten und bequemen Passivität, in der thatscheuen Genußsucht scheint mir so oft der Grund des Mißvergnügens zu liegen. Wer eine innere Welt zur Bestimmtheit und Klarheit in sich ausgebildet hat, dem zeigen sich so viele Bilder in der Erscheinungswelt, die ihn beschäftigen und erheben, während der Gedanken- und Gefühlarme befangen und starr und unbehaglich da steht. Wer einerseits der Erregung von Außen und Innen, und der Trägheit und Starrheit andrerseits eifrig und stät entgegenstrebt, wer dort und da mit Freiheit und Umsicht mäßigt, der ist mein Vorbild, den preise ich mehr als die Alpen und Gletscher voll Hoheit und Pracht.

Nach einem genußreichen Aufenthalte von etwa 2 Stunden, während dessen mancher Stein und Schmuck der Tauernflora aufgelesen wurde, dachten wir an die Rückkehr, da sich das Wetter zusehends mehr ungünstig wendete. Einige ritten über das flache Feld bis zur Engthorbrücke, von da an aber, wo es öfter gähe abwärts geht, zogen Alle das Gehen vor.

In der Nähe von dem kleinen Bärfalle hörten wir wiederhohlt einen starken, donnerähnlichen Lärm. Wir sahen also herum, in der Meinung, daß eine Lawine unweit abgegangen, was dort gar nichts Ungewöhnliches ist. Als wir aber zur Ache tief hinab blickten, erklärten wir uns leicht den mächtigen, donnerähnlichen Schall, da wir eben noch eine Masse Schnee, der sich von einer Bergwand zur andern über das Wasser hingewölbt hatte, abstürzen und den Lauf des Stromes hemmen sahen. Aber nur ein Theil jenes Schneegewölbes war, natürlich unter starkem Gekrache, zusammen in die Ache gestürzt, so daß der andere, kleinere Theil nun eine schöne Bogenbrücke bildete. Jetzt warfen wir alle der Reihe nach Steine auf das noch übrige Brückengewölbe und hatten das Vergnügen, dasselbe unter weithin hallendem Getöse einbrechen und abfallen zu sehen. Durch diesen Einsturz ward der Lauf des Wassers gesperrt, bis sich dieses durch seine ungestüme Gewalt den Weg wieder durchgebrochen. Wüthend riß die Ache die Menge der Schneeklumpen mit sich fort und goß sich zu beiden Seiten weit über ihre Ufer aus.

Mit lebhaftem Vergnügen betrachteten wir noch ein Mahl die imposanten, pittoresken Cascaden. Beim Kesselfalle fiel mir bei, wie ich vor einem Jahre um dieselbe Zeit mit einem Freunde über das Brückchen auf das linke Ache-Ufer gegangen war, und vom Bergabhange unten über das Wasser auf das rechte Ufer zur Gesellschaft zurücksteigen wollte. Es schien uns Beiden eine leicht ausführbare Abkürzung des Weges. Bald aber erfuhren wir, daß wir keine Vorstellung von dem gefährlich steilen und felsigen Bergabhang hatten. Wir hielten uns mühevoll an den Gesträuchen, Baumästen und Felsen fest. Nach längerer Anstrengung überzeugt von der Gefahr unseres Unternehmens und von der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, folgten wir dem wiederhohlten, dringenden Zurufe der sehr besorgten Gefährten am Wege, und kletterten zurück aufwärts, ohne aber den kühn gewagten Versuch bereut zu haben.

Indessen wurden uns die Berghäupter immer mehr durch dichte und dunkle Nebel entzogen, der Regen war nun gewiß und sehr nahe, doch erreichten uns seine ersten Vorbothen erst, als wir schon in Böckstein glücklich und froh angelangt waren.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

72. Sonnabend, den 9. September 1837.

Statistische Skizze

über

die k. k. numismatischen Kabinette

in Mailand und Wien.

(Schluß.)

Wir gehen nun zur Betrachtung der numismatischen Schätze des zweiten, im Titel angeführten Kabinettes über, eines Kabinettes, das nicht bloß unter den ersten seinen Rang einnimmt, als wir vielmehr nicht anstehen, es als das zweite der Welt anzuführen, da es einzig und allein hinter dem von Paris zurückbleibt. Die Reichthümer dieses Kabinettes mögen dem Leser zur Richtschnur dienen, die ganze Wichtigkeit jenes von Brera trotz der kurzen Zeit seines Bestehens darnach zu ermessen. Wir bedauern dabei nur, daß wir uns gegenwärtig außer Stande sehen, ein vergleichendes Bild der acht größten Münz-Kabinette, die bis nun vorhanden sind, zusammen zu stellen, weil uns die befriedigenden genauen Daten fehlen. Wir geben aber deßhalb die Hoffnung nicht auf, innerhalb einiger Monate diese Arbeit unternehmen zu können. Bis dahin werden wir durch die Zuvorkommenheit der Gelehrten, an welche wir uns in dieser Hinsicht gewendet haben, im Besitze der dazu nöthigen Belege sehen. Einstweilen können wir dem Leser die Richtigkeit der Angaben verbürgen, die wir ihm jetzt vorlegen, da sie uns von dem gelehrten ersten Custos des Münz-Kabinettes Herrn Arneth zugekommen sind. Sie erhalten ein neues Interesse dadurch, indem bis jetzt noch Niemand dessen Statistik veröffentlicht hat (mit welcher großen Gelehrsamkeit auch seine Schätze beschrieben worden), so wie die Daten über das Kabinett von Brera hier zum ersten Male mitgetheilt wurden.

Statistische Uebersicht

des k. k. Münz-Kabinettes in Wien [1].

Numismatische Sammlungen.

Antike Münzen und Medaillen.	Gold.	Silber.	Gußeisen und Kupfer.	Totalsumme.
Griechische . . .	423	8.473	15.491	24.387 [2].
Doubletten . . .	—	—	—	2.000
Römische . . .	—	—	—	56.000 [3].
Falsche . . .	85	1.289	2.164	3.538
Neue Münzen und Medaillen.				
Erster, 2., 3. und 4. Größe	379	1.546	—	1.926 [4].
Fünfter Größe, wie ein Thaler und Guldenstück	1.991	11.664	220	13.876
Sechster Größe, wie eine Zechine und ein Groschen . .	5.162	14.786	204	20.152

1 Das Kabinett der Antiken und Münzen steht unter der obersten Leitung Sr. Excellenz des Herrn Grafen Moriz von Dietrichstein. Die griechische Abtheilung ist in der schönsten Ordnung, sowohl in Hinsicht der scientifischen, als administrativen Uebersicht, bis auf den neuesten Zuwachs.

2 Nach dem gedruckten Werke: Synopsis nummorum graecorum, qui in Museo Chesareo Vindobonensi adservantur: digessit Josephus Arneth. — Der Katalog der griechischen Abtheilung wurde gänzlich beendigt von dem ersten Custos dem Herrn Arneth, und umfaßt die Beschreibung sämmtlicher griechischer Münzen, mit einem Rückblick auf die Literatur überhaupt.

3 In dieser Zahl sind auch die Dupplikate mit inbegriffen. Jedoch ist die Angabe der Anzahl nur approximativ, da die Ausarbeitung über diese Münzen und Medaillen, welche Herr Arneth unter der Feder hat, nach dem Plane, welchen er bei den griechischen befolgt, noch nicht vollendet ist. — Indessen ist auch von diesem trefflichen Werke bereits mehr als die Hälfte vollendet.

4 Eine derselben ist von Platina.

	Gold.	Silber.	Bronce und Kupfer.	Totalsumme.
Orientalische	388	778	726	1892
Besondere Sammlung	—	—	2301	—
Doubletten	—	—	—	über 5000
Totalsumme				141.072

Numismatische Bibliothek.

Diese besteht bloß aus Werken über Numismatik, Archäologie und Geschichte, und enthält 6.000 Bände.

Auch glauben wir dem Leser einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir in der vorliegenden statistischen Uebersicht den Werth der fünf größten Stücke, welche in der Klasse der Medaillen mit inbegriffen, in Dukaten angeben. Ferner steht zu bezweifeln, ob irgend ein anderes Kabinett ein ähnliches Stück besitze, wie das ist, welches den Stammbaum der kaiserlichen Familie zeigt.

Statistische Uebersicht
des inneren Werthes der fünf größten Medaillen.

	Im innern Werthe
Die beiden Medaillen, welche die Kaiserin Katharina II. zu Ehren der beiden Brüder Gregor und Alexander Orlaf schlagen ließ, zusammen . . .	108 Dukaten.
Die einzige Medaille von Sigismund III., König von Pohlen, geprägt zum Andenken der Erstürmung von Smolensk im Jahre 1611	310 » »
Die Medaille Christians V. Königs von Dänemark zur Erinnerung des Sieges, zur See erfochten von dem Admiral Joel über die Schweden . .	360 » »
Die Medaille, den Stammbaum der kaiserl. Familie darstellend . .	2055 » »

Auch dürfen wir nicht übergehen, daß mit dem numismatischen Kabinette in Wien und dessen Bibliothek noch drei andere Sammlungen von Wichtigkeit vereinigt sind, welche, in drei Zimmern aufbewahrt, erst neulich in schönster Ordnung durch die Fürsorge Sr. Excellenz des Herrn Grafen v. Dietrichstein, besonders aufgestellt wurden. Wir unterlassen hier, besonders von der Broncen- und Vasensammlung zu sprechen, und heben bloß die merkwürdigsten Stücke jener Sammlung heraus, welche bei der kostbaren **Seltenheiten** und der **Kameen** genannt wird, und die das innere Zimmer dieser prachtvollen Anstalt umfaßt. Wir haben sie in nachstehende Tabelle gebracht, und ihren relativen Werth in Dukaten angegeben.

Statistischer Ueberblick
des Werthes der merkwürdigsten Stücke der Sammlung von Raritäten und Kameen im k. k. Münz-Kabinette zu Wien.

Gegenstände.	
Eine goldene Kette, Arbeit aus dem 4ten Jahrhunderte	203 Dukaten.
Ein goldenes Gefäß, aus dem 4ten Jahrhunderte	221 » »
Ein anderes goldenes Gefäß, ebenfalls aus dem 4ten Jahrhunderte	614 » »
Die kolossale Kamee, darstellend Augusts Triumph über die Pannonier. Diese wurde vom Kaiser Rudolph II. für 12.000 Dukaten angekauft, und berechnet man den Werth der Mark Silber zu der Zeit, nach unserm Course, so gibt dieses leicht die dreifache Summe von	36.000 » »
Die beiden großen Onixe von Hamilton auf 1.000.000 fl. geschätzt, machen	125.000 » »

Beiträge
zur
Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

VI. Copia Schreibens an Herrn Graff Schlicken von Herrn General Feldtmarschal.

Hochwohlgeborner Herr Graff. Eure Exz. hab ich negst geschrieben, waß der Küttner mihr bey seiner ankhunfft proponirt, welches ich der Feder nit vertrawen dürffte, finde gleich wohl hochnöthig E. E. hiervon nachricht zu geben, zue dero beliebnuß vnd weiteren nachdenckens stellendt, ob solches Ihr Mayt. fürzubringen, dan zwischen so hohen häusern behuetsam zugehn. Ich hette es zwar ehender überschriben, wan ich mit allen generals Personen obristen vnd Commandanten der Regimenter nicht wohl versichert gewesen. vnd Erstlich vermeldete Er; Ihr Churfürstl. durchl. liessen mich guedigst gruessen, vnd Empfinden nit vnbillich daß ich einzig vnd allein mein absehen hatte auf daß, wohin mich die Kayserl. Or-

dinanzen weiseten, obs gleich contrarie Ihr Churfl. durchlaucht gemeßnen befehlichen, auch mit dem Zueg an dem Rein vmb Breysachs Willen, dan Ihr Churfürstl. Durchlaucht endtlicher Wille gewesen, an den bodensee vnd waldtstätten Zueghen, vnd Sie wüsten gar wohl, hetten auch Copie von Wien erhalten, daß Ihr Maytt. mir ein handtbrieffel geschriben vnd meinen Zueg für gutht befunden, aber Ihr Churfstl. durchl. Armada wehre darüber ruiniret, vnd daß Sie vmb Breysachs willen sich disarmiren solten, wehre Ihr gantz nicht gelegen, ich solte die Gnad Ihr Churfstl. durchl. nicht so gering schätzen, dan sie Khünfftig mir vnd den meinen noch wohl Khomen Könte. dan ich Zue Wien nicht so vill gutte Freundte hette, alß ich vielleicht mihr einbilden möchte, E. Erzllz. wehren die einige, darauf Ich mich zuuerlassen, der Herr Graff von Trautmansdorf aber wehre mein Freundt wohl nicht. Vnd vmb meine guetter in Schlesien, die mir der Churfürst einzig vnd allein hette erhalten, wehre es noch müßlich vnd gantz nicht sicher, wehre ohn Ihr Churfürstl. durchl. niemmermehr zur possession Kommen, Ihr Curfstl. durchl. hetten mittel, mihr so viell vnd ein mehrers Zuergeben mit anderer Sicherheit, aber Ich müste einzig vnd allein mein absehen auff Ihr Churfstl. durchl. vnd deren Ordinanzen haben, vnd ohne Replic denselben folgen, vnd Ihr Churfstl. durchl. befelch wehre, daß ich also baldt die Kays. quartier soll occupieren. mit list, Liebe oder Gewahlt wie sichs am besten schicht, Jedoch so wenig bluett alß vergossen wurde desto lieber wehre es. Ihr Churfürstl. durchl. hielten sich ahn Ihr Kayserl. Maytt. vnderschiedene Resolutiones, hettens zu verandworten waß darauß entstunde, die Jenigen, so Ihr Maytt. befhelich nicht obseruirt, shie Könten vnd welten nicht länger Zuesehen, Sie wolten mich gegen Ihr Maytt. vertretten. Fürs ander Ihr Churfstl. durchl. befelch were, Ich sollte die armada alßbaldt in die quartier legen, vnd refrechiren, dan shie wolten vmb Breysachs willen nichts mehr waagen, warumb Ihr Churfstl. Durchl. dero armada solten moviren, vnd der Sauelli in guetten quartieren bleiben. Ihr Churfstl. Durchl. hetten Jemandts alß den Teisinger nach dem Kays. hoff geschickt erwarten dessen Ankhunfft vnd resolution, darnach Sie sich auch richten wolten. Ehr Küttner Könte mich Im vertrawen nit bergen, wan Ihr Maytt. nicht anders wolten Zur sachen thuen, wurde Churfstl. Durchl. freystehn etzlich regimenter in Ihr land Zuenemen, vnd so wohl Defensiue Zuegehen alß Hertzog George.

Wie Wunderlich mihr dieses vorkhome gebe ich E. Exc. zuekennen, habe Ihm geandtwordt Ich thäte mich deß gnädigsten grueß vnd aller angebottenen Churfstl. Gnad vnderthänigst bedanhken Ich hette niemals die Gnad Ihr Churfstl. Durchl. gering gehalten. Sonder mich der Jenigen alß einen furnehmen Churfst., der Ihr Kays. Maytt., vnd deß hochlöblichsten Ertzhauß von österreich Blutsfreundt getröstet, Zwar hette ich meine Rechnung nie darauf gestelt große recompens von Ihr Churf. Durchl. zuerhalten dan ich kein aintzig exempl wuste, aber daß wohl daß durch dero Furbitt bey Ihr Kays. Maytt. meine getrewe dienste möchten erkhlärt werden. Waß die Schlesisch guetter betreffen, hetten die verstorbne Röm. Kayserl. Maytt. hochlöblichster gedechtnuß Mich durch ein Decret damit begnadiget fast 2 Jahr darfür eh ich mit allergnedigster erlaubnuß Ihr Maytt. in Churfürstl. Durchl. Dienst getretten, weilen aber Ihr Churfstl. Durchl. dafür hielten, alß wann durch Ihr recommendation die possession Zuewegen gebracht, deren Meinung ich zwar nie gewesen, thete ich mich dessen vnderthänigst bedankhen, der hoffnung gleichwohl lebendt, Sie wurden von Ihren aignen mittlen in erkandtnuß meiner trewenyffrigen dienst dero genedigst affection gegen mir erscheinen lassen. Was aber seine übrige proposition anlangete, befinde ich von solcher Wichtigkeit, daß ich darüber den herrn General Wachtmeister Schnettern (horst wahr nicht dahr) nebest anderen anwesenden H. obrist hürüber vernehmen müßte, Ich wolte Ihn aber fürhero meines hertzen gründtliche meinung offenbahren waß hierüber mein gedankhen wehren. Erstlich die quartier Ihr Maytt. mit list oder gewahlt abzunemmen darzu wurde mich kein mensch in dieser welt bringen, Ich wehre Ihr Churfüstl. Durchl. getrewer diener vnd mit Aydt vnd pflichten verwandt solcher gestalt aber, waß Ihr Kays. Maytt. vnd deß Reichs dienst betreffen, weitter nicht. Solte gegen Ihr Maytt. Ich was solches thuen, darfür wurde mich Gott wohl behuetten.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

V. Die Ersteigung des Gemskaarkogels.

Unter den größern Partien in der Gastein darf man jene auf den Gemskaarkogel, oder wie man ihn verkürzt gewöhnlich nennt, Gemskaar'l, ganz gefahrlos, am wenigsten anstrengend und die beliebteste nennen. Sie macht gewöhnlich die Krone der Ausflüge der Badegäste. Wen die Naßfelderpartie vergnügt oder befriedigt hat, der darf noch mehr vom Gemskaar'l erwarten.

Der Gemsenkaar-Kogel erhebt sich östlich zwischen dem Gasteiner- und Großarlthal am rechten Ache-Ufer von Norden nach Süden zwischen dem Kirchbache und der Kötschache als ein ansehnlicher, schöner Berg 7800 F. (7628 Par. F.) hoch, zwischen Hof- und Badgastein.

Die Meisten ersteigen ihn von Hofgastein aus; näher, aber viel schwieriger ist der Pfad vom Kötschachthale hinauf. Um

sehr früh von Hofgastein aufbrechen zu können, fuhren wir, da alle Zeichen eines schönen, günstigen Himmels für den nächsten Tag sich vereinten, an einem schönen Abend gegen Ende Juli 1835 bis Hof, quartierten uns beym Brauer Moser ein, und bestellten für die Partie Reitpferde beim Lackenwirth.

Schon um 4 Uhr am nächsten Morgen verließen wir das Nachtlager und eine Stunde später das Gasthaus. Ich hielt es für mich nicht nöthig, ein Saumpferd zu miethen und machte zu meiner Freude den ganzen Weg zu Fuß.

Nach ungefähr 2 Stunden, etwa auf der Mitte der Berghöhe, hatten wir die erste Almhütte erreicht, die Hütte des Bauers Ortner. Hier im Lackenthale, in der Hütte, welche der durchlauchtigste Erzherzog Johann errichten ließ, erhält man zur Stärkung oder Erfrischung vorzügliche Milch, Butter, Brot, Käse und auch Kaffeh. Unfern davon stehen die 6 Sennhütten der Rastetzenalm.

Von diesen mahlerisch liegenden Hütten, wo der neue Alpenweg des durchlauchtigsten Erzherzogs beginnt, hatten wir den höchsten Punkt des Berges in zwei Stunden erstiegen. Einige Damen und selbst Männer, da sie große Anstrengung und Erhitzung meiden mußten, ritten bis auf den Gipfel des Berges, da es der wohlgebahnte Weg, wie kaum ein anderer von dieser Höhe, so weit ohne Gefahr gestattet; die meisten schickten aber ihre Miethgaule früher zurück und gingen die letzte oder vierte Stunde zu Fuß. Viele schöne Blüthen wurden gepflückt und noch mehrere bewundert. Der Freund und Kenner der Pflanzenwelt, besonders der Alpengewächse und der Fossilien, findet sich hier so ganz in seinem Gebiete mannigfachen und seltenen Genusses. Scharf wehte von der hohen Kuppe her die herrliche erquickende Alpenluft, die uns mahnte die Kleider, als Schutz vor gefährlicher Erkältung zu nehmen, und zu schließen. Auch eine Hütte, welche gleichfalls Se. k.k. Hoheit bauen ließen, bietet sich dem Wanderer dar, damit er sich da allmählig abkühlen oder vor Stürmen schützen möge. So hat sich der großmüthige, erhabene Alpen- und Menschenfreund schon Tausende durch seine wohlthuende Vorsorge zum freudigsten Danke wie zur tiefsten Hochachtung verbunden.

Wie, die zum ersten Male diese Bergspitze betreten und bisher nie eine ähnliche Alpen- oder Gebirgsschau gekannt hatten, wir waren stumm vor Staunen und in Bewunderung dieses großen und erhabenen Panoramas. Wie bezaubert steht man in der Mitte der unermeßlichen und prächtigen Alpenwelt!

Der erste, neugierige, rastlose Blick wird von dem gewaltigen, stolzen Könige der Tauern, von dem 12.000 F. hoch aufstrebenden Großglockner angezogen, und magisch festgehalten. Er ragt gegen Südwest mit seinen zwei ungeheuern Kuppen schneeblinkend und ehrwürdig über viele erhabene Häupter weit in das blaue Luftmeer empor. Unbekümmert um das Gekrächze der Raben, unbewegt durch Stürme und Erdbeben, unerschrocken bei Blitz und Donner, scheint er zu fühlen und zu wissen seine Größe und seine Stärke, zu tragen und zu halten auf seinen Riesenschultern drei herrliche, gesegnete, theuere, deutsche Länder!

Wenn der wonnetrunkene Blick von der weiten prächtigen Ferne auf die zunächst vorliegende Umgebung zurückkehrt, so übersieht er gegen West das tief unter ihm hinziehende Gasteinerthal mit seinen Gebirgszügen und Hauptbergen. Ich bemerkte vor andern die hohen Türchelwände und die große Erzwiese, und weiter rückwärts gegen Südwest das 9200' (9643) hohe Scharreck, das 10.300' hohe, spitze Hochhorn (der hohe Naar), in der Rauris, da auch den Ritterkopf und tief im Hintergrund die sogenannte Pasterze, neben dem Großglockner weiter das 11.300' erhabene Wiesbachhorn im Fuscherthale und die schwärzliche, sehr steile »hohe Dock«.

Gegen Süden zeigen sich in der Nähe der 7880' hohe Graukogel mit der Reichebent, das Kessel- und das Tischlkaar und noch mehr südöstlich als Gränze der 10.131' hohe Ankogel; südöstlich aber der 8800' hohe Rathhausberg, noch näher der Tisch und der Stubnerkogel.

Gegen Osten breitet sich in der Tiefe das Thal Großarl mit dem gleichnamigen Wildbache und weiter das Kleinarlthal hin. Sehr interessant war es mir, fern gegen Ost das Mosermandel, bei welchem im Bärenkaar die Ens entspringt, den 9047' hohen Golling, südlich vom Thorstein, und den großen 7424' erhabenen Grimming im Ensthale zu erblicken.

Gegen Norden hin fielen mir am meisten auf, von Ost gegen West zu: und zwar als äußerster Horizontpunkt der mehr als 7000' hohe, imposante große Priel im hintern Stoder am Steyerling, davon südwestlich näher die stolze Kuppe des 9492' hohen, über alle andern großen Giebel ragenden Thor- (Dach-) steins zwischen Oesterreich und Steyermark, das Tännengebirge bei Werfen, die Pilenbacherfelsen, der »Ewige-Schnee« (Wetterwand) und die »steinerne Wand« bei Saalfelden im Pinzgau. Und weit hin nordwestlich nahmen wir etwas unbestimmt sogar den »wilden Kaiser« bei Kufstein aus.

Nachdem wir uns lange Zeit, die uns aber sehr kurz schien, dem unbeschreiblich herrlichen Anblicke der Gebirgswunder hingegeben hatten, nahmen wir unter dem freien, schimmernd blauen Himmelsgewölbe, wozu Eßlust und Durst trieb. Alle, welche an diesem Tage die Partie mitgemacht, oder schon einmal den Gemskaarl erstiegen haben, werden mit besonderem Vergnügen das trefflich und treu gezeichnete Bild des Professors Th. Ender sehen, das den Hauptprospect auf den Großglockner und mehrere damahls Anwesende darstellt. Mir wenigstens dient es als eine sehr theure Erinnerung an einen der schönsten Tage meines Lebens.

Nach dem gesprächig munteren Male hielten wir nochmals eine Schau gegen die 4 Hauptrichtungen, riefen den Bergen aus voller Brust ein Lebewohl zu, und traten den Rückweg nach Hof an, wo wir nach 3 Stunden anlangten.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

73. Mittwoch, den 13. September 1837.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer [1].

Carl V. und seine Zeit.

> Io son uno, che parlo, anzi per vero dire,
> che per odio o per disprezzo d' altrui o
> per soverchio anemosità [2].
>
> Torqu. Tasso.

„In kleinen Kreisen und individuellen Verhältnissen ist es die volle Lebenskraft, welche denselben das fesselnde Interesse leiht, — in den hervorragenden Angelegenheiten drückt sich die welthistorische Größe aus, vieles, was gering schien, erhält unermeßliche Wirkung, und manches, was mit vielversprechendem Aufwande von Hülfsmitteln unternommen wurde, bleibt hinter dem unerwarteten Erfolge zurück,“ so sagt vortrefflich ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber, der seine volle Würdigung erst von der Folgezeit erwartet [3].

Und also war, ist, und wird es bleiben. Denn jedes welterschütternde Ereigniß in der Geschichte, ist wie ein Wetter mit Donner und Blitz. Es löst sich in wohlthuenden kühlenden, befruchtenden Regen auf, oder geht in einem Wolkenbruche nieder. Lasset aber auch die Schleusen des Himmels und der Erde sich öffnen, und die Fluthen über alles Lebendige sich wälzen, immer wird doch der Gipfel eines Ararads über das Gewässer hervorragen, auf welchem die Arche ruhig stehen bleibt. Der Rabe fliegt weg, und kehrt nicht wieder, weil er Aeser genug zu zerfleischen gefunden, bis sein ursprünglich weißes Gefieder, durch die aufsteigenden Leichendünste, die Farbe der Nacht angenommen [1].

Allein die Taube bleibt nicht aus, mit dem Oehlblatte des Friedens im Munde, und am Himmel zeigt sich der Regenbogen, an dem man das Zeichen der Zeit erkennen kann. Die Hand, aber die den Bogen des geschlossenen Friedensbundes, als Brücke, von der Wolke, aus welcher die verheerenden Fluthen geströmt, zu der Wolke spannte, aus der die Sonne leuchtend und belebend bricht, haltet auch die Wage des Geschickes, auf der das Böse nimmer überwiegen darf. Ja, was ist auch das Böse, wo die Vorsehung waltet? Ein steiler, kahler, düsterer Schrecken erregender Berg nur für das beschränkte Auge des Sterblichen, vor dem er sich jählings unter furchtbaren Anzeichen aufthürmt, ob er auch im Inneren Goldadern, und kostbares Gestein birgt. Die kommenden Zeiten werden das Edle schon zu Tage fördern. Zum Schrecken von ganz Europa, mußte dessen Vormauer, des großen Konstantins Stadt, in die Hand der Osmanen fallen, damit Wien den Christen zu Marathon und Salamis werde; und wir werden im Verlaufe dieses Aufsatzes zeigen, daß der Schreck des durch Deutschland schallenden Türkenrufes nothwendig war, sollte die deutsche Nationalität erhalten werden, und keiner der großen christlichen Staatskörper zu schwer gegen die anderen ins Gewicht fallen, auf der Bilance des im

---

[1] Tolemei, ein ausgezeichneter Gelehrter Italiens des 16. Jahrhunderts, schien, nach seinen Briefen, päpstlicher Commissär bei den Hülfstruppen gewesen zu seyn, die Clemens VII. gegen Suleiman, zu dem kaiserlichen Heere stoßen ließ. Höchst sonderbar, finde ich ihn, den Augenzeugen so wichtiger Vorfälle, bei keinem der Schriftsteller, die über diese Epochen schrieben, als Quelle benützt oder citiert.

[2] Ich bin einer, der eher spricht, um die Wahrheit zu sagen, als aus Haß oder Geringschätzung gegen andere, oder aus allzuheftiger Leidenschaftlichkeit.

[3] Buchholz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. 1. Theil.

[1] Orientalische Mythe von dem Raben, welchen Noe ausließ, um zu sehen, ob die Gewässer gefallen, und der nicht mehr zurückkehrte.

16ten Jahrhunderte erst, sich kaum herausbildenden und consolidirenden Staatensystems. Der große für unüberwindlich gehaltene Suleiman schleifte die ungarische Königskrone bis in die Ebene zwischen Wien und Neustadt, um sich dieselbe in dem zur Moschee umgewandelten Dome St. Stephans aufs Haupt zu setzen. Aber die Ebene zwischen Wien und Neustadt hätte ihm leicht des schwedischen Karl XII. Pultawa werden können. Wenigstens lernten die Deutschen dort ihn als weniger furchtbar kennen, und Oesterreichs Hausmacht für die beste Schutzwehr für ihre eigene Sicherheit gegen auswärtige feindliche Angriffe. Die Krone Ungarns aber, ihm nun eine unnütze Last, mußte der Sultan auf seines gehorsamen Knechtes Zapolyas schwaches Haupt setzen, daß sie auf demselben wanke, um in der Folge desto fester auf den Häuptern von des ersten Ferdinands Nachkommen zu ruhen.

Eben so leicht wäre es, hier durch angeführte Beispiele die Wahrheit der schon so oft gemachten Bemerkung zu belegen, daß öfter aus dem Kleinsten das Größte entsprungen, während das groß Begonnene in Nichts zerfloß. Allein was ist im Laufe des Makrokosmos groß oder klein? Die Menschen sind von jeher gewohnt, dieß oder jenes so oder so zu benennen, nach dem augenblicklichen Eindrucke, den etwas auf ihre Empfindung gemacht. Doch dieß ist ein so richtiger Maßstab, als wollte man die Segnungen oder Nachtheile des fallenden Regens nach dem Grade ermessen, als derselbe die Glieder durchnäßt. Der einzige richtige Messer für groß und klein, und überhaupt für jede Erscheinung sammt ihren Folgen, könnte die Geschichte seyn, wären nicht die Meisten gewohnt, einzelne Theile derselben, ohne Rücksicht auf das Ganze, wie die zerstückten Glieder eines Insektes unter das Mikroskop ihrer Beobachtung zu legen — ein Verfahren, das nie zu richtigen Resultaten führt. Denn darin gleicht die Geschichte dem Bilde der Sfinx. Aus den heterogensten Theilen zusammengesetzt, scheint diese ein fantastisches Wesen, das nie existirte. Und doch liegt das Räthsel nur in der Unwissenheit des Beschauers. Dem Eingeweihten hat das Ganze eine hohe mysteriöse Bedeutung voll göttlicher Wahrheit. Das Ganze, sagte ich, denn schlagt das Haupt vom Rumpfe, reißt die Schwingen aus dem Leibe, so daß nur der Rest, der Körper eines wilden Thieres zurückbleibt, so liegen der gewöhnliche Kopf einer Dirne am Boden, die Flügel irgend eines gemeinen Vogels, und der Leib einer Riesenkatze. Trümmer eines gewesenen Schönen, die in ihrer Zerstörung erst eigentlich nichts bedeuten. So ist es in der Geschichte. Was ist das einzelne Datum werth, bemerkt man an ihm nicht die beiden Endhaken, womit in jeder Epoche die Vergangenheit an die Gegenwart sich anheftet, und die letztere an die Zukunft sich anknüpft. In der Geschichte gibt es kein Stückwerk. Sie ist mit ihren Perioden und Epochen das ganze menschliche Seyn und Wissen im weiten Kreise umfassend, wie der große Ozean, der, eine überall ungetrennte Wasserfläche das ganze Festland umgürtet, und von dem die übrigen Meere, mit den in sie einmündenden Strömen genau zusammen hängende Theile sind. Also die Geschichte betrachtend, klafft dem beobachtenden Geistesauge keine Kluft trennend zwischen Zeit und Zeit entgegen. War und Seyn sammt ihren Erscheinungen sind ihm auf diese Weise die gegebenen bekannten Größen einer Proportion, aus denen die unbekannte der Zukunft heraus zu finden der Kombination kein unauflösliches Räthsel bleibt. So sieht der Forscher in Karls V. Ahn, dem ersten großen Habsburger Rudolph, den Grundstein des großen Baues und der geistigen Umstaltung der Staatsverhältnisse, wie sie sich im 16ten Jahrhunderte zu bilden begannen. Er (Rudolph), seit den Ottonen der erste deutsche Kaiser, der außerhalb Rom sich die deutsche Kaiserkrone aufsetzte, und ihre Prärogative unabhängig von des Papstes Machtvollkommenheit behauptete, setzte ohne Gewaltstreich eine bleibendere Gränze zwischen hierarchischer und weltlicher Hoheit als alle Kämpfe der Hohenstaufen. Wie das geschehen, wie und welche Folgen davon erst im 16ten Jahrhundert merklich sich zu äußern anfingen, auseinander zu setzen wäre die würdige Aufgabe eines besondern Werkes. Hier genüge das Exempel, einstweilen zu beweisen, wie die ganze Geschichte nur eine ununterbrochene Kette sey, die man stets an beiden Enden fassen müsse.

Dieses vorausgesetzt wird es dem Leser des folgenden Aufsatzes nicht seltsam erscheinen, daß derselbe, mit Tolemeis Briefen über Suleimans Feldzug im Jahre 1532 beginnend, auf Karl V. und die Reformation übergeht, und mit den Zeichen unserer Zeit schließt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grafen von Harrsch.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

II.

Angenehm überraschte mich ein sehr gütiges Schreiben, das auf meine, in dieser Zeitschrift (S. 209—223) mitgetheilte Skizze über die Grafen von Harrsch sich bezieht, und mich in die Lage setzt, noch Einiges über eine Familie veröffentlichen zu können, welche ihren Landesfürsten und Staaten, in drei Jahrhunderten, wesentliche Dienste leistete, und deren Geschichte einem weitern Kreise der gebildeten Mitwelt länger unverdient entzogen blieb.

Es wurde bei dem Barnabiten-Collegium zu Wien, als Patron der Pfarrkirche in Margarethen am Moos, um genaue Abschriften der Grabschriften Marien Cäciliens Gräfin von Harrsch und Ferdinand Philipps Grafen von Harrsch, mit günstigem Erfolge sich verwendet, und diese sammt noch einigen Beiträgen mir gütigst zugesendet.

Ich theile diese Grabschriften hier mit, nebst einer Erläuterung, indem ich voraussetze, daß nicht jeder Leser dieser Zeilen im Verstehen des lateinischen Lapidarstyls geübt ist.

Auf der linken (Epistel-) Seite des Presbyteriums der erwähnten Pfarrkirche befindet sich, auf dem Grabmale der Gräfin Cäcilia von Harrsch, folgende Grabschrift:

D. O. M.
MARIAE. CAECILIAE.
EX
NOBILI. ET. ANTIQVISSIMA. VENZONENSIUM.
COMITUM. DE. PUTEO. FAMILIA. NATA.
MATRI. DILECTISSIMAE.
FILIUS.
FERDINANDUS. PHILIPPUS.
COMES.
DE HARRSCH
LUGENS. ET MOERENS.
P.
OBIIT. XXVI. SETPEMBRIS. ANNO.
MDCCLVI.
AETATIS. LXXXV ANN.

Auf der rechten (Evangelien-) Seite des Presbyteriums derselben Kirche ist auf dem Grabsteine Ferdinand Philipps Grafen von Harrsch Folgendes zu lesen:

D. O. M.
QUI
OB PRAESTITAM LXII ANNORUM TRIBUS IMPERATORIBUS
CAROLO VITO FRANCISCO I IOSEPHO II
ET
MARIAE THERESIAE AUGUSTAE HUNGARIAE BOHEMIAE
APOSTOLICAE REGINAE
DIGNITATIS ET HONORUM PLENAM
OPERAM
SANCTIORI CONSILIO ADLECTUS REI TORMENTARIAE SUPREMUS
MAGISTER
AC
LEGIONE PEDESTRI DONATUS
FINIUM CUM REPUBLICA VENETA A PACE WORMATIENSI PER CCL
ANNOS CONTENTIOSORUM ET FELICITER CONSTITUTORUM
PRO AUGUSTISSIMA ARBITER
PROVINCIAE FORI IULII PRAETOR
IN
PALATINATU SUPERIORI
ITALIA AUSTRIACA
BANATU TEMESIENSI
ET
BOHEMIAE REGNO
SUPREMUS ARMORUM PRAEFECTUS
REI ARCHITECTONICAE MILITARIS PER X ANNOS DIRECTOR
DEMUM
SILESIAE GUBERNATOR
FUIT
FERDINANDUS PHILIPPUS COMES DE HARRSCH
AD
POSTERORUM MEMORIAM
IPSEMET SIBI
P
ANNO MDCCXCII MENSE Octobris DIE XXXI SPIRITUM
CREATORI SUO REDDIDIT
AETATIS LXXXVIII ANNORUM.

Wir sehen hieraus, daß Maria Cäcilia Gräfin von Harrsch von der uralten (Venzonensium?) gräflichen Familie von Pozzo abstammte, und am 26. September 1756 im 85. Jahre starb. — Die Grabschrift sagt de Puteo, den italienischen Namen Pozzo, Brunnen, in das Lateinische übersetzend.

Ferdinand Philipp Graf von Harrsch diente mit Auszeichnung die höchst seltene Reihe von zwei und sechzig Jahren Karl VI., Franz I., Joseph II. und Marien Theresien. Er wurde geheimer Rath, General-Feldzeugmeister, im Jahre 1749 Inhaber des oberösterreichischen Linien-Infanterie-Regimentes Nr. 50, welches seit 1809 aufgelöset ist, Kommandirender von Inner-Oesterreich, in der Oberpfalz, dem österreichischen Italien, dem Temeswarer Banat und dem Königreiche Böhmen.

Er war zehn Jahre General-Genie- und Fortifikations-Director, dann Gouverneur von Schlesien.

Die mit der Republik Venedig, seit 250 Jahren bestandenen Gränz-Irrungen beseitigte er zu Gunsten seiner Monarchin, und starb am 31. October 1793 in seinem 88. Lebensjahre. — Dieses ist, mit wenigen Zusätzen und Erläuterungen, der Inhalt beider Grabschriften.

Als Geschichtsfreund wünschte ich, daß die Inschriften der Denkmäler, besonders in Monographien, weit mehr berücksichtigt und durch den Druck verbreitet würden. Dem Forscher würde es nur selten schwer fallen, die Thatsachen unter den Beigaben herkömmlicher Ausdrücke liebender Verwandten und Freunde, schmarotzender Schmeichler, lachender Erben u. dgl. heraus zu finden.

Der Sterbetag Philipps, des jüngern Sohnes des ersten Grafen von Harrsch, ist selbst den nächsten Verwandten dieses Grafen, welchen ich diese gütigen Mittheilungen danke, bis jetzt noch unbekannt.

Der einzige Sohn des Hofraths und Salzamtmanns in Gmunden, Grafen Ferdinand Philipp, starb am 22. November 1811.

Die verstorbene Gräfin Louise war die Gemahlin des Johann Karl Freiherrn von Skrbensky, Besitzers der Herrschaft Schönhof in Oesterreichisch-Schlesien, und Mutter Sr. Excellenz des dermaligen Herrn Regierungs-Präsidenten von Oesterreich ob der Ens, Philipp Freiherrn v. Skrbensky.

Graf Johann Vilana Perlas de Rialp war der letzte seines Stammes und Fideicommiß-Besitzer der Herrschaft Paasdorf, welches Fideicommiß mit ihm erlosch.

Aussee, in Steiermark, August 1837.

Ueber
den Ursprung der Palatinal-Donationen in Ungarn.

Den Ursprung der Palatinal-Donationen leitet der verstorbene Professor des ungarischen Privatrechts an der Universität zu Pest, Emerich v. Kelemen, in seinem Werke: Institutiones Juris Hungarici privati, Lib. II. de Rebus, Edit. II. Budae 1818, S. 135, nicht aus dem Decret des Königs Mathias I., sondern von der Statthalterei Johann Hunyady's ab [1], und sein Nachfolger auf dem Katheder des ungarischen Privatrechtes zu Pest, Professor Ignaz Frank, in seinem Compendium: Principia Juris civilis hungarici (Pestini 1829) Tom. I. p. 168, 169 [1], folgte ihm. Alexander v. Kövy, Professor des ungarischen Privatrechts in dem reformirten Collegium zu Saros-Patak, schweigt darüber in seinen juridischen Werken.

Die Sache verhält sich nicht so, wie Kelemen behauptet. Der rastlose ungarische Geschichtsforscher, Gabriel v. Nagy, gibt darüber in den Hasznos Mulatságok 1836, I. Band, Nr. 23 folgende schätzbare Aufklärung:

»In meiner handschriftlichen Sammlung, im XXI. Bd., Seite 307, befindet sich bereits vom Jahre 1417 eine Palatinal-Donations-Urkunde über Sényő. Eben daselbst S. 313 eine Donations-Urkunde über das Dorf Ferjércs, im Bereger Comitate für Ladislaus Szepessi, den Sohn Johannes, welche im Register der Urkunden der Familie Uketyevics in dem bei der Districtual-Tafel jenseits der Theiß gepflogenen Prozesse vorkommt. Im Jahre 1371 bat Laurenz Kis Csebi, der Sohn des Matthäus, bei Ladislaus Herzog von Oppeln und Palatin des Königreichs Ungarn, um 5 Bauerngründe (telket, sessiones colonicales) zu Németfalva im Zempliner Comitat. (Antonii Szirmay Notitia topographica Comitatus Zempliniensis pag. 75.) Im XXXII. Bande meiner Sammlung befindet sich eine Palatinal-Schenkungs-Urkunde über Serk Szentivány, Románteleke und Vécs, für Valentin Mathias und Stephan Szentiványi. Alle diese Urkunden sind älter als Hunyady's Statthalterschaft.«

Auch hieraus erhellt, daß die Geschichte der ungarischen Rechte noch viele Lücken hat, die durch fleißige Benützung alter Urkunden in Archiven nach und nach ausgefüllt, und dadurch die in gedruckten Werken vorkommenden Irrthümer berichtigt werden können.

Dr. Carl Rumy.

1 »Post infelicem cladem Varnensem, quae Regem Wladislaum I cum suo exercitu hausit, dum invictum illum heroem Joannem Hunyadium, SS. et OO. generalem Regni Gubernatorem cum potestate regia crearent, praeter publicae reipublicae administrationem etiam jus donationes praeclare de patria meritis viris impertiendi, certis tamen limitibus circumscriptum, eidem attribuerunt. (Trip. P. II, 14 et 52 seqq. Vestigia Comit. p. 253. art. 6, 10, 11, 12.) Neque tamen aec donandi facultas, seu lege, seu consuetudine, statim ad Palatinos derivata est. Sub Ipsius magni Hunyadii filio, Mathia Rege, cautum erat: ne Palatinus, qui idem ex officio Locumtenens Regius erat, malefactoribus gratiam facere, aut quibuscunque, ex jurisdictione S. Coronae, Donationes conferre possit.« (De Officio Palat. art. 10. pr. et 1.)

1 »Ceterum potestatem illam Palatini tanquam Locumtenentes Regie tantum Seculo XVI. acceperunt. Non obstante art. 10 de off. Palat. Antea Gubernator Joannes de Hunyad simili potestate usus est; donationes tamen ab eo factae regiam confirmationem requirebant. vid. Decr. 1446 et 10.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

74. Sonnabend, den 16. September 1837.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

M. Claudius Tolemei an A. M. T. U.

In vorliegendem Schreiben berichte ich Ihnen den gegenwärtigen Stand des gegen die Ungläubigen sich zusammenziehenden Reichsheeres. Das Reich, unter welchem Namen man die deutschen Lande begreift, die dem kaiserlichen Zepter unterworfen sind, die Fürsten und Barone rüsten auf ihre Kosten zu dem bevorstehenden Feldzuge 30.000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde, unter dem Oberbefehle des Pfalzgrafen Friedrich. Der größte Theil dieses Kontingents ist schon an dem Orte seiner Bestimmung, und täglich ziehen Truppenabtheilungen aus dem Reiche zu dem Gros der Armee bei Krems. Heute marschirte hier eine von 6000 Mann durch, die aufs beste gerüstet von Köln kam. Die Böhmen und Mährer verstanden sich dazu, von 6000 Groschen jährlicher Einkünfte zehn Mann Fußvolk, und zwei zu Pferde zu stellen. Vermöge solchen Ausschreibens brachten sie gegen 35.000 Infanteristen und 6000 Reiter auf. Diese stehen bereits an der Gränze von Ungarn. Ihre Officiere wählten sie sich selber aus ihrer Mitte. Ueberdieß besoldet der Kaiser 12.000 deutsche Landsknechte, welche der Graf von Fürstenberg anführt, und gegen 1500 burgundische und flamändische Reiter. Diese stehen jetzt zerstreut, zu Fürt unterhalb Nürnberg, und in den Dörfern ringsumher, nur auf ihren Sold wartend, um gemustert zu werden, und den weiteren Marsch dann anzutreten. Der Herzog von Sachsen, der Landgraf, der Herzog von Lüneburg, Straßburg und Ulm, alle lutherisch gesinnt, wollten nicht bei dem Reichstage erscheinen.

Später aber verglichen sie sich in Nürnberg mit dem Kaiser dahin, 6000 Mann zu Fuß und 2000 Kavalleristen zu stellen. Diesen Vertrag ging der Kaiser nicht als Kaiser, sondern bloß als Erzherzog von Oesterreich mit ihnen ein. Sowohl die deutschen als böhmischen Stände unterhalten die von ihnen ins Feld gestellten Truppen durch volle sechs Monate auf ihre Kosten. In Wien garnisoniren unter des Grafen Lodron und des Kazianer Commando bei 13.000 Mann, überdieß stehen noch daselbst 7000 Spanier, um ins Feldlager zu ziehen. Auch erwartet man die italienischen Truppen, von denen ich Ihnen noch keine Nachricht geben kann, da sie bis jetzt noch nicht eingetroffen sind. Wie hier die Rede geht, soll sich ihre Anzahl auf 12.000 Mann belaufen. Auch soll hier die Nachricht eingetroffen seyn, daß Don Ferdinand Gonzaga dem Kaiser 1200 Reiter aus Italien zuführt. Doch habe ich darüber weiter keine Gewißheit. Davon muß der Papst am besten in Kenntniß gesetzt seyn. Ferner sollen auch in Ungarn und Croatien, im Namen der Kirche und des Papstes, so viel Reiter, als nur immer möglich, angeworben werden. Zu diesem Behufe wurden der Hauptmann, Camillo Campagna, und Martin Agrippa, in Begleitung eines Beamten des römischen Königs, nach jenen Orten in Ungarn und Croatien beordert, wo man die besten Reiter zu finden glaubt. Diesen wurden noch zwei andere königliche Beamte beigesellt, das Wappen der Kirche, zwei ins Kreuz gelegte rothe Schlüssel, welches ich ihnen überschickt hatte, den Angeworbenen zu bringen, und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Wie mir geschrieben wurde, schlossen sich an die Abgesandten vier ungarische Kapitäne an, welche

sehr viel Devozion für den apostolischen Stuhl an den Tag legen.

In Neustadt liegen sechs Fahnen Fußvolk, ungefähr 2500 Mann. Zu Preßburg befindet sich gegenwärtig Peter Zapata, einstiger Geschäftsträger von Modena, der Bischof von Agram, Thurzo der Schatzmeister von Ungarn, und der Schloßhauptmann Stephan Pempflinger. Die Böhmen haben es auf sich genommen, den Strich Landes zwischen Preßburg und Trentschin, welcher die Gränze zwischen Mähren und Ungarn bildet, zu bewachen. In Gran wird bloß die Festung besetzt gehalten, welche ziemlich groß ist, und die Kathedrale in sich faßt. Als Besatzung liegt in derselben der Hauptmann Laskano, ein Spanier, mit vier Fahnen Deutsche. Der Woiwode soll bereits mit seinen Völkern und denen des Venetianers Alois Gritti vor der Stadt halten. Ueberdieß hat der römische König eine Donauflotte von dreißig größeren Schiffen, Brigantinen, außer denen, welche noch erwartet werden, alle aufs beste versehen und ausgerüstet, und in schönster Ordnung. An diese reiht sich eine große Anzahl Nassaden an, eine Art langer flacher Schiffe, von denen jedes dreißig bis vierzig Mann führt, und Pontons zum Brückenbaue. Nach der Aussage der Herren vom kaiserlichen Hofhalte ist die Anzahl der Leute, welche zum Dienste auf der Donauflotte erforderlich sind, ungefähr achttausend, alle von dem römischen Könige besoldet. Admiral dieser Flotte ist ein Herr von Rauber, ein kriegserfahrner tapferer Deutscher. In Kärnthen, Krain, Steiermark, und einer Strecke von Croatien, bis gegen Pettau, sind vom römischen König vier Feldhauptleute, Püler, Auersberg, Jurischitz, und noch ein anderer, dessen Name mir entfallen ist, über die berittene Miliz des Landes gesetzt. Diese befehlen über 500 Ordinanzreiter, welche vom Könige ihren Sold haben, außer dem Landvolke, welches zur Vertheidigung seiner Wohnungen armirt ist. Dieser Tage stieß der Hauptmann Püler auf zweitausend Türken, von denen er bei dem Angriffe im offenen Felde gegen 500 niedermachte, und die übrigen in die Flucht schlug, laut dem vom Könige erhaltenen Berichte, der sicher auch dem Papste schon zugekommen seyn wird. Was die Artillerie und Munition betrifft, so haltet man allgemein dafür, daß sowohl die Städte, als das Heer sehr gut damit versehen sind, da bloß nur in Wien hundert Stücke Kanonen, Kartaunen, Falconetten und Feldschlangen sich vorräthig finden. Auch in Neustadt ist man sehr thätig, Feldzeug zuzurichten, und fortwährend werden daselbst Kanonen gegossen. Denn es hat sich der römische König anheischig gemacht, dem Heere 100 Feldstücke zuzusenden, und hat diese schon zu seiner Verfügung bereit. Auch der Kaiser hat sich erklärt, sechzig Stücke zu liefern. Davon hat er fünf und zwanzig der schönsten auf einer Donauinsel, zehn von Augsburg und sechs von Ulm erhalten, und noch stehen sechs Stücke, von den Herzogen von Baiern, dem Kaiser zu Gebothe, die er sobald er will aus Regensburg kann abführen lassen. So geht alles Hand in Hand, das Heer mit dem nöthigen Geschütze zu versehen. Wie man vernimmt, werden in Augsburg noch 48 Kanonen gegossen; diese dürften aber kaum für den Dienst der jetzt versammelten Armee zur Zeit fertig werden. Mit Pulver, Kugeln und sonstiger Munition ist das Lager überflüssig versehen, und zur größeren Vorsorge wird in mehreren Städten, als Augsburg, Ulm und Straßburg fortwährend Kriegsbedarf angefertiget. Geschützmeister ist der, auch Ihnen als ein äußerst praktisch gebildeter geschickter Mann bekannte Fra Gabriel Martinengo. Des Kaisers Leibgarden bilden hier die Kompagnien des Monsignor Büren, des Grafen Nassau, und die von Porsino, Neffen des Monsignor Chevres, in allem zusammen ungefähr 200 Gensdarmen und 300 Arcieren. Ueberdieß befinden sich bei der Armee sehr viele Edelleute sowohl von dem spanischen Hofe, als von anderen Nationen, die sehr wohl beritten und armirt bei den verschiedenen Armee-Corps eingetheilt sind. Auf diese Weise dürfte sich die Gesammtzahl aller Truppen, die auch mit eingerechnet, die in Wien und Neustadt stehen, auf 125.000 Mann belaufen, ohne die Italiener, welche noch erwartet werden, mit zu zählen, und die man auf 20.000 zu Rosse Dienende anschlagen kann. Von diesen Truppen besoldet der Kaiser die 12.000 Landsknechte, die Spanier und Italiener jeder Waffengattung, die flamändischen und burgundischen Reiter, und jene Gensdarmerie, von welcher ich Ihnen geschrieben habe. Aus des römischen Königs Säkel erhalten ihren Sold: die Besatzung von Wien und Neustadt, die Donauflotte, die Feldobersten, Sergenten und die anderen Officiere, welche bei einem solchen Truppenkörper nothwendig angestellt seyn müssen. Was die Schweizer betrifft, veranlassen sie hier vieles Gerede, weil sie, wie es auch dem Papste nach meiner Meinung sehr wohl bekannt seyn wird, fest entschlossen sind, keinen Fuß über ihre Gränze zu setzen, und auch die französischen Gesandten dem römischen Könige auf dem Reichstage vorgeworfen haben, daß bloß sein Ehrgeitz, der es nicht zugibt, dem Woiwoden den ungestörten Besitz

Ungarns zu gönnen, die Veranlassung des gegenwärtigen Krieges sey.

Sie verwundern sich, daß jetzt so selten Nachrichten von hier bei Ihnen einlaufen, da Sie, ehe der Krieg ausgebrochen, häufigere Berichte erhalten. Noch mehr würden Sie staunen, wenn Sie hier wären, wo man eben so wenig Kunde von dem feindlichen Lager hat. Dieß schreibt sich daher, weil man bis jetzt weit weniger, als es zusteht, bemüht war, welche Berichte zu erhalten. Nun aber wurde die Verfügung getroffen, von den ungarischen Reitern, welche im Namen der Kirche angeworben werden, einige als Spione zu gebrauchen. Diese sollen den Auftrag erhalten, sich, als wären sie Ausreißer, in das Lager der Türken zu begeben, und wenn sie die Gelegenheit ersehen, mit der erlangten Kundschaft über den Stand und die Zahl der Feinde wieder hierher zurück zu kehren. Dieses wird leicht auszuführen seyn, indem auf beiden Seiten, in unserem Lager sowohl, als in dem der Türken, Ungarn dienen. Von den Türken wissen wir also hier bis jetzt nichts, außer dem Wenigen, was ein Türke aussagte, der am 9ten dieses aufgefangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

VI. Copia Schreibens an Herrn Graff Schlichken von Herrn General Feldtmarschal.

(Schluß.)

Daß ander daß ich solte daß volckh laßen in die quartier Ziehen daß konte ich darumb nicht thuen weils Ihr Maytt. vnd deß Reichs dienst gantz Zuwider; dan deß feindeß Zuestandt wäre mir bekhandt auch waß ich Zuethuen veemöchte. Auf dem wan ich eines gegen daß andee erwege, finde ich in meinen gewissen nicht zuuerandtworten, daß ich Breysach so solte lassen verloren ghen, weil Ihr Maytt. sich allergn. erbotten, so vill müglich zue helffen, vnd mittel beyzuschaffen, vnd zu dem wan gleich Breysach nicht in solchen nöthen wäre, so wolte es die raison deß Kriegs nit Zulassen daß ich mich solte auseinander legen, da dee feindt noch beysammen, vnd nicht alle Stundt in die Quartier gehen Kontte eineß nach anderen auffschlagen sich sicher reterieeen und einen alß den anderen weg Breysach plocquirt lassen, Ich konte auch nicht glauben daß Ihr Churfürstl. Durchl. intention währe Ihr Mayst. Dienst zu verhinderen wan Shie recht informirt weren, welches hierdurch beschehe, vnd wan daß Ihr Churfürstl. Durchl. meinung, welches ich nit hoffen will, so müste ehr der Küttner sicherlich glauben, daß Ihr Churfürstl. Durchl. nicht so vill gelt vnd landt hetten, wan shie mir gleich alles geben waß shie hetten, mich dahin zu bringen, wider daß hauß Oesterreich zu thun vnd an dem Zum Schelmen zu werden, wollte wich lieber alle adern auß dem leib lebendig reissen lassen, als meine ehr zue schanden meiner posterität zue beflecken. Hierauf seindt whir von einander geschieden wie ich mich bestürtz befunden vber seine proposition, also ehe vber mein resolution, habe Ihm dabey angedeüt, ich wolte übermorgen ausbrechen vnd sehen ob ich den Feindt den Schwartzwalt Könte abdeingen, alßdan wurde seine deß Feindts Cauallaria wieder Shie darauf leben müste Zuegrundt ghen vnd dem hauptwerhke leichter Konne geholffen werden. Welches ehr Starhk widersprochen, es wehre Ihr Churfürstl. Duechl. resolution gantz zuewider, das volhk wehre vnwüllig, es wehre gefährlich mit den leütten auff den feindt Zughen. In Summa wan ehr wehee von dem König von Frankeeich geschickt worden hette ehe nit fleissiger seine dienst besödeeen Könden, wie Er mihr fürgeschlagen, so ichs eingangen. Ist daeauf Zu ethlichen obeisten Kommen, dem einen dieß, dem anderen ein andees ins ohr gesagt in meinung shie zu disponirn Ihme beyzufallen, hat abee nichts veesangen wollen, seindt Ihr Maytt. getrewe leuth vnd lieben Ihr Ehr mehr alß daß Leben. Darauf seindt die Obeisten und Commendanten der regimenter Zu dem villgenandten Küttner samentlich gangen zu wissen begehrt, waß ihr Churfstl. Durchl. auf ihr vnderthenigst suchen sich guedigst eeklärt waß ehr aber ihnen fur andtwordt geben ist hier bey mit handt vnd Pittshafft von Ihnen bekräfftiget, von denen die Zuegegen gewesen vnd seine erklärung gehört. Worauff dan E. E. vnd ein ander leicht abnemmen kan, daß ehr nichts anders gesucht alß mir den gehorsamb zuendtziehen vnd die Völhker rebellisch Zuemachen oder zum Wenigsten die Obeisten vnd Commendanten der Regmtr. Wie nun dieseß für Uebergangen gewesen, den morgen hab ich nachmittag den General Wachtmeister Schuettee, obrist Neümarhk, Obrist Getzling, Obrist Kolben vnd Obrist Reinach zugleich auch den Küttner zu mir inRatht erforderet, vnd Ihnen proponiet, waß ich füe Kundtschafften von dem Feindt, auch waß ich für schreiben von dem Geneeal Zeugmeister von Reinach, den Zuestandt vnseeer Armada vnd daß nachdem ich wohl erwogen die beschaffenheit des Feindts die Gelegenheit deß Landts So hette ich mich resoluirt morgen mit der Armada auffzuebrechen Zue versicheren ob ich den Feindt, daran Ich gleichwohl nit daß geringste zweiflete, den Schwartzwaldt Kondte abtringen. Gebe mit diesem marsch den Croaten, so vber den Rhein auch zugleich mehr kufft die proviant in Breysach Zen-

seit Reichs zuebringen, vnd wan daß gelünchte wurde dem hauptwerhk desto leichter zue helffen sein; Könte Ihnen dabei auch nit verhalten dass der Küttner mit einem Creditiu von Ihr Churfl. Durchl. gestern bey mir wehre angelangt vnd mir proponirt zweyerlei. Eins daß ich mit List oder gewalt wie ich könte denen Kayserl. die Quartier solte abnehmen. Zum andern dass ich die Armee sollt lassen von einanderen in die quartier legen vnd mich im geringsten nicht gegen den Feindt moviren, gebe Ihnen alss Ihr Maytt. getrewen dienern zuerkennen, ob mir solches alss einem ehrlichen man zu thuen zu erachten. Ich finde in dem Creditiu diese wordt. Ich solte wass ehr der Küttner in Ihr Maytt. dienst Mhir wurde vorbringen denselben volligen Glauben zuemessen. Weile nhun dieses Ihr Maytt. dienst zuwieder, machte ich kein reflexion auf sein vorbringen. Ich wolte in Gottes nahmen wan shie es guth finden, morgen fortgehn. Ihr Churfstl. Durcht. weren vbell informirt darauf shie alle mir beyfallen, Ja es were meinung guth solte es in Gottes namen inss werhk richten, shie wolten bei mir thuen alss ehrliche leutt, vnd den vbrigen erst Ihr Maytt. dienst zuesetzen. Nicht zweyffelnde Ihr Kayserl. Maytt. wurden Ihre getrewste dienst vnd eyffer allerguedigst erkennen, behten, ich möchte Ihr Kayserl. Maytt. Sie alleronderthänigste befhelen, wolten aber dieses hierbey erinnert haben, Ihr Churfstl. Durchl. meine marche zu notificiren vnd wass Shie darüber resoluiren zu meiner besten verwahrung zuvernemmen, da wurdt dass facit herauss khomen, ob der abgeordnete, welcher wider disen march hefftig protestirt, dessen so eüfferigen befehl.

Wass mihr darauf Kammen weyset die beylag, welche ehr selber bracht, dan ehr nit mitziehen wollte, ist zu Tubingen blieben, vnd alless wass ich habe weegen der proviant incarinirt widersprochen, theils gar gehindert, auch wie ich die Kranhken vnd geschädigten so wohl die vnberittne Reutter logirt nach seinem gefallen wie ehr ein oder den anderen affectionirt gewesen verendert

Auss diesem können E. E. leicht abnemmen wie man intentionirt, stelle es nochmals E. E. anheimb ob dieses Ihr Kayserl Maytt. zu hinderbringen vnd wass hierüber zum resoluiren. Ich vnd alle obristen auch Commendanten der Regimenter leben vnd sterben Ihr Kayserl. Maytt. getrewe diener, darvon wirdt unss nichts abwenden, befehle E. Ecc. Gottess Schutz vnd verpleib.

Sig. Inn Neüstatt im Schwartzwaldt. 8. 8br. 638.

Miszellen.

Am Ende des Dorfes Langbath befindet sich eine beträchtliche Wöhre, der Hutmannpolster genannt, oberwelcher die Traun eine so große Sandbank zusammenträgt, daß nur noch eine kleine Passage übrig ist, die man mit einem Wasserschranken versperren kann. Hat man diesen engen Raum glücklich durchgeschifft, so stürzen die Schiffe pfeilschnell über diesen Polster oder die Wöhre hinab. Allgemein bekannt und auffallend ist, daß jene Plagegeister ganzer Ortschaften; die Ratten nämlich, die noch in Gmunden, ja selbst noch in Ebensee gefunden werden, nicht weiter als bis zum Hutmannpolster ihren Aufenthalt haben, und von da an im ganzen Salzkammergut nimmer gefunden werden. Eine alte Sage spricht von einer geschehenen Verbannung der Ratten durch einen Reisenden, welcher im Salzkammergute bei seinen dürftigen Umständen sehr viel Gutes genossen habe, am Hutmannpolster aber von einem Ebenseer beleidiget worden seyn soll, und daher die Wirkung seines Bannes nur bis hieher ausdehnte. — Wirklich ist unerklärbar, daß diese Thiere, wenn man mit ihnen Versuche anstellte, sie in Schiffe nahm, und mit ihnen auswärts fuhr, — entweder bei diesem Polster entsprangen, oder im Verhinderungsfalle schnell ihr Leben endeten.

»Gleichermaßen,« bemerkt Reichard Streln, »hat das Studieren befördert, daß die alten Herren den Gelehrten so große Ehre erwiesen. Herzog Leopold von Oesterreich und der König von Frankreich haben den Hut vor den Scholaren abgezogen, wie Haselbach im Chron. Austr. schreibt.«

»Leopold Khreig hat Vedt vnd Krieg gefürth mit Hansen Strein, Albrechten Ottensteiner, Hofrichtern zu Oesterreich vnd Ortolfen Stochorner, darinen schlegt sich Herzog Wilhelbn von Oesterreich vnd schickht Oswalten den Jugelstetter seinen Camerer zu dem Khreiger, einen fridt zwischen ihnen zu handlen, oder daß sie zu beiden Theilen für ihn khumen sollen, sy mit recht oder myn zu entschaiden vnd daß sie die gefangene gegeneinander loß geben sollen an. 1404.«

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

75. Mittwoch, den 20. September 1837.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Dieser Türke wurde auf einem Plünderungszuge fünfzehn Miglien von Wien zum Gefangenen gemacht. Er sagt aus, daß er der Diener eines Sipahi sey, aus dem Gefolge des Sandschak von Belgrad, welcher mit dem von Widin Ibrahim Pascha's Avantgarde an den ungarischen Gränzen bildet. Diese beiden Sandschake ziehen mit ungefähr 1000 Reitern dem Heere voraus, um die Wege auszubessern, und sie haben die Obliegenheit, da, wo sie auf Flüsse stoßen, oder die Straße von den ausgetretenen Gewässern verwüstet finden, Brücken zu schlagen. Ibrahim Pascha führt die Haupt-Avantgarde der Türken, die aus Albanesern und Janitscharen zusammengesetzt ist. Der größere Theil der letzteren ist mit Schießröhren gerüstet, die anderen bloß mit Partisanen. Ihre Schießröhre sind weit größer als die der Unseren, und außer den Janitscharen führen die anderen türkischen Soldaten weder Schießröhre noch Musketen. Ferner berichtet der Gefangene, daß Ibrahim Pascha mit seinen Truppen von ungefähr 60- bis 70000 Mann, nur sechs türkische Märsche von Wien entfernt stehe, und daß er das Hauptheer der Türken so nahe habe, daß man in der Ebene aus einem Lager in das andere sehen könne, da sie überhaupt durch den Zwischenraum von einem Marsche oder $1\frac{1}{2}$, und zuweilen gar nur von einem halben Marsche von einander getrennt sind. Auch will er gehört haben, daß der Beglerbeg von Turkomanien die Arriergarde kommandire, und daß man allgemein sagt, daß die Türkenmacht auf diesem Feldzuge weit stärker sey, als bei dem ersten Einfalle des Sultans in Oesterreich. Nach des Gefangenen Aussage bricht das türkische Lager mit Tagesanbruch auf, und dann wird bis neun Uhr, oder gar bis um die Mittagszeit marschirt. Mit Proviant wird das osmanische Heer in Menge aus den Schlössern und nahe gelegenen Dörfern versorgt, außerdem führt es sehr vielen Mundvorrath mit sich, welcher aus der Heimath mitgenommen wurde. Uebrigens folgen dem Heereszuge nur 300 Feldgeschütze, weil der Großherr nicht beabsichtigt, Städte zu berennen, sondern sich in offenem Felde, wo man den deutschen Kaiser mit seinen Streitkräften zu finden hofft, mit den Christen zu schlagen. Deßhalb ist auch das Türkenheer in der besten Stimmung, weil man allgemein hofft, nach einem bald geendeten Feldzuge, in kurzer Zeit zu dem heimischen Herde wieder zurückkehren zu können. Als die Ursache ihres langsamen Vorrückens gibt der Gefangene die vielen Sümpfe und den tiefen Morast, welche die Türken allenthalben auf ihrem Marsche antrafen, an. Um die Ursache befragt, warum die Renner und Brenner, eine Schaar leichter beutelustiger Reiter, die sonst gewöhnlich plündernd, sengend und brennend dem Türkenheere vorausschwärmen, nicht auch jetzt als die Vorläufer der heranrückenden feindlichen Armee erschienen wären? antwortete der türkische Gefangene, daß der Großherr sie jetzt zur Nachhut des Heeres zurückgewiesen, damit sie nicht, demselben vorausziehend, das Land verheerten. Denn der Sultan wolle jetzt vor allem in einem unausgesogenen Lande lagern, und den Rennern und Brennern, am Tage der Schlacht, im Treffen ihren Platz anweisen.

Schon seit geraumer Zeit habe ich keine Nachricht von Ihnen, und da ich nicht gerne in diesem Punkte, Sie einer Nachlässigkeit zeihen möchte, so muß ich dafür halten, daß Ihre Briefe nicht den gehörigen Gang genommen. Denn

Sie können leicht einsehen, wie sehr es dem Legaten daran gelegen sey, öfter Bericht von Ihnen zu erhalten, vorzüglich der Gelder wegen, die für den zweiten Sold schon hätten angelangt seyn sollen, und wozu bis jetzt noch keine Anstalten getroffen sind. Ihnen sind die Versprechungen nicht unbekannt, welche uns gemacht worden, und Sie können nicht minder leicht ermessen, welche Unordnungen es nach sich ziehen werde, treffen die Gelder nicht zur bestimmten Zeit hier ein. Ich habe daher nicht erst nöthig, Sie zu besonderer Aufmerksamkeit zu ermahnen, trotz dem, daß ich bis jetzt weder Geld noch Briefe anlangen gesehen, und ich keinen Aufschluß darüber erhalten. In Betreff der hiesigen Vorfälle erhalten Sie die Abschrift gewisser Briefe, die von dem Befehlshaber von Oedenburg und von Kazianer aus Wien eingelaufen sind, und deren Inhalt, von einem Ueberläufer aus dem türkischen Lager bei Wien, der dann hierher nach Regensburg geführt wurde, bestätiget wird. Diese Herren, alles das in Ueberlegung ziehend, was der Großherr in diesem Feldzuge unternehmen könnte, sind der Meinung, daß er eine von den folgenden fünf Partien ergreifen dürfte. Erstens, Wien belagern. Ein Unternehmen, was ihnen nicht denkbar scheint wegen der Kürze der Zeit und aus Mangel an Belagerungsgeschütze, welches Suleiman jenseits der Donau zurückgelassen. Außerdem wird es ihm nicht entgangen seyn, daß Wien durch eine treffliche Besatzung vertheidigt, gut befestigt und mit Mundvorrath trefflich versehen sey, so daß er sich nichts anders als Schmach dort hohlen würde. Und endlich weiß er, daß der römische König und der Kaiser mit einem sehr starken Heere zum Entsatz dieser Stadt heranrücken. Der zweite mögliche Fall ist, daß der Großherr vor Neustadt rücke, damit die christlichen Heere der geängstigten Stadt zu Hülfe zögen, und er sie dann in der Ebene zwischen Wien und Neustadt zu offener Feldschlacht zwingen könnte. Denn daß Neustadt von den Türken könnte erstürmt werden, ist kaum möglich, da sie von drei Seiten mit einem tiefen Sumpfe umgeben, und von der vierten durch Gräben und Wälle geschützt, gegen drei Tausend geübte Krieger in Besatzung hat. Daher hat sich Don Antonio da Lewa dahin ausgesprochen, daß in dem vorausgeschickten Falle er der Meinung sey, keineswegs gegen Neustadt zu ziehen. Andere dagegen behaupten, daß man gerade dorthin langsam vorrücken, und nach jedem Marsche vorwärts, sich gehörig verschanzen müsse. Ferner könnte das türkische Heer durch den Wald dießseits von Wien brechen, und wie er es bereits schon einmal gethan, mit seiner Reiterei bis Linz streifen. Dieß aber wäre am schwersten auszuführen, weil sich die Unseren auf die Zurückbleibenden werfen könnten, und auch denjenigen, welche durch den Wald gedrungen, den Rückzug abschneiden. Dabei wurde erst noch nicht in Anschlag gebracht, daß bei der regnerischen Jahrszeit der Wald zu Pferde kaum zu passiren ist. Dann ist noch zu berücksichtigen, ob nicht der Türke sich entschließt, vom jenseitigen Donau-Ufer aus auf Krems loszurücken, zwischen Wien und Preßburg eine Brücke zu schlagen, um die Wallachen und Tataren, die dort ihren Posten haben, an sich zu ziehen. Diesem Plane steht im Wege, daß ihm die Donauflotte des römischen Königs in den Rücken fallen und die Brücke zerstören könnte; und dieß müßte den Türken nur zum größten Schaden gereichen, da sie dann das christliche Hauptheer auf dem Nacken hätten, und auf der anderen Seite des Flusses von den Böhmen und Mährern gar unsanft würden empfangen werden. Darum glauben die Herren nicht, daß so was im Plane des Sultans liege. Der fünfte mögliche Fall endlich ist, daß der Sultan, ohne jetzt einen Hauptschlag zu wagen, sein Heer später Winter-Quartiere in Ungarn beziehen lasse. Auf diese Weise hätte er den Vortheil, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen, seine Feinde zu großen Auslagen zu zwingen, den Frühling ruhig abwarten zu können, um dann jene, wenn sie erschöpft einen Theil ihrer Leute abzudanken gezwungen, im vollen Vortheile anzugreifen. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Sache sprechen mehrere Umstände. Einerseits, daß der Türke so lange unthätig geblieben, ohne nur einen Streich zu versuchen, und weil es augenscheinlich, daß ein solcher Operationsplan nicht anders als nachtheilig für die Unseren seyn müßte, da sie auf die Länge der Zeit unmöglich die Kosten erschwingen könnten, eine solche Armee, wie sie jetzt auf den Beinen haben, zu unterhalten, und ihnen für den Augenblick jede Gelegenheit abgeschnitten ist, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Dagegen haltet man, was den letzten Plan betrifft, bei uns dafür, daß auch der Türke nicht im Stande sey, sein ganzes Heer so lange beisammen zu halten, sondern daß er es dann zu theilen gezwungen seyn würde, was den Christen sehr gelegen käme, um einen Theil mit Vortheil anzugreifen, und dem Feinde eine tüchtige Schlappe anzuhängen. Doch über dieß alles wird der Papst vermöge seiner hohen Weisheit am besten entscheiden können.

Dieser Tage war Johann Maria von Padua in Wien und nachdem er die Umgebung dieser Stadt besichtiget,

haltet er dafür, daß es sehr vortheilhaft sey, ein altes Schloß an dem Ufer der Donau, fünf Meilen von Wien, zu befestigen. Dieses Schloß liegt auf dem Endpunkte jener Hügel, welche die Straße umkreisen, die von Wien nach Linz führt. Das Schloß beherrscht eine Ebene von fünf Miglien. Würde diese von dem Kastell aus mit Geschütz bestrichen werden, so dürfte sich in derselben kein Türke sehen lassen, um die Unseren zu beunruhigen, wenn sie von diesem Gebirgswalde in das flache Feld herab steigen. Zu diesem Zwecke hat er den Vorschlag gemacht, eine gehörige Anzahl Infanterie sammt Geschütz und Mundvorrath in das Schloß ziehen zu lassen, und unterhalb demselben eine Schiffbrücke zu schlagen für den Transport der Mannschaft und des Geschützes, welche hier von Krems eintreffen sollen. Wie Sie aus dem beiligenden Plane ersehen können.

Außerdem hat er auf der Brücken-Insel bei Wien einige Schanzen aufwerfen lassen, und sie mit zwei Tausend Infanteristen besetzt. Auf diesen Bericht hat der Kaiser den Marquis von Guasto beordert, dieß alles in Augenschein zu nehmen, und das Nöthige vorzusehen.

Von Regensburg.

Mit Einverständniß des Kaisers und des römischen Königs ist der Legat zu Wasser nach Wien abgegangen, und nahm einige kriegsverständige Leute aus seinem Gefolge mit sich. Diese Reise unternahm er in der Absicht, sich über den Stand der Dinge bei Wien, und in dem türkischen Lager besser in Kenntniß zu setzen, damit er dem Papste über Selbstgesehenes wahrhaftere Berichte erstatten könne als dieses vom bloßen Sagenhören möglich ist, und damit er in den Stand gesetzt werde, mit den hier versammelten Herren einsichtsvoller berathen zu können. Auf dieser Reise hat er auch das alte Schloß besichtiget, das, wie ich Ihnen in meinem Letzten geschrieben, nach Johann Marias von Padua Meinung in Vertheidigungsstand zu setzen sey, und wo man eine Brücke schlagen sollte für den Uebergang der von Krems herabrückenden Völker. Dieser Plan hat in Wien keinen Beifall gefunden, weil in der Mitte der Ebene, welche sich zwischen der Stadt und dem Schlosse ausbreitet, ein Thal sich befindet, wo die Türken Fuß fassen können, ohne daß ihnen vom Schlosse aus beträchtlicher Abbruch gethan werden könnte. Auf diese Weise bliebe die Befestigung des Kastells ganz erfolglos, wie sich dessen auch die Leute, welche der Legat bei sich hat, überzeugt haben. Dem zu Folge dürfte es bei dem ersten Plane, die Truppen über die Brücken bei Wien marschiren zu lassen, sein Verbleiben behalten. Darüber wird es hier in Linz, wo der Legat den 7ten dieses vor dem Kaiser eingetroffen, zum Entschlusse kommen. Die Befestigungswerke von Wien sind eben nicht im besten Zustande, und haben nichts weniger als die Bewunderung des Grafen Lodron, und der anderen italienischen Feldobersten, die sich auf das Waffenhandwerk verstehen, erregt. Vielmehr machten sich diese Herren darüber lustig, weil dort keine Seitenwerke angebracht, und nur zwei Bastionen an einem wenig günstigen Orte, und nicht sehr haltbar aufgeführt sind, so daß der Grundriß von Wien, wie er nach Rom gesandt wurde, nur als der vielleicht in Vorschlag gebrachte Plan, nach welchem Wien zu befestigen wäre, zu betrachten ist. Daß aber alles dieß wirklich zu Stande gebracht worden wäre, davon fehlt, nach dem Berichte der Sachverständigen, die an Ort und Stelle persönlich Erkundigung eingezogen, gar sehr viel. Trotz dem ist die Besatzung von Wien an die 10.000 Mann auserlesener Truppen, Deutscher, Spanier und Italiener, von dem besten Muthe beseelt, und zeiget keine Furcht vor irgend einer Gewalt. Außerhalb der Brücken bei Wien traf der Legat den Pfalzgrafen an der Spitze von ungefähr 14.000 Landsknechten. Wie dieser sagte, hat ihm der Kaiser diesen Posten angewiesen, mit dem Auftrage, die Brücken zu bewachen, und hier auf die übrige Infanterie und Kavallerie, die noch im Anzuge ist, zu warten. Auf seiner Rückreise durch das entgegengesetzte Thor, bemerkte der Legat einzelne berittene Türkenhaufen, die sengend, brennend und plündernd, und die Bewohner des offenen Landes in die Gefangenschaft wegschleppend, bis sieben deutsche Meilen vor Linz streiften. Der römische König hat diesen Raubvögeln, von einer Seite gegen 700, und von der andern 1000 Reiter nachgeschickt, ihnen den Rückzug abzuschneiden. Auch hat er dem Marquis von Guasto und der Besatzung von Wien Nachrichten von diesem Streifzuge der Türken ertheilen lassen. Aber bis jetzt ist noch kein Rapport eingelaufen, ob was unternommen worden, dieses Gesindel zu züchtigen. Seine Reise längs dem dießseitigen Donau-Ufer fortsetzend, hörte der Legat, als er in die Gegend von Melk, das fünf deutsche Meilen von Krems entfernt, gekommen war, daß man sich gegen einen Streifzug der Türken rüste. Ferner vernahm er in Celin (?), welches auf einem Berge liegt, Kanonendonner, und da er nicht begreifen

konnte, was das zu bedeuten, zog er weiter, und wurde, da er in die Gegend von Oeche (?) gelangt war, mehrerer Türkenhaufen ansichtig. Er ließ daher alsogleich den Bewohnern der entgegengesetzten Seite, die davon nichts ahnten, obwohl die Türken vor seinen Augen viele Menschen niedermachten, oder gefangen fortschleppten, Zeichen geben, daß sie sich zurückzogen, und für ihre Sicherheit sorgten. Dieselbe Nacht brachte er zu Ybbs zu, das fünfzig italienische Meilen von Linz liegt, und die Türken zogen gegen Persenbeug. Die Einwohner, durch diese ungebethenen schlimmen Gäste in Schrecken gesetzt, sandten um Hülfe, und da er von ungefähr einer Truppenabtheilung des Grafen Guido Rangone begegnet hatte, so schickte er ihnen fünfzig Musketiere zu Hülfe. Auf diese Weise wurden zwar die Bewohner von Persenbeug von ihrer Angst befreit, aber nichts desto weniger steckten die abziehenden Türken auf ihrem Rückzuge andere Dörfer in Brand, und richteten, wo sie nur hin kamen, den größten Schaden an. Den folgenden Tag traf der Legat in Linz ein, wo man sich eher alles andere, nur das nicht, daß der Türke schon so nahe vor dieser Stadt stehe, hätte träumen lassen. Denn in Wien geht die Rede, und von dort aus verbreitete sich auch bis hierher der Glaube, daß der Türke sich in Eilmärschen zurückziehe, so daß der Legat der erste war, welcher dem römischen Könige von ihrer Nähe Nachricht brachte. Da ferner der Kaiser hier nur mit wenigen Völkern eingerückt war, so mußte ihm der König fünfzig Schützen von seiner Garde zur Verfügung stellen, um eine Brücke, die ungefähr 15 italienische Meilen, von hier abwärts, über die Donau führt, zu vertheidigen, damit der Feind zum größten Nachtheile der Unseren sie nicht abwerfe, oder zerstöre. Denn dieser streifte, nach der Aussage eines Augenzeugen, in einem Heereshaufen von ungefähr 50.000 Mann, brennend, plündernd und mordend, bis sieben italienische Meilen in die Nähe von Linz. An dem nämlichen Abende, als die spanische Infanterie in Krems einmarschirte, ging an fünf Plätzen dieser Stadt Feuer auf, und legte drei Viertheile dieses großen und schönen Ortes in Asche. Am 29sten des v. M. capitulirte Jurischitz, Commandant von Güns, mit Ibrahim Pascha. Jurischitz nahm das Schloß als Geschenk von dem Großherren, wogegen dieser der Besatzung Sicherheit der Person und des Eigenthums zugestand. So blieb Jurischitz in der Festung und hob der Türke die Belagerung derselben auf. Was den Proviant für das Heer anbelangt, so wurden große Vorräthe davon angeschafft, doch nicht so viel als nothwendig wäre, und man hätte aufbringen können. Die Ursache davon ist nicht schwer anzugeben. Denn um tüchtige Vorräthe anzuschaffen, muß man sich vor allem mit Geld versehen, und dieß haben die Herren von hier versäumt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, über die Beschäftigung und Verfassung der Holzknechte im Salzkammergute hier Einiges erwähnt zu finden. Diese Holzknechte sind in Rotten eingetheilt, deren jede ihre Vorgänger und Meister hat. Die k. k. Verwesämter weisen zur gehörigen Zeit jeder Rotte einen Waldbezirk an, und unterhandeln mit selben, um welchen Preis sie die ausgemessene Waldung fällen, und das Holz auf den bestimmten Platz schaffen wollen. Ist der Vertrag von beiden Theilen durch die Meister geschlossen; so fängt auch alsobald die zu leistende Arbeit an. Jeder Holzknecht bekommt seinen Taglohn von dem Pachtschilling; und was übrig bleibt, wird dann unter die Rotte vertheilt. Deßwegen treibt auch Einer den Andern zum angestrengtesten Fleiße, die Knechte beginnen ihre schwere und gefährliche Arbeit am frühesten Morgen, und setzen sie unermüdet fort bis in die sinkende Nacht, nur damit sie früher die bedungene Arbeit vollenden, und also mehr zur Theilung bekommen. — Haben sie endlich den Waldbezirk abgeschwendet, so bringen sie das Holz auf einen Haufen zusammen, und bauen unterdessen lange Riser, d. i. hölzerne Canäle, in welche das geschlagene Holz zum weitern Transporte gelegt wird, und die von dem Holzschlage bis zum bestimmten Aufsatzplatze hinreichen, wenn auch gleich die Entfernung bisweilen zwei und drei Stunden beträgt, oder die Rise über Berg und Thal gebaut werden muß. Kaum bricht dann das kalte Wetter ein, welche die Rise eisig und schlüpfrig macht, so werfen die Holzknechte die großen Scheiter und Blöcke hinein, und lassen sie auf den bestimmten Platz hinunterrollen. — Das Risengebäude, die wachsende Schnelligkeit der herabrollenden Holzstämme, das Getöse dieses donnerähnlichen Gerolles, alles er[illegible] zt Staunen und Bewunderung. Nur darf man der Rise, wenn eben getrifftert wird, nicht zu nahe kommen, indem es nicht selten geschieht, daß einzelne Blöcke aus der Rise springen, und dann leicht dem zu genauen Beobachter Gefahr bringen könnten.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

76. Sonnabend, den 23. September 1837.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Ich schrieb Ihnen von Linz aus, wie die Türken bis in die Nähe dieser Stadt geschwärmt; von da aus zog ein Haufe gegen Wien, und wie türkische Gefangene aussagten, bestand dieser aus achttausend Mann, welche der Sultan hatte vorausziehen lassen, theils um das Land zu verheeren, theils zu recognosciren, wie stark die Macht des Kaisers sey, die er gegen ihn ins Feld gestellt. Als diese Reiter sich auf dem Rückzuge befanden, entschlossen sich die Unseren, sie in einem Thale, unweit Neustadt, anzugreifen. Zu diesem Ende marschirten, viertausend Mann deutschen Fußvolks, gegen achthundert Mann Spanier und Italiener, Kazianer mit seiner ganzen Reiterei und der wackere Paul Bakics mit mehr als 1200 ungarischen Reitern in diese Gegend. Da aber die Infanterie und Kavallerie von verschiedenen Seiten anrückten, und die Spanier mit den Italienern einen Vorsprung vor den Uebrigen gewonnen hatten, so zogen sich die Türken fester aneinander, setzten sich in Schlachtordnung, und griffen, weil sie glaubten, es nur mit Wenigen zu thun zu haben, die Spanier und Italiener an. Von diesen blieben gegen zweihundert auf dem Platze, und die übrigen zogen sich hinter gewisse Sümpfe zurück. Mittlerweile waren auch die Deutschen angelangt, und drängten noch an demselben Abende die Türken einen Berg hinan. Als diese aber am anderen Morgen, von der entgegengesetzten Seite, in das Thal hinabrücken wollten, wurden sie am Fuße des Berges von unserer Reiterei empfangen, und die meisten von ihnen niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Die Wenigen, die diesem Gemetzel einzeln entrannen, wurden dann von dem Landvolke aufgefangen und erschlagen. Doch bevor die Türken sich mit den Feinden schlugen, trieben sie viertausend christliche Sklaven, die sie mit sich schleppten, auf einen Haufen zusammen, und ermordeten sie alle, bis auf einige kleine Kinder, die dann jämmerlich verstümmelt auf dem Platze gefunden wurden. Wie es verlautet, wird der Kaiser übermorgen, als am 4. October, von hier abreisen, und der römische König ihn einige Tagreisen weit begleiten. Für seine Unternehmung auf Ungarn, hofft der römische König von den Böhmen und Mährern 10.000 Mann Fußvölker und gegen 1500 Reiter gewinnen zu können, doch wollen diese dem Woiwoden zuerst einen Absagebrief zuschicken, um gewissen Artikeln nachzukommen, die sie vertragsmäßig mit einander abgeschlossen. Ueberdieß sollen noch 3000 Tiroler und 1500 Mann aus dem Herzogthume Würtemberg in Ungarn einrücken. Den Oberbefehl über diese Völker wird Kazianer führen, der ohne Verzug von hier aufbrechen soll, wenn auch der König nicht anwesend ist. Auch ist es möglich, daß dem Könige seine Erbländer 1500 Mann Infanterie bewilligen, und endlich wird mit dem Pfalzgrafen unterhandelt, daß er wenigstens 1000 Pferde für diesen Feldzug rüste.

Der Türke steht noch in Slavonien, in den dem Könige gehörigen Landen. Dort hat er eine Stadt, deren Namen ich nicht zu nennen weiß, genommen, und verübt seine gewöhnlichen Grausamkeiten auch in jener Gegend.

An M. Martin Agrippa.

Mehrere Ihrer Briefe vom August und September datirt, habe ich fast an einem Tage erhalten. Ich erachte es da-

her für überflüssig, auf jeden derselben besonders zu antworten. Nur was die in denselben berührte Angelegenheit Nadasdys betrifft, will ich Ihnen Folgendes als Richtschnur, nach der Sie sich halten mögen, mittheilen: Und zwar wollen Sie Nadasdy, der wieder in des Königs Dienste zu treten wünscht, vor allem davon in Kenntniß setzen, daß der König auf die Vorbitte des Legaten sich geneigt zeigt, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen, und ihm Alles zu verzeihen, und daß er das Vergangene vergessend, ihn mit der Fülle seiner Gunst überströmen wolle, wenn er nur in der Folge, im Dienste seines königlichen Herrn sich treu zeigt. Ueberdieß wird der König ihm sammt allen seinen Reitern, die er mitbringt, anständigen Unterhalt verabreichen lassen, und sie wie seine übrigen ungarischen Getreuen gut besolden. Da es aber den Anschein hat, als setze Nadasdy nicht volles Vertrauen in den König, so will sich der Kaiser, wenn jener dieß für nothwendig erachtet, mit Brief und Siegel für seines Bruders aufrichtige Gesinnung bei ihm verbürgen, und wenn er auch die Garantie des Legaten wünscht, so können Sie ihm dieselbe getrost zusichern. Was den Eid betrifft, welchen die Reiter, die unter Nadasdys Befehle stehen, zu leisten haben, so wollen Sie dieselben verständigen, daß für den gegenwärtig bevorstehenden Feldzug sie dem Legaten nicht minder, als dem Könige Treue und Gehorsam schwören müssen; da der Dienst des Legaten von dem des Königs dermalen nicht zu trennen sey. Uebrigens haben sie, wie die in Wien und Preßburg in Besatzung stehenden Ungarn, nicht mehr als auf einfache Löhnung Anspruch zu machen. Diese wollen Sie ihnen, von dem Gelde welches Sie in Händen haben, gleich den übrigen Söldlingen des Königs, alsogleich verabfolgen lassen, und mit dem Ueberschusse hierher kommen. Inzwischen belieben Sie wie früher über alles was vorfällt, fleißig Bericht abzustatten.

An M. T. B.

Ueber die Vorfälle bei Güns kann ich Ihnen Folgendes mittheilen: In den fünf und zwanzig Tagen, durch welche Ibrahim Pascha vor dieser Veste lag, wurden vierzehn Stürme auf diese versucht, die Nikolitsch (Jurischitz) alle tapfer zurückschlug.

Zwischen dem 29sten und letzten August wurde von den Türken zum letzten Male gestürmt, und da auch dieser Sturm ohne Erfolg geblieben, begann Ibrahim zu unterhandeln. Zuerst ließ er bloß Nikolitsch für seine Person Gnade und Sicherheit anbieten, wenn er ihm die Veste sammt der Besatzung und allem dem, was sich sonst in dem Kastell vorfände, auf Gnade und Ungnade übergeben wollte. Dieß wurde entschieden zurückgewiesen. Dann wurde versprochen, daß alle diejenigen, welche im Schlosse waren, am Leben geschont werden sollten, würde ihm nur dieses übergeben. Auch auf diesen Antrag wurde nicht gehört. Darauf verstand sich Ibrahim dazu, auf den Besitz der Festung verzichten zu wollen, wenn er bloß 2000 Ducaten für die Janitscharen haben könnte. Auf dieß ließ ihm Nikolitsch antworten, daß er über 2000 Ducaten nicht verfügen könne, und hätte er auch solche, so wollte er sie lieber unter seine eigenen Leute vertheilen. Zuletzt ließ der Pascha Nikolitsch bitten, er möchte zu ihm herauskommen. Das war der Letztere zufrieden, wenn ihm sicheres Geleit und Geißeln zugestanden würden. Bei dem blieb es, und Ibrahim ließ 14 der Vornehmsten seiner Leute als Unterpfand nach Güns ziehen. Also begab sich Nikolitsch zu Ibrahim, von dem er mit allen Merkmalen der höchsten Achtung und Gunst aufgenommen wurde. In Betreff des Kastells kam man überein, daß Nikolitsch dasselbe als Geschenk von dem Großherrn annehme, doch ohne den Huldigungseid zu leisten, sodann werde Ibrahim die Belagerung aufheben. Darauf machte Nikolitsch dem Türken einiges Silbergeschirr zum Geschenke, und kehrte nach Güns zurück, nachdem ihm als Gegengeschenk ein goldstoffenes Kleid verehrt worden. Doch damit Sie von dem ganzen Verlauf der Affaire von Güns bis auf die kleinsten Details volle Einsicht erlangen, schicke ich Ihnen die Abschrift einiger lateinischer Briefe von Nikolitsch's eigener Hand. Daraus werden Sie leicht einsehen, wie weit die Türken in der Belagerungskunst noch zurück sind. Ich aber halte dafür, daß, wäre die leidige Zwietracht der Unseren nicht überall im Spiele, und verständen sich die christlichen Potentaten nur einiger Maßen besser auf ihren eigentlichen Vortheil, die Türken wohl nicht die Leute darnach wären, uns nur eine Spanne Landes zu entreißen. Aber es ist also im Rathe des Herrn beschlossen, daß die Vergehen seiner Widersacher bestraft werden, vermittelst noch größerer Feinde seines Namens. Leben Sie wohl.

Linz am 15. September 1532.

(Fortsetzung folgt.)

Die
älteste Druckschrift über Badens Heilquellen.

Die Literatur von Baden und seinen Quellen, welche Dr. Carl Rollett in seinem neuesten Werke[1] über diesen berühmten Curort mittheilt, hat in einem der hiesigen Journale einen enthusiastischen Lobredner gefunden, und dennoch ist sie um kein Haar besser, als jene, welche von Schenk, Beck und Andern zusammengestellt worden ist; ja man bedarf eben keines Scharfsinnes, um zu entdecken, daß sie beinahe ein wörtlicher Abdruck der früheren unrichtigen und flüchtigen Angaben[2]. Es kann übrigens hier nicht meine Aufgabe seyn, eine kritische Zerlegung der Einzelheiten vorzunehmen; allein ich kann nicht umhin, zu fragen, wie es denn kommt, daß fast durchgehends des Theophrastus Paracelsus wenige Worte den Reihen eröffnen, während das älteste, selbstständige Werk, das von einem Oesterreicher ausgegangen, so unbestimmt und fehlerhaft angeführt wird? Schon im Jahre 1782 hat der unermüdete Denis den vollständigen Titel des lateinischen Originals gegeben[3], und den gräcisirten Namen des Verfassers richtig ins Deutsche übersetzt; aber noch immer finden sich die Herren Autoren selbst über diesen nicht zu Rechte. Herr Rollet, nachdem er unter Nummer 1 Theophrast. Paracels. de tract. principiorum (?!) verzeichnet, fährt fort:

2. Wolfgangi Anemarini, opusculum de balneo Badensi, 1511.

3. Wolfgang Windberger, Medicus zu Krems. Straßburg, 1512.

Welche Angaben! Wer mag aus ihnen klug werden? Bei Denis lautet der Titel:

De Thermis et earū origine ac natura, quibusq.; morbis sint salubres. Et quale in eis regimē sive dieta observari debeat, libellus Wolfgangi Anemorini Medicinae Doctoris: tam frugifer, q̄; brevis. Am Ende: Haec ego Wolfgāgus Anemorinus Kremensis — Brevi quodam stilo exaranda ac in libellū concernāda cēsui etc.: Viennae Pannoniae per Hieronymū Philovallem: et Joannem Singreniū. anno M. D. XI. III. Idus Maias. (Große lateinische Schrift. 4.)

Eine Stelle in Geßner's Bibliothek[4] führte Denis zur Entzifferung des deutschen Namens, Windberger, und setzte ihn zugleich in Kenntniß über das Bestehen einer deutschen Uebertragung, welche, von Georg Wagner veranstaltet, zu Augspurg im Jahre 1512 erschienen ist. Ich kenne indessen eine frühere Ausgabe dieser Uebersetzung, wenn nicht etwa das Druckjahr ein Fehler des Setzers ist, zu welcher Vermuthung mich wenigstens ein nicht ganz verwerflicher Umstand veranlaßt. Doch ich will vorerst das vor mir liegende Exemplar näher betrachten. Es besteht aus 20 Blättern in 4. und führt nachstehenden Titel:

»Ain Tractat der Badēfart durch doctor wolffgang Wintperger vō etlichē Hewtl genāt zu Krembs in Latein beschriben, vnd von Georgen Wagner Burger des Rarts (sic!) zu Stain auß Latein ī Tewtsch sprachen getzogen. (Darunter ein Holzschnitt, verschiedene Badende vorstellend, und am Ende des Werkchens:) Getrkt (sic!) vnd vollendet zu Straßburg durch Martinum Flach Nach Christus geburt im jar M. CCCCC. vnd VII. Geendet an dem mitwoch nach Martini.«

Panzer in seinen »Annalen der älteren deutschen Literatur« führet ebenfalls eine deutsche Ausgabe von 1507 aus der Trewischen Bibliothek zu Altdorf an, die aber folgenden Titel haben soll: »Wolfgang Wintperger von dem Wildpad in Baden des österreichischen Erdreichs ꝛc. Straßburg durch Martinum Flach. 1507. 4.« — und zum Jahre 1512 verzeichnet er wieder zwei Ausgaben:

I. Wolfgang Wintperger von Wildpaden, Straßburg durch Martin Flach. 4.

II. Wolfgang Wintperger Badenfahrt, verdeutscht durch Georg Wagner. Straßburg durch Martin Flach. 4.

Ich lasse die Richtigkeit dieser Angaben, die jedenfalls nicht bibliographisch genau scheinen, dahin gestellt seyn, und kehre zur weiteren Betrachtung meines Exemplares zurück.

Auf dem zweiten Blatte befindet sich eine Zuschrift des Uebersetzers an den Verfasser: „Dem hochgelehrten Her Wolfgang Wintperger Doctor der Ertzney zu Krembs Embeut ich Georg Wagner Burger zu Stain Mein willigen Dienst. Mir ist fürkommen ein tractat durch ewer der loblichen hochberümbten Vniversitet zu Wien Rector Thoman Resch der freyen kunst vnd Poe doterey ctor (sic! Poeterey doctor) vnd Theologo auß genaigter geselschaft vnd früntlicher vnderred von euch beschegen zugesant vnd den ersamen fürsichtigen weisen N. Burgermeister richter vnd Rate, auch gemainer Burgerschaft genanter beder Stett Krembs vnd Stain zu lob vnd ere, auch allen andern so sich zu padn in Oesterich der pad gebrauchen zu nutz vnd guter enthaltung vergangen jar in ewer belüblichen zeyt in Latein gemacht vnnd auffgericht. Diewil ich dan derselben meiner günstigen hern vnd gemainer beder stet Statschreiber gewesen, mich des gemüssigt vnd in ir bürgerlich freyhait vnd gesellschaft nider lassen, hab ich bedacht dz vor angezaigt mein günstig herrn, gemaine bur-

1 Baden in Oesterreich, seine reichlichen Quellen und deren heilende Kräfte. Wien, Gerold. 1838. 8.

2 Vergl. Baden in Nieder-Oesterreich, von Med. Dr. J. N. Beck. Wien 1822. S. 225.

3 Wien's Buchdruckergeschichte, S. 43.

4 »Wolfgangus Wintperger, medicus in Krems urbe Germaniae, edidit tractatum de thermis: qui postea per Georgium Wagner germanice redditus, excusus est Argentinae 1512 in quarto chartis 5.

gerschaft merberürter beder Stet, vnd andere völcker die irs gesunds notdurfft nach zu gemelten Paden raisen, der deutschen Zungen mer als der lateinischen geübet. Darumb denselben tractat so vil ich verstanden auch durch hilff zu wegen bringen mügen in teutsch bracht. Wiewol nicht nach dem latin sunder nach geduncken bey dem weg desselben luhalt beliben. Bittende auf das ewr loblich werck (so ir als ain erfarner mit guten grund volbracht) durch mine ainfalt nit geschwecht solchs zu übersehen, wo ich vom rechten grundt kümmen corrigiern bessern vnd in rechten form bringen domit vor offt bestimbt min günstig herrn auch ander sich genanter beder brauchende derselbe nutzbarkeit nach richten Euwerer müe dancksagen, vnd den gutten willen von mir empfahen mügen. Valete.«

Hierauf folgen die drei Briefe, welche sich im lateinischen Originale befinden, und von Denis angeführt werden.

I. »Sandtbrieff von hern Wolffgangen Wintperger Doctor an Burgermaister, Richter vnd Rate beder Stette Crembs vnd Stain, auch gemainer Burgerschafft so selbs.«

II. „Sandbrief (des Verfassers) Doctor Thoman Rector rc. dem hochwürdigen Thoman Resch Rector der loblichen Universität zu Wien« u. s. w.

Thomas Resch (Velocianus), ebenfalls zu Krems geboren und einer der ausgezeichnetsten Gelehrten unter Kaiser Maximilian I., war zweimal Rektor Magnifikus der Universität: 1509 und 1511. Wenn man nun damit die Angabe des Uebersetzers, daß der Tractat »vergangen Jahr« gemacht, und das Druckjahr 1507 vergleicht, so steigert sich die Vermuthung, daß letzteres ein Fehler des Setzers, fast zur Gewißheit. Wahrscheinlich soll es M. CCCCC. XII. heißen. Uebrigens sagt der Verfasser in diesem Briefe, daß er die Arbeit zur Zeit der großen Hitze, die ohnedieß dem Medicinireu ungünstig, unternommen und vollendet habe.

III. „Epistel von Maister Thoman Resch rc. An Doctor Wolfgang Wintperger" — freundliche Ankennung des Verdienstlichen der Arbeit, da alljährig der unverständige Gebrauch des Bades so vielfaches Unheil erzeuge.

Das Werkchen selbst zerfällt in 9 Kapitel; ich will hier die Ueberschriften mittheilen, und die Würdigung des Inhalts Andern überlassen.

»Das erst Capittel vom Ertz der pad durch dapffer anzaigen bewert.«

»Das ander Capittel von dem Geschöpff vnd geperung des schwebels vnd saliters auch auß was vrsachen sie entspringen."

»Das drit Capitel von natur vnd aigentschafft des schwebels vnd saliters."

„Das vierdt Capitel von aigenschafft der pad für was kranckhaiten: auch welchen glidern sie nutz oder schad seind.«

»Das fünfft Capitel wie sich ainer ins pad ziehen beraiten. Welchem alter vnnd complexion die pad dienen oder nit. Auch zu welcher zeyt sie an dem krefftigsten seind.«

»Das sechst Capitel wie sich ains im pad regiren vnd halten sol.«

»Das siebend Capittel wie sich ainer der auß pad kumbt halten vnd regieren sol.«

»Das acht Capitel: ain regiment wie sich ainer zu paden mit Essen vnd mit Trinken halten sol.«

»Das neund Capitel von zufellige Krankheiten so gemainiclich sich in den paden begeben vnd irer wendung.«

Miszellen.

Nachdem wir bereits in dem Jahrgange 1835 dieser Zeitschrift einen Nekrolog über den verstorbenen Hofrath Franz Innocenz von Lang mitgetheilt haben, so dürfte es den Freunden und Verehrern des hochverdienten Schulmannes nicht uninteressant seyn, auch die Aufschrift zu erfahren, welche sich auf dem Grabsteine des Verewigten am Stadtgottesacker bei Währing befindet. Sie lautet folgender Maßen:

Franz Innocenz von Lang, Doctor der Philosophie, k. k. wirkl. Hofrath, Domherr zu Großwardein rc., geboren am 4. October 1752, gestorben am 10. April 1835.

Fragt die Männer hochgebildet,
Die zum Lehrberuf beschickt,
Fragt die Jugend, die begeistert
Auf den Altar Oest'reichs blickt,
Wer der Mann, der hier im Grabe
Ruhet nach vollbrachten Müh'n?
Und sie werden Lorbeer winden,
Daß ein ew'ger Kranz sie blüh'n
Ob der Leiche des Entschwund'nen,
Dessen Geist in ihnen lebt,
Und zum Guten, Wahren, Schönen
Noch die späte Nachwelt hebt. W.

„So ein Weibsbild," heißt es in einem alten österreichischen Pantaidingbuche, »wollte vertrinken Rock, Mantel, Schleier oder ein anderes Pfand, so soll ihr der Leutgeb nicht mehr darauf borgen, denn 12 Pfennige; hätte aber sie zwei oder drei Pfund vertrunken, mehr oder minder, und wollte der Mann das Pfand lösen, soll er dem Leutgeb nicht mehr pflichtig seyn, denn 12 Pfennige, und mag das Gewand alles wieder nehmen; der Leutgeb tragt den übrigen Schaden.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

77. Mittwoch, den 27. September **1837.**

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt
versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Die Häupter einer Zeit, die durch Geburt, Thaten oder Genie die Glieder bilden, welche die historische Kette ausmachen, sind Leute, welche das Schicksal zu einem gemeinsamen Spiele zusammenführte. Die dabei Betheilten, darein Vertieften, sehen weniger die Fehler, die vorgehen, sind zu sehr beschäftiget, ihre eigenen Kunstgriffe anzuwenden, um darauf genau achten zu können, ob nicht ein geschickter Falschspieler unter ihnen sey, der unbestraft sie um ihr Gut bringt. Wenn das Spiel zu Ende ist, zeigt sichs, was und wer gewonnen oder verloren, und die Schulden, oder den Bruch im Patrimonium müssen oft erst die Erben der Väter, welche das sauer Erworbene der Ahnen vergeudet haben, abbüßen. Aber zur Seite stand einer, der unbemerkt zuschaute, und das ganze Spiel übersah. Denn ihn haben nicht die Spielwuth, die der Leidenschaft das Heiligste opfert, noch die wechselnde Angst und Freude in den Chancen des Spieles geblendet, ruhig aus dem, wie die Karten gemischt und gefallen, voraussehen zu können, wie alles enden werde. Und das ist der Historiker. Er ist, wenn er seinem Berufe getreu, der Seher, der mit vom Raube reinen Händen in den Tempel seiner Gottheit tritt, die ihn aus der Quelle der Weisheit zu schöpfen anleitet, und ihn die Zukunft sehen läßt. Dafür aber verlangt sie auch von ihm, daß er sein Licht nicht unter den Scheffel stelle, sondern daß er das Gute lehre, und ungescheut vor dem Ansehen der Person und der Partei selbst, vor dem Keim des Bösen warne. Denn den jungen Giftbaum vermag schon die schwache Hand eines Knaben in die Erde zu pflanzen. Aber den Wurzel fassenden, erstarkten, sich weit verzweigenden Stamm mit allen seinen Wurzeln wieder aus der Erde reißen kann kaum die Kraft eines Giganten. So sah das 15te Jahrhundert die Heere der Osmanen sich in reißender Fluth über das griechische Kaiserthum wälzen. Noch stand Konstantinopel, die Vormauer der Christenheit. Aber Sektengeist und die falsche Politik der übrigen christlichen Potentaten überließ es hülflos seinem unvermeidlichen Geschicke. Es fiel. Weiter und weiter wogte das empörte fessellose Element, und die Scholle, die es berührte, riß es unwiderbringlich mit sich in den Wirbel hinab. Noch einmal hatte es in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhundertes den Anschein, als wollte Europa, die Franzosen und Venetianer allein ausgenommen, mit seiner ganzen Kraft den verwüstenden Einfällen dieser Barbaren einen Damm entgegen setzen. An der Spitze eines auserlesenen Heeres, aus allen ihm unterworfenen Provinzen und befreundeten Staaten, erwartete der deutsche Kaiser Karl V. seinen Gegner Suleiman. Gespannt sah alles dem vielversprechenden Ausgange entgegen. Aber der Erfolg entsprach der Erwartung keineswegs. Wie sie kamen, gingen die Heere, ohne was Großes unternommen zu haben, auseinander; und fliehend noch furchtbar, jagten die Türken durch die Steiermark und Ungarn raubbeladen nach ihrer Heimath wieder; und Karl mußte den Vorwurf tragen, die Gelegenheit versäumt zu haben, Deutschland gegen seinen furchtbarsten Feind zu sichern. Nach den Gründen, die diesen sonst so hoch gestellten Monarchen zu solchem Betragen verleitet haben mochten, zu forschen, sey nun die Aufgabe unserer Untersuchung, nachdem wir Tolemei über die Ereignisse vor Güns und in Oesterreich haben reden lassen.

Anzunehmen, daß es dem Kaiser an Muth gebrach, sich mit dem gefürchteten Suleiman im offenen Felde zu

messen, verbiethet sein Betragen in den tunisischen Feldzügen nicht minder, als bei anderen Gelegenheiten, und vorzüglich bei Mühlberg. Muß doch Robertson, der nicht immer gerecht in Karls Charakteristik, ihm das Zeugniß geben, daß er zwar minder feurig und tollkühn als sein Nebenbuhler Franz I., sich in gewagte Unternehmungen einzulassen, sich geneigt zeigte, wenn er aber einmal einen Anschlag gefaßt, in der Ausführung Entschlossenheit, Ausdauer und persönlichen Muth bewies, die durch nichts zu brechen waren. Und daß er bei dem hohen Preise, um den es ging, die Würfel auszuwerfen dem Glücke mißtraute, daran ist eben so wenig zu denken. Dem mächtigen Kaiser in der Fülle seiner Kraft, bis jetzt noch in jedem Unternehmen glücklich, durfte bei der schlechten Position des Feindes an der Spitze eines Heeres, wie er es bei Neustadt versammelt hatte, vor dem Ausgange der Schlacht nicht bangen. Sieg gewohnt und so gerüstet dem Sultane stehend, mußte selbst Suleiman, der sich Schah der Schahe, großer Padischah und alleiniger Kaiser und Weltheer titulirte, fühlen, daß er erwartet sey, um geschlagen zu werden. Warum sonst versäumte er in übereilter Flucht die Gelegenheit, dem einzigen seiner Waffen würdigen Gegner ins Auge zu schauen?

Allein Karl V. »der Sieger zu Pavia, der Eroberer Roms,« noch voriges Jahr der Befriediger Deutschlands und Versammler deutscher Völkerkraft wider die Gefahr türkischer Uebermacht auf dem Reichstage zu Regensburg; er, der gekrönte römische Kaiser, der seinen Bruder dem Reiche noch jüngst zum römischen Könige gegeben; er, dessen große Entwürfe schon damals die Schelsucht und Mißgunst Frankreichs und der Protestanten im Lichte des Strebens nach Weltherrschaft darstellten [1], hatte von einem Siege über Suleiman mehr, denn von zwei verlornen Schlachten zu besorgen (!?). Denn achten wir genau auf das Betragen seiner gehässigsten Gegner, Franz I. und des Papstes Clemens VII., so liegt das Resultat offen bar, daß ein glänzender Sieg bei Neustadt dem Kaiser durch die kabalisirende Mißgunst seiner Feinde, ein furchtbares Ungewitter im Westen heraufbeschworen hätte, das mehr alle seine Plane verrückt haben würde, als eine erlittene Niederlage durch seinen großen Gegner im Osten. Nahm auch der Papst, von der Gewalt der kaiserlichen Waffen gebeugt, die Maske der Freundschaft für den deutschen Kaiser auf eine Zeit lang vor, und verband er sich mit ihm, weil er anders nicht umhin konnte, gegen die Türken, so verhehlte Franz die böse Neigung seines Herzens so wenig, daß er selbst der Stimme der Ehre kein Gehör mehr gab. Er ließ sich brandmarken mit dem Namen des Feindes seines Glaubens, wand sich heuchelnd, krümmend wie eine Schlange vor Suleimans Throne, dessen Bündniß suchend, bloß um dem Haß gegen seinen Nebenbuhler die Zügel schießen zu lassen. Er, der stolze allerchristlichste König, dem seine Freunde so freigebig das Lob der Ritterlichkeit und der edlen Haltung des Charakters ertheilen, entsandte zu einer Zeit, in welcher die ganze Christenheit aufstand, in der Protestanten und Katholische den Glaubensstreit vergaßen, sich vereinend, den Feind des Evangeliums zu bekämpfen, seinen Bothschafter Rinçon in des Sultans Lager bei Belgrad, um ihm huldigend die Hand zu küssen. Nach Belgrad, wo der Großherr Heerschau hielt über seine Truppen, die er einstweilen im Siegerlaufe nur bis nach Rom zu führen gedachte. War dieß auch nur ein bloßer türkisch kaiserlicher Traum, eine orientalische Farfanerie, so war es doch demüthigend und entehrend genug für den Gesandten einer der ersten christlichen Mächte, solche Großsprechereien geduldig mit anhören zu müssen. Ließ Franz dieß so dahin gehen, so zeigte er offenbar, wie er kein Mittel, und das schmählichste auch nicht scheute, bloß für die hipothetische Möglichkeit, dem Kaiser auf den Nacken zu treten, und deutlich ließ es sich voraussehen, wessen sich Karl von ihm versehen dürfte, siegte er entschieden bei Neustadt über seine Feinde. Denn jeder Zollbreit, den er an Ausdehnung, an Macht und Ruhm gewann, war seinem Nebenbuhler, der über eine allzeit schlagfertige Armee zu befehlen hatte, und dem ein willfähriges Parlament stets zu Diensten stand, aus den Mitteln der Gemeinen die Kriegskosten zu bewilligen, von jeher die Losung, die Brandfakel des Krieges in die Ruhe von Europa zu schleudern. Von der anderen Seite hätte zwar der Papst als Kirchenfürst wohl aufrichtig gewünscht, daß der Schirmvogt der Kirche, der römisch-deutsche Kaiser, der Schlange des Unglaubens, dem Türken, tüchtig mit der Ferse aufs Haupt getreten wäre; aber da er nur zu gerne seine Hände in die weltlichen Händel mengte, war er nie von Karls Partie. Und aus einer Familie (den Medicis) abstammend, die alles aufbot, ihre Macht auszu-

[1] Von Hammer's osmanische Geschichte.

breiten, hätte er gewiß nichts unbenützt gelassen, Karl V., der ihm sonst zu furchtbar in Italien geworden wäre, bei der ersten günstigen Gelegenheit feindlich entgegen zu treten. Nach dem Bilde wenigstens, welches Guicciardini, der am meisten unparteiische Geschichtschreiber seiner Zeit, von Clemens entwirft, war er ehrsüchtig genug dazu. Wie hätte also ein solches Gemüth des Kaisers wachsende Macht nicht mit schelen Blicken betrachten mögen, und nicht wünschen sollen, es ihm auf jede mögliche Weise entgelten zu lassen, daß der Donner seines Geschützes die Mauern der Engelsburg erschüttert hatte?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.

II. Georg Joachim.

In dem Aufsatze: „Die Universität zu Wien um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts," ist die Nachricht, welche von dem würdigen Professor der Mathematik, Georg Joachim, gegeben worden, mangelhaft; wir wollen hier das Nöthige nachholen. Er war am 16. Februar 1514 zu Feldkirchen geboren, daher sein gewöhnlicher Beiname Rheticus. Von Jugend auf dem Studium der Mathematik und Astronomie ergeben, treffen wir ihn bereits um 1540 als öffentlichen Lehrer dieser Wissenschaften an der Hochschule zu Wittenberg. Als sich indessen der Ruf des Kopernikus immer mehr verbreitete, ließ er sich durch keine Vorstellung von dem Entschluß abbringen, in die Nähe des großen Mannes zu eilen, um dessen mündlichen Unterricht zu genießen. Er legte die Professur nieder, begab sich zu Kopernikus, und ward einer der besten und dankbarsten Schüler desselben; letzteres insbesondere, indem er die Ausgabe von dessen Werken besorgte.

Außer dem bereits angeführten Canon doctrinae Triangulorum, verfaßte er noch auf das Jahr 1551 Ephemerides novas seu expositionem positus diurni siderum et συσχηματισμῶν praecipuorum. In der Vorrede dazu sagt er von sich selbst: Quid dicam, quantum operae huic cognitioni ac scientiae impenderim, et quid, ut gloriose loquar, quasi aerumnarum exantlarim, tanquam Hercules, hoc illuc oberrans et non quidem cingulum aliquod aut poma quaerens, quae referrem ad meos; sed de maximis et necessariis rebus veritatem, quae jam tanquam monstris errorum profligatis, conspici et apprehendi posset? Feratur aequo animo ostentatio haec mea, non illa quidem ingenii neque sapientiae; sed eorum quae nemo fere solet invidere alteri, sudoris, vigiliarum, molestiae, itinerum. Quae quidem meo, ut dicitur, Marte, et longinqua et difficilia confeci, dum quaero qui me

accipiat, caelique vias et sidera monstret.

Septentriones subii, et inde contrario tractu in Italiam contendi, ubi puer aliquando cum meis fui, quia fama erat, de quibusdam, eximia; sed ab his quantum vis celebribus non multum adjumenti fuit studiis nostris. In Prussia ea didici atque percepi de praeclarissima arte Astronomiae, dum versor apud summum virum Nicolaum Copernicum: quibus elaborandis, augendis, ornandis, ut neque vita neque opera unius sufficere possit: ita me procurante jam habent ab ipso autore studiosi harum artium ea absoluta atque edita, in quibus utiliter et splendide exerceantur."

Um seinem Canon Verständniß und Eingang zu verschaffen, schrieb er zwei Bücher von der Lehre der Dreiecke, und entwickelte im ersten jene Grundsätze, deren Kenntniß tägliches Bedürfniß, im zweiten aber eine große Anzahl von Beispielen, aus den vorzüglichsten Kapiteln der Optik, Dioptrik, Astronomie, Musik, Mechanik, kurz aller jener Wissenschaften, deren Basis mehr oder minder Geometerie und Arithmetik sind.

Wie bereits dargethan worden, hielt er 1554 an der Universität zu Wien Vorlesungen über Mathematik, und hatte den, für die damalige Zeit wirklich sehr bedeutenden Gehalt von 200 Gulden. Später folgte er dem Rufe eines ungarischen Magnaten nach Kaschau, wo er auch am 4. December 1576 an den Folgen eines Katarrhs starb, den er sich durch Schlafen in einem neu ausgeweißten Zimmer zugezogen hatte.

Ein newes lied von Hohen kreen [1].

Wer wissen well was ich gedenck. so lach ich hie der guten schwenck. ich hort von seltzen sachen. gar nahe vmb sant Martins tag. ward sich ain hochzeit machen.

Vnd wer den heyrat gemachet hat. zu Augspurg in der werden stat. die will ich euch hie nennen. es wirt noch kommen mer die zeit. daß man sy baß wirt kennen.

Die Römisch kayserlich maiestat. her Pauls von liechtenstain gesendet hat. den heyrat helffen beschliessen. die fürsten vnd der gantze pund. lassen sich nicht verdriessen.

Der pundt hat sich des besunnen. man solt gen Zell inß hegaw komen. Da wolt man sich bedencken. was man zu Kreen welt der praut wol in die hochzeit schenken.

Die Reichstet hond sich auch bedacht. vil gut gewürz in die hochzeit pracht. den pfeffer muß man reiben. vnd wenn das fieber an wil komen. dann mag mans mit vertreiben.

Am Afftermontag zoch man auß. gen Kreen für das vogelhauß. zu Tweil wol in das felde. kain mangel was an kainem ort. von leut von geschütz von gelde.

Am mitwochen vor sant Martins nacht. da prach man auff mit gantzer macht. zu roß vnd auch zu fusse. fraw scharpffe metz schick hin ain post. thet die von Kreen grüssen.

Der kayser mit seim frawen zymmer. seiner canterey vergiß ich nymmer. vil freund in diser sache. die nachtgall hat sich geschwungen auff. nit besser mocht mans machen.

Die singerin singt den tenor schon. die nachtgall den alt in gleichem thon. scharpff metz bassiert mit schalle. die schlange den Discant warff darein. sy achtendt nitt wem es gfalle.

Sy singen das die mauren klubend. vnnd pedt vnnd pölster zum tach auß stubend. es war ain seltzamer tantze. junckfraw falckennet die sprang hinden nach. sy trug der praut den schwantze.

Vil köch die waren kommen dar, des pfeffers namens eben war, die ganß die was verpraten, man schickt jn die leber gen kreen hinein, sy hetents vil lieber geraten.

Es was des preutigams maynung nit, das man solt kommen zu der zeit, es warend seltzam geste, er kund ins zwar nit bieten baß, zu Kreen vor der feste.

Am freytag nacht zur neunden stund, Benedickt thet dem Hauser kund, das bad wär jm zu haisse, man goß jm zu vil in ofen dar, das jm außgieng der schwaisse.

Am samstag morgen mitsampt dem tag, zu Kreen was ain grosse klag, jren herren hetten sy verloren, das er von yn gewichen was, het yegklicher ain ayd geschworen.

Vnd ist es nit ain grosse klag, die hochzeit zergieng am dritten tag, das nest was wüst zerrissen, vnd warentz bey nacht nit geflogen auß, sy heten sich vor angst bschissen.

Die tauben waren mer dann keck, sy wolten yn vom schloß nitt weck, ich muß yn lob verlehen, sy waren fraydiger dann jr herre, das hat man wol gesehen.

Hat ich die sach von erst vernommen, mit wetten wolt ich haben gewunnen, gar wenig woltens glauben, das man das schloß gewynnen möcht, vor zorn mocht maniger toben.

Man gab dem pund ain langes zil, sy solten yn lassen wol der weil, zu Ostern wolt mans fragen, wis kreen nest geflochten wer, das soltentz haimlich sagen.

Der dises liedlin hat gedicht, der ist der ding gar wol bericht, er hats vor mer gesehen, vnd wer sich widern kaysern sprevst, dem möcht dergleich geschehen

[1] Fliegendes Blatt in Folio; ohne typographische Angaben. In dem Exemplare der kaiserlichen Bibliothek steht oben von gleichzeitiger Hand: »Anno domini XV^C XII circa festum Martini.« Ueber das Historische s. Fugger's Ehrenspiegel S. 1229 u. f.

Miscellen.

Jakob Spiegel, Sekretär Kaiser Maximilian's I., hat über den Namen Ottokar nachstehende etymologische Deduktion aufgezeichnet: »Ottacharus, qui Italis est Odoacer Austriacis nostris Odacker, Priscis Hettheger, quia Ott seu Od (ut Anonymus doctus proculdubio ac juxta diligens autor ille, qui aliquot nomina propria Germanorum ad priscam Etymologiam restituit, tradidit) significat Hatto, Hetto. Est autem Hatto seu Hetto idem quod pater. Unde adhuc hodie teste eodem in Hassia pueri appelant patres suos Hatto, sicut et in nostra Alsacia Hetto, quod forte eum latuit. Et credit Chattos, quos nunc Hessos vocamus, prisco vocabulo Hattos, id est, patres, et Hattiam patriam appelatam esse. At eadem ratione Alsacia, Hettia videretur esse vocanda. Interpretatur autem Hetheger, pater custodiens, servans, tuens. Hegem enim significat custodire, inde nomen Heger, quem nunc Hoyer vitiose dicunt.«

Pinzgau im Herzogthum Salzburg wird von den alten Schriftstellern fast immer das Edle genannt; vielleicht der vielen adeligen Geschlechter wegen, welche einst dort blühten: der Hunde, der Welser, der Rosenberg, der Hieburg, Plain, Mittersill u.a. Die Pinzgauer thaten von jeher sehr stolz auf ihr vaterländisches Gau. Sie bezeichneten fast jeden Ort mit einem hohen Prädikat. Die Zeller sind die getreuen Knechte St. Rupprechts. Das Dorf Dienten heißt die Eisenstadt, Stuhlfelden ist sich selber gleich, und Mittersill ist gar ein Königreich. Der letzte Ort heißt im Pinzgau auch das kleine Venedig. Leider! hat er mit dem großen keine andere Aehnlichkeit, als seine Lage in Mitte von Pfützen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

78. Sonnabend, den 30. September 1837.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Günstiger aber, als es bei dem ersten flüchtigen Ueberblick den Anschein hat, wäre die Zeit, nach einem entscheidenden Siege Karls über die Türken, seinen Widersachern gewesen, einen tödtlichen Streich auf ihn zu führen. Den empfindlichsten sicher, weil durch ihre Machinationen dem Kaiser seine Kaiserkrone auf die Trümmer des von ihm zersplitterten Türkenheeres hätte vom Haupte rollen können. Und hätte er auch diese mit einer Hand fest umklammert, so wäre doch die andere stets gezwungen geblieben, das Schwert gezückt zu halten, für den sicheren Besitz einer Krone zu streiten, die nimmer so viel werth, als sie auf diese Weise ihm hätte kosten dürfen. Die Art, wie Karl um die deutsche Krone hatte werben müssen, und die Wahl-Capitulation, die er zu unterzeichnen gezwungen wurde, um sie zu erhalten, zeigten ihm, wie viele andere Anzeichen, von Vorne herein, wie sehr er auf den guten Willen der Deutschen bauen durfte. Daß er aber trotz dem über Nebenbuhler gesiegt, und auf den Thron der Deutschen erhoben worden, ja daß er, was Rudolph und Maximilian dem Ersten nicht gelingen wollte, die Reichsfürsten dahin vermochte, daß sie bei seinen Lebzeiten den römischen König wählten, welchen er sich gewünscht, davon liegt der Grund nur in den Worten, durch die er eben die Deutschen bewog, seinen Bruder Ferdinand als seinen Nachfolger zu designiren. Sie lauten: »Und wiewohl nun unter den Churfürsten und Fürsten Personen seyen, welche für hohe Würden tauglich und geschickt; so habe er doch nichts Füglicheres oder Bequemeres erachten können, als wenn er die Wahl auf Ferdinand lenke, welcher ein mächtiger Fürst und gegen die Türken gleichsam als eine Bastei und Vormauer gelegen [1].« Wäre aber diese Bastei und Vormauer nicht mehr nöthig gewesen, so hätten die deutschen Fürsten, deren größerem Theile Karls Gewalt bei ihren eigensüchtigen Planen im Wege stand, sich gewiß zu Werkzeugen seiner geschwornen Feinde gebrauchen lassen. Daß diese Vermuthung in der schwankenden Gesinnung der Reichsfürsten gegen Karl ihren triftigen Grund habe, beweisen die Worte aus Ferdinands Schreiben an seinen Bruder, mit welchen dieser bei einer anderen früheren Gelegenheit jenen einlud, ins Reich zu kommen. »Denn,« sagt er, »käme der Kaiser nicht, so dürften die Fürsten vor dem Junius oder Julius zusammen kommen, und mit einander von der Wahl eines neuen Hauptes handeln, und so fern sie nicht übereinstimmten, würde jede Partei sich einen eigenen Herrn wählen, und Deutschland könne also nicht länger, so wie es sey, bestehen [2].« Also nicht guter Wille, sondern nur Furcht vor dem drohenden Gewitter in Osten, machte die Reichsfürsten Maximilians Enkeln unterwürfig, und nur das immerfort über ihrem Haupte schwebende Schwert konnte sie niederhalten, daß sie sich nicht auflehnten gegen ihren einmal gewählten Oberherrn. Gleichwohl wußte Karl, der, wie keiner seiner Zeit, die Kräfte des Jahrhundertes zu ermessen im Stande war, was es mit der Furcht der Türken in Deutschland für Bewandtniß habe.

Wie die Elephanten in Pyrrhus Heere von den Römern so lange gefürchtet wurden, als der Anblick ihnen neu, und die Ungeheuer für unverwundbar gehalten wur-

---

1 Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 3. Theil.
2 Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 1. Band.

den, bis mit dem ersten verwundet zurückgetriebenen Elephanten der Wahn schwand, und Pyrrhus Ueberlegenheit über der Quiriten Tapferkeit aufhörte: so waren die Türken den Deutschen eigentlich nur durch den Ruf furchtbar, weil diese auf deutschem Boden, in offener Feldschlacht Mann gegen Mann, mit jenen wilden Horden sich nicht gemessen hatten. Hätte der Kaiser seine aus verschiedenen Nationen bestehenden, kriegserfahrnen Heere gegen sie geführt, und wie es zu erwarten stand, sie geschlagen: so wäre der panische Schrecken vor ihrem Namen mit einem Male geschwunden, und die allzu große Furcht würde sich urplötzlich in allzugroße Zuversicht verwandelt haben. Seine Spanier und Italiener freilich, die, keine zusammengerafften Condottieribanden, voll von Nationalstolz, die hätten ihren Fürsten, der sie zu so glorreichem Siege geführt, vergöttert. Das bewiesen sie zur Genüge später in dem ersten glücklichen tunissischen Feldzuge. Auch die deutsche Nation, wie solche die Ottonen und Hohenstaufen über die Alpen geführt, wäre in dem Wetteifer, den Lorbeer um das Haupt ihres gekrönten Anführers zu winden, nicht zurückgeblieben. Doch so hatte es Karl nicht mehr mit dem großen deutschen Volke, sondern mit den kleinen deutschen Fürsten des 16ten Jahrhundertes zu thun. Und wer in den Geist der Geschichte dieses Jahrhundertes eingedrungen, weiß, was das sagen will. Noch auf dem blutig rauchenden Schlachtfelde hätten sich die deutschen Herren in die Brust geworfen, um den Lohn ihres Verdienstes mit dem Kaiser zu feilschen. Der eine würde eine Spanne Landes verlangt haben, die bis jetzt der Nachbar besessen, um sein Besitzthum zu arrondiren, der andere einen Fürstenhut, der dritte ein Privilegium, jener ein Bisthum für seinen jüngeren noch unversorgten Sohn, und wer ein Bisthum schon besessen, würde endlich um die Erlaubniß angehalten haben, auch ein Weib nehmen zu dürfen, und so wäre es fortgegangen, bis dem Kaiser von seinem Kaisermantel kaum ein Zipfel geblieben wäre. Würde Karl diesen Ansinnen nicht Gehör gegeben haben, und wie hätte er auch dieses können, so wäre dem Geschrei von Despotie und Tirannei kein Ende gewesen. Der unter der Asche glimmende Funke würde Nahrung gefunden haben, die ausbrechenden Flammen hätten seine Feinde fleißig geschürt, und der blutige Krieg im Herzen Deutschlands wäre jetzt schon, lange bevor noch eine Ahnung von einem schmalkadischem Bunde war, vor der Thür gewesen; für alle Theile schrecklicher in seinen Folgen, als alle Kriege, die auf deutschem Boden, von Karl's V. Zeiten bis auf den westphälischen Frieden hinab, geführt wurden. Darum geitzte Karl nicht in Deutschland nach dem Siegerruhm über den Halbmond, wohlbedächtig wie der jüngere Africanus, als er die Zerstörung von Karthago widerrieth, damit dieses Schreckens- und Warnungszeichen die Römer abhalte, die Schranken des Rechtes und der Mäßigkeit zu durchbrechen, was immer den Ruin der Staaten herbeiführt. Und wie Scipio auf dem Schutte von Karthago über den bevorstehenden Untergang seines Vaterlandes weinte, so hätte dem deutschen Kaiser das Te Deum laudamus wegen des Sieges über die Ungläubigen, wie das Grablied an dem Sarge des Landes seiner Väter tönen mögen. Es ist freilich hart, seiner Nation so wenig Rühmliches nachsagen zu müssen. Aber in die Falten möchte Klio gar manchmal lieber das erröthende Gesicht ihres Gewandes verbergen, als das sagen, was sie in ihrem Kassandraberufe zu reden gezwungen ist. Und wer das hier Ausgesprochene in Zweifel ziehen will, den brauchen wir nur zu ermahnen, die Jahrbücher Deutschlands seit der Reformation bis auf unsere Tage aufzurollen, und er wird schon finden den verderbten Keim zu der bösen Saat, die uns aufgegangen; wie wir in dem vorliegenden Traktate noch einmal auf dieses Thema zurück zu kommen genöthiget, alles Vorausgegangene durch unläugbare Daten belegen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach dem Schneeberge.*

Von Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Längst schon hatte ich mir vorgenommen, auch einmal das »Chamouny Oesterreichs« und den vielgepriesenen Schneeberg zu besuchen. Nicht nur von den weit entfernten Hügelreihen um Wien, auch in der Nähe vom Gipfel des Oetschers, von der heiligen Grabes-Kapelle auf dem Mariahülferberge bei Gutenstein und von der Höhe des Sömmering hatte ich zu wiederholten Malen sehnsüchtig hinübergeschaut nach den schauerlichen Felswänden jenes Riesenberges, der als die höchste Spitze Unter-Oesterreichs, überall sichtbar, sein majestätisches Haupt in die Wolken erhebt. Indessen war so manches Jahr vorübergeflossen, seitdem ich mir den Plan zu einer kleinen Alpenreise nach Schultes und Weidmann's Anleitung entworfen hatte; — niemals wollte mir die Ausführung desselben

gelingen; und so kam es denn durch eine sonderbare Fügung des Zufalls, daß ich eher die reizendsten Gegenden Obersteiermarks und des Salzkammergutes, das herrliche Gastein und die zauberischen Gefilde Innsbruck's besuchte, daß ich meine Wanderungen bis nach den fernsten Thälern Ober-Italiens und der Schweiz ausdehnte, daß ich der entzückenden Aussicht vom Gipfel des Rigi genoß, und im wirklichen Chamouny-Thale die Eisfelder des Montblanc bewunderte, daß ich endlich so manche Höhe des Berner-Oberlandes, den Col de Bolme und die Simplonsstraße überschritt, — ehe ich den Alpengipfel des nur acht Stunden von meiner Vaterstadt entfernten Schneebergs erreichen konnte.

War ich nun einerseits durch so viele Genüsse der höchsten Art gegen mindere Naturschönheiten auch etwas minder empfänglich geworden, so fühlte ich andererseits ein erhöhtes Interesse darin, die Gegenden meiner Heimath mit jenen Bildern zu vergleichen, die noch aus der Fremde her mit unauslöschlichen Farben in meiner Erinnerung aufgezeichnet standen, und ich muß bekennen, die Vergleichung fiel nicht selten zu Gunsten meines Vaterlandes aus. Der Aach- und Schleyer-Fall bei Gastein, der Waldbach Strub unweit Hallstadt und vor Allem der überaus herrliche Gollinger-Fall können mit den schönsten Wasserfällen der Schweiz (den Rheinfall bei Lauffen und den Gießbach etwa ausgenommen) kühn in die Schranken treten; die Thäler von Admont und Eisenerz, von Salzburg und Hofgastein, die Felsenpartien im Weichselboden, das Gesäuse bei Hieflau und die Oefen der Salzach unweit Hallein werden immer entzücken, wenn man auch das liebliche Interlachen und die Schauer des Wallis-Thales noch in frischem Angedenken hat; und die Seen des Salzkammergutes, ob sie gleich hinter den Ringen des Zürcher- und Vierwaldstädter-, Thun- und Genfer-Sees bei Weitem zurückstehen, verdienen doch jedenfalls schön und erhaben genannt zu werden.

Was nun die Aussicht vom Schneeberge anbelangt, so wußte ich wohl, daß sie mit der vom Gipfel des Rigi kaum einen Vergleich auszuhalten im Stande seyn würde, ja daß selbst der Schafberg bei Ischl, der Geisberg bei Salzburg und der Gamskaarkogel bei Hofgastein in dieser Rücksicht den Vorzug verdienten, denn es fehlt unserm „Alpenvater“ an zwei Hauptbedingungen einer wahrhaft schönen Fernsicht: an dem Hinblicke auf Schneegebirge und Eisfelder, deren blendendes Weiß mit dem Blau des Himmels und mit der dunkleren Färbung des tieferen Landes einen überaus herrlichen Gegensatz bildet, und an der Nähe von Seen, die mit ihrem glatten Spiegel der Landschaft einen unbeschreiblichen Reitz verleihen!

Deßungeachtet hatten mir die Schilderungen Weidmann's und Schmidls so viele Theilnahme eingeflößt, daß ich mich beinahe schämte, in der nächsten Umgebung meiner Vaterstadt so als Fremdling dazustehen. Fester als jemals faßte ich daher im heurigen Jahre den Beschluß, einen Ausflug auf den Schneeberg zu unternehmen, von dem ich, wie von jeder Alpenwanderung, eine Reihe der schönsten Genüsse erwartete, wenn gleich die Aussicht vom Gipfel des Berges hinter so Manchem, was ich in der Art gesehen hatte, zurückbleiben sollte. Unterdessen war der regnerisch-kalte Juli und der allzu drückend heiße August verflossen; erst im September gelang es mir, zwei meiner Freunde, geübte Bergsteiger, dahin zu vermögen, ihr Schicksal mit dem meinigen zu verflechten, und den Mühsalen des Weges wie den Gefahren der Witterung zu trotzen. Nach mehrtägigem Regen hatte sich endlich der Himmel wieder aufgeklärt, die Barometer stiegen, der Wetterhahn zeigte auf Ostwind, und die Kuppe des Schneeberges malte sich in dunklichen Umrissen auf dem wolkenlosen Firmamente. Unsere Ränzchen waren bald geschnürt, hinlänglicher Mundvorrath zusammengepackt, und am 12ten um 6 Uhr Früh saßen wir im Eilwagen, der uns gegen Neustadt führte. Man muß fürwahr schon zum Vorhinein in den Genüssen künftiger Tage schwelgen, oder sich mit angenehmen Erinnerungen die Zeit zu vertreiben wissen, wenn man wachend den Weg über die langweilige Neustädter-Heide zurücklegen will, selbst so manche historische Erinnerungen bleiben hier ohne alle anziehende Kraft, und unwiderstehlich äußert der Schlaf seinen mächtigen Einfluß.

Das Steinfeld gegen Neunkirchen bietet schon etwas mehr Abwechslung dar; zur Linken erscheinen die Ausläufer der ungarischen Gränzgebirge; zur Rechten läßt die kahle Vormauer des Schneeberges, die hohe Wand, den Reitz der dahinter verborgenen Thäler ahnen. Die nächste Umgebung bleibt freilich noch düster und öde. Spärlich stand der Hafer und das Heidekorn auf den unabsehbar langen Feldern, und beinahe possirlich erschienen uns die weit ausgedehnten Föhrenpflanzungen, die schon seit mehr

als einem Vierteljahrhunderte nicht fürder in die Höhe wachsen wollen, so daß sie höchstens für Liliputaner zur Erholung dienen könnten. In Neunkirchen fanden wir um 1 Uhr ein treffliches Mittagessen bereitet, das uns nur eine Anzahl von überlästigen Fliegen verleidete. Bald nach Tische rollte der Eilwagen mit der übrigen Reisegesellschaft auf der Straße gegen Schottwien dahin, und wir blieben allein, zur Fußreise gerüstet, vor dem Thore des Posthauses stehen. An ein Aufbrechen war leider noch nicht zu denken; denn ein dichter Wolkenschleier hatte sich über die steierischen Berge gezogen; rechts und links sahen wir schon den Regen in Strömen herabgießen, und der feuchte Südwestwind, der uns entgegenwehte, ließ keinen Zweifel übrig, daß auch unser Standpunkt bald erreicht seyn würde. Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand so ein Ungewitter auf sich los kommen zu sehen! Plötzlich zuckten ein Paar Blitze durch die schwarze Wolkenmasse. Dieß gab uns neue Hoffnung, und gerne hätten wir noch länger diesem herrlichen Schauspiele zugesehen; . . allein es schien uns doch etwas bedenklich, auf dem freien Hügel als Blitzableiter dazustehen! So zogen wir uns denn wieder in die Gaststube zurück, und warteten eine halbe Stunde, bis sich der Regen etwas vermindert hatte. Der graue Vorhang wurde dabei immer lichter und ließ nach und nach die Umrisse der fernen Gebirge durchschimmern; wir waren daher ganz zufrieden, ein leichtes Wägelchen zu finden, das uns, wenn auch langsam, doch wohlbehalten und trocknen Fußes bis nach Glocknitz brachte. Von dort an schritten wir muthig weiter, auf der freilich etwas stark durchnäßten Landstraße; worauf wir aber wenig achteten, da die Nebeldecke ober uns immer mehr und mehr zu zerreißen begann, und das dämmernde Blau des Himmels enthüllte. Bald hatten wir Schleglmühl erreicht, wo sich nun eine kaiserliche Gußspiegel-Fabrik befindet, zu welcher die Arbeiter von Neuhaus herüber verpflanzt worden sind. Nur flüchtig besahen wir die herrlichen Gebäude und Werkstätten, da wir zum Gusse, der alle dritten Tage abwechselnd um 5 Uhr Morgens und um 5 Uhr Abends Statt findet, leider schon zu spät gekommen waren. Rüstig an den Ufern der rauschenden Schwarza dahin wandernd gelangten wir in einer Stunde über Beierbach nach Reichenau. Der Abend war schon hereingebrochen, wir konnten daher die Reitze dieser Landschaft nur ahnen, und waren froh überrascht, im Oberndorfer'schen Gasthause so treffliche Unterkunft zu finden. Selten ist es, daß ein Ort wie Reichenau sich zweier so vorzüglicher Wirthshäuser zu erfreuen hat, wie man sie kaum in Provinzialstädten findet; noch seltener ist es aber, daß die beiden Wirthe im besten Einvernehmen mit einander stehen, auf gemeinsame Rechnung die Holzlieferungen und Eisenfuhren besorgen, und durch Erhaltung der Fußwege und dergleichen gemeinschaftlich zum Vergnügen der Reisenden beitragen. Wir trafen mehrere Wanderer im Speise-Saale; das allgemeine Thema des Gespräches war — wie natürlich — der Schneeberg. Während Freund M* sich mit der Untersuchung eines interessanten topographischen Punktes beschäftigte, durchblätterte ich mit W*, meinem zweiten Reisegefährten, das Fremdenbuch, in welchem sich — wie gewöhnlich — eine Anzahl von Albernheiten aufgezeichnet fand.

(Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

Das im sechzehnten Jahrhundert im Lande ob der Enns vielseitig verbreitete Lutherthum hatte auch in Weißkirchen, einem Pfarrorte nach Kremsmünster gehörig, nicht wenige Anhänger, unter welchen die edlen Herren von Segger, Inhaber der Herrschaft Dietach, die ansehnlichsten waren. Bei dem im Jahre 1596 entstandenen Bauernaufruhr war sogar der dortige Gutsbesitzer Hans Salig der Anführer eines beträchtlichen Haufens, mit welchem er am 25. November desselben Jahres vor das Stift Kremsmünster zog, und dasselbe zu plündern drohte. Die kluge Vorsicht und Beredtsamkeit des Abtes Johann Spindler bewog ihn wieder abzuziehen, worauf er bald in die Hände kaiserlicher Kriegsvölker gerieth, und zu Wels enthauptet, sein Haus aber durch den Scharfrichter abgebrannt und zerstört ward. Zu beständiger Schmach mußten lange nachher noch die Besitzer des Salig-Gutes jährlich am Katharinatage dem Hofrichter zu Kremsmünster in Gegenwart dreier Zeugen kniend ein blankes Henkerschwert darreichen, welcher beschimpfende Dienst um das Jahr 1700 in eine Geldgabe umgeändert wurde.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

79. Mittwoch, den 4. October 1837.

Oesterreichischer Niederlassungs-Versuch auf den Nikobaren.

Einer der verschollensten, und hinsichtlich seiner Beweggründe unaufgehelltesten Vorgänge aus der österreichischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts dürfte die 1778 Statt gefundene Besitznahme der Insel Camorta von einer österreichischen Expedition seyn.

Camorta ist eines von den größten Eilanden des hinterindischen Archipels der Nikobaren, welcher sich im indischen Ocean zwischen Birma und Sumatra über ungefähr drei Breitengrade erstreckt, und eine Fundgrube für den bekanntlich sehr einträglichen Salanganennester-Handel ist.

Die Expedition, von deren eigentlichem Zweck, deren Instruktionen, Zusammensetzung, Befehlshaber, Abfahrtshafen u. s. f. wir nichts Näheres zu berichten wissen, errichtete dort eine Niederlassung und legte Festungswerke zum Schutze derselben an.

Bald darauf sah sich die k. k. Regierung, jedoch in Folge der eingelaufenen Berichte, über „die ungemeine Schädlichkeit des Klima's" bewogen, dem Beispiele Dänemarks zu folgen, welches seine Niederlassung auf diesem Archipel, über welchen es noch jetzt nominell die Hoheit anspricht, bereits sechs Jahre früher aufgehoben hatte.

Dieser Colonisationsversuch, dessen unter andern auch Balbi gedenkt [1], ist unseres Wissens der einzige, der von dem Kaiserstaat in einer so entlegenen Weltgegend jemals unternommen worden ist, und um so merkwürdiger, als er zu zeigen scheint, daß Oesterreich damals den Wunsch gehegt, sich auch mit dem Hinter-Orient in Berührung zu setzen.

[1] »Camorta, ou les Austrichiens en 1778 ont fondé une colonie qu'ils ont abandonné depuis.« Abrégé de Géographie, 1834. p. 748.

Wir haben diesen nicht unerheblichen Gegenstand schon 1833 in der Wiener Zeitschrift in einer kurzen Notiz zur Sprache gebracht.

Die Berliner Haude- und Spener'sche Zeitung, welche sich von jeher unter anderm durch ihre gehaltvollen geographisch-ethnographischen Mittheilungen, so wie durch ihre sorgfältige Berücksichtigung aller Oesterreich betreffenden Angaben ausgezeichnet hat, nahm jene Notiz mit Angabe der Quelle sogleich auf, und begleitete sie mit Auszügen aus Reisewerken.

Außerdem ist, so viel wir wissen, jene Mittheilung erfolglos geblieben. F. M. Malven.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

War die Türkennoth in des Kaisers Hand Gebiß und Zügel, die deutsche Widerspänstigkeit zu zähmen, so mochte er sich ihrer auch bedienen, seine Zwecke in der eigenen Familie zu erreichen. Ihn hielten die beständigen Kriege und verwickelten Geschäfte in den übrigen, ihm unterworfenen Provinzen ab, häufig in das Reich zu kommen. Dieß machte einen Reichsverweser wünschenswerth, ja nothwendig. Wäre die Wahl der Stände auf ein dem Kaiser nicht verwandtes Reichsglied gefallen, so wäre dieß seinem Interesse sehr zuwider gewesen. Auf Karls Betrieb also wurde dessen Bruder Ferdinand zum römischen Könige gewählt, was auch die Nachfolge einem Fürsten aus dem habsburgischen Stamme zusicherte. Daß

ihm aber dieser wirklich succedire, das lag ganz und gar nicht in seinem Plane. Vielmehr wünschte er, wie es geschichtlich bekannt, die Kaiserwürde auf seine Descendenten zu übertragen. Diese Idee beherrschte ihn so ganz, daß er die Kaiserkrone von allen übrigen zuletzt ablegte; ja daß er kurz bevor, ehe er sich nach St. Just zurückzog, mit seinem Bruder zum zweiten Male unterhandelte, auf die Nachfolge zu Gunsten seines Sohnes Philipp zu resigniren[1]. Daß er ferner mit dem Gedanken, die Kaiserkrone auf seinen Sohn zu vererben, schon auf dem Reichstage zu Regensburg schwanger ging, vielleicht gar schon in dem Momente daran dachte, als er seinen Bruder zum römischen Könige wählen ließ, dieß zu vermuthen hält uns nichts ab. Die Beharrlichkeit, mit welcher Karl an diesem Plane festhielt, und die Charakteristik, welche Zeitgenossen und neuere Historiographen von ihm entwerfen, sind mehr als wahrscheinliche Belege für diese Meinung. Denn des Kaisers Kopf war nicht wie der seines Nebenbuhlers Franz I. ein solcher Brander, den flüchtig, wie die aus dem Boden urplötzlich herausflackernden Irrwische, entworfene Plane im ersten Momente lichterloh entzündeten, um, im nächsten Augenblicke schon erkaltet, an ihre Ausführung nicht mehr zu denken, wenn ein Hinderniß sich ihm entgegenstellte. Sein ganzes Leben bewies, daß ihm im Inneren nicht die Hitze brannte, in welcher, jeden Fruchtkeim vernichtend, der Himmel glühend über der Saharawüste hängt. Seine Denk- und Handlungsweise bezeichnet nicht jene zerstörende Raserei der verderblichen Wüstenaturplage, welche zwischen dem vor Kurzem noch ganz heiteren Himmel, dem am fernen Horizonte sich zeigenden schwarzen Wolkenpunkte, dem mit finsteren Wolken gänzlich überzogenen Himmel, und dem heranstürmenden Samum dem Wanderer kaum so viel Zeit übrig läßt, als nöthig ist, um sich zur Erde nieder zu werfen, damit er nicht von dem heißen Brodem des über ihm mit Blitzesschnelle hinfahrenden Orkanes erstickt werde. Nein, wie in der gemäßigten Zone das elektrische Fluidum unmerklich langsam in der Luft sich sammelt, gemach Wolke an Wolke an[illegible]gt, aus denen die Blitze zucken, und der Regen tropfenweise niederfällt, so bedächtig entwarf Karl seine weitaussehenden Plane, und war gewohnt, wie der Tropfe aus den Wolken gewiß die Erde erreicht, sie auch sicher gelingen zu sehen. Er wagte kaum seine Absicht sich selber zu gestehen, bevor er sich nicht um alle Mittel umgesehen, und diese in Händen hatte, um jene zu erreichen. Seine Haltung in den langwierigen Kriegen mit Franz I., in der schwierigen Verwaltung der spanischen nicht minder, als der deutschen Provinzen, und dem gefährlichen schmalkaldischen Bunde gegenüber, bewähren die Richtigkeit der eben gemachten Bemerkung[1].

Von einem Charakter, wie der des Kaisers war, läßt sich auch erwarten, daß er genau ermessen, welche Schwierigkeiten der Ausführung seiner Anschläge sich entgegen thürmen könnten, und daß er schwere Massen fort zu

1 Robertson Geschichte der Regierung Karls V. 12 Buch.

1 Es ist kaum zu glauben, wie einseitig und unrichtig die Neueren den Geist von Karls Handlungsweise manchmal auffaßten, oder absichtlich in ein falsches Licht zu bringen bemüht waren. So findet sich in der zweiten Auflage von Mittelstedts Uebersetzung der Robertson'schen Geschichte der Regierung Karls V., mit erläuternden Noten von Remer herausgegeben (Braunschweig 1779 im Verlage der fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung) zu Robertsons Texte: »Franz und Heinrich handelten selten anders, als nach dem Triebe ihrer Leidenschaft, und beide stürzten sich blindlings auf den Gegenstand, den sie zum Zwecke hatten. Karls Maßregeln waren der Schluß einer kaltblütigen Ueberlegung, in einem regelmäßigen Systeme mit einander verknüpft, und wurden nach einem genau überdachten Plane ausgeführt« folgende Note, mit P. unterzeichnet: »Ob Karls Maßregeln allemal in einem regelmäßigen Systeme mit einander verknüpft gewesen, daran ließe sich wohl zweifeln. Selbst die Robertsonsche Geschichte zeigt zur Genüge, daß Karl sich oft durch Leidenschaft, oder auch durch Uebereilung zu etwas Zweckwidrigem habe verleiten lassen. Dergleichen wie z. B. die Beförderung der Wahl Ferdinands zum römischen Könige, da doch sein Prinz Philipp schon geboren war, und die Versuche, ihn vom Throne wieder zu verdrängen, ingleichen die schlechte Beschaffenheit seiner Finanzen, welche guten Theils ihm mit beigemessen werden müssen, und ihn nicht selten in seiner besten Laufbahn aufhielten, zeigen nicht eben eine sehr große Uebereinstimmung seiner Maßregeln an.« Nun frägt sichs, wie Karl es hätte anfangen wollen, daß ein dreijähriger Prinz ihn während seiner Abwesenheit aus dem Reiche ersetzen könnte? Zu diesem Zwecke ließ er ja, bloß der Nothwendigkeit nachgebend, Ferdinand, bei der Minderjährigkeit seines eigenen Sohnes, zum römischen Könige wählen. Nicht zu gedenken, daß unter den Verhältnissen und Schwierigkeiten, unter denen Ferdinands Wahl erfolgte, schon der bloße Vorschlag Philipps zu dieser Würde mit lauter Mißbilligung von Seite der Stände wäre begleitet worden. Ferner wollte Karl seinen Bruder gewaltsam auch nicht vom Throne verdrängen. Nur bewegen wollte er ihn auf dem Wege der Unterhandlung, freiwillig einen Platz zu verlassen, den er ohnehin nach seiner Absicht bloß eingenommen, um ihn für seinen Sohn Philipp bis zur gelegenen Zeit gegen die Ansprüche eines anderen besetzt zu halten. Was übrigens Karls Finanzen betrifft, waren diese nicht ungeregelter, als die seiner Gegner. Und endlich müssen diese denn doch nicht in gar so schlechtem Zustande gewesen seyn, als der Verfasser der angeführten Note annimmt, wenn man die Hunderttausende von Dukaten berechnet, die Karl übrig hatte, von Zeit zu Zeit seinen Bruder zu unterstützen. Ich sehe demnach nicht ab, wie dieß alles zum Belege dienen soll, Karls ungeregelte Plane und übereilte Leidenschaft zu beweisen.

wälzen, gleich kräftige Hebel angewandt habe. Denn achtete auch Ferdinand den Willen seines älteren Bruders wie den eines Vaters heilig, so konnte doch der letztere voraussehen, daß der römische König, seinem Sohne zu Liebe, nicht so leicht einer Würde sich begeben werde, die so vielen Glanz auf die jüngere, deutsche habsburgische Linie warf. Was zwischen beiden Brüdern, nach dem Tode ihres Großvaters, Ferdinand des Katholischen, in Spanien sich zutrug, ließ solches nicht leicht hoffen[1]. Ließ aber Karl den Bruder fühlen, daß er der Kaiser, der Gewalthaber in zweien Welten es sey, von dem es abhing, ihm den Besitz zwar minder schimmernder, aber vortheilhafterer Kronen, als die deutsche war, zu sichern, da durfte er ein schweres Opfer schon eher von dem minder Mächtigen erwarten. Daher genügte es ihm, sich in voller Kraft so gerüstet zu zeigen, daß den Furchtbarsten der Gegner panischer Schreck vor dem bloßen Anblicke seiner Macht ergriff. Aber plötzlich wandte er sich, den Erbfeind von dieser Seite, selbst auf die Gefahr des Bruders hin, verschonend, um ihn anderswo empfindlich zu fassen. Ihm schien es in jeder Beziehung vortheilhafter, die Rolle zu wechseln und ohne seine Streitkräfte zu zersplittern, aus einem Angegriffenen der Angreifer zu werden. Deßhalb focht er nicht in Europa seine Sache aus, sondern zog, einem fremden ungläubigen unterdrückten Fürsten Schutz angedeihen zu lassen, nach Afrika. Dort wollte er im Streite mit dem schrecklichen Barbarossa, dem Herrn des Meeres, im Dienste Suleimans, den Halbmond niederkämpfend, diesem die Eingangspforte in die christlichen Lande von der entgegengesetzten Seite versperren. Gelang ihm dieses, so hielt er die Wage von Europas Schicksal in seiner Hand. Hätten sich die Elemente, auf dem zweiten Zuge gegen Tunis nicht wider ihn verschworen, so würde die Richtigkeit seines Kalküls sich für die Feinde furchtbar bewährt haben. Schon der erste glückliche Zug nach Afrika, wie erhob er ihn nicht in den Augen der Welt weit über seine Nebenbuhler? Noch ein solcher dazu, würde auch den Bruder bewogen haben, sich dem Willen des übermächtigen Kaisers ohne Widerstreben zu fügen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Robertson's Geschichte Karls V. 1. Buch.

Ein Ausflug nach dem Schneeberge.

(Fortsetzung.)

Wie angenehm waren wir am andern Morgen überrascht, als der blaue Himmel zu unsern Fenstern hereinblickte. Schnell warfen wir uns in die Kleider, und eilten aus unsrem Zimmer hinab, um alle nöthigen Vorbereitungen zur Besteigung des Schneeberges zu treffen. Alles verhieß uns den schönsten Erfolg. Die Gipfel des Grünschachers, der Raxalpe und des Zahns standen in voller Klarheit da, vom blendenden Sonnenlichte umflossen; tief unten im Thale hatten sich wohl noch einige Nebelstreifen gesammelt, die sich abwechselnd in die Höhe zogen und wieder herabsenkten, bis endlich die siegreiche Kraft der Strahlen sie zu Boden drückte; nur auf dem Wetterkogel lagen dichte braune Wolken, die sich aber wie ein Mantel dem waldigen Gipfel anschlossen, und so nach dem Ausspruche der Landleute ein günstiges Vorzeichen für uns abgaben. Indeß wir unser Frühstück einnahmen, hatte der Wirth unsern Führer herbeschieden, der bald seinen Tragkorb mit dem nöthigen Mundvorrath, einer Flasche Wein und einem leichten Mantel bepackt auf die Schultern nahm, und wacker voranschritt. In Kurzem hatten wir die Holzrisen erreicht, die durch eine schauerliche Felsschlucht von Zahnsboden herabführt. Zur Winterszeit, wenn die hölzerne Bahn mit festgefrornem Schnee und einer leichten Eisrinde bedeckt ist, werden die Holzblöcke darauf heruntergeschleift. Schon in Reichenau hatte man uns vor diesem Pfade gewarnt, und ich muß gestehen, daß ich nach der Beschreibung, die man uns davon machte, wirklich mit Zagen die hölzerne Rinne betrat, da ich meine Schwindelfreiheit auf solchem Wege noch nicht erprobt hatte. Wir waren aber kaum eine Viertelstunde darauf fortgeschritten, als wir uns nicht genug wundern konnten, daß hier von Gefahr oder Beschwerlichkeit die Rede seyn sollte. Man wandert freilich auf einer ziemlich schmalen Holzbrücke, ohne Geländer, die hier und da zwei bis drei Klafter über dem Grunde erhaben ist, Thau und Nebel mögen die unbehauenen Baumstämme zuweilen etwas schlüpfrig machen; dennoch würde man sich selbst im Falle des Ausgleitens schwerlich beschädigen können. Die meiste Vorsicht muß man unsers Erachtens darauf verwenden, daß man mit den Füßen nicht in die Zwischenräume der Balken gerathe, was allerdings zum Mindesten eine Verrenkung des

Knöchels zur Folge haben würde; doch auch daran gewöhnt man sich bald; uns ging es wenigstens hier wie in den Bergwerken bei Hallein, wo man Anfangs nur zagend über die Rollen heruntergleitet, dann aber an dieser neuen Fahrt immer mehr und mehr Gefallen findet. Ungern verließen wir die Risen, die glatt und eben, ohne sonderliche Aufsteigung (etwa von 15°) zwischen den Felswänden durchführt, um auf einem steilen, steinigen Waldpfade die Knofelebne zu erklimmen. Hier war erst im heurigen Sommer eine Jägerhütte errichtet worden, zu der auch die Führer den Schlüssel haben, um im Nothfalle den Reisenden Zuflucht gewähren zu können. Dort auf der Wiese sahen wir eine verirrte Kuh, die schon seit mehreren Wochen in dieser Gegend weidet, und von der Niemand weiß, wem sie angehört. Eine kurze Strecke oberhalb der Knofelebne auf einem kleinen Felsenplateau machten wir Halt. Hier erblickt man zum ersten Male wieder den Gipfel des Schneebergs in seiner riesigen Höhe, zur Linken erscheint die Raxalpe, der Grünschacher und der Samleitstein, tief unten, kaum unterscheidbar, liegen die wenigen Häuser am Kaiserbrunnen. Jauchzend begrüßten wir diese herrliche Alpenlandschaft; es antwortete uns aber nichts als das Echo, denn die Sennhütten waren größtentheils schon verlassen, und die Sennerinen zurückgekehrt in die mildere Ebene.

Nach kurzer Rast setzten wir unsern Weg auf dem sogenannten Wassersteige fort, der sich etwas gegen die Tiefe herabsenkt. Wir bedauerten jeden Schritt, den wir bergunter machen mußten, da er uns neue Anstrengung bereitete, um die verlassene Höhe wieder zu erreichen. Schon sahen wir die Krummbachhütte uns gegenüber, und steuerten muthig darauf zu, als plötzlich kaum hundert Schritte vor uns ein gewaltiger Fichtenstamm, von den Beilen der Holzknechte gefällt, mit ungeheurem Getöse niederkrachte, die jungen Bäumchen ringsumher zerschmetternd und gewaltige Steinblöcke in die Tiefe rollend, deren Donner das Echo weithin versendete. Noch zweimal genossen wir dieses erhabenen Schauspiels und kletterten dann mühsam weiter, über vermodernde Stämme und dicht verflochtenes Reisig, bis wir die Sennhütte erreichten. Zu unserm Vergnügen trafen wir hier noch die Sennerin an, die erst in einigen Tagen mit ihrem wenigen Vieh von der Alpe heimzukehren gedachte. Eine herrliche Quelle bot uns Erfrischung dar, und Milch mit etwas Rhum stärkte zu neuen Beschwerden. Wir fanden die Hütte sehr geräumig, wohl zusammengefügt, und mit ziemlich großen Fenstern versehen; daher sie im Nothfalle eine ganz erträgliche Unterkunft darbietet, da überdieß der Feuerheerd sich in einem Vorgemache befindet, und die Schweigerin mit Tellern, Gläsern, Kochtöpfen und anderem Geräthe versehen ist; des Sommers wohl auch ein Fäßchen Wein hat, um die Alpenwanderer für die Mühsale der Reise zu stärken. Von dem Gejauchze der Holzknechte begleitet, stiegen wir bald eine sehr steile Matte, die Kuhglocken, hinan, auf deren Höhe wir wie im Schweiße gebadet anlangten. Hier war die Krummholz-Region erreicht, die uns besonders abenteuerlich vorkam; die abgestorbenen, verwitterten Aeste lagen wie Mammuthsknochen am Boden, während die grünen Strecken von ferne eher einer Wiese als einem Gehölze glichen. Die rosigen Alpennelken und herrlichen Rhododendren wuchsen hier noch in Fülle. Plötzlich öffnete sich nun die Aussicht auf die Ebene gegen Ungarn zu, und auf die Gipfel der steierischen Gränzgebirge. — Zu unserm größten Leidwesen bemerkten wir, daß der Nebel in dichtgedrängten Massen über den Thälern lag, in eine weiße Wolldecke weithin ausgebreitet, so daß nur hier und da die schwarzen Spitzen daraus hervorragten.

(Schluß folgt.)

Miszelle.

Auch die Aelpler Oesterreichs haben, wie die Dichter der Griechen und Römer, ihre Mythologie. Die übergossene Alpe war einst ein Arkadien. Die Hirten badeten sich da in Milch, bauten sich Stufen von Butter und Käse zu den Höhen hinan, und trieben noch des Argen viel. Aber plötzlich erging über sie ein strenges Gericht: ewiger Schnee bedeckte die Alpen und die Hirten.

Berichtigung. Im letzten Blatte der Zeitschrift S. 310, zweite Spalte, 15te Zeile v. o. muß es heißen: »Aber gar manchmal möchte Klio das erröthende Gesicht lieber in die Falten ihres Gewandes verbergen« u. s. w.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

80. Sonnabend, den 7. October 1837.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Jetzt bleibt uns vor der Hand nichts anders übrig, als das Herausgegangene aus Bucholzs bewährter Geschichte der Regierung Ferdinands I. zu documentiren. Dort heißt es (im 4. Bande, S. 114): „Als zu Wien bekannt wurde, daß der Sultan davon gezogen, also gleichsam das Schlachtfeld geräumt habe, und die Gefahr vorüber sey, stand beim Kaiser sogleich der Entschluß fest, den Krieg seiner Seits nicht weiter fortzusetzen, sondern über Italien nach Spanien zu gehen.“ Stimmt dieses nicht mit unserer aufgestellten Behauptung vollkommen überein, daß der Kaiser, trotz der großen versammelten Streitmacht, die bei Neustadt seinen Befehlen zu Gebothe stand, gewillt war, in Deutschland sich nur defensiv zu verhalten; und daß ihn, wie lockend auch die Gelegenheit war, kein Vortheil bewegen konnte, seinen Plan zu verändern, um da die Offensive zu ergreifen? Und vernehmen wir ferner, was Ferdinand seiner Schwester Maria, der verwitweten Königin von Ungarn, und Statthalterin in den Niederlanden, über den Ausgang des Feldzuges berichtet, so bleibt nicht der mindeste Zweifel über diese Sache mehr übrig. „Sieh, worauf es herausgelaufen ist, mit dieser herrlichen Versammlung, die wir zusammen gebracht hatten, welche sicherlich sehr groß war, und aus sehr gutem Kriegsvolke bestand, denn es waren wohl 80 Tausend Mann Fußvolk und 6000 Schwerbewaffnete zu Pferde, alle wohl in Ordnung, und gewiß eher mehr als weniger. Ich habe das Aeußerste gethan, um mehr Geldhülfe zu haben auf längere Zeit, aber es ist mir nicht möglich gewesen. Hätte ich mehr zu erhalten gewußt, so würde ich in Person nach Ungarn gegangen seyn. Wien, 2. October 1532.“ Aus dem Schreiben do. Villach den 21. October 1532 genügt zu unserem Zwecke nur folgende Stelle mitzutheilen: „Zu sehen, daß wir eine so schöne Gelegenheit verloren haben, um Gott zu dienen, und die Christenheit von dem Tyrannen zu befreien!“ Und endlich lautet ein Schreiben von Innsbruck, 31. October 1532, folgender Maßen: „Meine Theuerste! ich kann mit gewisser Wahrheit sagen, daß der Zurückzug der Türken eine von den Nachrichten gewesen ist, die mich in meinem Leben am meisten betroffen, und mir mißfallen haben, denn, wenn wir zur Schlacht gekommen wären, wie ich hoffte, so hielt ich mit der Hülfe Gottes den Sieg für gewiß, nach der guten Gelegenheit, und ich zweifle nicht, daß, wenn man weiter fortgefahren hätte, daß wir das ganze Königreich Ungarn wieder gewonnen hätten, und ich will davon nicht Belgrad ausnehmen“[1].

Klagte aber Ferdinand, daß seine schönsten Hoffnungen vereitelt worden, daß die günstigste Gelegenheit, die Christenheit von dem Erbfeinde zu befreien, seine Erblande zu sichern, und sogar eine Eroberung noch hinzu zu fügen, unbenützt vorüber gezogen, wen trifft davon die Schuld? War es nicht sein Bruder, der über den größten Theil des versammelten Heeres als Herr geboth? Traute er sich bei anderen Gelegenheiten, ohne die zögernde schläfrige Reichshülfe über seine Feinde herzustürzen, was hielt ihn ab, den Vortheil zu verfolgen, dem vor ihm fliehenden Suleiman mit den Spaniern und Italienern allein unter seiner persönlichen Anführung nachzusetzen? Wann lag es sonst in seinem Plane, dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke

[1] Bucholz Geschichte der Regierung Ferdinand's I. 4. Band. S. 117—119.

zu bauen? Hätte er immer so gedacht, so würde er sich nimmer der erste mit Lebensgefahr in den Fluß gestürzt haben, der ihn von dem fliehenden schmalkaldischen Bundesheere trennte. So wäre die Schlacht bei Mühlberg nie geschlagen worden, so wäre er nie in der Folge zweimal in Frankreich eingedrungen, hätte er nicht Paris schon vor seinem Waffenglücke zittern gemacht. Also ungefähr könnte man argumentiren, wollte man Karls Betragen einseitig beurtheilen, ihn auf den ersten Anschein hin einer zu verdammenden, nur seinen Vortheil berechnenden Eigensucht zeugen. Allein wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, um ein vollständiges Bild in einem Rahmen gefaßt zu erhalten, Guicciardini über die Zeitverhältnisse sprechen zu hören: dann wird uns des Kaisers Betragen in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Dann werden wir sehen, daß er, einer Zeit, deren Prinzip ein trennendes, alle Bande auflösendes, alles Heilige zerstörendes war, deren Wahlzeichen von jeder Seite her ein Weglagerungs- und Faustrechts-System, schleichender arglistischer Politik der Selbstsucht war, entgegenstehend, nicht anders handeln konnte, als wir ihn zu Werke gehen gesehen haben. Ja es erfüllt mit Schaudern zu sehen, an welchen Fäden die Interessen des 16ten Jahrhunderts hingen, wenn wir bei Guicciardini lesen, was er von den Verhandlungen im Jahre 1530 erzählt: „Inzwischen hatte der Kaiser den Reichstag nach Augsburg zusammenberufen, wo er seinen Bruder zum römischen Könige erwählen ließ. Daselbst kamen auch die Angelegenheiten der Lutherischen zur Sprache, die der Macht der Fürsten gefährlich zu werden begannen. Durch ihre Anzahl, und den Ehrgeitz der Prediger in mehrere Parteien zerfallen, vermochte selbst Luthers, des Stifters ihrer Sekte, Ansehen und Beispiel wenig mehr über sie, so daß den deutschen Fürsten kein besserer Ausweg blieb, als die Versammlung eines Konziliums. Denn die Lutherischen, die ihre Sache durch die Authenzie der Religion bekräftigen wollten, bestanden darauf, daß ein solches gefeiert werde. Dagegen hielt auch die katholische Partei dafür, daß die Beschlüsse des Konzils, wenn auch nicht ausreichend, die Herzen der Vornehmsten unter den Ketzern von ihren Irrthümern abwendig zu machen, doch einen Theil des Volkes auf bessere Wege zurück führen könnten.«

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach dem Schneeberge.

(Schluß.)

An eine Fernsicht in die Fläche war nun freilich nicht mehr zu denken; doch kümmerte uns dieß nur wenig; denn solche Landkarten, mäßige Aussichten, wo man die zerstreuten Ortschaften nur mit dem Fernrohre unterscheiden kann, stehen nach unserer Meinung weit hinter den Gebirgslandschaften zurück, wo Gipfel auf Gipfel emporsteigt und die schönsten Thäler und schaurige Schluchten dazwischen hinziehen. Da unser Führer fortwährend heiteres Wetter versprach, so eilten wir muthig vorwärts auf dem von Buchberg heraufführenden Reitwege, der sich in zahllosen Wendungen durch das Krummholz durchschlängelt. Die reinere Alpenluft stärkte unsere Kräfte wunderbar; der frische Wind, der aus den Thälern herauf wehte, erquickte uns auf eine nie empfundene Weise; wir fühlten uns leichter, wie dem Staube entbunden in dem freieren Elemente. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Da schwang sich plötzlich ein junger Adler in die Lüfte empor und zog majestätisch seine Kreise; ein fröhliches Omen für das Gelingen unseres Unternehmens! — Auf den zerbröckelten Felsen klimmte ein Wurzelstecher umher, im Schweiße seines Angesichtes jene Kräuter suchend, die dem siechen Leibe Heilung bringen sollen. — Hier, in einer Vertiefung des Luchsbodens hatte eine Hütte gestanden, die wahrscheinlich in Folge der Unachtsamkeit einiger Reisender abgebrannt war, und seitdem leider nicht wieder errichtet worden ist.

Endlich bogen wir um den Warriegel herum und sahen den Gipfel des Schneeberges vor uns. Noch nie hatte ich, selbst auf der See, solche Täuschung erfahren. Wir glaubten in einer Viertelstunde höchstens unser Ziel erreichen zu können; da sah ich plötzlich einige Punkte auf dem Rücken des Berges sich regen. Bald entdeckte ich durch mein Fernrohr eine zahlreiche Gesellschaft, und wir überzeugten uns nun, daß wir wenigstens noch eine Stunde zu steigen hatten, um auf dem Gipfel anzulangen.

Raschen Schrittes eilten wir dem Kaisersteine zu, durch das strauchlose Hochthal, das mit dichtem Moose und Flechten bedeckt war, zwischen denen der blaue Enzian und das Vergißmeinnicht in reichen Büschen prangte. Große Gruben voll frisch gefallenen Schnees erhöhten durch ihr blendendes Weiß den Reitz dieser Alpenlandschaft im vollsten Sinne des Wortes, deren Anblick uns wunder-

war ergriff und an so manche klassische Stellen der Schweiz erinnerte, die noch lebhaft vor unsern Augen stehen. Trübe Ahnungen rissen uns bald aus unserem Entzücken, denn ein schneidender Westwind hatte sich erhoben, und jagte einzelne Wolken aus dem Nebelmeere herauf, die zwar noch immer unter der siegreichen Kraft der Sonnenstrahlen an den Felsenmassen des Alpengipfels in leichten Thau sich auflösten, dennoch aber Böses weissagten. Wirklich wurden die Nebel immer dichter und dichter, je weiter wir emporstiegen und bald umzog ein Schleier den Gipfel. Mit unsäglicher Anstrengung schwangen wir uns hinauf, und eilten dem Kaiserstein zu . . . . . einen Blick auf die endlose Kette von Bergen, die vom Oetscher an bis an das Rosaliengebirge wie eine ferne Küste aus dem weißen Nebelmeere hervorragte, und die emporstürmende Wolken-Brandung hatte sie auf immer verhüllt . . . . einen Blick in das wirklich zauberische Buchberger-Thal, dem in Oesterreich gewiß nicht so bald ein anderes an die Seite zu setzen, und die aufgescheuchten Nebelmassen stürzten sich in dasselbe hinab. Traurig wendeten wir uns zurück, und begrüßten nun erst unsere Gesellschaft, bei der sich drei Damen befanden, die schon zum dritten Male den Schneeberg erstiegen hatten. Bald nahmen sie Abschied, und eilten von unserm Nachrufe begleitet dem Kutschnerberge zu. Auch wir konnten nicht lange auf dem Gipfel verweilen. Die Winde pfiffen mit den Steinrötheln um die Wette und feiner Regen säuselte auf uns herab. Nur wer schon einen ähnlichen Unfall erfahren hat, kann sich einen Begriff von unserer Gemüthsstimmung machen, als wir noch müde von der letzten Anstrengung mit klopfender Brust dem langersehnten Gipfel den Rücken wenden mußten, um nur aus der feucht-kalten Höhe wieder in die sonnige Tiefe zu gelangen! — Doch es ist eine alte Philosophie, daß man in das Unvermeidliche sich ergeben müsse, und so scherzten auch wir bald unsern Mißmuth hinweg.

Kaum waren wir bis zum Ochsenboden herabgestiegen, so begrüßte uns schon wieder der heitere Sonnenschein, und jede Furcht vor einem Ungewitter verschwand, doch die Spitze des Berges blieb umhüllt wie zuvor, und es unterlag keinem Zweifel, daß Vater Schneeberg seine Schlafmütze so bald nicht mehr abnehmen würde. Als wir am Fuße des Warriegels angelangt waren, gerieth mein Freund W* auf den Einfall, über den Saugraben hinabzuklettern, um desto schneller die Krummbachhütte zu erreichen, in der wir unser Mittagmahl einzunehmen gedachten. Auch wir fanden uns gleich zu diesem Wagnisse bereit; ich muß aber gestehen, daß ich es für Pflicht halte, Jedermann vor einem ähnlichen Einfalle zu warnen. Spezielle Interessen des Botanikers abgerechnet, bietet diese Schlucht durchaus keinen Reitz dar, der nicht auf jedem andern, minder beschwerlichen Pfade in bei weitem reicheren Maße anzutreffen wäre, und selbst der Zeitgewinn ist zu unbedeutend, als daß er die Beschwerden und Gefahren dieser Wanderung lohnte. Wir stürzten oft ein Paar Klafter weit auf dem furchtbaren Steingerölle hinunter bis wir auf irgend einem größeren Felsblocke wieder festen Fuß faßen konnten. Hier und da nur streckte uns eine mitleidige Zwergkiefer ihre hülfreichen Aeste entgegen; oft blieb uns nichts als der schlanke Schaft eines Rhododendrons oder einer Schafgarbe übrig, um uns daran fest zu klammern. Nur in großen Zwischenräumen konnten wir hinunter klettern, sollte nicht Einer auf das Haupt des Andern Steine oder Erdschollen hinabschleudern. Ueberdieß hatten wir die Sonne uns gegenüber, und litten so von der furchtbarsten Hitze. Endlich waren wir an den Anfang des Waldes mehr herabgeklettert als herabgestiegen; kaum konnten wir unsern Augen trauen, als wir die Schlucht hinaufschauten, die wir zurückgelegt hatten; es schien uns mehr ein Pfad für Gemsen als für den menschlichen Fuß zu seyn. Unser Führer erzählte uns, daß ein Arbeiter in den Streckwerken diese flüchtigen Thiere von Fels zu Fels überall hin verfolgt, bis er sie auf irgend einer unwegsamen Stelle mit den Händen fängt und erwürgt. Wahrhaftig eine seltsame Jagd, die nicht von Vielen geübt werden dürfte! — Auch unser W* war rüstig vorgesprungen; wir aber verloren zu allem Ueberflusse noch den Weg durch das Dickicht, und fanden uns plötzlich am Rande einer Felswand, deren jäher Absturz kein Vorwärtsschreiten gestattete. Mit größter Anstrengung mußten wir uns durch das Gestrippe eine Bahn eröffnen, um wieder auf einen gangbaren Pfad zu gelangen, der uns endlich zur Sennhütte hinabgeleitete, wo wir um 2 Uhr nach Mittag ziemlich erschöpft ankamen. Eine Stunde der Ruhe gab uns aber bald die alten Kräfte wieder, die überhaupt in der reinen, frischen Gebirgsluft beinahe unglaubliche Mühsale überdauern. Mit wahrem Heißhunger verzehrten wir hier unser Mahl, und erquickten uns an trefflichem Kerschbacher, den wir von Reichenau mitgenommen. Wer nie die Freuden einer solchen Alpenmahlzeit genossen hat, der kann sich von

unserer Fröhlichkeit keinen Begriff machen. Neugestärkt traten wir den Heimweg an. Das Herabsteigen über die Holzrisen war des Ausgleitens wegen allerdings etwas gefährlich. Dennoch hatten wir auch hierin bald die nöthige Uebung erlangt, um lustig darauf vorwärts schreiten zu können. Es war ein herrlicher Abend geworden. Nach zwölfstündiger Abwesenheit trafen wir um 7 Uhr wieder in Reichenau ein, wo eben eine neue Gesellschaft angelangt war, die den nächsten Morgen die Besteigung des Schneebergs versuchen wollte. Zu Pferde kann man von hier aus nur auf sehr bedeutendem Umwege den Alpengipfel erreichen; nächstes Jahr aber soll ein ordentlicher Reitsteig angelegt werden, der dann bei der trefflichen Unterkunft, die man hier findet, gewiß noch mehr Fremde zu dieser Alpenreise anlocken wird, die eben in der Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten dem gesunden Körper und einem kräftigen Gemüthe besonderen Reitz darbietet. So ein Tag in freier Luft, weit entfernt von dem kleinlichen Treiben der Menge, nur in Gesellschaft der Adler und Gemsen zugebracht, wirkt ungemein wohlthätig auf unsere Seele. Das Losreißen von allen Gewohnheiten, das Entbehren aller Bequemlichkeiten, das Prüfen seiner eigenen Kraft gibt dem Menschen ein gewisses Bewußtseyn, das ihn erhebt, und für alles Gute und Schöne empfänglicher macht. Niemand sollte es verabsäumen, des Jahres wenigstens einmal solch' einen Ausflug zu unternehmen, der sich mit geringem Aufwande an Zeit und Geld vollführen läßt; ... nur wähle man dazu ein besseres Wetter, als uns getroffen hatte; denn als wir am dritten Tage nach unserer Abreise erwachten, goß der Regen in Strömen herab. Wir mußten daher unsern Plan aufgeben, zu Fuße durch das Höllenthal nach Guttenstein zu wandern, und statt dessen ein halb gedecktes Wägelchen miethen, das uns — freilich gegen reichliche Bezahlung, denn unser Fuhrmann meinte, man müsse die Schafe scheren, wenn sie Wolle haben — nach Neustadt brachte, wo wir so glücklich waren, den Eilwagen wieder zu finden, der um 2 Uhr von Grätz hier anlangte und uns bis gegen 7 Uhr Abends, wenn auch vor Kälte starrend, doch wohlbehalten nach Wien beförderte.

So war denn unser Ausflug wohl in jeder Hinsicht ein verunglückter zu nennen, deßungeachtet fühlten wir nicht die mindeste Reue darüber. Wir brachten ja einen Schatz von Erinnerungen mit uns nach Hause, und das Vergnügen, das uns wirklich zu Theil geworden war, ließ uns all' die Freuden ahnen, die wir genossen hätten, wenn der Himmel uns günstiger gewesen wäre.

Dr. Moritz von Stubenrauch.

Beiträge
zur
vaterländischen Rechts- und Sittengeschichte.

V.

Ich herr Benedict von wolhausen ein Ritter vnd Pfleger des Thals Grassa genannt, Gib vrkundt mit sampt den Schöpffen des Landtgerichts, das ein solche verhandlung bey vns geschehen ist, zu offenbarung aller menigklich sich davor zu hütten, vnd besonder die kindtpetterin. Ist geschehen do man zalt. 1517. jar, im Weinmonat, in einer stat genant Wolfsperg, leyt in Kerenten, gehört zu dem Bistumb von Babenberg, da ist gesessen ein kauffman, genant Osterberger, den ist gelegen sein haußfraw, vnd gebracht einen erben, am vierten tag des Weinmonats. Also ist sie gelegen biß auff den siebenden tag, genant Sant Colman, hat sich der Kauffman geschickt auß zu reyten, vnd jr befolhen etlich geschefft seines handels halben, ist damit abgeschyden, in dem ist sie entschlaffen, sindt von je gangen die kellerin vnd diern, zu pflegen jrer arbayt. In dem ist kummen der Teufel für die stuben thür vnd jr gerufft hat gesagt, kumm ich will dir anzeygen was du solt hin geben, die weyl ich auß bin. Ist sie erwacht vnd auffgefarn, hat gemaynt es sey jr man, hat angelegt ein pfayt vnd schauben schwartz schamlot, panttoffel, vnd ein seydens steuchlein vmb das haubt geschlagen, in dem der Teufel offt geschreyen hat, hat sie geantwort, ich kumm, vnd auff than die thür, hinauß gangen zu jm, do hat sie der Teufel genummen vnd zu einem laden hinauß gerissen, vnd hat sie gefürt von der stat Wolfsperg bis an den Kemsee, gelegen am Grasser thal, der ist groß vnd weyt dreyer meyl, mitten darin leyt ein Closter, da hat man geleut metten, do hat er sie lassen fallen, neben dem her auff einem moß, zwischen einem wasserfluß, rechnet man von dem see gen Wolfsperg XXXIII meyll die er sie gefürt hat.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

81. Mittwoch, den 11. October 1837.

Scenen zu Zwetl
im dreißigjährigen Kriege.

Nach Handschriften im Archive des Stiftes Zwetl
von
Johann v. Frast, Priester dieses Stiftes.

I.

Ein Theil Böhmens wählte, unter dem schimmernden Namen der Vaterlandsliebe und glühenden Eifers für Luthers Lehre, das Panier des Aufruhrs. Rasch eroberte Graf Mathias Thurn Pilsen, Kruman, und sieggewohnt stand er auch schnell vor den Thoren der Stadt Budweis. Die Bürger, wie immer treu dem königlichen Herrn, vereint mit einer tapferen Besatzung, wehrten sich muthig. Thurn im festen Willen, Oesterreich zu überraschen, zog knirschend von den trotzenden Mauern ab, und eilte nach der Stadt Zwetl. Ein neuer Sporn für ihn und seine beutesüchtigen Scharen war die Kunde, Dampierre habe die in Böhmen gemachten reichen Erpressungen, mit starker Obhuth, dem Schutze dieser Stadt anvertraut. Den 27. November 1618 kamen die Böhmen, unter Begünstigung einer sternverdeckten Nacht, im nahen Dorfe Oberhof an, und ohne Zögern eilten sie zum festen Stadtthore. Die Bürger dachten sich den Feind noch nicht so nahe, und selbst die Wache glaubte bei dem Drohworte: „Mach auf, sonst schießen wir dich todt," es seyen vor Kälte starrende kaiserliche Soldaten, und rief ihnen murrend zu: „Habt ihr was zu suchen, so kommt bei Tage; jetzt müßt ihr noch warten, ich muß die Schlüssel holen." Die Feinde warteten die Rückkehr des Leichtsinnigen nicht ab. Da die Zugbrücke aufgezogen war, erklimmten Einige die Vormauer, ließen die Brücke herabrasseln, und suchten das Hauptthor zu öffnen, indem sie Feuer legten. Das Knistern und Leuchten der Flamme machte den Wächter des runden und den des achteckigen Thurmes aufmerksam. Sie schossen und machten Lärm, doch zu spät. Mit Aexten schlugen die Böhmen das Thor ein, und drangen in die schlecht gerüstete Stadt. Die kaiserliche Besatzung, die sich in Eile zusammengerafft, stellte sich bei dem Brunnen auf dem Markte auf, und gab auf die Anstürmenden Feuer. Der Anführer der Böhmen, Caplier, stürzte tödtlich getroffen. Doch mußten die Kaiserlichen weichen, der Sieg war errungen, und nun belohnten sich die Ueberwältiger durch Plündern, schonten auch der Kirche und der Wohnung des Pfarrers nicht, der in der Kleidung eines Müllers entfloh. Graf Thurn rückte ein, befahl aber, die Propstey, die neben der Stadt die Krone eines Berges ist, noch in der Nacht zu besetzen. Hier waren die Thore offen, der Propst Kaspar Quork war so hastig entflohen, daß er nicht einmal alles Geld mit sich nahm, sondern eine nicht unbedeutende Summe zurückließ, in welche sich die fremden Krieger jubelnd theilten. Zu gleicher Zeit entsendete der Graf eine Schar in das, nur eine starke halbe Stunde entlegene Cisterzienser Stift Zwetl, die sich wieder in die Stadt zurückzog, als sie aus den zum stillen Frieden bestimmten Hallen die Trompeten der Kaiserlichen schmettern hörte. Sie waren aber zur Versammlung zum Abzuge erschallt, die kaiserliche Reiterei zog rückwärts durch den Klosterwald ab, nur 80 Fußgeher blieben, weil sie nicht schnell entrinnen konnten. Die Glieder des Conventes, die zur evangelischen Liebe der Glaubensneuerer kein Zutrauen hatten, entflohen bis auf die zwei Priester Jakob und Michael, die bei ihrem entschlossenen Abte Johann Seyfried aushielten, der sich erklärt hatte, in seinem Stifte auszuharren. Ein schwacher Strahl von Hoffnung, daß ihm und seinen treuen Gefährten kein persönliches Leid zugefügt werden würde, glimmte in seinem Herzen. Er war vor drei Jahren unter der Zahl jener, welche von den österreichischen Ständen nach Prag geschickt worden waren. Bei einem Gastmahle, das die böhmischen Stände den hingesendeten Oesterreichern gaben, saß Abt Johann neben dem Grafen Mathias Thurn. Im

freundlichen Gespräche, beim Klirren der Becher tranken sie sich Freundschaft zu, der Graf nannte den Abt seinen Vater, und dieser hieß ihn seinen liebgewordenen Sohn. Auf diese Verbindung sich erinnernd, gründete er sein leises Erwarten möglichster Schonung. Noch vor des Tages Anbruch schickte der Graf einen Trompeter in das Stift, um Wein für ihn zu fordern, mehr aber auszuspähen, ob und wie viele Kaiserliche hier seyen. Um sechs Uhr früh kam er selbst mit zwei Abtheilungen Reiter, und einer von der Infanterie. Die kaiserliche Besatzung ergab sich, die Stämmigeren aus ihnen nahm er unter seine Truppen, die Andern entließ er. Vorsichtig besetzte er das äußere und das innere Thor, und ritt zur Thür, an der ihn der Abt und zwei Priester mit gesenktem Haupte und beklommener Brust erwarteten. Scharf faßte Thurn den Abt ins Auge, erkannte ihn, sprang mit einem Freudenruf vom Pferde, schloß ihn in seine Arme, und sagte lachend: „O mein Vater!“ Die Angst war verschwunden; freudig führte der Abt den Grafen im Stifte herum. Die majestätische Gestalt der Kirche ergriff ihn. Sie verdient, sprach er, daß sie erhalten werde. Die schwache Befestigung des Stiftes zwang ihm ein Lächeln und manche beißende Bemerkung ab. „Ich muß zeigen, wie es die schnellfüßigen Wichte hätten machen sollen“, sprach er, und ertheilte den Befehl, die Thürme und Mauern in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Seinem Koche befahl der Graf, ein stattlich Mahl zu bereiten, zu dem er den Abt und einige Ritter seines Heeres einlud. Die Freuden der Tafel und der starke Wein belebten die Fröhlichkeit, die bei Einem einen Grad erreichte, der ihn zu beleidigenden Spöttereien gegen den Abt verleitete, und als er diesen vor Unwillen erröthen sah, mit rohen Drohungen endete. Mit furchtbarem Ernste verwies Graf Thurn dem Dräuenden sein unanständiges Betragen, und warf ihm seine unerfahrene Jugend vor, die sich erdreiste, einen Mann zu beleidigen, der wehrlos sey, und den er selber ehre. Der junge Graf Schlick verstummte mit grollendem Auge. Bald kam die Nachricht, daß Buquoi und Dampierre Böhmen arg verwüsten. Thurn's Zorn flackerte auf; gemildert, befahl er dem Abte und Hartmann von Landau nach Wien zu dem Kaiser zu reisen, und ihm zu sagen, daß, wenn die beiden Generale mit Sengen und Brennen in Böhmen fortfahren würden, er Gleiches in Oesterreich thun werde. Die ersten Tage des Decembers kamen der Abt und Landau zu des Kaisers Majestät, fanden geneigtes Gehör, und den Auftrag für Landau, nach Zwetl zurückzueilen, und dem Grafen Thurn zu berichten, daß bereits Befehle an die kaiserlichen Feldherrn ergangen wären, Grausamkeiten, die dem kaiserlichen Herzen bittern Kummer machen, zu vermeiden. Dem Abte befahl man, unter dem anständigen Vorwande, daß man um ihn sehr besorgt wäre, in Wien zu bleiben. Die eigentliche Ursache war, daß man zu Wien das freundschaftliche Betragen des Feindes gegen ihn als ein Einverständniß des Abtes mit Graf Thurn verdächtigt hatte.

(Schluß folgt.)

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Ueberdieß wurde auch von den Katholischen das Concilium gewünscht, damit manche Erpressungen und Mißbräuche abgeschafft würden. Denn auch diese klagten, daß die Pfründen unverantwortlich vergeudet würden, weil man Beneficien, die sich nicht gut vereinen lassen, einer und eben derselben Person übertrug, und das mit Hintansetzung der achtenswerthen Competenten. Also sehe man mit Unwillen zu solchen Leute berufen, die entweder das vorschriftsmäßige Alter noch nicht haben, oder nicht die geringste wissenschaftliche Bildung besitzen, und, was das Aergste, den ruchlosesten Lebenswandel führen. Den Wünschen von ganz Deutschland entgegen zu kommen, und weil es auch sein Vortheil erheischte, jeden Vorwand zu Unruhen und trotzigem Widerstand in diesem Lande aus dem Wege zu räumen, lag der Kaiser dem Papste sehr an, das Concilium in Gang zu bringen. Zu dem Behufe führte er ihm die Gespräche zu Gemüthe, die sie über diesen Gegenstand zusammen in Bologna gepflogen, und erbot sich aus besonderer Rücksicht für ihn, bei der Versammlung persönlich gegenwärtig zu seyn. Denn er selbst wolle Sorge tragen, den Papst darüber zu beruhigen, daß durch das Concilium seiner Authorität und Würde kein Abbruch geschehe. Demungeachtet dachte der Papst mit Mißfallen an diese Sache. Doch um sich bei dem Kaiser in seiner guten

Meinung nicht zu schaden, suchte er vor demselben den Widerwillen, den er gegen das Concilium empfand, und die Besorgnisse, die ihm dieses erregte, zu verbergen. Aus dieser Ursache verlangte er von den, zur Diskussion über diese Materie versammelten Kardinälen, nur von denen ihre Willensmeinung über diesen Gegenstand zu hören, die von den bei dem Concilium vorzunehmenden Verbesserungen sich auch nichts Guten versahen. Nachdem er solche Maßregeln genommen, erließ der Papst ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er mit vielen Gründen belegte, daß es jetzt nicht an der Zeit, wegen einer Kirchenversammlung zu unterhandeln [1]. Denn noch immer verbinde die Christenheit kein fester Friede, während der Türke Besorgniß erregende Bewegung mache, und es wäre nicht gut, wenn dieser die Gläubigen in Disputationen und Streitfragen verwickelt fände. Aber, schloß er in seinem Briefe, um dem Kaiser zu zeigen, wie geneigt er sey, sich dessen Willen zu fügen, so sey er zufrieden, wenn jener auf dem Reichstage die Zusammenberufung eines Conciliums verheiße. Doch müßte dieses in Italien, in seiner Gegenwart zur festgesetzten günstigen Zeit gehalten werden. Ferner hätten die Lutherischen und die anderen Heretiker, in der Voraussetzung, daß sie sich den Aussprüchen des Conciliums unterwerfen werden, von ihren Irrlehren abzustehen, den apostolischen Stuhl in seine alten Rechte wieder einzusetzen, und wie früher als katholische Christen zu leben. Aber eben diese Clausel war die Klippe, an welcher die ganze Verhandlung scheitern sollte, weil die Protestanten nicht bloß nicht gesinnt waren, vor der Kirchenversammlung von ihren Lehren und Ritus zu lassen, sondern auch weil sie sich vor jener entsetzten, da sie nichts anders erwarten konnten, als daß ihre Meinungen von derselben würden verworfen werden. Allein trotz dem Bewußtseyn, daß die meisten und vorzüglichsten Punkte ihres Glaubensbekenntnisses, schon mehrere Male von den früheren Kirchenversammlungen als irrig verdammt worden, bestanden die Lutherischen dennoch auf die Zusammenberufung eines Conciliums, weil sie wußten, daß der Papst sich dagegen sträubte, und sich für überzeugt hielten, dieser werde seine Zustimmung dazu nimmer geben.

(Fortsetzung folgt.)

1 Das Schreiben findet sich bei Ruscelli, lettere dei Principi tom. 2. Ediz. Liletti, Venezia 1563.

Beiträge zur vaterländischen Rechts- und Sittengeschichte.

(Schluß.)

Also ist sie da beliben biß an den Tag, do ist ein pawer gangen von dem dorff genant Kirchbühel, an einem perg nechst da bey gelegen, zu hawen holtz vnd flössen auff dem see, hat er gesehen das weyb, vnd ist zu ir gefarn sie zu fragen, wie sie da hin kummen sey, hat sie angehoben vnd Im geklagt wie sie ein man daher gefürt hab, in der gestalt jrs mans, aber sie mayn es sey der Teufel gewesen, vnd hat jm auch gesagt, wie sie siben tag alt sey des kinds, des hat er kein erbarmung gehabt, hat ir abgezogen die schawben, die pfayten, vnd das steuchlein, vnd jr geben seinen schürtzkittel, damit ist er von jr gefarn, hat sie jm nach geschryen vnd jn gebetten durch Gott vnd Maria vmb ein geweychts wachs jr zu bringen, vnd vmb ein bissen prots. Also ist er nach mittag wider kummen, jr gebracht ein geweychts wachs, ein stück prot. Nachvolgent hat er an sie begeret seinen willen mit jr zuthun, hat sie jm wider gesagt wie vor, das sie sey ein kindpetterin, vnd nur siben tag alt seyt der gepurt, hat nit geholffen, sondern seinen willen ee verbracht nach seinem wolgefallen, nit ein mal, sondern offtmalen, nichts verschont, also wider von jr gefarn biß an den andern tag, hat er des gleychen than wider wie vor vnd jr gebracht ein stück fleisch vnd prots, nichts sunders hat sie gehabt zu essen, vnd jm gehorsam müssen sein, des gleychen an dem dritten tag, ist er wider kummen zu jr vnd sie aber benöttigt, Hat sie jn gebetten umb gottes willen sie zu landt zufüren, das hat er nit thun wöllen, sondern geforcht sein schalckheit werde offenbar, vnd aber von jr gefarn. Hat sie jr gebet gethan zu gott vnd Maria, je zuhelffen zu den lewten, wann es ist gewest an einem ort des Sees, das sie hat müssen dardurch wol ein acker lang weyt watten, wann sie gedacht, ich muß doch sunst hie sterben, so will ich auff die gnad gottes vnd Marie hindurch watten vnd fliessen wie ich mag. Ist jr erschynen Maria mit jrem kindt, hat jr geben ein schnur, gleich daran als ein Agnus dei, ist sie vnuersert durch den Fluß des Sees kummen. Darnach gegangen zu einem marckt genant Grassa, ist jr bekummen ein fraw, hat sie haym gefürt und in ein beth gelegt, der hat sie geklagt wie es jr ergangen sey, besonder mit dem pawren, sie müß sein sterben, hat begert zu beychten vnd das sacrament zu entfahen, das hat man jr bracht, darnach hat man hin geschickt gen Wolffsperg zu jren freunden, nach jrem ansagen, solchs zu erfarn genugsam zu einer wahrheyt, jr man was noch nit heym kummen gewest. Also ist sie verschyden an Simon vnd Judastag, do hat man sie erlich begraben. Die schnur hat man geantwort ins frawen Closter, leyt mitten im Kemsee, die einzufassen in ein man-

stranhen. Item der pawr hat nit gewist wo sie hin kummen sey, hat gemaynt der Teufel hab sie wider hin, oder sie sey ertruncken, vnd ist gefaren mit drey saum rossen von Kirchbühel gen Grassa in marckt mit getrayd, ist funff meyl von einander, hat mit jm die schawben, vnd fayl gepotten in einem wirtzhauß, aber man hat jn gefragt, wo ers genummen hab, hat er gesagt, sie sey seiner pflegerin, Hat man jnn an genummen gefencklich, hat wöllen schicken zu seiner pflegerin, solchs zu erfaren, hat er eins gangs bekent wie er sie hab genummen einer frawen, auch pfanten vnd ein steuchlein, hat nit gewist das sie in dem marckt gestorben ist, hat auch bekent viel anderr ding, vnd die zall wie offt er mit der frawen zuschaffen hab gehabt, das ich nit beschreyb, von ere wegen aller frawen, wer müglich das den ersten tag gestorben wer, het nit gethan die hilff gottes vnd Marie.

Item am Montag vor Martini ist er gestelt worden für gericht vnd die vrteyl geselt, seyt er ein betrübte vnd verserte frawen hat benöttigt, hab nit verschont gottes vnd Marie, dardurch sie jn gebetten hab, sol er auch mit verserten vnd verwundten leyb gericht werden, auff schneyden von der handt biß an ellenbogen, vom ellenbogen biß an die achssel, von dem gemecht biß auff die knye, von dem knye biß auff die fueß, darnach abgestossen die acht röeren am armen vnd bainen mit dem rad zu todt. Also ist er verschyden vnd gericht worden in dem marckt Grassa genant. Dient got vnd Marie, die erbarmen sich aller glaubigen selen. (Fliegendes Blatt in Folio.)

Miszellen.

Als Anhang zur biographischen Würdigung des um Oesterreichs dramatische Kunst, und namentlich um das Aufblühen des Hofburgtheaters in Wien so hoch verdienten Joseph Schreyvogel, welche im Jahrgange 1835 dieser Zeitschrift erschienen ist, und gewiß nicht ohne gleich dankbare Anerkennung der Leistungen des gefeierten Todten und seines genialen Nekrologen gelesen wurde, glauben wir eine nicht uninteressante Mittheilung in der Veröffentlichung jener Worte zu machen, welche nunmehr die Aufschrift auf dem einfachen Grabsteine am Stadtgottesacker bei Währing bilden, der sowohl Schreyvogel's, als auch seines Tochtermannes Joseph Beckers gemeinschaftliche Ruhestätte den Besuchern ihrer Freunde zeigt. Sie lauten:

»Hier liegt Thomas West, Carl August West »und Joseph Schreyvogel; drei Namen bezeichnend »nur einen Mann, aber einen völligen. Stand Jemand Lessing nahe, so war er's. Neben ihm ruht sein Tochter»mann Joseph Beckers.«

»Dieselbe Krankheit legte sie binnen zwei Tagen in das»selbe Grab. Den Einen bedauert Deutschland, Beide wer »sie gekannt. Gestorben den 28. Juli 1832.«

Die Bewohner des Gosauthales in Oesterreich ob der Enns unterscheiden sich von allen Kammergütlern noch gegenwärtig durch ihre Kleidung, durch ihre Mundart und ihren besonderen Accent, indem sie vorzüglich den Vocal e zu erheben und schärfer auszusprechen gewohnt sind. Sie geben durch alles dieses noch jetzt zu erkennen, daß sie nicht von den Bojern, sondern von den Rhätiern herstammen, welche einst das salzburgische Gebirg besetzt hatten. Doch ist unbekannt, wann diese in das Gosauthal herüber wanderten, oder ob diese Wanderung nicht bloß einzeln geschehen sey.

K. Ferdinand II. bestättigt und erneuert die Exemption der Waidhofner von allem Quartier, die ihnen von seinen Vorfahren war bewilliget worden.

„. . . die Stadt Waydthouen an der Ybbs sambt den auf 3 Meil Weegs vmbligenden Gezierckh vnd darinen sich befündenden Fleckhen vnd Orthen, auß disen Vrsachen vor aller einquartier vnd losierung . . . des Kriegsvolcks zu Roß vnd Fueß eximirt vnd befreyet (ist). Dieweilen Sy zu erhat: vnd befürderung vnsers Innerpergerischen Steyrischen Eisen Camerguetts Weesens vnsere Pergheuer, holez vnd Plahaußarbaiter auch die Hammerwerkstätt vnd inß gemein all ander Handtwercher, so sich mit der Eisenarbeit nehern, vnd erhalten. mit prouiant Crafft deß geschloßnen Accords versehen thuen; Vnd wie nun darauff gleichergestallt bey Jüngstlich von neuen wieder aufgerichten vnd erhebten Haubt Compagnie Werckh in der darüber verferttigten Capitulation genedigst Statuirt vnd verordnet daß umb oben erzählter vrsachen willen gedachte Statt vnd Herrschafft Waidhouen sambt den auf 3 Meil weegs vmbliegenden gezierckh von aller Muster: An: vnd Abzug oder abdanckh Plätzen. Guarnisonn vnd Einquartierungen des Kriegsvolckhs ꝛc. den alten Ordnungen gemäß, jederzeit vberhoben sein, vnd darezu in khainerlay Weeg wie daß beschehen oder fürgenommen werden möchte, gezogen werden sollen; In genedigister Anmerckhung vnd betrachtung, daß berürte prouiantirung zu aufrecht erhaltung mehrbemeltes vnsers Innerpergerischen Eisen Camerguetts weesens nothwendig ervordert wurdet, sonsten vnd in ermanglung dessen, dasselbe zu schmellerung vnserer selbst eigenen Camer Gefell auch des gemainen weseus nachtail vnd schaden geschwecht, oder wol gantz vnd gar zu grundt gelegt werden mueste, Als bevelhen wir u. s. w. Wien 12. July 1632.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

82. Sonnabend, den 14. October 1837.

Scenen zu Zwetl
im dreißigjährigen Kriege.

Nach Handschriften im Archive des Stiftes Zwetl
von
Johann v. Frast, Priester dieses Stiftes.

(Schluß.)

So lange der Graf in der Stadt Zwetl lag, wohin er nach dem Besuche im Stifte zurückgekehrt war, blieben auch die geforderten Lieferungen in den Schranken der Mäßigkeit. Nach seiner Abreise in den letzteren Tagen dieses Jahres zeigte sich, wie wohlwollend er gewesen, und wie durch seine Abwesenheit den Drangsalen des Krieges volles freies Feld geöffnet sey. Doch muß man dem böhmischen Obersten Ebenberger die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er strenge Mannszucht übte, und nur durch seine Habsucht Anlaß zur Klage gab. Mit Strenge forderte er die Stellung mehrerer Hundert Bauern, um an der Befestigung der Stadt, der Propstey und des Stiftes zu arbeiten. Man hatte ihn dazu veranlaßt, weil die Ortsrichter Knaben statt Männer schickten. Aber daß er unerschwingliche Lieferungen an Körnern und Wein ausschrieb, beides in der Stadt verkaufte, und sich dadurch in kurzer Zeit zwölfhundert Gulden erwarb, befleckt seinen guten Ruf. Sehr unzufrieden war mit ihm der Stifts-Hofrichter Rosenauer, ein Mann, der sich nicht wenig darauf einbildete, daß er einst in Frankreich Kriegsdienste geleistet hatte, und dem begehrenden Obersten, im Vertrauen auf die Freundschaft des Grafen Thurn mit seinem Abte, mit kecker Stirne Trotz bot. Als Ebenberger den 29. December in das Stift kam, und aus dem Zeughause 60 Gewehre, 20 Bündel Lunten und das schwere Geschütz verlangte, um es in die Stadt zu führen, verweigerte es ihm der muthige Hofrichter mit der Drohung, dem Grafen Thurn zu schreiben, was er auch erfüllte, und dem Obersten einen tüchtigen Verweis zuzog, wie ihm dieser selbst später unklug vorwarf, und dadurch zu erneuten Klagschreiben an den Grafen ermuthigte. Die Geistlichen des Stiftes waren wieder zurückgekommen, da sie hörten, daß ihnen keine persönliche Gefahr drohe. Sie sprachen öfter mit ihrer böhmischen Besatzung, und ließen die an Rang Ausgezeichneteren mit sich speisen. Der lutherische Oberst witterte Proselitenmacherei, und drohte Todesstrafe, wenn diese gemeinschaftlichen Mahle und Unterredungen nicht aufhören würden. Seinen Soldaten gab er die Ordre, das Convent nie zu betreten, und mit einer Fleischsuppe und Gemüse und einer halben Wein im Tage zufrieden zu seyn. So kam das Jahr 1619 und mit ihm stiegen die Forderungen. Wochentlich mußte das Stift 20 Wägen Heu, 24 Wägen Stroh, und alle vierzehn Tage 300 Metzen Hafer in die Stadt liefern. Ein Bursche aus dem Kloster hatte den Böhmen einen bisher vorborgenen Keller mit dem besten Weine verrathen. Gleich kam der Oberst, und lud daraus mehrere Wägen, vorgeblich für den Grafen Thurn. Der Hofrichter schrieb wieder, und bekam eine Antwort: Nobilis ac dilecte Praefecte. Quo bono animo Dominus Abbas, vester herus, a me Viennam discesserit, recenti adhuc habebit in memoria, tum etiam, qualem ad sustentandam in monasterio positum militem ordinantiam constituerit; jam vero aliqualem mihi parit displicentiam mutata a vobis ordonantia, cum militi vinum dari denegetis. Si autem considerare velimus, qualiter milites ex Austria in Bohemiam missi se gerant, qualia enormia facinora perpetrent, mirum non esset, si non verbum meum ego, tanquam nobilis vel comes, a me prolatum, melius, quam illi Caesaris mandata, considerarem, ut militi nostro etiam majorem concederem licentiam. Et hisce perhumaniter a vobis peto, quatenus currum unum vel duos optimo vino onustos pro mea mensa quantocius mihi mittatis, simul pretium denominetis: scio enim

pro certo, Dominum Abbatem subditos habere aurigas, quin non duos currus afferi queat, modo vestra voluntas accedat. Datum ex Rudolphstat 20. Mart 1619 Henricus Mathaeus de Turri. Der Hofrichter wendete sich wieder an den Grafen und entschuldigte sich mit der traurigen Nothwendigkeit den Soldaten den Wein verweigern zu müssen, weil er keinen mehr habe, als sehr guten, 300 Eimer, den der gemeine Mann nicht zu schätzen wisse und ja auch nicht hinlänglich seyn würde, und bittet zu bedenken, daß er schon 2600 Eimer hergegeben habe.

Ein Zug militärischer Strenge verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Bauer klagte dem Oberst Ebenberger, ein Soldat, den er, wenn er ihn wieder sähe, erkennen würde, habe ihm eine Henne gestohlen. Der Oberst ließ alle in der Stadt liegenden Soldaten vor dem Bauer vorbeimarschiren, der den Thäter mit dem Finger bezeichnete. Alsogleich wurde er gefesselt, und zum Galgen geführt. Vergebens bathen Geistliche, Beamte und Officiere. Schon hatte der Unglückliche den Strick um den Hals, der Bauer rang die Hände, stürzte auf die Kniee, und würgte in seiner größten Angst, durch eine so geringe Sache Ursache an dem Tode eines Menschen zu seyn, die Worte hervor: »Herr, Herr, seyd doch gescheid, ich gebe euch auch den Hahn, doch schenket ihm das Leben.« Die kalte Entschlossenheit des, dem schmählichen Tode entgegensehenden Diebes, die marternde Höllenangst des Landmanns, der kaum Luft genug fand, aus der zusammengeschnürten Brust seinen Antrag herauszustoßen, der Blick seiner Verzweiflung, und die gespannte Aufmerksamkeit auf den düstern Obersten erstickte jedes Lächeln über das gemachte Anerbieten, und als der Oberst rief: „Führt den Verbrecher in das Gefängniß" und wegritt, ertönte Jubelgeschrei. Der Bauer wollte ihm dankend nach, doch hatte ihn die Freude gelähmt, ermattet sank er hin, — kein Auge blieb trocken, und selbst der Hofrichter, Zeuge dieses Auftrittes, sagte: „Der Oberst, er quält und plagt mich, und doch ist er kein übler Mann."

Das Gerücht verkündete, Dampierre stehe mit Truppen in Krems, die er dem Grafen Bucquoi nach Böhmen zuführen wolle. Ebenberger bot alle Kräfte auf, die Stadt Zwetl auf das Aeußerste zu behaupten. Das Gerücht sprach Wahrheit. Den 5. Juni speiste Abt Johann Seyfried mit Dampierre zu Krems, der ohne Rast nach Böhmen eilte, und seinen Weg, die Stadt Zwetl vermeidend, von Rudmans über die Neumühle nach dem Dürrenhofe nahm. Die Knechte und Jungen des Müllers besserten die Brücke über den Kamp aus, der Vortrab der Dampierre'schen Reiter meinte, man wolle sie abtragen und ihren Marsch hemmen. Sie gaben Feuer, und todt stürzte einer der Arbeiter in den Fluß, und die andern entflohen. Indeß kam Dampierre selbst, beruhigte die Leute, und speiste in der Mühle. Er schickte einen Herold in das Stift, um Wein für ihn zu hohlen. Die Böhmen führten ihn mit verbundenen Augen in das Kloster zu dem Befehlshaber der Besatzung, der unhöflich genug war, dem Grafen Dampierre keinen Wein verabfolgen und ihm sagen zu lassen, er solle selbst kommen, man werde ihn mit rothem Weine bedienen. Der erzürnte Feldherr äußerte sich, ihm an einem andern Orte auch zu rothem Weine zu verhelfen. Nach Tische verfolgte er den Marsch. Beim sogenannten dicken Kreuze ließ er die Trompeten schmettern. Die Böhmen antworteten mit Kugelregen, doch wegen der weiten Entfernung, ohne Erfolg. Die Husaren erbitterten sie durch muthwilligen rohen Spott. Graf Thurn fand es nöthig, seine Truppen in Oesterreich an sich zu ziehen. Sie verließen Stadt und Stift den 24. Juni. Der Oberst Ebenberger kam Tags zuvor noch mit einem Hauptmann in das Stift, und raubte Geld, silberne Geschirre, goldene Ringe und Uhren. Bei 5000 Gulden war der Betrag dieser seiner letzten Unternehmung, die dem Hofrichter zur Reue brachte, ihn einst in einer Aufwallung von Rührung keinen üblen Mann genannt zu haben. Kaum waren die Böhmen fort, so durchsuchte der vorsichtige Hofrichter mit dem Pater Jacob alle Winkel des Stiftes, wahrlich nicht umsonst. Auf dem Dache der Eckstube fanden sie einen mit Schießpulver gefüllten Helm, deßgleichen auf dem Kirchenboden und ober dem Backhause, und überall eine brennende Lunte, so gerichtet, daß in der Eckstube das Feuer um eine Stunde früher ausgebrochen wäre, als in der Bäckerei, und zuletzt in der Kirche.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Der König von Frankreich, nicht zufriedengestellt durch die Verträge, die er mit dem Kaiser eingegangen, suchte

allenthalben nach Ursachen zu neuen Unruhen, und bemühte sich, auch den König von England gegen den Kaiser aufzuhetzen, der, die Sache seiner Mutterschwester vertheidigend, sich der beabsichtigten Scheidung Heinrichs von ihr widersetzte. Allein da gegenwärtig Franz I. Schatz erschöpft, und sein Königreich von den Leiden so vieler langwieriger Kriege sich noch nicht erholt hatte, hielt er es für jetzt noch nicht rathsam los zu brechen. Einstweilen trat er in Unterhandlung mit den deutschen Fürsten, die mit dem Kaiser unzufrieden waren, wie mit dem Papste in Italien, dem er, um ihn für seine Partei zu gewinnen, die Verbindung des eigenen zweitgebornen Sohnes mit dessen Nichte vorschlug. Noch mehr aber versündigte sich der König gegen Gott, und warf auf Frankreichs Krone (die sich zur ersten Obliegenheit gemacht, allezeit den christlichen Glauben zu verfechten, weßhalb der französische König den Titel des Allerchristlichsten erhielt) einen unaustilgbaren Fleck dadurch, daß er intriguirte, um den türkischen Sultan gegen den Kaiser aufzureitzen. Der Erstere war ohnedieß von jeher nichts weniger als dem deutschen Kaiser geneigt, aus dem ihm angebornen Haß gegen den christlichen Namen sowohl, als auch wegen des Streites mit dessen Bruder um den Besitz der ungarischen Krone, weil Suleiman den Woiwoden in seinen Schutz genommen. Dazu kam noch, daß des deutschen Kaisers Größe den türkischen Sultan an und für sich zu beunruhigen anfing [1]."

Und in dem Angeführten liegt die Thränodie des sechzehnten Jahrhundertes. Denn dieß gibt Zeugniß, daß ein Geist der Zerwürfnisse das Jahrhundert erfaßt, der die Gegenwart mit dem in Konflict brachte, was durch die Sanction der vorausgegangenen Zeiten, bis jetzt für unantastbar heilig gehalten worden. Ein Geist, der sich darin äußerte, daß der beschränkte Begriff des **Ichs** vorherrschend heraustrat gegen die Idee des Rechtes der **Gemeinschaft**, nur um seine **persönlichen** Gerechtsame geltend zu machen [2].

War die Reformation davon Ursache oder Wirkung? Wie äußerten sich ihre Folgen, und wie faßte Karl V. diese auf?

I. Als Numa auf Romulus folgte, fühlte er bald, daß er über Barbaren regiere, die er erst civilisiren müsse. Die Barbarei aber des römischen Volkes bestand darin, daß sein Staat ein bloß militärischer, — dazumal gleichbedeutend mit räuberisch, — dem es an einem geistigen Verbande, dem Gesetze fehlte. Auf dieses richtete Numa sein Augenmerk, und auf das religiöse Gefühl rechnend, das auch dem wildesten Menschen innewohnt, hohlte er seine Institutionen von der Nimphe Aegeria, um ihnen volle Kraft zu geben. So errichtete er ein geistliches Tribunal, in dessen Namen die Gesetze des Vaterlandes sprachen, die über die Angelegenheiten des römischen Volkes entschieden. Likurg, der bei seinen Spartanern weniger, als Numa bei den Römern, Mangel an Gesetzen, als mangelhafte Gesetze für die Staatsreform, die er beabsichtigte, antraf, hob jene im Namen des delphischen Gottes auf, und ließ sich von Apollo neue, bessere geben. Ferner finden wir bei den Alten, die bei allem ihrem Thun nur auf die Idee des Staates reflectirten, daß derjenige, welcher etwas einführen, oder behaupten wollte, was die herrschende Religion aufzuheben drohete, eben so dem Todesloose verfallen war, als der, welcher sich als Verräther an dem Vaterlande brandmarkte. Was sagt aber dieß alles anders, als um nach christlicher Weise zu sprechen, daß die practisch weisen Alten die Idee der Kirche von der des Staates nie getrennt wissen wollten. Noch mehr, als sie die Civil-Gesetze durch den Willen der Götter, von denen sie dieselben erhielten, sanctionirten, legten sie die Garantie für die bürgerlichen Statuten des Staates in dessen religiöse Pietät. Und daß sie richtig gerechnet, beweist der Umstand, daß die Römer Römer blieben, so lange sie die alte Ehrfurcht vor den Göttern und den Gesetzen, die unter ihrem Schutze standen, bewahrten; und daß die Spartaner so lange das mächtigste Volk im griechischen Bunde waren, als sie kein Haarbreit von den likurgisch-apollonischen Institutionen gewichen. Auf ähnlichen Grundsäulen ruhte die Verfassung des bis jetzt noch nicht ganz richtig aufgefaßten Mittelalters, welche nach Adam Müller [1] so wahr als schön eine theokratische zu nennen ist, weil dort der Glaube seiner »sogenannten Barbaren« die Idee eines unsichtbaren obersten Lehensherrn feststellte.

---

1 Guicciardini, Istoria d'Italia, tomo 10mo libro 20mo, Ediz. dalla Società Tipografica de' Classici Italiani. Milano 1803. 8.

2 Um dieses zu verstehen, muß bemerkt werden, daß im 16. Jahrhunderte ein System der Politik ihr Schlangenhaupt erhob, welches man grundfalsch mit dem Namen des Machiavellismus bezeichnet. Ein System, welches lehrt, die Gesellschaft mit einem Netze der Falschheit zu umstricken, die wahre Absicht zu verhüllen, die Heiligkeit des Wortes und der Verträge frech verletzend, nur seinen Vortheil zu verfolgen, litte auch das Recht aller übrigen darunter.

1 **Die Elemente der Staatskunst.** Oeffentliche Vorlesungen zu Dresden gehalten vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten im Winter von 1808 auf 1809. Berlin bei Sander 2ter Theil. 14te Vorlesung. S. 79.

Und haben wir einmal den Glauben von Jahrtausenden für uns, daß die Idee von Staat und Kirche so innig verbunden seyen, daß sie von einander nicht getrennt werden können, so haben wir auch das Recht, die Immunität, welche den Gesetzen des Staates zugesprochen wird, auch für die der Kirche in Anspruch zu nehmen. Was also in dieser Hinsicht von dem Staate ausgesprochen werden kann, gilt auch von der Kirche. Und von der Staatsreform sagt der oben citirte treffliche Staatslehrer Müller[1]: „Treffen nicht alle unglücklichen Irrthümer der französischen Revolution in dem Wahne überein, der Einzelne könne wirklich heraustreten aus der gesellschaftlichen Verbindung, und von Außen umwerfen und zerstören, was ihm nicht anstehe; der Einzelne könne gegen das Werk der Jahrtausende protestiren, er brauche von allen Institutionen, die er vorfinde, nichts anzuerkennen; kurz es sei wirklich eine Stelle außerhalb des Staates da, auf die sich jeder hinbegeben, und wo er dem großen Staatskörper neue Bahnen vorzeichnen, aus dem alten Körper einen ganz neuen machen, und dem Staate, anstatt der alten unvollkommenen, aber geprüften Konstitutionen, eine neue, wenigstens für die nächsten vierzehn Tage vollkommene, vorzeichnen könne?« — Demnach ist es uns gestattet, wenigstens in staatsrechtlicher Hinsicht, mit Ausschließung aller Polemik nur auf philosophischer Deduction fußend, in Erwägung zu ziehen, ob ein solches Recht den vereinzelten Kirchenreformatoren zugestanden, und welche Folgen daraus entsprangen.

War es diesen erlaubt, die durch fünfzehn Jahrhunderte allgemein bestehende Idee von der Kirche als nichtig zu erklären, und dieser die Begriffe, die sie sich davon bildeten, unterzuschieben; unterwarfen sie die Religion dem Kriticism der Vernunft des Einzelnen, so stellten sie zugleich für ihre Lehren dieses Tribunal auf, und gestanden jedem zu, sich den Begriff von ihrer Reform zu entwerfen, als es seine Einsicht für gut hielt. Dadurch entzogen sie ihrem Systeme die nothwendige Einheit, deren kein Institut ermangeln darf, soll es Bestand haben. Und das wäre eines der nicht weg zu läugnenden Hauptgebrechen, an denen die Reformation leidet.

II. Jeder gesellige Verein beruht auf dem Gesetze der Totalität, welches sich dahin ausspricht: die Freiheit des Einzelnen darf nie im Konflicte stehen mit der des Ganzen. Wenn zehn, hundert, tausend Menschen in eine Verbindung zusammentreten, um einen gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen, so ist es natürlich, daß jedes Individuum, nur in dem Sinne des Gebotes sich äußern darf, welches die Gesellschaft zusammenhält. Wie einmal einer gegen dieses nach Willkühr verstoßen, oder sich eigenmächtig von demselben eximiren darf, ohne daß das Ganze das Recht hat, ihn in die gehörigen Schranken zurückzudrängen, so wird bald dem Ersten der Zweite, Dritte, Vierte u. s. w. folgen, und die Idee der Gemeinschaft ist dann eine Chimäre. In wohlgeordneten Staaten repräsentirten die Regenten diese Idee der Totalität, deren Vorschriften sich die einzelnen Personen, und als Individuen die Regenten selbst fügen müssen. Aber dieses erhabene Gesetz der Totalität liegt schon auch im Individuum selbst. Nicht darum, weil es isolirt sich als einen abgeschlossenen Kreis betrachten kann, in welchem es sein Denken, Streben und Begehren als sein Monopol nur auf sich beziehen darf; nein, weil der Mensch in jeder Beziehung nur auf sich selbst beschränkt, ohne Transport auf andere sich nur halb fühlt. Wie schön ist dieß nicht in der Geschichte des ersten Menschen ausgesprochen? Paar und Paar führte ihm die Gottheit das Gethier vor, welchem er nach dessen Eigenschaften die Nomenclatur bestimmen sollte, damit er überall ein ihm Gleiches vermissend, seine Halbheit erst recht fühlte, und er empfand sie so innig, würde schon in diesem Gefühle untergegangen seyn, hätte die Gottheit nicht gesprochen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.“ Da schuf sie dem Manne die Gefährtin. Als jener diese zum ersten Male erblickte, sich in ihr wiedererkennend, fühlte er sich ganz, und redete sie an: »Bist du nicht Fleisch von meinem Fleische, Bein von meinem Beine, bist du nicht der integrirende Theil meines Ichs?« Und weiter sprach der Mann zum Weibe: „Hava, Mutter alles Lebendigen sollst du heißen,« weil in dir der Keim zu einem künftigen Ganzen liegt; denn du wirst mir Kinder geben, und in wechselseitiger Gatten-, Aeltern- und Kindesliebe wird sich um uns alle ein Band schlingen, das von der Gottheit ausgegangen, zu ihr wiederkehrt. Wer aber gegen dieses Gesetz der allgemeinen Liebe der Totalität verbrecherisch sich vergeht, der sei aus unserem Bunde ausgeschlossen.« Kain, — der erste Mörder, der sich von Eltern und Geschwistern losriß, im Gefühle seiner Unwürdigkeit, ein Theil ihres Ganzen zu seyn, um unstät und flüchtig, nur von Gewissensqual begleitet, umher zu irren.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die Elemente der Staatskunst. Erster Theil. Zweite Vorlesung. Seite 35 und 36.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

83. Mittwoch, den 18. October **1837.**

Beiträge zur vaterländischen Siegelkunde.

VI.

Ein seltenes Siegel der Grafen von Cilly.

Die Grafen von Cilly, welche bereits im 12ten Jahrhunderte unter den steierischen Adelsgeschlechtern als Herren von Suneck vorkommen, wurden unter Herzog Albrecht III. auch in Oesterreich ob und unter der Enns begütert. Hermann I. Graf von Cilly erhielt im Jahre 1379 die Vesten Frankenburg und Attersee von dem Herzoge pfandweise, kaufte von demselben im Jahre 1381 die Burg und Herrschaft Mödling, die Veste Liechtenstein mit den dazu gehörigen Gütern, und überkam im folgenden Jahre durch Vergleich mit den Grafen von Schaumberg: Soß, Wolfstein und Wampersdorf. Ihm verlieh Abt Ludwig den zur Veste Liechtenstein gehörigen Zehent als Lehen des Gotteshauses zu Melk[1], und sein Sohn Hermann II. schloß mit diesem Stifte einen Vergleich über streitige Zehenten in Brunn und Mödling[2].

Das weitere rasche Fortblühen dieses Hauses, welches dem Throne der Deutschen eine Kaiserin gab, und den Gipfel seines Glanzes unter Ulrich III. erreichte, so wie das blutige Erlöschen desselben zu schildern, würde Zweck und Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, und ist Aufgabe für den Geschichtschreiber dieses Geschlechtes.

Das alte Wappen der Grafen von Cilly waren drei goldene Sterne im blauen Felde zu zwei und Einem gestellt; so finden wir es auf einem Siegel Hermann I. im Jahre 1371[3], dann seines Sohnes Hermann II. vom Jahre 1427, welches letztere bei Hueber Tab. 22, Fig. 12 abgebildet ist. Dieses einfache Wappen wurde später mit dem der Sunecker vereiniget, so daß in einem quadrirten Schilde das erste und dritte Feld die drei Sterne von Cilly, das zweite und vierte silberne Feld aber zwei rothe Querbalken enthielt. Außer diesem Schilde erscheinen auf einem Siegel Ulrichs III. vom Jahre 1449[1] noch zwei andere, und zwar im jenen rechts, drei gekrönte Leopardenköpfe zu zwei und Einem gestellt, als Wappen der Grafschaft Seger, links das Wappen der Grafen von Ortenburg, nämlich ein rother Schild mit einer silbernen pyramidenförmigen Spitze und drei Adlerflügeln belegt, wovon Einer auf die silberne Spitze geheftet, roth, die beiden andern im rothen Felde aber silbern sind[2]. Nirgends jedoch erscheint eine Spur jenes Wappens, das sich auf einem Siegel befindet, welches Graf Hermann II. nach dem Wortlaute der unten mitgetheilten Urkunde ausdrücklich für seine zur Veste Liechtenstein gehörigen Güter bestimmte. — Dieses Siegel hat die Form einer gothischen Rose. Zwischen zwei Kreisen befinden sich sieben Bogenabschnitte, deren verbundene Spitzen auf dem kleineren Kreise aufstehen, während ihre Krümmungen den größeren berühren. Die inneren Räume dieser Bögen sind mit Pfeilspitzen ausgefüllt, welche wie Ranken von dem kleineren Kreise abstehen. Innerhalb des letzteren befindet sich ein kleiner dreieckiger Schild, auf welchem ein rechtsgewandter schreitender Eber zu sehen ist. Die Umschrift zwischen zwei Perlenlinien in deutscher Minuskel lautet: († s. herm) anni † comitis † cil (ie). — Anfang und Ende sind leider weggebrochen. Das Siegel, 1½ Zoll im Durchmesser, ist zierlich gearbeitet, die ganze Zusammenstellung für das Auge gefällig, nur ist bei dem

---

1 Hueber: Austria ex archiv. Mellic. illust. pag. 92.

2 Hueber l. c. pag. 106. Anno 1422.

3 In meiner Sammlung.

---

1 In meiner Sammlung.

2 Auf den Siegeln der Grafen von Ortenburg erscheint jedoch das Wappen verschieden von den oben beschriebenen, denn statt der Spitztheilung ist der Schild mit einem Sparren belegt, und dadurch in drei Felder getheilt, in jedem derselben befindet sich ein Adlerflügel. So ist dasselbe auf den Siegeln des Grafen Mainhard vom Jahre 1311, dann des Grafen Friedrich und seines Vetters Albert, Bischof von Trient, beide vom Jahre 1377, welche sich alle drei in meiner Sammlung befinden.

Eber der Kopf beinahe eben so groß, als der ganze übrige Körper; es befindet sich in weißem Wachs abgedruckt, mittelst Pergamentstreifen befestiget, an der nachfolgenden Urkunde des Stiftes Heiligenkreuz, welche wir hier mittheilen, indem sie über die damaligen Gerichtsförmlichkeiten nicht uninteressante Notizen enthält:

„Ich Fridreich der Ottentaler zu den Zeiten ambtman ze Mediikch des erbñ Herren Graf Hermans von Cily vergich mit dem brief, das für mich cham, do ich Sazz an dem Rechten und die erbñ pueger daselbs ein erber mann mit vorsprechen Trawtman der Hüppier, die zeit ambtman ze medling des erbu geystleichen Hrn abt niclas von dem Heyligenchrewtz vnd chlagt auf einen Weingarten, der do gewesen ist Hannsen des Stecher gelegen ze Medling vor der Chotgazzen ze nechst Hannsen dem Haubtman, do man alle jar von dint Graff Herman von Cily zwen Wienner pheninng am sand Michels tag ze gruntdinst, vber den gruntdinst chlagt er auf dem weingarten vmb funfthalben emmer wein minner eines halben viertail recht vbertzzins die ihm nicht gedint sind waeen mer wen recht teg: vnd bat vrogen was recht wer, do ward zu dem rechten erfunden vnd gesprochen: man solt Christan den Stecher vnd anna sein swester ze wizzen tun vnd laden für recht. Dos hot man getan, vnd hot sew geladen aibeg ze rechten zeit ye ze virtzehen tegen noch des Lanndesrecht. Alslang vnd Alsferr das zwispil dar auf ertailt ward mit dem rechten zwai vnd dreizzig phunt vnd pat vragen, was recht wer. Do gab vrag vnd vrtail: Seid man Christan den Stecher, anna sein swester dar vmb geladen vnd ze wizzen hiet getan = ze rechten zeit = ich sull in erber man zwen geben, die den weingarten schawn. vnd schetzzen nach iren trewn ob er tewer wer = dan der vbertzins. vnd die zwispil peingt dar ertailt auf ist worden mit dem rechten = do gab ich in Merten den swantzz vnd hanusen den schuster = die chomen wider für mich vnud sagen darvmb pei iren trewn als sie ze recht solten, das si den weingarten geschawt vnd geschazzt habent, das er funftzehen phunt phennig wert sei = vnd nicht tewr. Dar nach pat vrogen was recht war. Do gab vrog vnd vrtail: Seit die erbn lewt den weingarten geschawt vnd geschatzt hieten, vnd auch dar vmb gesagt hieten pei iren trewn das er funftzehen phunt wert wer vnd der vbertzins vnd die zwispil mer pringt er sull inn meine recht geben des hat er getan vnd sull ich in des weingarten gewaltig machen furbas allen seinen frumen an seiner Hrn stat do mit schoffen, mit verchauffen, mit versetzen vnd geben swen er wolle an alle irrunge vnd swenn ich selb nicht aigen insigel hab des zeurchund gib ich in den brief versigelt mit des obgenanten gruntherren insigel Graf Hermans von Cily, das er geben hat vber seine güter, die zu der vest ze lichtenstein gehörent vnd haben gepeten Stephann den rewtt, das er der sach getzeug ist mit seinem insigel im an schaden, der brief ist geben nach Christ gepurd dreitzehn hundt jar dar nach in dem vir vnd newntzzigisten jar des vreytags nach sand maria magdalena tag.“ (24. Juli.) —

Bei dieser Gelegenheit hält es der Verfasser für seine Pflicht, auf die Schätze aufmerksam zu machen, welche das erwähnte Stiftsarchiv für die vaterländische Geschichte enthält; nebst vielen Privilegien von den österreichischen Landesfürsten, — von den Babenbergern allein sind über 20 vorhanden — befindet sich daselbst eine Menge von Urkunden der österreichischen Adelsgeschlechter vom 12ten Jahrhunderte angefangen, reiche Quellen für die Geschichte der inneren Verhältnisse, für Genealogie und Topographie. Was der gelehrte, fleißige Bernhard Pez in seinem codex diplomaticus epistolaris, was Herrgott in seinem auctuarium diplomaticum im ersten Theile der monumenta domus austriacae mitgetheilt haben, ist nur ein kleiner Theil dessen, was noch in diesem Archive unbekannt und unbenützt vorhanden ist, worunter eine nicht unbedeutende Anzahl Urkunden ungarischer Könige gehört. Der hochwürdige Herr Archivar M. Koll, der literarischen Welt als thätiger Mitarbeiter der kirchlichen Topographie, so wie durch seine Monographie des Stiftes Heiligenkreuz hinlänglich bekannt, ist nun damit beschäftiget, die Urkunden und sonstigen Manuscripte zu sichten, und was für die Geschichte wichtig ist, zu veröffentlichen; zugleich wird derselbe für das Stift eine wissenschaftlich geordnete Siegelsammlung anlegen, eine Sammlung, deren Nothwendigkeit zur umfassenden Kenntniß mittelalterlicher Kunst in diesen Blättern oft besprochen wurde. Beide Unternehmungen werden von dem hochwürdigsten Herrn Prälaten Franz Seidemann, der für Alles, was Kunst und Wissenschaft betrifft, mit regem Sinne begabt ist, auf das lebhafteste unterstützt, ihm wird somit nebst vielen andern Verdiensten auch noch das gebühren, den literarischen Ruhm seines Stiftes begründet zu haben, und die Quellenliteratur zur Geschichte Oesterreichs wird eine Lücke weniger zählen. Möge das Werk rasch vorwärts schreiten und uns bald durch sein Erscheinen erfreuen.

Carl von Sava.

Vaterländische Sagen und Legenden.

Die Nymphe von Bua.

Von Emanuel Straube[1].

Von der Insel Bua werden noch Wenige gehört haben, und doch verdient sie wahrhaftig gekannt zu seyn, denn schon ihre natürliche Beschaffenheit macht sie interessant, wäre sie es auch nicht durch die Schicksale ihrer Vorzeit. Sie liegt im Süden Dalmatiens, und wunderlieblich spiegelt sich auf den Wellen das kleine Amphitheater ihrer Häuser ab, wo sich Wohnorte am Ufer hinziehen. Umhaucht von den reinsten Lüften, scheint sie geschaffen zu einem Sitze der Lust, und gerne glaubt man den Märchen mancher] Landleute, welche mit ernsthafter Miene versichern, es sey einst eine Nymphe dem adriatischen Meere entstiegen, und habe den Grundstein zu dem Eilande gelegt, auf welchem sie dann mit einem trauten Buhlen der Liebe Freuden genoß, und seitdem das Wohl desselben und seiner Bewohner mit eifersüchtiger Sorge bewache. Sie soll sich öfter, bald in freundlicher, bald in furchtbarer Gestalt gezeigt, den Insulanern von Bua Gutes gethan, die Feinde der Insel aber mit unversöhnlicher Rache verfolgt haben.

Die Insel scheint übrigens schon den Römern bekannt gewesen zu seyn, Plinius nannte sie Bubus, und gibt mehrere Daten über sie; einige neuere Forscher meinen, obiger Name entstamme vielleicht einer Aehnlichkeit der Form von Bua mit jener eines Ochsenfelles. — Es ist hier nicht der Ort, darüber in weitwendige Erörterungen einzugehen; genug, heut zu Tage nennt man die Insel Bua, und ihr Ursprung scheint jenem von Trau wenig nachzustehen; mancherlei Wahrnehmungen lassen dieß vermuthen.

Die Kaiser von Konstantinopel benützten Bua zur Verweisung angesehener Personen, und es ist sonderbar genug, daß sie einen so angenehmen Aufenthalt zu solchem Zwecke wählten; vielleicht kannten sie die anmuthige Lage der Insel wenig, oder es geschah aus Schonung jener Verbannten; hier war z. B., so viel wir wissen, das Exil des Florentius, Offizenmeisters des Kaisers Julian; hierher vertrieb Kaiser Valens den Mecius und Theodos, den ketzerischen Jüngling Jovinian, anderer, minder bedeutender Individuen nicht zu gedenken.

Die Lage der Insel und ihrer Umgebung ist ziemlich eigenthümlich; zwei Buchten, eine gegen Osten, die andere gegen Westen, öffnen den Zugang zu dem Hafen von Trau, und man muß, durch was für eine derselben man auch dahin gelangen will, in jedem Fall eine künstliche Enge passiren, welche allein die Bahn im schiffbaren Wasser gestattet. In verschiedener Richtung verbirgt sich unter den Wellen ein Damm, welcher in der Meerestiefe auf drei venetianischen Schiffen ruht, die daselbst einst versenkt worden sind, und noch heut zu Tage ihre Stelle behaupten sollen; mit denselben hat es, laut urkundlicher Nachricht, folgendes Bewandtniß.

Im 14ten Jahrhunderte war die Insel Bua der Schauplatz eines wüthenden Kampfes, von welchem sie viel zu leiden hatte, — die mit der Vergessenheit im Bunde stehende Zeit konnte noch bis jetzt das Andenken an jene fürchterlichen Tage nicht ganz verwischen; damals soll sich auch die Schirmherrin von Bua zum letzten Male gezeigt haben. Das Geschichtliche dieser Ereignisse, denen die Tradition manche fremdartige Elemente beigemischt haben mag, ist Folgendes:

Im Jahre 1378 war neuerdings der Same der Zwietracht zwischen den beiden Republiken Genua und Venedig zur üppigen Frucht emporgewuchert, und offene Fehde brach unter ihnen aus, die durch einen Krieg zur See geschlichtet werden sollte. Pietro Doria kommandirte die genuesische Flotte, Vettor Pisani die venetianische; es schien, nach allen Vorkehrungen, auf einen langen, hartnäckigen Kampf abgesehen.

Ludwig, König von Ungarn, herrschte damals über Dalmatien, und stand mit den Genuesern im Bündnisse. Die Venetianer waren ihrerseits mit dem Könige von Cypern und dem Oberherrn von Mailand alliirt. Theurung und Mangel an Lebensmitteln herrschte in Italien, und nur Puglia konnte den dießfälligen Bedürfnissen abhelfen, denn alle andern Häfen waren mit den Venetianern in Feindseligkeit, folglich für sie gesperrt; Hunger sollte der gefährlichste Bundesgenosse ihrer Feinde werden.

Die erste Absicht der Genueser ging dahin, die adriatischen Schiffe zu kapern, welche den Meerbusen durchkreuzten; die Venetianer, um ihren Handelsverkehr zu sichern, suchten nun aus allen Kräften, die genuesische

---

[1] Wir benützen diese Gelegenheit, wiederholt auf die höchst werthvolle Sammlung vaterländischer Sagen und Legenden, welche von dem geachteten Verfasser dieser Mittheilung in Beck's Universitäts-Buchhandlung erschienen ist, aufmerksam zu machen.
R.

Flotte aus dem Meerbusen zu vertreiben, um sich den Weg frei zu erhalten, und zu verhüthen, daß Jene sich mit den Galeeren vereinigten, die Ungarns König in Dalmatien ausrüstete, um die Genueser zu verstärken.

In der Absicht, die genuesische Armada von jener Küste abzuhalten, kam Pisani mit seiner Flotte in das tyrrhenische Meer, griff den Doria an, und siegte zwar, allein nicht ohne selbst einen bedeutenden Verlust zu erleiden, welcher seine Reihen auf bekümmernde Weise lichtete.

Da es dem venetianischen Feldherrn dieserwegen nicht möglich war, auf das genuesische Gebiet einzufallen, wie man mit dem Oberherrn von Mailand übereingekommen war, zog er sich zurück, um die durch jene unglückliche Schlacht erlittene Haverei in den venetianischen Häfen Griechenlands so gut als möglich zu ersetzen.

Die Feinde hatten dadurch Gelegenheit, sich gegen Dalmatien zu wenden, wo sie auf Geheiß König Ludwigs im Hafen von Zara überwintern sollten.

Vettor Pisani säumte nicht lange, als er seine Streitkräfte wieder geordnet hatte, ebenfalls dahin zu segeln, er nahm Cattaro weg, und in der Meinung, daß Doria in Zara verweile, schickte er sich an, ihn daselbst zu belagern, aber seine Hoffnung blieb eitel; denn der genuesische General, welcher die Gefahr einer Blockade in dem minder günstigen Hafen von Zara sehr wohl erkannt hatte, zog sich rasch nach jenem von Trau, der, weil er zwei Ausgänge hatte, die Vertheidigung in vieler Beziehung erleichterte.

Abermals folgte ihm der Admiral der Venetianer, und verheerte auf seinem Zuge die Stadt Sebenico, wobei er das Vorhaben äußerte, Bua dem gleichen Schicksale zu weihen. Er würde dieß ohne Zweifel gethan haben; allein unsern der Insel soll die See gar düstere Anzeichen gehabt haben, und eine weiße Gestalt von den Schiffen emporgestiegen seyn, mit drohenden Geberden die Segler schreckend, welche sich von der Expedition sofort nichts Gutes versprachen, und davon dringend abriethen; denn die Genueser hatten überdieß, einen neuen Angriff befürchtend, die Besatzung der Insel verstärkt, diese selbst befestigt, alle jene Felsen, die dem Feinde Vortheil gewähren konnten, durch Werke unüberwindlich gemacht, dem Eingange des Hafens jene oben erwähnten drei Schiffe, die den Venetianern auf ihrer Rückkehr aus Puglia, mit Getreide angefüllt, weggenommen, und sodann versenkt worden waren, gleichsam als Riegel vorgelegt, und fürchteten daher von der westlichen Seite nichts; Steine, Balken, Segelstangen verrammelten den Eingang gegen Osten mit genügender Sicherheit. Die Landleute und ein Aufgebot der Nachbarn waren bereit, sich einer Landung kräftig entgegen zu stellen; mehr ließ sich unter diesen Umständen weder thun, noch schien es nöthig.

Es war die Nacht des 16. Novembers, wo der entscheidende Schlag fallen sollte, beide Flotten lagen einander gegenüber, im Westen Doria, im Osten des Hafens Pisani; die Schleuderer und Armbrustschützen standen auf den Befestigungswerken von Bua zum Kampfe bereit, eine Schaar gelandeter Genueser deckte die Brücke, welche die Stadt von der Insel scheidet; grauenvolle Spannung brütete weit und breit über Land und Meer. Die unheimlichen Symptome, welche sich die Zeit hindurch gezeigt hatten, wurden in der Nacht bedrohlicher, als je; aus der Tiefe der Fluth klang es wie Gestöhne, zischende Wirbel furchten die See, und viele wollten ein Meerweib gesehen haben, welches die Funken der See zu Blitzen sammelte, und sie gegen die venetianische Flotte zu richten schien; ihr Hauch blies eisig, wie der Nordsturm, über die Fluth, so daß Manchen die Kälte unleidlich vorkam, was die Schrecken der Finsterniß nicht wenig steigerte. Auf eine eiskalte, furchtbar drohende Nacht folgte ein bleicher, wolkichter Tag, welcher in dicken Nebeln die Schauer der nahen Vernichtung anzukündigen schien; allmählig kam nur Bewegung in die todten Massen. Jetzt bricht der Morgen an; beide Flotten stehen sich, wie zwei Stiere, gegenüber, die wider einander anzurennen im Begriffe sind. Pisani verordnet, die Bombarden auf einer Seite der Insel auszuschiffen und Alles ist des Signals zur Schlacht in lautloser Spannung gewärtig.

(Schluß folgt.)

M i s z e l l e.

Im siebenzehnten Jahrhundert gab es noch in Salzburg, im Pongau und Pinzgau ordentliche, von der Landschaft aufgestellte Bärenjäger.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

84. Sonnabend, den 21. October 1837.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.
(Fortsetzung.)

Dieser innere Trieb also, ich möchte sagen, diese Sehnsucht, die den Einzelnen drängt, mit Seinesgleichen sich zu verbinden; dieses Gefühl, dem er gerne seine persönliche Ungebundenheit opfert, um mit anderen eine freie Ganzheit zu bilden, ist die Grundlage aller Familien- und Staatsverhältnisse. Dieser Communitätssinn ist der Pfeiler, an den sich ursprünglich die alten Republiken lehnten, nur ward er dort mißverstanden, so daß das Individuum wirkliche Res publica, öffentliche Sache war, ohne eigentliche persönlich-moralische Freiheit, ohne Achtung für die höheren Rechte der Menschheit, ohne die entgegenkommende Humanität, die auch den Menschen fremder Nation zu schätzen und zu lieben lehrt. Dort verschlang der Bürger den Menschen. Erst dem Christenthume war es vorbehalten, das rechte Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen. Darum möchte ich, was auf den ersten Anblick paradox erscheint, behaupten, daß Griechenland und Rom untergehen mußten, damit in dem, auf den Trümmern der alten Welt sich anbauenden Mittelalter, das wohlthätige Streben nach einer allumfassenden Totalität in reinerer geistigerer Natur sichtbar werde; und zwar in seiner Lehns- und Kirchenverfassung. Und doch ist es so. Denn in dieser lag, was Griechenland sammt Rom nicht hatte, und dessen Mangel ihren völligen Untergang endlich herbeiführte, neben dem sichtbaren noch ein überirdisches Band, welches die einzelnen Glieder unauflöslich an das Ganze kettete. Mehr als die weitläufigste Abhandlung darüber beweist dieß der fünfte Artikel aus der Wahl-Capitulation Guidos von Spoleti, als er im Jahre 889 zum Könige von Italien erwählt wurde. Nachdem die Rechte der Krone und des Adels festgesetzt waren, spricht sich der angeführte Artikel folgender Maßen aus: „Die Gemeinen, und die Söhne der Kirche sammt und sonders sollen frei nach ihren Gesetzen leben. (Libere suis utantur legibus.) Von Seite des Staates soll ihnen nicht mehr aufgebürdet werden, als was durch die Gesetze festgesetzt ist; noch sollen sie gewaltthätig unterdrückt werden. Wenn aber so was geschehen wäre, so hat der Graf des Gaues, zu dem der Beschädigte gehört, gesetzlich (legaliter) dafür Sorge zu tragen, daß diesem Genugthuung geleistet werde, soll er seines Amtes nicht entsetzt werden. Wenn er aber dieses versäumt, oder gar selbst sich in diesem Punkte vergangen, oder jemand anderem, der das Gesetz verletzte, Vorschub geleistet hätte, so soll er von dem Bischofe seines Sprengels mit dem Kirchenbanne auf so lange belegt werden, bis der Schaden wieder gut gemacht worden [1]." Wer erkennt hier nicht die vier Stände einer wohlgeordneten Verfassung angedeutet, auf welche in dieser Urkunde hingewiesen wird? Aber diese standen nicht, kastenmäßig von einander geschieden, sich feindlich gegenüber, noch suchte einer den anderen zu unterdrücken, sondern sie betrachteten sich als verschiedene Kräfte eines Geistes, die gemeinsam wirkten. Die Rechte der Krone waren bestimmt; von ihr, dem Bilde der höchsten Gnade, ging aller Fruchtgenuß aus, weil sie kraft der ihr vom obersten unsichtbaren Lehensherrn verliehenen Prärogative, die Benefizien (feuda) ertheilte. Zwischen ihr und dem Volke stand der

1 Muratori, Antiquitates medii aevi. Tom. 1.

Adel, zweiter Stand, Wächter und Hüther der Rechte der Gemeinen, dritter Stand, wie der der glebae adscriptorum, Landbebauer, vierter Stand, daß sie an diesen nicht gekränkt werden, und über diese, als die höchste Garantie und oberster Intendant die geistliche Gewalt des Bischofs, erster Stand, mit den geistlichen Waffen der Kirche, um in ihrem Namen die Fehlenden wieder zur Pflicht zurück zu führen. Die Kirche aber war der Focus, von dem die Radien ausgingen, welche nicht nur in das Innere jedes einzelnen Staates durch und durch eindrangen, erwärmend und belebend, sondern auch das einzige Licht waren, in dessen Scheine alle übrigen wandelten, und auf einem Wege sich begegneten. Deßhalb konnten sie sich leichter von einer Idee begeistert zu einem Zwecke verbinden, wovon der erste glückliche Kreuzzug mehr als ein hinlänglicher Beweis ist. Ein Unternehmen, das durch seinen Gemeingeist, bei so vielen durch Sprache, Sitten und Nationalität sonst verschiedenen Stämmen, einzig in der Geschichte dasteht, und gegen alle die gescheiterten Versuche eines Aufrufs an die ganze Christenheit gegen die drohende Türkengefahr in späteren Zeiten gar wundersam absticht, weil dazumal der Geist nicht mehr herrschte, der früher die Seele der Totalität gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Sagen und Legenden.

Die Nymphe von Bua.

Von Emanuel Straube.

(Schluß.)

Als die Venetianer sehen, daß sie mit ihren Fahrzeugen in den Hafen nicht leicht würden eindringen können, wagen sie den Versuch auf Sieg oder Tod. Lucas Balaresso, einer der Tapfersten unter ihren Häuptlingen bei diesem Zuge, kann den Muth seiner kriegerischen Seele nicht länger bezähmen, er nimmt eine Handvoll Schützen mit sich, heißt sie alle abergläubischen Schreckbilder verbannen, und eilt an's Land; ein Hagel von Steinen fliegt gegen sie, — der Tapfere bietet entschlossen ihnen seine Stirne dar; eine Menge von Armbrustschützen empfängt ihn und seine Schar, die Unzaghaften halten Stand und suchen sich Bahn zu brechen. Vergebens bietet man Alles auf, sie zurückzudrängen; sie stürzen sich auf den Feind, durchbrechen seine Reihen, zerstreuen das Gedränge, verfolgen die Flüchtigen, stürzen sich im unwiderstehlichen Anlaufe gegen die Widerstrebenden, Alles wird gegen die Brücke hingetrieben, — jetzt wird diese aufgehoben, die Verfolgten können nicht mehr weiter, finden keinen Raum sich zurückzuziehen, einer drängt den andern, um Platz für die eigene Rettung zu gewinnen, — der Anlauf, das Gewirre und Stoßen wird immer größer, von Ferne her metzelt der unaufhaltsame Feind — noch ein Anprall, — der Boden schwindet unter ihren Füßen, und alle stürzen hinab in die Fluthen. Unter das Geschrei der Verfolgten und die Flüche der Verzweifelnden, unter den Siegeslärm der Ueberwinder und ihren Jubelruf, mischen sich die letzten Seufzer der Sterbenden. Das Meer wird aufgeregt durch so viele mit dem Tode ringende Schlachtopfer, wilder Gischt bedeckt seine Fläche, und in klaffende Schlünde ringelt es sie mit hohlem Donner hinab. Der Genueser wüthet fruchtlos, und der Sieg der Venetianer ist entschieden.

Aber nein, voreilig war der Triumph, denn nur allzu zweifelhaft ist der Ausgang der Schlachten. Balaresso, durch das Glück seines Wagestückes noch kühner gemacht, ließ jetzt an der Brücke eine Bedeckung zurück, damit die Einwohner ihm nicht in den Rücken fallen könnten, und ermuthigte die Seinen, auch die Festungswerke der Insel zu erstürmen und das Schicksal des Tages zu sichern. Tollkühn verlangt der Muthige nach einer neuen Siegespalme, und sieht sie bereits im Geiste grünen; allein die Besiegten, durch die Verzweiflung ihrer Brüder wüthend gemacht, sammeln sich neuerdings, stürzen sich ungestüm auf die Sieger, und stellen ihnen die Wuth des angeschossenen Ebers entgegen. Von den Felsen der Insel wirft sich Alles dem Balaresso in den Weg, von der Stadt aus fallen Viele, in leichten Kähnen mit Wurfgeschütz ihm in den Rücken. Die Landzunge, welche zur Stadt führt, eng, von keiner Mauer umgeben, wird zum Schlachtfelde. Die Venetianer sehen sich ringsum von einem Hagel von Steinen und Pfeilen bedroht, sie suchen zu widerstehen, doch vergebens; sie trotzen muthig allen Angriffen, nirgends beut sich ihnen Rettung dar, nur der eigenen Kraft dürfen sie noch vertrauen. Vielleicht würden sie dennoch den Lorbeer des Tages errungen haben, wenn nicht ein unvorgesehenes Ereigniß eine unglückliche Wendung der Schlacht

herbeigeführt hätte. Ein schrillender Ruf des Entsetzens nähmlich läßt sich mit einem Male vernehmen, vor den Feinden her bewegt sich ein riesiges Phantom; es ist die Meduse des Meeres; Blitze strömen aus ihrem Angesichte, eine Windsbraut geht von ihrem Munde aus, ihren Händen entstürzen Wetterbäche schäumender Fluth, ihr Nahen ist Tod. „Das Gespenst; — das Gespenst!" heult es von den Lippen; panischer Schreck bewältigt die Venetianer, und ihrer Besinnung nicht mehr Herren, verfallen sie sämmtlich dem Tode, welcher hundertarmig unter ihnen zu mähen begann.

Valaresso sieht das Verderben hereinbrechen, rasch eilt er zum Rande der Brücke, um in den Wellen sich und seine Schande zu begraben, auf dem Brückenkopfe trifft ihn ein Steinwurf, und macht ihn zur Leiche. Sein Fall war das Zeichen zur unhemmbaren, besinnungslosen Flucht.

Die wenigen übrig gebliebenen Venetianer suchen, gedemüthigt durch die Niederlage, und wegen des gräßlichen Spuckes verzagend, ihr Heil in der Schnelligkeit ihrer Füße und ihrer Ruder, — die Wage ihres Ruhmes neigte sich zum Untergange.

Pisani bemüht sich vergeblich, den Eingang in den Hafen zu gewinnen; aber Furcht und Schrecken war über seine Flotte gekommen, lau und mißwillig ward der Dienst geleistet, die Krone seiner Lorbeern war entblättert, er sah das Scheitern seines Planes, und schwur ewigen Haß gegen die Genuesen, und glühende Rache gegen Trau, welchem er diesen Streich ewig gedenken wollte.

Da aber für den Augenblick sich keine Möglichkeit zeigte, diese Erbitterung durch die That zu verlebendigen, zog er ab, und ließ den Hafen im Besitze Doria's. Ruhe kam nun wieder über das Land, doch die See klärte sich erst nach längeren Tagen, und entließ von Zeit zu Zeit wimmernde Töne aus ihrem Schooß. Die Nymphe von Bua sah man seitdem nimmer wieder.

Blutige Gräuel bezeichnen den merkwürdigsten Moment in der Chronik von Bua, aber manche Stelle ist ja nur durch das Blut berühmt, welches auf ihr vergossen wurde.

Die Pfarre Rüfensberg
im äußern Bregenzerwalde
und ihre Mundart.

Von Joseph Bergmann.

Lage, Name und Geschichtliches.

Die letzte Gemeinde des k. k. Landgerichtes Bregenz in östlicher Richtung, an sechs Stunden von der Kreisstadt entfernt, ist die Pfarre Rüfensberg, mit 940 Einwohnern in 162 Häusern.

Sie liegt an der nordwestlichen Abdachung des hohen Häteri, dessen Höhenzug die Gränze gegen Baiern bildet, und von dem aus man die entzückendste Fernsicht westlich hin über den Bodensee und nördlich über den hügeligen Allgau, weit gegen die Donau hinaus, bei heiterm Himmel genießt; ihre Häusergruppen senken sich westlich bis an die Bolgenach und nördlich an die Weißach hinab, jene trennt sie von der Pfarre Krummbach, diese von Sulzberg; von Süden zieht sie sich vom Küngbache, der Gränze gegen Hüttesau, wohl eine Stunde Weges nordöstlich, bis an den Leitenbach hin, der die Gränze gegen das ehemals zur gräflich Königseck'schen Herrschaft gehörige, nun k. baierische Dorf Aach im Landgerichte Immerstadt macht. Die rauhe Gebirgsstraße, die über den eine Viertelstunde von der Pfarrkirch entlegenen Weiler Springen (mit einer Kapelle, 9 Häusern und 54 Einwohnern), wo das kaiserliche Gränzzollamt seine Station hat, nach Baiern führet, ist auf dieser Seite der einzige fahrbare Weg für die Aus- und Einfuhr des Bregenzerwaldes.

Nach unserer Ansicht hat Rüfensberg seinen Namen von einer Rüfe[1] oder Rüfene, die an Bergabhängen und Töbeln so leicht niedergehen, und unweit der dortigen Kirche liegt ein solches tiefes Tobel, daher wollen wir, der richtigen und klaren Aussprache der Vorderwälder und der Ableitung des Wortes folgend, stets Rüfensberg statt mit den allgäuisirenden Neuerern Riefensberg schreiben.

Vor Jahrhunderten war das heutige Rüfensberg (um auch das Geschichtliche hier mit aufzunehmen) sowohl Jagdgebiet der Grafen von Montfort-Bregenz, als auch ein weidereicher Alpenstrich. Der von den genannten Grafen erbaute Jagdthurm (der noch stehende Kirchenthurm) gab später dem durch das tiefe Tobel neben der Kirche fließenden Bache

---

1 Rüfe, Erdschleife, Stein- und Erdlager, das vom Berge herabhängt, und dann durch Wassergüsse schnell davon gerissen wird. Schiller im Tell sagt:

„Ein Rufi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken."

Vergl. das italienische rovina.

den Namen Jagdbach, und die Gegend um diesen Bach wurde »zum Jagdbach« oder auch bloß »Jagdbach« genannt. Der Name Rüfensberg ist demnach jünger.

Die Weide daselbst wurde von Familien von der Egg (im innern B. W.) und von Lingenau (im äußern B. W.) zur Sommerszeit benützt, und nach und nach nahmen hier Leute von der Egg und Lingenau ihren beständigen Wohnsitz.

So gehörte die vordere Hub am Jagdbache zur Pfarre Egg, die hintere Hub aber als Meierhof des Klosters Mehrerau (daher noch der Name des Weilers »Mayerhöfen«) zu Lingenau, woraus sich die untenfolgende Dialecten-Vermischung erklären lassen wird.

In der Copie der Separations-Urkunde Rüfensbergs von Egg vom 4. Juli 1426 geschieht ausdrückliche Erwähnung eines Baches: »den man nennt Jäuginer Bach, und der die Mark ist zwischen uns, und den Unterthanen, die zu der Kirchen gen Lingenau gehören, und als wir von Alters her gehört hont« (hont in der Schriftsprache jener Zeit und noch heute in der Mundart der Egger) »und noch gehören und echt Kirchgenossen sind zu der Pfarrkirchen an der Egg im hintern Bregenzerwalde.« Im Jahre 1537 übergab der Collator in Egg den zu seiner Pfarre gehörigen Antheil zu Unter-Langenegg an den Propst Blasius Schmid in Lingenau, und erhielt dafür von diesem den bis dahin nach Lingenau gehörigen Theil Rüfensbergs, welchen Tausch der römische König, Erzherzog Ferdinand I., am 7. November 1537 als neuer Landesherr bestätigte. Hernach ward R. eine eigene Pfarre, wozu dem Pfarrer in Egg noch das Collaturrecht zusteht.

Es gehörte in politischer Hinsicht zum alten Gerichte, jetzigen Standesbezirke Sulzberg, und kam somit mit der zweiten Hälfte der Grafschaft Bregenz 1523 an Oesterreich.

Mundart.

1. In den Nummern 78 und 79 dieser Zeitschrift sprach ich von dem charakteristischen Uebergange der Liquida l und n in u im vordern Bregenzerwalde, von denen nach einer so eben erhaltenen Mittheilung des fleißigen und geistvollen Herrn Pfarrers Stöckler in Krumbach am Rüfensberg nur das inlautende l, wie bei andern Vorderwäldern, seit undenklichen Zeiten erweicht wird, da doch jenseits der Weißach am Sulzberg und im östlich angränzenden, schon allgäuisirenden Dorfe Aach sich keine Spur dieser Spracheigenheit findet, z. B. aut, Sauz, Waud, Gǒud, es heat gǒute, statt alt, Salz, Wald, Gold, es hat gegolten u. dgl. Das mag von den Lingenauern her geblieben seyn.

Hingegen bleibt das inlautende n hier, wie an der Egg, in Folge des ehemaligen Zusammenhanges, und im ganzen inneren B. W., ganz unverändert, z. B. die vorderwälderischen Wörter: Haud, plur. d'Häid, Waud, Studient rc. lauten Hand, d'Händ, Wand, Studient statt Student; so unsere: wir, ihr, sie haud oder hieud und saud oder sieud lauten am R. haud und heaut, sand (i. e. sind); am Sulzberg sagt man: wir rc. hǒnd, sǒnd, d. i. haben, sind.

2. Am Rüfensberg sagt man mit den Innerwäldern richtiger: min, din, sin, Win, d. i. mein, dein, sein, Wein, wo der Vorderwälder noch g anhängt, als: ming, ding, Wing.

3. C vor h bleibt auch hier, wie im ganzen B. W. und in einigen Weilern Sulzbergs weg, z. B. Naht, wahse, Ahsel rc. statt Nacht, wachsen, Achsel.

4. Der genannte Herr Pfarrer berichtet: »Es ist noch zu bemerken, daß die Rüfensberger den Ton bei dem Aussprechen der Doppellaute tief in der Kehle bilden, während der Vorderwälder denselben im Gaumen und den Zähnen bildet, hierin unterscheiden sich beide wesentlich und sehr kenntlich. Auffallender ist dieser Unterschied an den jungen Burschen R's., welche in neuerer Zeit den Staufener-Dialect auffallend affectiren, daher sich die hiesige Mundart, wie die weibliche Kleidung, in kurzer Zeit in die der Stauf'ner und Sulzberger verlieren wird.«

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Bei Stadt Enzersdorf ließ sich 1792 Blanchard nach seiner Auffahrt in Wien nieder, ward von den Bürgern im feierlichen Zuge mit Musik und Glockengeläute eingehohlt, und mit dem Bürgerrechte beschenkt. Aus Dankbarkeit ließ er der Stadt seine Fahne, die noch aufbewahrt wird, und erhob die Gastfreiheit und den Ruhm dieses Städtchens in einer von ihm in Nord-Amerika herausgegebenen Schrift, auf deren Titel er sich Bürger von Calais und Großenzersdorf nannte. Von Wien hingegen sprach er nur im Vorbeigehen, weil man ihm hier etwas zu viel Indignation über seine vereitelten Versuche hatte fühlen lassen.

In einem Briefe Melanchthon's fiel uns nachstehende Stelle auf: »Heri litteras accepi, in quibus narratur, Romanum Pontificem, Paulum IV. mortuum esse. Suspicor, Carolum ipsum petiturum sedem Pontificiam, sed gallica factio adversabitur.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

85. Mittwoch, den 25. October 1837.

Claudius Tolemei,
über
das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte
spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Doch dürfen wir, ehe wir weiter schreiten, nicht unterlassen, was für unseren Zweck vorzüglich nothwendig, auf die Gewalt hinzudeuten, die diesen mächtigen Bau zusammenhielt, auf die päpstliche nämlich. Hören wir vor allem, was ein protestantischer Geschichtschreiber, der sonst nicht sehr unparteiisch die mittelalterliche hierarchische Macht beurtheilt, darüber sagt: „Ob man den Primat des Papstes als eine unmittelbar göttliche, ob man ihn als eine menschliche (aus theils stillschweigender, theils ausdrücklicher Uebereinstimmung der Kirchenglieder hervorgegangene) Einsetzung betrachtet; — seine wohlthätige Wirkung auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden, und war es zweckmäßig und weise, einen Primat zu constituiren, auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindselige Spaltung, und die Kirchengewalt, durch einen gemeinsamen Schwerpunkt, einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte — so erschien vor allen anderen der römische Bischof zur Führung solcher Primate berufen und geeignet[1]." Also in Hinsicht der Kircheneinheit und freier kirchlicher Vereinbarung, wird selbst von den Gegnern des Papstthumes dessen Wohlthätigkeit, ja

[1] Rottek, allgemeine Weltgeschichte, 4. Band. Daß aber die päpstliche Autorität eine nicht bloß nothwendige temporäre zur Verbreitung der Kirche und Vereinbarung derselben gewesen, sondern daß wenigstens bei den Völkern, die das oströmische Reich zerstörten, die päpstliche Autorität schon von Anbeginn der Grundstein war* auf welchem der Kirchenbau aufgeführt ward, wo das Christenthum eingeführt worden, geht aus dem National-Charakter dieser Völker hervor. »Regibus nec infinita nec libera potestas: duces exemplo potius quam imperio praesunt: neque animadvertere neque vincire, nec verberare quidem, nisi sacerdotibus, permissum, nec quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Effigies et signa quaedam lucis detracta in proelium ferunt. Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim ipse pater familias. Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio. Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur: rex vel princeps suadendi magis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur. So sagt Tacitus, de mor. Germ. Zu dieser Stelle fügt Herder (Werke zur Philosophie und Geschichte 16. Theil) die treffliche Bemerkung hinzu: »Wo niemand also sprechen, befehlen, strafen, tödten, ausschließen konnte, that's der Priester im Namen Gottes. Sein Stand ward also das Unterpfand der Freiheit, des Werths, der Ordnung und Tugend, der Kitt und das geweihte Band aller Stände, dazu waren sie in der Nationalversammlung, dazu zogen sie mit ins Feld. Ein Volk legt nie seine Denkart auf einmal ab, wenns in andere Verbindung tritt, und da die Franken nach Gallien kamen, und es für gut fanden Christen zu seyn, sahen sie die Bischöfe ihrer neuen Religion mit fränkischen Augen an; anders konnten sie auch nicht. Was ihnen ihr Priesterstand gewesen, heiliges, scharfanziehendes Band der Versammlung, sollten ihnen jetzt die christlichen Bischofe werden.« Allenthalben also trugen die germanischen Stämme, der ihnen inwohnenden Pietät gemäß, die unbegrenzte Ehrfurcht, die sie früher gegen ihre heidnischen Priester hegten, auf die Verkünder der neuen Lehre über. Diese aber waren großten Theils als Missionäre von Rom ausgegangen, waren von dem apostolischen Stuhle abhängig, und erkannten sie den Papst als ihren geistlichen Oberherrn, von dem sie das Jus ligandi et solvendi erhalten hatten, so war es natürlich, daß sie durch ihr Wort »velut Deo imperante« die Neubekehrten der geistlichen Herrschaft des Papstes unterwarfen, sobald jene als Glieder der Kirche aufgenommen werden wollten, der dieser als sichtbares Oberhaupt vorstand, der ihnen auf Erden als Stellvertreter dessen angekündigt worden, auf den sie im Himmel glaubten. Und waren ihnen die Bischöfe, »heiliges, scharfanziehendes Band der Versammlung,« so mußte ihnen des Papstes Autorität, der Centralpunkt aller Vereinigung, als das magische Siegel erscheinen, das dieses Band an allen Enden fest zusammenhielt.

* Und konnten auch die ersten Missionäre der römischen Kirche anders, als stets den Ausspruch Christi, »du bist Petrus, und auf diesen Fels werde ich meine Kirche bauen,« im Sinne haben, und auf den Papst hindeuten allenthalben, wo sie das Evangelium predigten.

Nothwendigkeit zugestanden, und wer den Geist des Mittelalters genau ins Auge gefaßt, für den liegt in diesem Zugeständnisse der beredteste Panegyricus der päpstlichen Gewalt. Auch trugen mehrere Umstände schon im Anfange dazu bei, sie mächtig zu heben, von denen wir bloß den anführen wollen, daß Constantinus M., durch den christlicher Glaube im römischen Reiche allgemein wurde, seinen Sitz nach Byzanz verlegte. Denn dadurch wurden die Päpste, der Nähe des Thrones entrückt, minder von demselben abhängig, und so hatte die weltliche Macht auf ihre freien Entschlüsse keinen Einfluß. Dazu kam noch, daß ihr weises Betragen in den politischen Stürmen sie, ohne daß sie ängstlich darnach suchten, zu Schiedsrichtern in den säcularen Angelegenheiten erhob. Mehr als einmal sehen wir sie in der Geschichte des Mittelalters als Vertheidiger des unterdrückten Rechtes auftreten, und als Mittler einschreiten zwischen den Regenten und ihren Völkern. Denn sie selber, nicht im Besitze einer absoluten Gewalt, konnten keine Tirannei aufkommen lassen[1]. So kann man die Päpste als die Pfeiler des mittelalterlichen kühnen gothischen Staatenbaues ansehen, die von dem Boden bis zur Decke aufstrebend, die Last des Gewölbes stützten und trugen.

Vom Anbeginn der Welt also war das Streben nach Totalität der archimedische Punkt, der den Weltkörper in Bewegung setzte, und wie wir gesehen haben, war die Wirkung dieses Verlangens genau den Kräften angemessen, von denen es ausgegangen war. Wie sich das Agiren und Reagiren des Ganzen nach einem Zwecke hin, in den vorchristlichen Staaten äußerte, ist sehr gut in der Fabel des Menenius Agrippa versinnlichet. Jedes einzelne Glied folgte seinem besonderen Sinne, sprach seine eigene Sprache, bis auf den Magen, der, im Mittelpuncte liegend, sie als allgemeiner Ernährer aller zusammenhielt. Von einer Seele, dem höheren geistigen Elemente, ist nirgends eine Rede; daher folgte auf das allmählige Absterben der einzelnen Glieder, wie bei dem Brand der Alten, unvermeidlich der Tod des Ganzen. Als dessen Gegensatz haben wir die Feudalverfassung des Mittelalters, vom Geiste des Christenthumes durchdrungen, aufgestellt und haben nachgewiesen, wie in dem Geiste das Ganze erstarkte. Allein ein anderes Prinzip machte sich in der neueren Zeit, in dem 15ten und 16ten Jahrhunderte geltend, und mußte nothwendig andere Erscheinungen hervorbringen, die auf das Ganze störend einwirkten. Da aber gerade um diese Zeit die Reformation begann, der es an Einheit fehlend, aus natürlicher Folge die Totalität abgehen mußte, so könnte man rückblickend auf die oben aufgeworfene Frage, ob der im 16ten Jahrhunderte herrschende Zeitgeist aus der Reformation hervorgegangen, oder ob sie die Folge der Spaltung der von widerstrebenden Interessen befangenen Gemüther gewesen, leicht versucht werden, diese als das trennende Prinzip unbedingt anzunehmen, würden sich nicht so viele Umstände für die Ansicht vereinigen, daß sie vielmehr das Consequens des allgemeinen Losreißens von den alten Instituten, als dessen Ursache war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pfarre Rüfensberg
im äußern Bregenzerwalde
und ihre Mundart.

Von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

Ueberhaupt ist es nicht nur im Bregenzerwalde und in den übrigen Theilen des in der Sprechweise so mannigfach schattirten Vorarlbergs (besonders im Montafon und Walserthale), sondern auch in andern Gauen unseres Vaterlandes hohe Zeit, manche Localeigenthümlichkeit zu sammeln und geschichtlich für die Zukunft niederzulegen, ehe diese im Verlaufe einiger Generationen durch vielerlei Einflüsse und immer größeren Verkehr mit Fremden sich ganz verwischen.

So bemerkte ich dießfalls in dem Thale, in dem ich geboren wurde, seit fünf und zwanzig Jahren manche Veränderung; vielleicht wohl auch, weil ich mich seitdem mit veränderte! Wir Kinder sagten und die ältern Vorwälder sagen noch das alte »haudlen und »haudel,« indeß ich jetzt von den jüngern gewöhnlich und besser hörte: handle und Handel, und im Plural Händel; jedoch wenn dieses Wort Schlägereien bedeutet, so sagen sie noch immer nach dem

---

1 »Die Anfeindung der Bilder durch die Leo'sche Familie, welche die Italiener zur frommen Empörung brachte, forderte den Papst auf, sich an die Spitze des Volkes als Vertheidiger, Rathgeber und Führer zu stellen. Gregor II. und III. benutzten diese Verhältnisse trefflich, setzten die Kaiser in Schranken — hinderten jedoch die völlige Trennung Italiens von dem Reiche, um desto unbeschränkter selbst in dem scheinbaren Gebiete eines unmächtigen Kaisers zu schalten, leiteten von da an in den drangvollen Zeiten der Isolirung und der longobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tirannengewalt befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft« (Rotteck, allgemeine Weltgeschichte 4. Band).

alten Sprachgebrauche Häibel. Gut, wenn das Volk mehr mit Handel und Erwerb, als mit Raufshändeln und anderm, besonders nächtlichem Unfug sich abgibt! Seit zwei Jahrzehnten werden von den im Sommer auswandernden Handwerkern ungleich mehrere Ehen mit Nichtwälderinen als früher geschlossen, welche stets etwas Fremdartiges, und selten etwas Besseres mitbringen; das Beste kann hierin durch tüchtige Seelsorger und Schullehrer geschehen! Zum Wohle des Bregenzerwaldes sind von Alters her, und was jetzt auch die weise Vorsorge des bischöflichen General-Vicariats zu Feldkirch befolgt, fast alle Priester Söhne des Berglandes, die ihr Volk kennen und lieben, und von demselben wieder geliebt werden.

Wie segensreich wirkte der Pfarrer Johann Michael Feuerstein zu Hittisau († 1815, 19. Nov.) in Geschäften, Kirche, Schule und Haus, so der fromme Pfarrer Jakob Ober in Au († 1825, 26. Dec.), der ein treffliches Gebethbüchlein für sein Volk drucken ließ, und Gebhard Gantner in Bezau, ein Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung, ein tüchtiger Redner, der Kopf und Herz an der rechten Stelle hatte, und den seit etlichen Jahren historische Forschungen über den Bregenzerwald beschäftigten; leider raffte den unvergeßlichen Freund im November 1836 der Schlagfluß zu frühe dahin! So noch andere.

Der herzliche Einklang und das liebevolle, pflichtgemäße Zusammenwirken des dortigen Clerus wird mir stets eine der angenehmsten Erinnerungen von meinem neulichen Besuche in der Heimat bleiben.

Abnahme der wälderischen Juppe.

So vertauscht sich (um wieder zum Frühern zurückzukehren) allmählig in den beiden Gränzpfarren Krummbach und Rüfensberg die so alte, so züchtig kleidende Juppe des weiblichen Geschlechtes in die allgäuische Kleidung der Sulzberger und Staufner. Schon ist die Kleidung in Krummbach gemischt. Unter 584 Personen tragen noch 361 das alte Wälderhäß, hingegen 223 sogenannte fremde Kleider. Vor 20 und 30 Jahren war das fremde Häß eine Seltenheit. Die wenigen Mütter, die von Sulzberg und dem Allgau sich nach Krummbach verehelichten, trugen ihre Kleidung fort, die Töchter kleideten sich aber wälderisch. Erst in neuerer Zeit nahmen die Töchter solcher eingewanderter Mütter, deren Zahl immer größer ist als früher, die mütterliche Kleidung an. Jedoch rührt bei der Mehrzahl die fremde Kleidung daher, daß sie in der Jugend als Hirtenmädchen in Schwaben dienten, und dann die mitgebrachte schwäbische Tracht beibehielten. Ich fand auch mehrere Mädchen reicherer Familien, als von Wirthen, Handelsleuten fremdhäßig, was sie als eine Art Mode, besonders an Sonn- und Festtagen mitmachen, bis es einheimisch wird; Aehnliches sehen wir auch auf dem Lande in Oesterreich, seltener sind jetzt Goldhauben!

Die Rüfensbergerinen trugen — mit Ausnahme einiger eingewanderter Mütter — nach der Versicherung des alten, in der Landesvertheidigung ausgezeichneten Hauptmanns Bartholomäus Bergmann vom Reichetzer und anderer alten Leute vor 40—50 Jahren noch allgemein das Wälderhäß; unter den noch 97 wälderisch Gekleideten befinden sich besonders die alten Mütterchen. In zwanzig Jahren wird hier die Juppe ganz verschwinden.

Einige Wörter des Bregenzerwaldes.

Damm, die, die Mutter, aus »die Amme« abgekürzt; da in der ganzen Abänderung der Artikel mit dem Hauptworte eng verbunden bleibt, so ist es auch zusammen zu schreiben, z. B. zu Dammegau = zur Mutter gehen, i Damme's Gade = in der Mutter Schlafzimmer. Von Ammen habe ich zum Glücke im B. W. bisher noch nichts gehört! Eben so Drätt, der der Vater, aus „der Aette," z. B. ro Drätte ko = vom Vater kommen; so bedeuten dautdätt und dautdamm (der alte Aette und die alte Amme) = Großvater und Großmutter. Dick = oft, z. B. er kumt dick = er kömmt oft, wie Nibel. V. 66 und 5794. Vergleiche das lat. densius in der Bedeutung öfter.

G'not = geschwind, eilig, z. B. gang, mach's g'not = geh', mach's geschwind, im Nib. genote V. 6233, 6325 althochd. gnoti, aus ge-noth, daher in Oesterr. »sie hat's g'näthig« (genöthig), nicht gnädig.

Höller, der = Teufel, der von der Hölle, so sagt der gemeine Mann: der Höller soll mi hole.

Häre = rufen, z. B. här' mi = rufe mich, vergl. »daz der man haret zu gote« = daß der Mensch rufet zu Gott, siehe diese Zeitschrift, 1836, Blätter für Literatur, Kunst ꝛc. S. 127, Z. 10; im Bregenzerwalde z'nacht de Schmelge häre, d. i. Nachts mit veränderter Stimme am Fenster den Mädchen rufen. Dürfte nicht von diesem alten Worte Her-old, der Ausrufer, kommen.

Schmelg und Schmelge, die, Diminut. das Schmelle = das Mädchen. Früher hielt ich dieses Wort irrig mit dem Englischen the smile verwandt, nun sehe ich, daß es aus »'s Mälge« durch Versetzung von l und g statt 's Mägl, = das Mägdle (Mägdchen, dann Mädchen) entstand; der Artikel und das Hauptwort verschmolzen zu »Schmälg oder Schmelg,« und dann trat noch das weibliche Geschlechtswort voran, wie oben in Damm und Drätt. So wird noch liebkosend zu kleinen Mädchen gesagt: Du bischt e brav's Mägle, wie von Buben: »du bischt e gute Kneht.« Vergl. mit dieser Buchstabenversetzung: Negeral und Tilor statt General und Tirol, wie ich es von Böhmen hörte. So verkuzen statt verzucken in Oesterreich; so Cavanz st. Vacanz. Tope st. Pote (Pfote), im Bregenzerwalde selbst; Bühel wird im Oesterreichischen Hübel, z. B. Gießhübel (Ort

bei Medling), so sind Bühler und Hübler als Familiennamen gleichbedeutend; im Parcival heißt es Kokodrill und Kokotrelle statt Krokodil.

Das Wort Schmelg wird am Rüfensberg im baierischen Balderschwang, im ganzen vordern, und im innern B. W. nur bis an die Bezegg, nämlich an der Egg, zu Großdorf und Andelsbuch gesagt, jenseits der Bezegg hört man Mótel (aus Madel); am Sulzberg gilt Schmelg neben dem allgäuischen Fel.

Fel = Mädchen, im Angelsächsischen vil (servus), vilen (serva) oder vyl, vylen, die vollere Form vilh, vilhen und vealh, vealhen, siehe Göttinger gelehrte Anzeigen 1833, 5. Okt. Seite 1592, und Schmellers klassisches, baierisches Idiotikon Theil I. S. 524, 526 und 513. Es ist nicht aus dem lateinischen filia entstanden. Auch wird im genannten Allgau neben Fel Spudel, Spuddel gesagt, soll dieses Wort von spuden, somit die Spudende, herkommen?

Tode, verb. neutr., vom Hauptwort Tod, ableben, absterben, z. B. er todet ab, sie ist abg'todet = er lebt ab, sie ist abgelebt; so auch von einer Wiese, z. B. er lot sie abtode. Mittelwort: g'todet und ohne die Vorsylbe ge aus todet, daher das Beiwort todt, und dann das verb. activum tödten.

Treschkammer, die = Sakristei, vergl. franz. trésor, engl. treasure, treso, Schatz in Graff's Krist I, 17 und 63, also Schatzkammer; Treßler war beim deutschen Orden derjenige, welcher die Schatzkammer unter sich und alles auszuzahlen hatte, alle Monate die Rechnung der Einnahmen und Ausgaben und den Vermögensstand des Ordens den hohen Beamten vorlegen mußte.

Todtebom, auch im Contert in de Bom lege, dimin. das Bömle = der Sarg; noch in der Straßburger Mundart Todtenbäume im Gegensatze des Lebensbaumes s. Mone's Otnid, Einleitung S. 42.

Jehe, verb. neutr. tönnen, hallen von der Rede, besonders imperson. es jeht, es tönt, vergl. Graff's althochd. Sprachschatz I. 581, vergl. jeht Nibel. 3513, und öfter auch tropisch es jeht mir — es hat mir guten Klang, es ist glaubwürdig, und »es jeht mir it« es tönt, sagt mir nicht zu, es scheint mir unwahr; »do jeht er«, d. i. dann sagt er, wird nur in Valentschina in der Walser'schen Pfarre Blons (dem Geburtsorte des seligen Staatsrathes Martin Lorenz, geb. 1748, 7. Sept., † am 24. April 1828 zu Wien) gehört; vergl. jahen und verjehen im Nib. 3322 und 2443, und in alten Urkunden.

Das Mehrere in dem zu erscheinenden Idiotikon des Bregenzerwaldes.

Miszellen.

Frau Argula von Grumbach, eine geborne von Stauff, hatte bald nach Luthers Auftreten mehrere Flugschriften im Griste der Neuerung ausgehen lassen; dagegen erließ ein Studiosus der Universität zu Ingolstadt einen eindringlichen „Spruch von der Staufferin Jres Disputierens halben,« (4 Bl. in 4.) Dieser fängt folgender Maßen an:

Frau argel arg ist ewer nam
Vil erger das ir ane scham
Vnd alle weiplich zucht vergessen
So freuel seit vnd so vermessen
Das Jr einer Fürsten vnd herren
Erst wollt einen neuen glauben lernen
Vnd euch daneben vnderstet
Ein gantze Vniversität
Zu straffen vnd zu verschümpfieren u. s. w.

Am Schlusse heißt es:

So stell ab dein muet vnd gut dünkel
Vnd spin dafür an einer kunckel
Oder strück hauben vnd wirk borten
Ein weyb solt nit leren
Sonder mit Madalen zu hören
Ich geb euch fraw ein guten rat
Vnd ob ir mein nit kuntschafft hat
So bin ich Johannes genent
Zu Ingolstadt ein frey student u. s. w.

Die aus zwei Quart-Blättern bestehende Druckschrift: „Romischer, Kayserlicher vnd Hispanischer, königlicher Maiestat Mandat oder malzeyt, am heiligen grünen Donerstag. Anno M. D. XXI. zu Wormbs gehalten,« enthält eine Beschreibung, wie Karl V. den Gründonnerstag zu Worms gefeiert, und bei dieser Gelegenheit dreizehn armen Knaben (welche Christum und die zwölf Apostel vorstellten) und dann noch einen Knaben, der die Stelle des Judas vertrat, die Füße gewaschen, sie sodann gespeist und zuletzt reichlich beschenkt habe. Was das Wort Mandat auf dem Titel heiße, mag folgende Stelle erklären: »Nachdem die Kinder sich gesetzt hatten, hat der Kaiser die Antiffen vnd Responsoria so man von dem Mandat oder werck Christi desselben tags, in der kirchen pflegt zu singen — durch seine Cantores zu singen befohlen u. s. w.“

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

86. Sonnabend, den 28. October 1837.

Claudius Tolemei,

über

das in der Ebene zwischen Wien und Wiener-Neustadt versammelte

spanische und deutsche Reichsheer.

Carl V. und seine Zeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Ein Volk legt nie seine Denkungsart auf einmal ab,“ so war es natürlich, daß bei allen europäischen Nationen ursprünglicher germanischer Herkunft, des Tacitus Satz: „Reges vel principes audiuntur dimagis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur,“ lange seine Vollgiltigkeit behielt, und die königliche Gewalt nur langsame Fortschritte machte, auf den Punkt zu gelangen, auf dem sie jetzt steht. Wie aber die Decretalien des Isidors Mercator die Grundlage der Ansprüche der päpstlichen weltlichen Herrschaft waren, so lernten die Fürsten durch die Doctrinen des römischen Rechtes, welche seit dem 14ten Jahrhunderte, bei großem Zulaufe von Höheren aus allen Theilen Europas, auf der Universität zu Bologna vorgetragen wurden, ihre Stellung von einer ganz neuen Seite betrachten. Von nun an genügte ihnen nicht mehr die Herrschaft, die sie bis jetzt ausgeübt hatten, sondern ihnen stand der Sinn nach einer weniger beschränkten, weiter um sich greifenden, die aber bei der alten Ordnung nicht bestehen konnte. Doch würden ihre Versuche, diese umzustürzen, wenig gefruchtet haben, wäre nicht einerseits das Ansehen der Päpste, nicht ganz ohne eigene Schuld, um ein Bedeutendes gesunken, und würden andererseits diese nicht selber, durch den immer mehr einreißenden Nepotismus, von ihren alten Grundsätzen abgewichen, und auf die Seite der Fürsten getreten seyn. Die Art, die Souverainität zu erhöhen und zu befestigen, lehrte des französischen Königs Ludwig XI. Beispiel am besten. Diesem folgte in seinem Ländertheile der katholische Ferdinand, dem das Genie des Kardinals Ximenes in diesem Werke thätig an der Seite stand, glücklich nach. Die Engländer, geschwächt und müde durch den hundertjährigen Kampf zwischen der weißen und rothen Rose, waren froh endlich Ruhe unter der Herrschaft des siebenten Heinrichs aus dem Hause der Tudor gefunden zu haben. Geduldig ließen sie sich daher dieses Königs und seines Sohnes Heinrichs VIII. unumschränkte Gewalt, wie sie kaum je ein englischer Monarch vor ihnen, und außer der Königin Elisabeth keiner nach ihnen besessen, gefallen. Italien, in viele kleine Theile natürlich und politisch abgegrenzt, war seit der christlichen Aera von jeher das Land, in dem und um das mehr gestritten worden, als es selbstständig an dem großen Kampf der Völker eingreifend Antheil nahm. Aber ganz eigenthümlich verhielt sich zu diesen Ländern Deutschland. Als ein Wahlreich, in welchem der jedesmalige Herrscher nicht durch das Geburtsrecht zu Throne berufen war, sondern die Krone durch einen Fürstenausschuß vergeben wurde, konnten diese den Preis bestimmen, um welchen sie das Zepter in des Kompetenten Hände legen wollten, besonders wenn sich mehrere Werber um solche Würde meldeten. Davon mußte die natürliche Folge seyn, daß, während in erblichen Monarchien der Vater dem Sohne eine immer höher gestiegene königliche Macht hinterließ, jeder deutsche Kaiser eine immer schwankendere Herrschaft nach seinem Vorgänger antrat. War aber trotz dem den römisch-deutschen Kaisern bis auf die letzte Zeit herab noch immer so viel Gewalt übrig geblieben, die deutschen Fürsten zu mahnen, daß auch nicht sie so ganz unumschränkte Herren wären, wie, um nur ein merkwürdiges Beispiel aus einer Zeit, die uns schon näher liegt, herauszuheben, Kaiser Leopold I. die einzelnen Reichs-

stände verhinderte, ihre Unterthanen nach eigenem Gutdünken zu besteuern[1], so zielte doch offenbar jeder Schritt, den die Reichsunmittelbaren schon seit geraumer Zeit vor der Ausbreitung der Reformation thaten, die Kaiserwürde zum leeren Titel zu machen dahin, sich in gleiche Verfassung zu setzen, in welcher die kleineren Potentaten Italiens damals waren, und die Glieder des deutschen Bundes heut zu Tage sind — nach eigentlicher Souverainitätshoheit. Jede derartige Revolution aber kann nirgends auf einmal vor sich gehen; wie in der Natur nicht der Sommer in Herbst, dieser in Winter sprungweise übergeht, so nehmen auch die Phasen der Staatsverfassungen nur allmählig zu und ab. Die Wehen, die der bezeichneten Krisis in Deutschland vorhergingen, mußten sich daher auch successiv anmelden; wozu man mit gutem Fuge den Verfall der Kirchenzucht, in Begleitung der immer mehr sichtbar heraustretenden grassen Unwissenheit des Klerus bei der steigenden Kultur der Laien, rechnen kann, was einen religiösen Indifferentismus hervorbrachte, der eben so gut, als politische Ursachen, die Reformation vorbereitete. Denn es ist ein gar altes, wahres Sprichwort, daß die Extreme sich am nächsten liegen; so begegneten sich auch die ältere und neuere Zeit in den beiden Extremen, daß in jener die unbegränzte Ehrfurcht vor der Religion auch auf die Person ihrer Diener ausgedehnt wurde, und in dieser die Geringschätzung, mit der man den Priestern begegnete, eben so auf den Kultus überging. Aber die aus der Gesellschaft weichende Religion nimmt auch die gute Sitte und die Pietät vor dem heiligen Rechte mit sich, welche die Menschen mehr, als mit Schwert und Feder geschlossene Traktate und erlassene Gesetze verbindet. Darum mußte bei dem Zuendegehen des Mittelalters und Eintreten der neueren Zeit, zu Folge des immer höher steigenden Mangels an Recht und guter Sitte, ein Zustand des Dissolvirens der Theile eintreten, wo ein im Anfange scheinbar geringfügiger Umstand hinzukommend Veränderungen von den wichtigsten Wirkungen leicht hervorbringen konnte. Unter diesen Auspicien trat Luther auf den Schauplatz.

Anfang, Verfolg und Ende des lutherischen Reformationswerkes zeigt, daß Luther mehr getrieben wurde, als er selbst das Räderwerk seiner Zeit in Bewegung setzte. Denn sein Streben ging offenbar dahin, die Volkspartei für sich zu gewinnen. Seine vor der Menge gehaltenen Reden über die Lehre vor den christlichen Freiheit, über Glauben und gute Werke, mußten wohl, wie er voraussehen konnte, dem gemeinen Manne recht gut zu Sinne gehen, daß sie aber in der Fürsten Ohren auch, und so schnell Anklang finden würden, das erwartete er sicher nicht (?).

So bestach Luther den Sinn des gemeinen Mannes, und die Großen bekannten sich zu dessen Glauben, um das Volk für ihren Zweck zu gewinnen. Auf diese Weise hörte die Religion auf, Zweck zu seyn, wurde zum Mittel, zur Sklavin der Leidenschaften. Die bösen Früchte so schlimmer Aussaat konnten nicht lange ausbleiben; wie die neue Lehre aufgefaßt wurde, kommentirten nur allzubald die gräulichen Bauernkriege und Tumulte, die sogar Adelige an ihrer Spitze hatten.

Diesem politisch-religiösen Treiben stand Karl gegenüber mit seiner durch Erziehung, wie durch Grundsätze eingesogenen Ehrfurcht vor dem Glauben der Väter und im Gefühle der Herrscherwürde, die er bedroht sah. Den politischen Umtrieben setzte er seine Macht entgegen, den religiösen Bruch suchte er durch ein Concilium zu heilen. Mit beiden wollte es ihm nicht ganz gelingen, den Zweck zu erreichen. Nach so vielen vereitelten Hoffnungen zog er sich von der Welt zurück, und ob die Anecdote von den Uhren wahr oder unwahr, so hatte er doch eine Erfahrung gemacht, daß ihm in den älteren Tagen das Glück ungetreu geworden. Vielleicht legte er deßhalb alle seine Kronen ab, dem aufgehenden Gestirne seines und seines Bruders Söhnen überlassend, zu vollbringen, was ihm nicht gelungen.

Was Luthers Reformation selbst betrifft, so hat seit Arrius Zeiten keine Lehre über Kirche und Staat solche Stürme heraufbeschworen. Aber an die letztere, die bis auf wenige Ueberbleibsel von der Erde verschwunden, und ihre Folgen haben beinahe vierzehn Jahrhunderte ihren Maßstab angelegt, und darüber entschieden; doch seit dem Beginne der ersteren ist noch zu kurze Zeit verstrichen, um mit völliger Gewißheit ihre bleibenden Wirkungen bestimmen zu können. Doch bleiben zwei Erscheinungen bei allen diesen Umwälzungen um so merkwürdiger, und zeugen von einer inneren geistigen Gewalt, die nämlich, daß der Katholicismus seit achtzehn Jahrhunderten noch in seiner Einheit dasteht, was Luthers Reformation nicht nachgesagt werden kann, und daß Oesterreich, welches aus den meisten Wun-

[1] Häberlins deutsches Staatsrecht. ..

den in den Religionskriegen blutete, sich vor allen übrigen Staaten am ersten erholt, und kurz nach dem westphälischen Frieden im Inneren wieder bald erstarkte, und sogar gegen Osten hin seine Macht erweiterte und befestigte. Vielleicht aber wäre vieles, was in der besprochenen Zeit geschehen, nicht vorgefallen, hätte der Geist der trefflichen Worte, die unser ausgezeichneter Bucholtz ausgesprochen, zu dieser Zeit die Herzen bewegt. In jedem Falle enthalten sie eine nie genug zu beherzigende Lehre, und es sey mir daher gegönnt, mit ihnen diesen Tractat zu schließen. „Wie alles Große und Gute nur durch das Zustimmen verschiedenartiger Grundkräfte entsteht; wie alle Schönheit eine Einheit im Mannigfachen voraussetzt, wie aus der freien aber bleibenden Verbindung des männlich Bestimmenden mit dem aufnehmend weiblichen und Hervorbringenden das Gedeihen der Familien hervorgeht, — so kann auch das wahre öffentliche Wohl nur durch Bewahrung der Einheit in der Vielfachheit, der Autorität in der Freiheit, des von oben her bindenden geheiligten Gesetzes, in der von unten her selbstständig-strebenden Entfaltung gesichert werden. Eine solche fruchtbare Verbindung kann nur dadurch Statt finden, daß von denen, welche die berufenen Wächter des gemeinsamen Gesetzes, der Autorität und Einheit sind, bei der Stärke, Mäßigung von Seiten derer, welche die Freiheit und Autonomie vertreten, Ehrfurcht bewahrt werden, und als großes öffentliches Unheil und Verderbtheit muß jede Entzweiung, und jeder daraus hervorgegangener gewaltsamer Zustand betrachtet werden, welcher auf die Vernichtung der einen oder der anderen dieser großen und schützenden Tugenden beruht."

K—y.

Die Pfarre Bildstein bei Bregenz und des Feldmarschalls Maximilian Lorenz Grafen v. Starhemberg Stiftung und Grabmal daselbst.

Mitgetheilt von Joseph Bergmann.

1. Lage und Name.

Auf einer Anhöhe des Steußberges, eine halbe Stunde über der Ebene, steht die Kirche von Bildstein, zwei Stunden südöstlich von der k.k. Kreisstadt Bregenz entfernt, von wo aus der Freund der Natur die bezauberndste Fernsicht nach den Appenzeller Bergriesen, über das österreichische und helvetische Rheinthal, den Bodensee mit seinen lieblichen Ufern genießt. Die ganze Pfarrgemeinde ist auf dreien, durch tiefe Töbel und Gebirgsbäche von einander gesonderten Bergen zerstreut, und enthält 870 Einwohner in 126 Häusern; sie gehört in das alte Gericht, und den jetzigen Standesbezirk Hofsteig im k.k. Landgerichte Bregenz.

Der Name Bildstein, auch Maria Bildstein, kömmt entweder von einem steinernen Marienbilde her, das zuerst hier verehrt wurde, oder weil der Ort, an dem die erste Kapelle stand, ein vorragender Sandfelsen ist, und man diese Kapelle das Bild auf dem Stein nannte, das man dann in Bildstein abkürzte.

2. Kirchenbau.

Die bedeutende Entfernung von dem Pfarrorte Wolfurt mag die hiesigen Bewohner schon früh angetrieben haben, sich ein kleines Bethhäuschen zu bauen, ohne jedoch vor dem Jahre 1560 eine sichere Spur hiervon zu finden. Um diese Zeit oder etwas später baute ein hierortiger Bauer, Namens Gallus Höfle, auf seinem Grund und Boden eine kleine hölzerne Kapelle, in der er ein Bild der heiligen Mutter aufstellte.

Sein Sohn Georg baute eine Kapelle von Stein im Jahre 1629 oder 1630; als nämlich damals in dieser Gegend die Pest heftig wüthete, gelobte er zur Ehre der himmlischen Mutter eine Kapelle, wenn sein Haus von derselben verschont bleiben sollte. Er unterließ aber sein Gelübde zu erfüllen, und soll dann, durch eine wunderbare Erscheinung der heiligen Mutter gemahnt, den Bau begonnen haben.

Martin Höfle, Georgs Sohn, verbesserte um das Jahr 1650 die Kapelle.

Um diese Zeit fing das Wallfahrten zu dieser Muttergottes-Kapelle an.

Die vorerwähnte Pest, und der unselige Schwedenkrieg der seine blutige Geißel auch über diese Gegend schwang [1], trieben die Menschen wieder mehr an, an das Ewige zu denken und der Andacht und dem Gebethe obzuliegen, und viele Leidende und Unglückliche sollen, wie alte Schriften berichten,

---

[1] Am 4. Jänner 1647 nahmen die Schweden durch einen Ueberfall von der Höhe herab die Bregenzer-Clause ein, wobei etwa 4000 Vertheidiger dieses Engpasses fielen. Die Stadt und das über ihr gelegene Schloß, vulgo Pfannenberg genannt, mit einer Beute von etlichen Millionen (da die reichen schwäbischen Klöster und Privaten, und die Bewohner der Umgegend ihr Geld und bewegliches Gut hierher geflüchtet hatten) kamen in die Hände des wild hausenden Feindes. Zwei schwedische Compagnien, vom General Wrangel nach Lingenau im vordern Bregenzerwalde einquartiert, wurden wegen ihres Plünderns und anderweitigen Unfuges von den mannsgleichen Weibern am Faltenbach, in der Pfarre Egg, im Sommer desselben Jahres erschlagen. S. meine Mittheilung in des Freiherrn v. Hormayr Archive 1824. Nr. 116 und 117.

an dieser Stätte wunderbare Hülfe und Tröstung erhalten haben.

Mit der wachsenden Zahl der Wallfahrter mehrten sich die Opfer und Geschenke in Kurzem so, daß schon im Jahre 1663 auf derselben Stelle, wo die Kapelle stand, die jetzt noch stehende große und schöne Kirche erbaut werden konnte.

Die Kirche wurde schon anfangs in der jetzigen Form hergestellt; die zwei Thürme an der Fronte aber, welche der Kirche ein imposantes Ansehen geben, wurden erst im Jahre 1692 hinzugebaut, nachdem dieselbe durch das gräflich von Starhembergische Legat zu größern Kräften gekommen war.

Zu den Merkwürdigkeiten dieser Kirche gehören: eine schön gearbeitete Monstranz, 131 Loth in Silber schwer; hierzu schenkte 150 Gulden der Graf von Starhemberg im Jahre 1683; ein sehr schöner und großer silberner Speisekelch (zur Reichung des heiligen Abendmahles), ein Geschenk des Kaplans in Oberdorf bei Dornbirn, Jakob Egender's, im Jahre 1707, dann sechs silberne Tafeln von getriebener Arbeit, mit Vorstellungen aus dem Leben der heiligen Familie, von verschiedenen Wohlthätern.

3. Beneficien und Pfarrei-Einrichtung.

Das erste oder Muttergottes-Beneficium wurde im Jahre 1666 errichtet; das zweite oder St. Josephs-Beneficium im Jahre 1676; das dritte oder St. Sebastians-Beneficium im Jahre 1695; das vierte endlich oder St. Joachims-Beneficium im Jahre 1701.

Im Jahre 1790 wurde das dritte und vierte Beneficium in Eines zusammengezogen, und hieraus die Pfarrei errichtet. Vor dieser Zeit war der ganze jetzige Pfarrort Bildstein nach Wolfurt eingepfarrt. In frühern Zeiten war er nach Bregenz pfarrgehörig, denn Wolfurt selbst, wie die Bezirke Buch, Bildstein und Schwarzach, wurden im Jahre 1512 von der Pfarrei Bregenz getrennt, und bildeten zusammen die Pfarrei Wolfurt.

4. Drei Schulen und Armenstiftung.

Der ganze Bezirk Bildstein hatte vor dem Jahre 1710 keine eigene Schule, sondern war nach Wolfurt, am Fuß des Berges an der Aach gelegen, eingeschult. Im Jahre 1710 baute Jakob Halder, hiesiger Beneficiat zum heiligen Joseph, auf seine Kosten das erste Schulhaus zu Bildstein.

Die zweite Schule, drei Viertel-Stunden von der Kirche entfernt, zu Bokenbühel genannt, wurde im Jahre 1790 durch freiwilliges Beisteuern und Frohnleistungen derjenigen Bauern errichtet, deren Kinder dieselbe benützen.

Eben so und durch Beiträge verschiedener Wohlthäter wurde die dritte Schule, eine halbe Stunde von der Kirche entlegen, im Fahrnach[1] genannt, im Jahre 1835 errichtet.

Somit hat die Pfarre Bildstein drei Trivialschulen, was bei ihrer zerstreuten Lage sehr zweckmäßig ist. Die Besoldung der drei Schullehrer wird aus der Gemeinde-Casse geleistet[2].

Die Gemeinde hat auch eine ältere Armenstiftung, die von gestifteten Jahrtagen herrührt, wobei nämlich die Stifter bestimmten, daß alljährig bei Abhaltung ihres Jahrestages ein gewisses Almosen an die Armen ausgetheilt werde; dieselbe beträgt 156 fl. R. W.; ferner eine neue Armenstiftung von der Frau Maria Margartha Ringler, verehelichten Hoh zu Bregenz' im Jahre 1827 mit 400 fl., somit beläuft sich das ganze Armen-Kapital auf 556 fl. mit 27 fl. 48 kr. Interessen.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

»Wir haben die Erfahrung,« sagt Melanchthon in seinem deutschen Bedenken, »daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihrer ordentlichen Potentaten erregt, und sie hernach verlassen hat. Ich denke in meinem kurzen Leben vieler Exempel, Pfalz, Würtemberg, Lübeck, so weiß ich, daß König Franciscus die Briefe dem Kaiser selbst zugestellet hat, die ihm Herzog Johann Friedrich und der Landgraf eines Verständnisses halben geschrieben hatten.«

Daß K. Karl V. den Thucydides mit Vorliebe gelesen, erfahren wir aus nachfolgender Stelle: Audivimus hac hyeme (1549) Imp. Carolum studiose legisse Thucydidem, cujus habet gallicam interpretationem luculentam, factam ab Episcopo Massiliensi, qui censorem adhibuit Janum Lascarum, natum in familia vetere Imperatorum qui Constantinopoli, et in Asia dominati sunt. (Script. publice propositorum a Professor. Witteberg. Tomus I. p. 299.)

---

1 Da ein Fuhrmann mit einem beladenen Wagen auf der von Schwarzach durch's sogenannte Fahrnach nach Alberschwende und dem schönen Bregenzerwald mühsam hinaufführenden Bergstraße mit einem Fußgänger nicht gleichen Schritt halten kann, so mag wohl dieser ungeduldig jenem zurufen: »Ich geh', fahr' nach,« daher die Benennung. Mir wenigstens, so oft ich dieses Weges ging, kam dieß unwillkürlich in den Sinn! Im künftigen Sommer wird die neue Straße an der Schwarzach hinauf vollendet werden, s. oben Nr. 78.

2 Voralberg zählt auf seine 44 23/100 Q. M. (und nicht 74 50/100 Quadrat-Meilen, wie mit Freiherrn von Liechtenstern alle geographischen Handbücher irrig angeben) mit 96.000 Einwohnern, 198 Schulen. Eine beispiellose Erscheinung! Eben so beispiellos ist die Menge von Stiftungen für kirchliche Zwecke, und von Stipendien zur Heranbildung des Klerus und des gelehrten Standes überhaupt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

87. Mittwoch, den 1. November 1837.

Erinnerung an Lenoble von Edlersberg.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

I.

In welch' einem scenenreichen Thale regt sich das betriebsame Aussee! Wie anmuthig liegt darin, auf einer sanften Anhöhe, von duftenden Gärten umblüht, das freundliche Haus, welches ich eben bewohne! Unter diesen Fenstern rauscht munter und glitzert freudig im Sonnenstrahl die jugendliche Traun, unter jenen ziehen wiehernd acht Paare muthiger Hengste einen hochbeladenen Salzwagen auf sorgfältig erhaltenem Wege.

Hier wölben sich der bewaldete Radling und der eisenträchtige Röthelstein, zwischen welchen die Straße weiter sich schwingt und windet durch die gesegnete Steiermark...

Dort dehnt der Koppen sich aus, reich an fruchtbaren Alpen. Der Sarstein, ein erhabener Gränz-Koloß, zugleich auf Oesterreich und Steiermark fußend, thürmt gegen 1040 Wiener Klafter hoch sich in die Lüfte, und der Loser, von zarten Wölkchen umflattert, lauscht schweigend hinab zu dem, zu seinen Füßen schlummernden Altausseer-See. — —

Nach freudigem Ueberblicken einer reitzenden Gegend, oder auch nur, nach ruhigem Beschauen der Räume, wohin eben das Auge trägt, erwacht wohl öfter im fühlenden Menschen der Gedanke: wer hat an dieser Stelle vor mir schon gestrebt, verzichtet, gehofft, gezweifelt, genossen, gelitten? — Derselbe Gedanke regte sich auch damals in mir sehr lebhaft, als ich von Wien gekommen und über die gränzscheidende Pötschen hinabgefahren (am 20. Mai 1832) das erste Mal das Haus betrat, welches dermal meiner Benützung überlassen ist.

Ohne die mannigfaltigen Verdienste der übrigen frühern Bewohner dieses Hauses verkennen oder auch, nur schmälern zu wollen, von welchen noch Mehrere, rasch auf einander folgend, nah und fern, im erweiterten Kreise thätig fortwirken, glaube ich zu seinen ausgezeichnetsten Bewohnern Lenoble von Edlersberg zählen zu dürfen.

Da ich in verschiedenen Zeiten um Lenoble war; in seinem letzten Lebensjahre täglich seines Umganges mich erfreute, sogar, durch eine seltsame Fügung des Schicksals, in dem Augenblicke, als er nach langen unnennbaren Schmerzen seine Seele aushauchte, allein am Sterbebette stand, da ich sein Vertrauen genoß, und viele seiner Papiere von ihm selbst erhielt, so dürfte ich vielleicht vor Mehreren in der Lage seyn, wenigstens Andeutungen über Lenoble zu geben, von welchen ich übrigens nicht behaupten will, daß sie ganz frei von Unrichtigkeiten sind, wohl aber, daß sich diese nur auf Kleinigkeiten und Nebensachen beschränken können.

Was die Behandlung betrifft, so kann ich in dieser Skizze und den vielleicht folgenden ähnlichen Mittheilungen um so weniger Willens seyn, eine Menge dürrer Zahlen und technischer Ausdrücke zu geben, als dieß der Erfüllung meines Wunsches, Einiges beizutragen, Nichtbergmännische mehr und mehr mit dem Bergmännischen bekannt zu machen, selbst entgegen arbeiten hieße, indem ich mir durch diese trockne Behandlung noch weniger Theilnahme versprechen dürfte, da diese ohnedieß in dem Grade schwächer wird, als der Gegenstand uns entfernter ist, sey's nun in der Zeit, im Orte oder in den Verhältnissen.

Daß oft das Feuer hülft, während es zerstört, ist vor Vielen dem Berg- und Hüttenmanne wohl bekannt, der diesen Gewinn durch scheinbaren Verlust täglich in großartigen Wirkungen wahrnehmen kann. — Aber auch ohne Beziehung, daß

»Wohlthätig ist des Feuers Macht,
»Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,

»Und was er bildet, was er schafft,
»Das dankt er dieser Himmelskraft;«

gibt die Flamme nicht selten dort Gewinn, wo sie Verluste zu bringen scheint, die noch nach Menschenaltern schmerzlich fühlbar, unersetzlich zu seyn drohen. Ein Beispiel hiervon bieten uns auch Lenobles Großvater und Vater.

Andreas Edler war Syndicus zu Großmeseritsch in Mähren, als daselbst, um das Jahr 1710 eine furchtbare Feuersbrunst in wenigen Stunden die Hoffnungen vieler Familien dieser gewerbthätigen Stadt vernichtete, und sie um so trostloser machte, als die Ausdehnung des Schadens sie hinderte, beim Nachbarn Hülfe zu suchen, da ja auch dieser, zum Bettler verarmt, nach Hülfe rang.

Die Vorsehung wollte, daß eben in diesen fürchterlichen Augenblicken der Cardinal Graf von Zinzendorf durch diese Stadt nach Paris reiste, das weinende Söhnchen des Syndicus an der leergebrannten Stätte sah, mit dem armen, kaum siebenjährigen Knaben inniges Mitleiden fühlte, dem ehrwürdigen Syndicus versprach, für des Kindes Erziehung zu sorgen, und dieses, da es dem Vater eben jetzt am erwünschtesten war, eine große Sorge überhoben zu seyn, mit sich nach Frankreich nahm.

Die Wirkung der gierigen Flamme half später dem Sohne und mittelbar dem Enkel zu Ehrenstellen und Glücksgütern, deren sie, ohne der frühern Zerstörung des Brandes, wohl kaum je sich erfreut haben würden.

Aenderungen der Namen in Ausgänge einer anderen Sprache, oder Uebersetzungen in dieselben waren und sind noch nicht selten. So schrieben sich die, aus den französischen Niederlanden stammenden Voreltern der fruchtbarsten deutschen Schriftstellerin, Benedicte Naubert, früher Nauvers, so nannte einer der frühesten Professoren der griechischen Sprache zu Paris, der Deutsche Johann Stein, sich Lapierre und schrieb in seinen Werken sich Lapidanus.

Jeder wissenschaftlich gebildete Bergmann kennt Agricola und Charpentier, welche früher Bauer und Zimmermann hießen, und wie der verwaiste Knabe Frank v. Lichtenfels, der nachmalige Gatte der berühmten Freundin Wielands, der deutschen Aspasia, von seinem Gönner, dem Staats-Minister Grafen von Stadion, in La Roche umgenannt wurde, so übersetzte, beinahe gleichzeitig, der Cardinal Graf v. Zinzendorf den Namen seines Schützlings Edler in Le Noble oder Lenoble.

Der Knabe Lenoble erhielt in Paris eine sorgfältige Erziehung, welche ihm, bei seinen angebornen Talenten, eine vorzügliche Ausbildung verschaffte. Vor Allem fesselten seinen Schönheitssinn die Drapperien und andere Verzierungen in den Pallästen der Großen in Frankreichs geschmackbeherrschender Hauptstadt. Er folgte später dem Cardinal nach Wien, und zauberte dessen Haus, durch die sinnreichsten Verzierungen, in einen Tempel des Geschmackes um.

Als die große Kaiserin Maria Theresia einst die Säle des Cardinals besichtigte, bewunderte, — erkundigte sie sich nach dem erfindungsreichen Anordner, und wünschte, als Graf von Zinzendorf Lenoble nannte, er möchte ihr diesen talentvollen Mann überlassen. So sehr auch der Cardinal Lenoble lieb gewonnen hatte, so war doch nicht leicht eine Trennung von ihm abzuwenden, und dadurch zugleich dem Wunsche einer allgeliebten Monarchin und der weiteren Laufbahn eines hoffnungsvollen Mannes im Wege zu stehen.

Lenoble trat als k. k. Kammerdiener in die Dienste der Monarchin, erwarb sich mehr und mehr ihre Gnade, und erhielt schnell auf einander die erfreulichsten Beweise davon. Er wurde Schloßhauptmann im Belvedere, im Jahre 1756 in den Reichs- und erbländischen Adelstand mit dem Prädikate von Edlersberg erhoben, dann wurde er k. k. wirklicher Rath, Mobilien-Inspector, Schloßhauptmann zu Schönbrunn, Hetzendorf und St. Veit[1].

Vermählt mit Katharina, gebornen von Mannagetta, lebte er in langer, glücklicher Ehe. Das jüngste von seinen zwanzig Kindern war unser Joseph Lenoble von Edlersberg, geboren zu Wien am 4. August 1750.

(Schluß folgt.)

---

1 Der vor mir liegende, gewiß schon seltene Kupferstich, den Schloßhauptmann Lenoble vorstellend, hat folgende Unterschrift: Jaques André le Noble d'Edlersborg, Conseiller actuel, Capitaine des chateaux de Schönbrounn, Hetzendorf et St. Vit, Directeur général des moeubles dans tous les chateaux et bâtimens imperiaux de Sa Majesté imperiale royale et apostolique et né l'année 1703.
Peint par Ellenzheim, et gravé par Charles Pechwill l' an 1779.

Die Pfarre Bildstein bei Bregenz
und
des Feldmarschalls Maximilian Lorenz Grafen v. Starhemberg Stiftung und Grabmal daselbst.

Mitgetheilt von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

5. Vorzügliche Stifter und Wohlthäter.

a. Maximilian Lorenz Graf v. Starhemberg, kaiserlicher Feldmarschall rc., von dem wir besonders am Ende reden werden.

b. Jakob Halder, Beneficiat zu Bildstein († 1711), baute aus eigenen Mitteln das erste Schulhaus, und machte eine Stiftung mit 1423 fl., deren Zins er dem Organisten als jährlichen Gehalt bestimmte.

c. Johann Ulrich Seiz, gewesener Muttergottes-Beneficiat zu Bildstein, starb als Pfarrer zu Hard im Jahre 1768. Er vermachte der Wallfahrt Bildstein sein ganzes Vermögen, bestehend in 9900 fl., jedoch so, daß der vierte Theil sogleich ausbezahlt wurde, von dem Uebrigen aber bezieht seine Verwandtschaft den Zins bis nach dem Absterben des vierten Grades, welches dann der Wallfahrt eigenthümlich zufällt.

d. Johann Kaspar Boch, Rosenkranz-Beneficiat zu Bregenz, vom Jahre 1701 bis 1748 Wallfahrts-Administrator zu Bildstein, starb 1750 und schenkte der Wallfahrt ein Guthaben von 525 fl.

e. Frau Maria Salome Steurin von Riedenburg, im sogenannten Riederschlößlein, starb 1764, und legirte nach Bildstein 600 fl. und eine 144 Loth schwere und vergoldete Kanne.

f. Frau Maria Margaretha Ringler, verehelichte Holz zu Bregenz, schenkte im Jahre 1827 der Kirche Bildstein zu einem Jahrtag 100 fl.; ferner den Armen die obenerwähnten 400 fl., damit sie als Stiftung angelegt werden. Sie starb im Jahre 1830.

Außer diesen sind noch von andern Wohlthätern zu verschiedenen Zeiten kleinere Schenkungen und Legate der Kirche zu Bildstein vermacht worden.

Bildsteins größter Wohlthäter ist Maximilian Lorenz Graf v. Starhemberg, der zweite Sohn des Grafen Konrad Balthasar († 3. April 1687) und dessen erster Gemahlin Anna Elisabeth, Herrin von Zinzendorf, welcher gleich seinem ältern Bruder Ernst Rüdiger, dem unsterblichen Vertheidiger Wiens, sich dem Waffendienste widmete. Schon im Jahre 1677 ward er seiner Tapferkeit wegen Inhaber des Regiments Huf Nr. 8 (seit 1801 Erzherzog Ludwig); im Jahre 1683 nahm er als kaiserlicher General-Major den Türken Rovigrad ab; bald darauf wurde er Hofkriegsrath, Commandant und Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg, welche Frankreich seit dem westphälischen Frieden besaß, dem Besatzungsrechte aber im Frieden zu Nimwegen 1679, 5. Februar, entsagte, Feldmarschall-Lieutenant, und endlich Feldmarschall, wie auch kurpfälzischer geheimer Rath und Oberbefehlshaber.

Seine hartnäckige Vertheidigung von Philippsburg, das an allem Mangel litt, gewann ihm selbst die hohe Achtung des Feindes.

Daß derselbe im Oktober (!) des Jahres 1689 an den, bei der Belagerung von Mainz im Sturm erhaltenen Wunden seinen Heldengeist aufgab, erzählt auch der selige Regierungsrath und Domherr Schwerdling in seiner Geschichte des uralten Hauses Starhemberg, Linz 1830, S. 290, erwähnt aber seiner Ruhestätte und seiner Stiftung zu Bildstein mit keiner Sylbe.

Ich will hier das Mangelnde mit dem, was mir Herr Gebhard Gorbach, Beneficiat zu Bildstein, an dem Orte selbst mit dankwerther Gefälligkeit mittheilte, möglichst ergänzen.

Der Feldmarschall Graf Maximilian Lorenz von Starhemberg wurde am 6. September 1689 bei der Erstürmung von Mainz (das am 9ten mit Capitulation die Franzosen übergaben) tödtlich verwundet und starb nach eilf Tagen am 17. desselben Monaths. Sein Leichnam wurde laut seines letzten Willens in einem kupfernen Sarge nach Bildstein gebracht, und daselbst am 11. October im Chore der Wallfahrtskirche bestattet.

Von seiner Gemahlin Dorothea v. Scherffenberg, die am 26. Juli 1713 zu Znaim als Witwe starb, hinterließ er keine Kinder. Der Graf, welcher Commandant in Bregenz gewesen seyn soll, kam im Jahre 1676 auf Veranlassung des kaiserlichen Obersten Johann Kreiß v. Themar, ebenfalls zu Bregenz, das erste Mal nach Bildstein, indem dieser bei einem Besuche dem Grafen von dem schön gelegenen und neu entstandenen Wallfahrtsorte sprach.

Der Graf entschloß sich mit dem Obersten am folgenden Tage den Ort zu besuchen, wo er die heilige Beicht und Communion verrichtete, und 150 fl. der Kirche schenkte. Er besuchte dann Bildstein öfter, und machte jedesmal beträchtliche Geschenke, die sich zusammen auf 2180 fl. belaufen.

Im Jahre 1688 ersuchte er die Wallfahrt um das Begräbniß im innern Chore der Kirche, und schickte zur Herstellung desselben und als Geschenk für die Kirche 1500 fl. Wie er des Heldentodes gestorben und wie seine irdischen Reste hier beigesetzt wurden, ist oben erzählt worden.

In seinem Testamente vom 9. October 1688 vermachte der fromme Held ein Legat von zehntausend Gulden an die

Kirche zu Bildstein, welches sodann von seinen Erben in Wien auf das Gewissenhafteste an den Bischof von Constanz berichtiget wurde; auch vermachte er 900 fl. zum Vertheilen unter die Armen Bildsteins und der Umgegend.

In einem Codicille zu seinem Testamente sind folgende Worte enthalten:

»Andertens solle man durch Aignen meinen Todt nach U. »L. Frawen Bildstein berichten, allwo hin ich underschieds»liche Legata gemacht, vnd sich in meinem Testamente finden »werden, damit man allda fünfhundert Seelmessen, vnd das »Gebeth der Gemeind vor mein Seel anstelle; auch drittens »sobald nur immer möglichen, meinen Leib dahin schicken.«

Für sein so beträchtliches Vermächtniß werden ihm vom jedesmaligen Bildsteiner Pfarrer alljährlich 24, von jedem der zwei Beneficiaten 12 gestiftete heilige Messen gelesen.

Am 17. September jedes Jahres als dessen Sterbetage, wird ein eigener Jahrtag und Seelengottesdienst gehalten; auch bethen für ihn die anwesenden Wallfahrter jeden Sonnabend das ganze Jahr hindurch fünf Vater unser und Ave Maria.

* * *

Auf dem Sarge des verehrten Stifters soll ein vergoldetes Kreuz zu sehen, und darunter folgendes Ephitaphium zu lesen seyn [1]:

Hic jacet
Rarus Stahrenbergicae Familiae cicineratus (!)
Heros, Illustrissimus et excellentissimus Dnus Dnus Comes
Maximilianus Laurentius, S. R. I. Comes, et
Dominus de Stahrenberg.
S. C. M. Intimus et concilii bellici Consiliarus,
Celeberrimus Campi Marschallus et Emeritissimus
Regiminis Pedestris Colonellus.
Quem
Serenissimus Palatinus Elector sui Palatinatus
in magnum elegit Praefectum
suorumque cordis arcanorum
Intimum statuit Consultorem.
Hic
Obtulit se sponte pro Romani Imperii salute
Cruentam hostiam
ut ex ejus cruore
Jam jam demoriens gloriosius resurgat in Vitam.
Vltimum vale Moguntiae dedit, ante quam lethale
Vulnus accepit, 17. Septembris Anni currentis
M. D. C. L. XXXIX
ac ejus
Integerrimi sui amoris
Hanc syngrapham testatam reliquit.
Etiam in sanguine meo redemi te.

[1] Da die Gruft im Chore mit einem sehr großen Steine geschlossen ist, so bemerke ich, daß diese Inschrift von dem hochwürdigen Herrn Gorbach, der im künftigen Frühlinge den Stein abheben zu lassen gedenkt, aus der Pfarr-Chronik copirt ist, welche der erste Administrator zu Bildstein, Jakob Dening, Pfarrer und Dekan zu Bregenz, vom Jahre 1666 bis 1701 niederschrieb, in der er alles Merkwürdige, was sich mit der Wallfahrt von Jahr zu Jahr ergeben hat, aufzeichnete. Cicineratus in der zweiten Zeile der Inschrift ist durchaus fehlerhaft, vielleicht soll es »cineratus« heißen?

Miszelle.

Die neueren Sammler deutscher historischer Volkslieder haben mehrere mitgetheilt, die den Krieg wider Magdeburg unter Kaiser Karl V. zum Gegenstande haben; nachstehendes scheint ihnen unbekannt geblieben zu seyn.

»Klaglied: deren von Magdeburgk, zu Gott vnd allen frommen Christen. Im thon des zwelfften Psalms: Ach Gott vom Hymel sihe darein, Vnd las dich das erbarmen.

Man thut böß Lieder tichten,
Als hetten wirs gethan.
Gott weyß wirs nit anrichten,
Doch meynt es jederman.
Ey Gott las dich erbarmen,
Bedenck das Elendt groß,
Vnd schütz O Herr vns armen,
Nicht vns nicht also bloß.
Gott las dein Lieb erwarmen,
Kom baldt vnd mach vns los.

Am Ende: Am 8. Augusti, Anno 1551, 4 Blätter in 4. Das Lied hat 24 siebenzeilige Strophen, und nach der letzten noch 9 Verse, unter der Aufschrift: »Christus spricht.« Die erste Strophe lautet:

Gantz elendt schreien Herr zu dir,
Viel hochbetrübter hertzen.
On dich keyn hoffnung haben wir
Inn dieser noth vnd schmertzen.
Wir findt belegert Jar vnd tag,
Das ist ach Got ein schwere klag,
Creutzweiß findt wir vmbgeben.

Nach den Versen auf dem Titelblatte möchte man wohl fragen, ob denn die damals häufigen Schmähschriften und Spottlieder wirklich nicht von Magdeburg ausgegangen sind? Daß gegenwärtiges Lied von den Sammlern unbeachtet blieb, ist eben nicht schwer zu erklären — wie viele Flugschriften für den Kaiser sind es nicht! —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

88. Sonnabend, den 4. November 1837.

Erinnerung an Lenoble von Edlersberg.

Von Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Schluß.)

Dorothea von Schlözer erhielt in ihrem siebenzehnten Jahre die philosophische Doctorwürde, — der Held von Szigeth, Niclas Graf von Zriny, als zwölfjähriger Knabe, in der Belagerung Wiens, von Karl V. eine goldene Kette und ein Streitroß zur Auszeichnung, — Kotzebue wagte kaum sechs Jahre alt die ersten dichterischen Versuche, — Tasso las als dreijähriges Kind schon so fleißig, daß sein Lehrer Angeluzzo, zur Schonung seiner Gesundheit, ihm die Bücher wegnehmen mußte, — und Amalia von Helwig lernte binnen vier Wochen so gut griechisch, daß sie den Homer verstehen konnte! — Ohne von diesen und ähnlichen lockenden Beispielen vieler Biographen mich hinreißen zu lassen, deren Geschilderte nicht früh und schnell genug das angeborne Talent auf die allerwunderbarlichste Weise, zum Staunen der Nachwelt, verkünden können, — so kann ich doch um so glaubwürdiger versichern, daß sich schon der junge Lenoble durch große Lebhaftigkeit und unermüdbare Thätigkeit auszeichnete, als diese beiden Eigenschaften noch den Drei und Siebenziger in seltenem Grade zierten.

Das goldene Zeitalter der Kindheit glänzte dem geliebtesten, jüngsten Sprossen des vielberücksichtigten Schloßhauptmanns, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch weit goldener, als den meisten seiner Jugendgenossen. Er wurde sogar von Händen gestreichelt, von Lippen geküßt, deren Winken und Worten viele Millionen freudig gehorchten.

Die Erziehung des Knaben und Jünglings Lenoble wurde den regulirten Priestern der frommen Schulen im gräflich Löwenburgischen Convicte zu Wien anvertraut, welches auch noch ein in Oehl gemahltes Bildniß seines, später in der Geschichte der österreichischen Salinen berühmt gewordenen Schülers besitzt, und auf den Halurgen Lenoble und den Dichter Heinrich von Collin mit Recht stolz seyn kann, wenn auch diese, ihre beiden Eleven, jenen der Karls-Akademie in Stuttgart, dem Zoologen Cuvier und dem Dichter Schiller, nachstehen.

Daß auch ich denselben verdienstreichen Priestern, in demselben Convicte, meinen ersten Unterricht verdanke, erwähn' ich bloß darum, weil ich hiernach nicht bloß jetzt zu Aussee, sondern schon vor beinahe dreißig Jahren zu Wien dasselbe Haus bewohnte, in welchem Lenoble früher gewohnt.

Nach Vollendung der philosophischen Studien wollte, wie bei vielen andern Jünglingen auch bei Lenoble, eine der ernstesten Fragen im Leben, jene über Standeswahl, schnell entschieden seyn. — Er machte Uhren, Thermometer und Barometer, schliff, in den Werkstätten der Optiker, Gläser; seine außerordentliche Lebhaftigkeit erlaubte ihm aber damals noch nicht, die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten vorzugsweise Einem Geschäfte zuzuwenden.

Die große Monarchin, die nicht nur ihrem Schloßhauptmanne, sondern auch dessen zahlreicher Familie mit besonderer Huld gewogen war, wünschte, daß der zum Mann heranreifende Jüngling sich einem Staatszweige widmen möchte. Um diese Zeit begab sich der Unter-Kammergraf und Mitverwalter zu Schemnitz, Ludwig Bartholomäus Edler von Hechengarten, dem Maria Theresia persönliches Vertrauen schenkte, an den Hof. Diesem wurde Lenoble von seinem Vater vorgestellt. Das Kalte, Herrische in Hechengartens Benehmen, die scharfe Mißbilligung, welche er, wahrscheinlich auf des Schloßhauptmanns frühere Andeutungen, Lenoble'n über dessen planloses Herumtreiben aussprach, die starkbetonte Aufzählung einer Menge Kenntnisse, die man besitzen muß, um an der Berg-Akademie zu Schemnitz erst zu lernen anzufangen, machte einen so ungünstigen Eindruck auf Lenoble'n, daß der gereizte Jüngling rasch die Rede des Unter-Kammergrafen mit

der bestimmten Erklärung unterbrach, so lange keine Bergstadt in Nieder-Ungarn zu besuchen, als sie unter Hechengartens Mitverwaltung stånden.

Dieser unerwartete, stürmische Schluß der Unterredung schien zur unausbleiblichen Folge zu haben, daß Lenoble nie den Bergwerkswissenschaften sich widmen werde, für welche er bereits einige Neigung zu zeigen angefangen hatte.

Was Hechengartens rauhen Worten gänzlich mißlang, glückte jedoch bald der zarten Behandlung Ludwigs Grafen v. Harrsch, Salinen-Oberamtmanns in Oesterreich ob der Ens. Dieser besuchte Wien, lernte den Schloßhauptmann und seine Familie kennen, gewann besonders dessen jüngsten Sohn lieb, und rieth ihm, um eine beeidete Praktikantenstelle bei dem Salinen-Oberamte zu Gmunden zu bitten, mit der Erlaubniß, den Oberamtssitzungen und Salinenbereisungen beizuwohnen.

Die gnädigste Monarchin selbst gewährte dieses Gesuch in seiner ganzen Ausdehnung, Lenoble reiste nach Gmunden, und legte (am 18. April 1772) den Diensteid ab in die Hände seines väterlichen Gönners, des Grafen von Harrsch, in derselben Stadt, bei demselben Amte, wo auch seine Laufbahn, in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhunderte, die höchste Stufe und das schmerzlichste Ende erreichte.

Es läßt sich wohl kaum ein günstigeres Land, eine günstigere Zeit für den aufstrebenden Halurgen denken, als in welchen Lenoble diese Laufbahn betrat: Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — Bekannt ist Asiens Reichthum an Steinsalz, welcher für die ganze Welt genügen würde, und jener einiger Landschaften Afrika's, deren Bewohner ihre Häuser aus Salzquadern bauen. Deutschland, gezwungen sein Salz größtentheils aus Salzquellen oder Soolen zu gewinnen, welche aus der Erde sprudeln oder durch behutsame Auflösung des Haselgebirges, eine Verbindung des Salzes mit Thon und Gips, aus ihr geleitet werden, ist minder salzreich und kann bei der Gewinnung dieses vorzüglichen Bedürfnisses, sichs auch nicht so bequem machen, wie England, Rußland, Pohlen und Spanien mit ihren unerschöpflichen Steinsalzlagern, wie die Niederlande mit ihren Raffinerien des Seesalzes, durch ungeheuere Torfmoore begünstigt, wie Norwegen, Portugal, Frankreich und Italien, deren Bai-, Meer- oder Seesalz Frost und Sonne kristallisiren, — aber eben der nothwendige Aufwand von ausharrendem Fleiße und mannigfaltigen Kenntnissen macht Deutschland zu „einer wahren Schule für Halurgie, wie kein anderes Land [1]."

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist deßwegen für die Halurgie die bedeutendste, weil damals die Ausbildung des Salzwerkbetriebes einen sehr kräftigen Aufschwung nahm und nehmen mußte, da der langen, bequemen Gleichgiltigkeit große Nachtheile, als empfindliche Strafen, bald zu folgen drohten.

Hatte man auch längst schon aufgehört, wie unsere Vorfahren, die Salzsoolen durch bloßes Eingießen in große Feuer von ihren wässerigen Theilen zu befreien, kannte man auch die Salzpfannen schon im achten Jahrhundert, war auch der Areometer, der Kompaß des Sudhüttenmannes schon erfunden, so befanden sich doch Deutschlands Salinen in die unabwendbare Nothwendigkeit gesetzt, die Salzgewinnung auf eine empfindliche Weise zu beschränken, oder auf neue, holzsparende Salzbereitungs-Einrichtungen zu sinnen.

Die Bevölkerung nahm immer zu, drängte dadurch die Waldungen in engere Gränzen, und machte überdieß, bei vermehrten und steigenden Lebensgenüssen, an diese beschränkteren Räume immer größere Ansprüche. Der Forstmann hielt nicht gleichen Schritt mit der Holzerziehung und konnte auch der raschen Anforderung, die Raumverminderung durch Ertrags-Vermehrung unschädlich zu machen, besonders bei dem damals auch noch sehr niedern Standpunkte seiner Wissenschaft, nicht genügen.

Aus den sorglosen Träumen von Holz-Ueberfluß schreckte daher plötzlich die Wirklichkeit des Holz-Mangels auf.

Diese allgemeine Noth rief um allgemeine Hülfe. Freiherr v. Beust († 1771) erfand die Dornwände beim Gradiren, Freiherr Weitz von Eschen († 1776) vervollkommte die Gradirwerke und Menz von Schönfeld († 1811) richtete auf eine vorzüglich holzsparende Weise die Salzpfannen zu Hall in Tirol ein.

---

1 Skizze der deutschen Literatur über die Halurgie entworfen von Carl Theodor Kleinschrod. München 1816. In Commission bei Joseph Lindauer. — Ein vorzügliches, nunmehr wohl schon seltenes Werk, von welchem zu wünschen ist, daß der, auch als Schriftsteller noch thätige Verfasser, dermal Ministerialrath in königl. baier. Staats-Ministerium der Finanzen, der uns erst neuerlichst mit einem Meisterwerke über Großbrittaniens Gesetzgebung, über Gewerbe, Handel und innere Communikationsmittel u. s. w. erfreute, eine zweite Auflage herausgebe, worin die ältere Literatur ergänzt und die neuere bis auf die neueste Zeit fortgeführt wäre.

Zu dieser Zeit des wohlthätigen Aufschwunges im Salinenwesen betrat nun Lenoble, unter der wohlwollenden Leitung des Grafen v. Harrsch, seine Laufbahn.

Aussee in Steiermark, Juli 1837.

Reise-Erinnerungen.

VI.

Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

Es ist uns nicht selten Bedürfniß, sich lieben und erheiternden Erinnerungen hinzugeben. »Nicht genießen,« sagt J. Paul in seinem gehaltvollen Museum, »sondern Heiterkeit ist unsere Pflicht. In einer Seele voll Unmuth und Verdruß erstickt die dumpfe Luft alle geistigen Blüthen und den sittlichen Wuchs. Heiterkeit aber schließt wie ein Frühling alle Blüthen des Innern auf.« So weilt mein Geist gerne bei den erhebenden Hochalpen der Heimath, bei seinen anmuthigen Thälern und Seen, zu deren eigenthümlichsten ich wohl die Rauris zählen darf.

Die Rauris oder das Rauriserthal erstreckt sich von dem nördlichen Abhange der Haupttauern im Süden, zwischen hohen Gebirgszügen, westlich von der Gastein und östlich der Fusch, in gleicher Richtung und Länge mit diesen Nachbarthälern gegen Norden hin in das Salzachthal, welches das untere Pinzgau heißt. Jene Gränztauern, die Nahmensverwandten des Taurus in Natolien, bilden mit den südlichen Gränzgebirgen von Gastein mächtige Glieder der hohen, salzburgischen Centraltauern-Kette, welche sich als ein Arm des europäischen Hauptgebirgsstockes der Alpen von Tirol her meist als Scheidewand von Oesterreich und Illyrien bis Steiermark 25 Meilen lang und 8 bis 9 breit ausdehnt. Die Rauris ist also eines der dreizehn Seitenthäler, welche ihre Gewässer, durch die sie einst gebildet worden, der Salzache abliefern[1].

Die Rauris ist rauher, unfruchtbarer, wilder als die Gastein; ihre südlichen Gebirge bestehen aus Urgneiß und ihre goldführenden Gänge wurden sehr wahrscheinlich schon vor 2000 und mehr Jahren abgebaut. Denn auch hier, wie in Gastein, betrieben schon die keltischen Tauernbewohner, die in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien eingewandert, Goldbau, der aber meist nur im Waschen des goldhältigen Sandes und in einigen Tagbauen bestanden haben mag. Die gewonnenen Geschicke verarbeiteten sie in der norischen Hauptstadt Noreja. Nach den Tauriskern betrieben die Römer, ihre aufgedrungenen Gebieter, den Bergbau dieser Gegend, z. B. auf dem Hochhorn sie bauten schon stollenweise und brachen Schächte auf. Hierauf scheinen die Slawen den Grubenbau auf dem Bockhart (Pochhart?), in der Siglitz und in der Fusch eröffnet zu haben Von 1460 bis ein Jahrhundert später gab es in Gastein und Rauris über 100 Grubenbaue und mehr als 30 Gewerken. Die Hauptgewerken der Gastein waren auch die Gewerken der Rauris und Fusch, und nach Gastein war Rauris der wichtigste Stapelplatz des Handels zwischen Italien und Deutschland. Die Gewerken waren zugleich die bedeutendsten Handelsleute. Aber im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert haben die Raubzüge der Kärnthner, im 16ten Jahrhundert der Bauernkrieg und die darauf erfolgte große Auswanderung, und am Ende desselben Jahrhunderts die Abnahme des Bergsegens feindlich und verderblich auf den Handel, Wohlstand und die Cultur der Rauris wie der Gastein gewirkt[1].

Es zeigte sich eben kein günstiger oder einladender, sondern ein nebliger, kalter Julitag, als ich mich um 6 Uhr Früh im Wildbade in ein da gewöhnliches, einspänniges Wägelchen setzte, um nach Böckstein zu fahren, und da, der Verabredung zu Folge, einen Freund und Führer nach Rauris abzuhohlen Gute Juftenstiefel, ein fester Alpenstock, die nöthigsten Kleider und Victualien durften natürlich nicht vergessen werden. Ein hoher, schwerfälliger Gaul aus Pinzgau brachte mich gemächlich in einer halben Stunde bis Böckstein, wo ein schon vorher bestellter Träger unser Weniges in seine Tragbütte auf den Rücken nahm. Unser Weg führte uns gegen das Naßfeld hinauf, aber vor dem Schleierfalle verließen wir den Naßfelderweg und stiegen auf den Ortberg. Der Pfad ging gleich Anfangs steil und rauh hinan, bald aber erfreute uns eine sehr schöne Ansicht des Achethales mit dem Bär- und Schleierfalle. Weiter hinauf wurde der schmale, wenig betretene Fußsteig noch mehr anstrengend und hier und da fast gefährlich. Oft nur auf den Stock vertrauend, mußten wir am hohen und gähen Bergabhang über und auf unzählige Steine steigen und die Beine auf schiefe und unebene Felsstücke, oder auf ihre scharfen, queren Kanten wechselnd stützen. Von Anstrengung und Hitze, von Durst und Hunger angegriffen erreichten wir »im Orten« eine Sennhütte und eine Quelle. Die Hütte aber war verschlossen, und die Quelle nicht trinkbar.

Nach der nöthigsten Ruhe, während welcher wir Gesicht und Hände mit dem Wasser erfrischt hatten, ging es weiter bis zum untern Bockhartsee. Dieser, der größere, liegt 5696 P. F. hoch in einem öden Thalkessel, ist bei einem Umfange von 3/4 St., 1/2 St. lang und 1/4 breit. Sein metallhältiges, schwärzlich grünes Wasser, das ihm aus dem obern Bockhartsee und von alten, aufgelassenen Bergschüchten zufließt, bildet im Absturze über den Bockhart

---

1 Ein Blick auf die vortreffliche Karte des k. k. Gen. Quartierm. Stabs oder auf die darnach im kleinern Maßstabe gut gearbeitete Karte von Oesterreich von Fried., Wörl's Atlas, Stielers Deutschland veranschaulichen natürlich jede Beschreibung mehr.

1 Diese und andere Angaben, besonders der Höhen verdanke ich der Güte des vorigen k. k. Verwesers in Böckstein, Hrn. Rußegger. Die übrigen Höhenbestimmungen sind nach Muchar und Morbach.

zur Gasteinerache den freundlichen Schleierfall. Man hält den See für unergründlich und findet keine Fische in ihm. Noch aber gebt die Sage unter alten Bergmännern, daß vor vielen Jahren Taucher aus Wälschland Gold und Granaten aus seiner unermeßlichen Tiefe geholt haben. Von seinem grünen Ufer blicken feurige Rhododendron fröhlich in den düstern Wasserspiegel, und dicht am See ruht aus Steinen, die hier im Ueberfluß, eine Sennhütte, wo uns willig die köstlichen Erzeugnisse der Alpenwirthschaft dargeboten wurden. Das Vieh wird auf diese Hochalpe mit Mühe und Gefahr von Kärnthen hergetrieben.

In dem Bockharsthale, das einst, wie es scheint, besonders an silberhältigen Bleierzen reich war, bestanden im Mittelalter 34 Stollen. Wir bemerkten am Wege mehrere verlassene Ausschläge. Weiter hin wurde die Gegend etwas heiterer, fruchtbarer, angenehmer; es zeigten sich in Menge prächtige Rhododendron oder Alpenbalsam, herrliche Gentianen verschiedener Art, liebliche, große Vergißmeinnicht, zarte Anemonen u. dgl. m., und im Rücken erhob sich in seiner ganzen riesigen Größe aus dem wüsten Anlausthale der Ankogel mit seinen zwei eisbedeckten Kegeln.

Den hellen Giftbrunnen, unweit von dem ockergelben Poppelbrunnen, fanden wir des Weideviehes wegen verdeckt.

Bald langten wir bei dem obern, kleinern Bockhartsee auf einer Höhe von 6440 P. F. an. Merkwürdig ragt da plötzlich eine einzelne, hohe Felswand senkrecht empor. In einer ihrer Klüfte entdeckten und erbeuteten wir zu unserer Freude ein, wie es in dieser Gegend heißt, Edelweiß, gnaphalium leontopodium (Alpenlöwenfuß oder Alpenruhrkraut), wie bekannt, eine seltene, nur hohen Alpen eigene, ganz weiße, filzige Pflanze.

Nach etwa einer halben Stunde steil aufwärts standen wir 6986 P. F. hoch auf der obern oder hohen Bockhartscharte, der Gränzscheide zwischen der Gastein und Rauris. Wir gingen von Böckstein bis hierher bei 4 ½ Stunde.

Nachdem wir auf dieser Stelle den höchsten Punkt unsers Weges erreicht hatten, sahen wir auf einmal das Rauriserthal weit und tief unter uns hingedehnt. Wir lagerten uns am Abhange gegen Rauris hinab, uns freuend der seltenen, großartigen Gegend, und nahmen dabei das einfache, mitgenommene Mahl, welches nach einem solchen Weg und in dieser scharfen Luft leicht ganz vorzüglich gefunden wurde.

Wer noch nie in der Nähe Gletscher oder Firner, oder wie sie hier heißen, Kees, nie ein Meer gesehen hat, kann sich wohl davon kaum eine Vorstellung machen. Wie aus einem Eismeere erheben sich kühn und ernst sonderbar gestaltete Kämme und Kegel schwärzlich aus den blendend weißen Schnee- und Eisfeldern. Neben diesen kahlen, schroffen, phantastischen Felsrücken ragen darüber hinaus mit ewigem Eis ganz überdeckte Riesenkuppen. Ich erinnerte mich da an den sehr contrastirenden Prospekt vom Jäger auf dem Hundsberge bei Triest. Wie sanft und wonnig schaut Einen da die farbig schimmernde Adria mit ihren grünen Uferhöhen an!

Eindrucksvoll erheben sich von S. O. nach S. W., von dem 9643 (9200) P. F. hohen Scharreck im Naßfelde an, die spitzen, schneidigen Filzenkämp, an diesen die hohe Riffel und der 9100 P. F. hohe Herzog Ernst, der 8511 F. hohe Goldberg und der gedehnte »alte Kogel,« der gespitzte »windische Kogel,« der scharfe Sandriedel und der Tramerkogel, der hohe und der niedere Sonnenblick, dann der Sandkopf und der Goldzechekopf, nebenan das 2300 W. F. über die Gränze des ewigen Schnees aufsteigende Hochhorn, der König der Raurisertauern, und nach dem Goldlackelsteig der spitze, grünliche Ritterkopf. Neben ihm blickt rückwärts aus der Fusch die Spitze des 11300 Fuß hohen Wiesbachhorns hervor, welches nach dem 11590 F. hohen Venediger bei Sulzbach als der höchste Punkt von Oesterreich ob der Ens gilt.

Am Hochhorn (hohen Narr) und Sonnenblick befanden sich die ältesten Baue der Rauris, und man sieht noch Spuren von dem uralten Saumwege am Hochhorn, das nun ein ungeheurer Gletscher deckt. An einer Stelle, wo das Eis gemessen wurde, war es, was kaum glaublich, 40 Klafter tief, und als 1828 an einem Orte die Eisrinde weggeschmolzen war, kam der Schornstein einer Bergknappenstube zum Vorschein.

Hier hat man nahe vor sich mächtige Vesten und Stützen, Knochen des Erdleibes, den Sitz nie versiegender Quellen, den Ursprung von Gewässern, welche die Erde den Adern ähnlich durchfluthen, Flüsse und Ströme unterhalten und bereichern. Als ich lange den ungeheuern Halbkreis der imposanten Titanen, und ihr majestätisches Oberhaupt, die 10.300 F. hohe Pyramide des Hochhorns, betrachtete, war mir als hörte ich: Stehe auch, wie wir fest und kühn bei dem bunten Wechsel der Verhältnisse, strebe nach Reinheit und Kraft, und die Freuden des Lebens werden nie versiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

An der südlichen Außenseite der Kirche zu Altmünster in Oesterreich ob der Enns, ist ein ganz sonderbarer Kopf eingemauert, von dem die Sage geht, daß er der nachgeformte Kopf jenes heidnischen Baumeisters sey, der diese Kirche immer in der innern Viechtau am Hain und sogenannten »Erer« als Götzentempel haben wollte, sich hierzu den Satan als Gehülfen erbath, und von ihm nach mißlungenem Werke, über den Thurm geschleudert wurde.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

89. Mittwoch, den 8. November **1837.**

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

Eine ausführliche Geschichte dieses Mannes, gegründet auf die unabweisbaren Resultate kritischer Forschung, dürfte jetzt mehr, als je, an der Zeit seyn. Wir bedauern, die schöne Aufgabe hier nicht lösen zu können, hoffen indessen mit Zuversicht, durch die nachstehende Skizze wenigstens das Bedürfniß und die Wichtigkeit derselben außer allen Zweifel zu stellen.

Friedrich Staphylus (Stapellage) wurde am 27. August 1513 zu Osnabrück geboren [1], wo dessen Vater Ludwig, früher Pfleger der Herren von Westerholden, die Dienste eines Kastners bei Bischof Bruno versah. Die Mutter, Anna Birkmann, war aus einem der ältesten Geschlechter Danzigs entsprossen. Kaum hatte indessen unser Friedrich das zwölfte Jahr erreicht, entriß ihm der Tod die Aeltern, und an deren Stelle trat nun als Erzieher der Mutter Bruder Eberhard Birkmann. Dieser nahm ihn vorerst nach Amsterdam mit; hier bestiegen sie ein Schiff, und fuhren auf Hamburg zu, erlitten aber beim Ausfluß der Elbe Schiffbruch und retteten mit genauer Noth das Leben. Von Hamburg aus ging Staphylus nach Danzig, um seine zahlreichen Verwandten, die sehr vermögliche Kaufleute waren, zu besuchen; doch hielt er sich nicht lange auf, sondern begab sich nach Wilna, wo sein Oheim sich häuslich niedergelassen hatte. Hier gab er die ersten Proben seiner besonderen Fähigkeiten, denn in kurzer Zeit sprach er die beiden slawischen Dialekte, den ruthenischen und lithauischen, die hier im Gange waren. Da es indessen an einer wohlgeordneten Schule fehlte, schickte ihn der Oheim nach Krakau, um sich die nöthigen Elemente zu den höheren Studien eigen zu machen. Seine Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache waren außerordentlich; eben so schnell erlernte er das Polnische, wobei ihm vorzugsweise der häufige Umgang mit Eingebornen trefflich zu Statten kam.

Es lag in der Richtung seiner Zeit, daß Studierende, wenn sie die ersten Studien im Vaterlande gemacht hatten, auf Reisen gingen und einen Theil Europa's durchwanderten, überall verweilend, wo entweder die Schulen einen großen Ruf genossen, oder auch für einzelne Zweige der Wissenschaften berühmte Professoren bestellt waren. Dagegen läßt sich wohl schwerlich etwas Erhebliches einwenden, zumal wenn man die Einrichtung der damaligen literarischen Institute näher ins Auge faßt, die oft kaum für Einen Gegenstand hinlänglich besetzt waren. Wo aber die Mittel zur weiteren Ausbildung fehlen, darf wohl das Recht, in der Ferne zu suchen, nicht abgesprochen werden! Als man später Grund genug hatte, den Besuch fremder Anstalten zu verbieten, lag es in der Natur der Sache, die inländischen zu heben; woraus sich die große Anzahl der Schulen erklären läßt, welche nach dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sind.

Staphylus verließ demnach Krakau, durchzog Frankreich und Italien, und hielt sich zu Rom längere Zeit auf, wo ihm zunächst der Bischof von Lübeck, Johann Hotfiller, als Landsmann sehr gastfreundlich entgegen kam. In Padua hörte er die Theologie, und kehrte hierauf, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, nach Danzig zurück. Sein Oheim Eberhard, und auch die übrigen Verwandten wünschten nun, daß er sich zur weiteren Fortsetzung der Studien nach Wittenberg begebe. Dabei ihn zu unterstützen, waren sie übereingekommen; insbesondere sparte der Oheim nichts, in der Hoffnung, einen künftigen kräftigen Vertheidiger der immer mehr um sich greifenden Neuerung heranzubil-

---

[1] NasCItVr has staphILVs fragILes MortaLIs In aVras
Nona ter aVgVstI LVX VbI CLaVsa fVIt.
Vitus Jacobaeus.

den, ja er hatte sogar gewußt, von Herzog Albrecht dem Aeltern in Preußen ein Stipendium für ihn zu erwirken, sobald er in Wittenberg noch ferner den Studien obliegen würde.

Staphylus kam im Jahre 1535 zu Wittenberg an, wurde im April des Jahres 1541 zum Magister der Philosophie erhoben, und führte mittlerweile die Aufsicht über einige dort studierende junge Grafen. Um diese Zeit übersetzte er des Diodor Siculus Fragmente ins Lateinische, kam mit Melanchthon in nähere Berührung, bei dem er auch Wohnung und gemeinschaftlichen Tisch hatte. Selbst von Luther ward er wohl gelitten, und nicht selten zu den Gesprächen mit den vertrautesten Freunden gezogen, wofür er, wie man damals wenigstens allgemein erzählte, bald Gelegenheit fand, seine Dankbarkeit zu bezeugen. Von Oßitz aus Meissen war im Jahre 1545 ein besessenes Mägdlein nach Wittenberg gebracht worden, um durch Luthers Fürsprache befreit zu werden. Luther weigerte sich Anfangs; doch willigte er endlich ein, und begab sich zu dem kranken Mägdlein in die Sakristei. Mehrere von den vertrauten Freunden, worunter auch Staphylus war, harrten vor der Thür auf den Ausgang der Sache. Kaum hatte indessen Luther die Beschwörung begonnen, als der böse Geist, nichts weniger als gehorsam, mit handgreiflichen Gegenbeweisen auftrat, und den Beschwörer so in die Enge trieb, daß er sein Heil nur in möglichst schneller Flucht sah. Doch die Thür war verschlossen, das Fenster zu sehr vergittert — da ergriff Staphylus, der stärkste unter den anwesenden Freunden, welche dem Unwesen durch den Gatern zugesehen, eine Art und zerspaltete damit die Thür — Luther entfloh. So geheim man auch die Geschichte halten wollte, sie wurde allgemein bekannt, und wir gaben sie so, wie in gleichzeitigen Relationen sie erzählt wird.

In demselben Jahre erhielt Staphylus einen Ruf nach Münster als Hofprediger des Bischofs; er schlug ihn aus, weil er zum Hofleben keine Neigung hatte. Nicht so konnte er den Wunsch des Herzogs Albrecht von Preußen, der ihn zum Professor der Theologie an der neu errichteten Hochschule von Königsberg bestimmte, zurückweisen. Er gab sein Jawort und trat am 26. Mai 1546, eben als der schmalkaldische Krieg begann, seine Reise dahin an. Bevor er jedoch Wittenberg verließ, wollte man ihm das Doctorat verleihen; er dankte für diese Ehre, weil er sich mit der dabei gewöhnlichen Eidesformel nicht vereinigen konnte. Die Doctoranden nämlich mußten feierlich geloben: se amplecti incorruptam evangelii doctrinam et tueri Symbola ac Confessionem Augustanam, et si forte controversiae incidant, deliberaturos cum Senioribus in Ecclesia Wittenbergensi. Die Anhänger der Neuerung haben zur selben Zeit wo sie diesen Eid forderten, oft und mit Schärfe die Bestimmung der katholischen Universitäten getadelt, vermög welcher jeder neue Professor gehalten war, mit einem Eide seine Anhänglichkeit an den alten Glauben zu bekräftigen!

Staphylus eröffnete in Königsberg die theologischen Vorlesungen, da vordem hier keine bestanden, und lehrte öffentlich Luther's Lehrsätze, obschon er in Einem oder dem Andern von denselben abging. Er ließ sich's insbesondere angelegen seyn, die neue Schule in Flor zu bringen, worüber ihm auch Melanchthon in einer griechischen Zuschrift Lob ertheilte. Doch die tiefe Zerrissenheit, welche sich unter den Anhängern der Neuerung bald allgemein kund gab, weil sich jeder Einzelne das Recht zusprach, nach Gutdenken zu reformiren und zu commentiren, war auch schon in die junge Anstalt gedrungen, und Staphylus gerieth mit mehreren Lehrern in heftigen Streit. Darunter war vorzugsweise Wilhelm Graphäus, welcher sich den Ansichten der Wiedertäufer angeschlossen hatte, ein wüthender Gegner des theologischen Professors. Zwar gelang es diesem, ihn von Königsberg und endlich gar aus Preußen zu vertreiben, doch hörten darüber die Streitigkeiten an der Universität nicht auf, und Staphylus sah sich zuletzt gezwungen, den Abschied zu nehmen, und nach Breßlau zu gehen. Hier verehlichte er sich am 8. Oktober 1549 mit Anna, der Tochter des lutherischen Predigers Johannes Heß von Nürnberg, der früher Kanonikus zu Breßlau gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

Die Geschichte der alten Slawen hat noch nicht, obschon Slawen und Fremde mit Fleiß und Beruf sie betrieben, jenen Grad von Haltbarkeit und Consistenz erhalten auf welchem sie jeder Vaterlandsfreund, besonders der Verehrer vaterländischer Geschichte, gern sehen möchte. Der Grund dieser Erscheinung ist zweifach: Erstens, die Verwirrung und Schwierigkeit des Gegenstandes an sich; zweitens, die Unbedeutendheit, ja Nichtigkeit unserer bisherigen Leistungen in diesem Theile der Geschichte. Die alten Slawen, wenn wir ihre Geschichte richtig auffassen, er-

langten, als ein sanftes, Friede, Ackerbau, Handarbeiten und Handel liebendes, mehr auf Erhaltung und Verbesserung des eigenen, denn auf Unterjochung fremder Länder bedachtes Volk, bei den früheren Geschichtschreibern, deren Augenmerk auf das kriegerische Getöse mehr als auf die stille Größe der Nationen fiel, wenig Bedeutung.

Das Resultat unserer Forschung ist, daß die slawische Urgeschichte ihr Zelt im Gebiete der alt europäischen, nicht der asiatischen Völker, am wenigsten in dem der Mongolen, zu welchen uns noch vor Kurzem einige unserer Nachbarn gutmüthig schicken wollten, aufschlage. Wohl wissen wir, daß wahre Größe und Ehre der Völker nicht von dem Zufall der Verwandtschaft abhänge, und wenn wir Mongolen und Tschuden aus unserm Volksthum ausschließen, so geschieht es nicht darum, weil wir sie für unehrlich und unebenbürtig halten, sondern weil diese Ansicht grundlos und unhaltbar ist. Die Skizze unserer Darstellung muß sich freilich der Leser selbst wohlgefälliger zu machen wissen.

I. Zum Beweise, daß die slawischen Völker europäische Ureinwohner sind, d.i. vor den historischen Zeiten in Gemeinschaft mit europäischen Urvölkern, also mit Celten, Germanen, Griechen, Latiern gewohnt, dienen vorzüglich die ältesten Ueberlieferungen. Doch wir wollen einige allgemeine Betrachtungen vorausschicken. Vor allem mußte jedes Volk ihre Vordern haben; keines verschwand nach Jahrtausenden so, daß nur der Name in der Geschichte übrig blieb; jedes g r o ß e Volk muß ihren Anfang in der Geschichte der Vorwelt aufgezeichnet haben. Auch ist es einleuchtend, daß jeder nun reine und ungemischte Volksstamm auch in der vorgeschichtlichen Zeit ein reines Element war. Der die Germanen, Celten, Latier, Griechen und Slawen aus einem Gemische anderer Völker in einer durch die Geschichte erleuchteten Zeit entstehen ließe, würde Unkenntniß der alten Geschichte, der Volks-Charaktere, der Volksselbstständigkeit und vorzüglich der Sprachen verrathen. Die Sprache des Slawen allein ist in Form und Materie ein ewiger Zeuge seiner Selbstständigkeit. Ein Volk kann zwar, ohne übrigens was von seiner Nationalität zu vergeben, e i n e f r e m d e, ausgebildete Sprache a n n e h m e n, wie wir bei den Juden sehen, aber e n t s t e h e n konnte eine so vollkommene, consequente, reiche Sprache nicht ohne einen großen, selbstständigen Volk. Man versuche nur aus den von Herodot bis zum Auftreten der Slawen im Römerreiche bekannten Sprachen die slawische so zu zergliedern, wie man dieß bei den romanischen und walachischen kann, und man wird zur Ueberzeugung von der Selbstständigkeit des slawischen Volksstammes ohne Schwierigkeit gelangen.

II. Bekannterweise nahmen die Slawen bis auf den heutigen Tag den größten Theil Europas ein und stehen in der Volkszahl keinem andern europäischen Hauptstamm nach. Und doch waren ihre Sitze vor 1000 Jahren viel ausgebreiteter, die Hälfte der Bundesstaaten, besonders ganz Nord-Deutschland, ganz Pannonien vor der Ankunft der Magyaren, viele Länder der thracischen Halbinsel, selbst Klein-Asien beherbergte slawische Stämme. An Zahl betragen die slawischen sowohl als die deutschen Völker 70 bis 80 Millionen.

So war das Verhältniß beider Völker um das Jahr 800 nach Christus; schreiten wir drei Jahrhunderte, also ins 6. vorwärts, so können wir dieses Maß der Volkszahl nicht wegläugnen, wenn wir auch nicht behaupten, daß sich die friedlichen und deßhalb von allen Seiten her gedrängten in den drei Jahrhunderten (von 500—800) außerordentlich schnell verbreiteten, während die siegreichen Germanen keine Zunahme der Bevölkerung erfuhren. Jornandes und Prokop, beide aus dem 6ten Jahrhundert, sprechen mit Erstaunen von der Menge slawischer, wendischer, antischer Völker, welche das ganze Land vom schwarzen Meere bis in den fernsten Norden bewohnen; bald aber sehen wir sie das ganze Ländergebiet zwischen der Elbe, dem adriatischen, ägäischen und schwarzen Meere einnehmen, nicht besetzen bloß wie die Warjagen Rußland, die Bulgaren Mösien.

Haben wir dieses bis ins 6te Jahrhundert festgestellt, warum soll es nicht erlaubt seyn, auf solchem Grunde weiter zu schreiten? Ist es nicht auch wahrscheinlich, daß, gleichwie die Germanen, deren frühere Geschichte wegen den Kriegen mit den Römern viel bekannter, schon vor unserer Zeitrechnung ganz Skandinavien, Germanien und Belgien bei einer bedeutenden Bevölkerung eingenommen, auch die Slawen, über deren Urgeschichte ein eigenes Verhängniß waltet, ein großes Volk schon in dieser grauen Vorzeit gebildet haben.

III. Gegen diese Behauptung erhebt sich das Stillschweigen der Schriftsteller jener Zeit. Griechische und lateinische Urkunden sagen uns wenig von einem solchen Volke in Ost-Europa, nichts von den S l a w e n. Allein, weder die griechische noch die römische Geschichte gibt einen vollständigen Abriß aller alten Völker, und andererseits wissen wir, daß nicht bloß E i n Volk in Nord- und West-Europa lebte,

von dem uns diese Urkunden nichts zu sagen wissen. Auch konnten unsere Ahnen den Griechen und Römern unter einem andern Namen bekannt gewesen seyn, der, wie die Wohnungen und Sitten des Volkes, Veränderungen ausgesetzt ist.

Da wir also die große Bedeutsamkeit des Volkes im 6ten Jahrhundert gezeigt, mußte es entweder im fünften aus Asien, gleich wie die Hunnen, Awaren, Magyaren, Chazaren, Bulgaren eingewandert, oder ein europäisches Urvolk seyn, da es, wie oben gesagt worden, eine selbstständige, ungemischte Nation ist.

IV. Die erste Ansicht fällt vor jeder vorurtheilsfreien Prüfung von selbst zusammen. Griechische und römische Geschichtsforscher, Jornandes, Prokopius, Agathias, Menander, Mauricius, Theophilakt, die ältesten Nachrichten über die Slawen erwähnen nichts von ihrer Abstammung, ihren früheren Wohnsitzen, ihrer Einwanderung, reden von ihnen als von einem allgemein bekannten Volk; da sie doch bei kleinen eingewanderten Völkerschaften sich alle Mühe geben, ihren Ursprung, ihre Sprache, ihre Sitten von Skandinavien, dem Kaukasus oder dem unbekannten Norden Asiens herzuleiten. Dieses Stillschweigen aller gleichzeitigen Schriftsteller kann nicht zufällig seyn, sondern nur zum Beweis dienen, daß die Slawen damals allgemein für europäische Ureinwohner galten. (Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

VI.

Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

(Fortsetzung.)

Weiter ging es nun immer stark bergab und über die Gegend im Mais zum Kolm. Wir liefen mehr als wir gingen die Hochweide »in der Filzen« hinab, um uns das beschwerliche Abwärtssteigen dieser letzten Stunde etwas zu erleichtern.

Der Kolm Saigurn liegt im tiefsten Thalwinkel am Fuße des Herzogs Ernst auf einer Höhe von 4953 P. F. an einem Wildbache, und besteht aus drei Gebäuden, wovon zwei das Poch- und Waschwerk enthalten; das dritte ist das Wohnhaus des Hutmanns, der auch Reisende beherbergt. Bei ihm also kehrten wir ein.

Kolm heißt da ein oder mehrere Gebäude mit Aufbereitungsmaschinen, wodurch edle Metalle mittelst Wasser aus Erzen gewonnen werden. Die Gegend des Kolms und Hüttwinkels muß man rauh, öde, einsam und wild nennen; nur wenig Nadelholz, meist Krummholz bekleidet den größten Theils mit Steingerölle bedeckten Thalboden, ganze Strecken liegen durch die Schneelavinen rasirt. Doch dient die nächste Gegend als Weide. Freundlich sprossen hier und da frische Blumen hervor und üppig grünt mit bunten Blüthen eine Wiese am Hause des biedern Hutmanns.

Gleich im Rücken des Kolms oder der Manipulationsgebäude erhebt sich vor den überragenden Gletschern ein dunkelfelsiger Berg in mehreren, verschiedenen Absätzen, und über seine wenig bewachsenen Schultern wallen, wie Silberlocken, vier oder mehr Gießbäche, jeder von eigener Bildung und Schönheit, mehr oder weniger sichtbar und glänzend zwischen den schwärzlichen Felsen und Fichten. Ueber eben diesen Vorberg der Gletscher geht von jenen Werkgebäuden weg kühn in steilen Absätzen weit die Aufzugbahne dahin. Auf ihr machte ich denselben Nachmittag im Erzwagen die Fahrt zur Aufzugmaschine. Deren Rad, natürlich massiv gebaut, hat einen Durchmesser von 35 F., es wird von einem Gletscherbach getrieben und zieht herauf oder hält beim Zurückgehen abwärts den schweren, mit Erz beladenen Wagen auf den zwei Geleisebäumen an einem Seile von 700 Klafter Länge. Dieser seit 5 Jahren vollendete, jenem auf dem Radhausberge ähnliche Aufzug wurde von dem damaligen Herrn Bergverweser J. Rußegger gebaut.

Der nächste Tag wurde dem Goldbergwerke bestimmt. Ich fuhr also den folgenden Vormittag noch ein Mal mittelst des Aufzuges zur Maschine hinauf und dieses Mal, um einer neuen Erfahrung Willen, mit geschlossenen Augen und die Arme fest um die Kette geschlungen, welche von den Seitenwänden über die Mitte des Erzwagens gespannt ist. Als dieser nach einer Weile, die mir ziemlich lang schien, plötzlich zu rollen aufhörte, also stille stand, glaubte ich bei der Aufzugmaschine angekommen zu seyn und öffnete die Augen. Aber anstatt mich am Ziele zu sehen, fand ich mich fast senkrecht auf der steilsten, schwindelnden Höhe über schroffen und grausen Tiefen. Bei dem allmähligen Aufsteigen mit offenen Augen fällt natürlich der Abstand von der Thaltiefe nicht so grell auf. Unangenehm berührt durch diesen Anblick, schloß ich schnell wieder die Augen, bis ich wirklich bei dem Aufzuge angekommen war.

Vom Aufzug führte mich der Hutmann bei dem 6730 F. hohen Neubau, einem einzelnen Gebäude, vorüber und weiter über Steingerölle, Wildbäche und Schneeböden zum Berghaus, welches mitten in ewigem Eis und Schnee liegt. Seine Bodenstube steht nach Rußegger 7619 P. F. über dem Mittelmeere. Nur die Goldzeche in Kärnthen, das höchste Bergwerk unseres Erdtheiles, liegt noch höher, denn sein höchster oder Christophstollen beginnt erst 8790 P. F. hoch. Der hohe Goldberg oder Fragantertauern am Wetterkreuz erreicht eine Höhe von 8511 P. F., ragt also 511 P. F. über die Gränze des ewigen Schnees dieser Gegend. (Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

90. Sonnabend, den 11. November **1837.**

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1550 erhielt Staphylus einen ehrenvollen Ruf als Professor nach Rostock; er wies ihn aber zurück, weil er nicht ohne Grund vermuthete, auch dort in langwierige Streitigkeiten verwickelt zu werden. Erwünschter kam ihm die Einladung Alberts von Preußen, als fürstlicher Rath wieder nach Königsberg zu kommen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ferner nicht gehalten seyn soll, was immer für neuen Glaubenslehren beizupflichten. Es scheint, daß schon damals das Haltlose, was ohne Widerrede in der Neuerung lag, und mit jedem Tage sich mehr herausstellte, dem redlichen Theologen höchst bedenklich zu werden anfing, und ihn veranlaßte, mit Besonnenheit und ernster Forschung das Verhältniß zu prüfen, in welchem das Lutherthum zur alten Kirche stand. Sah er in dieser durchwegs strenge Consequenz und Einheit, so zeigte ihm die Geschichte des ersteren allenthalben tieferschütternde Zerwürfnisse, und eine Willkühr und Vermessenheit in Behandlung der heiligen Schriften, daß der völlige Untergang aller Religion fast unvermeidlich schien. Diese Erfahrung sollte ihm bald auf eine noch viel eindringlichere Weise bethätigt werden. Er war kaum in Königsberg angekommen, als er auch schon wieder in theologische Streitigkeiten gerieth. Herzog Albert hatte seinen früheren Lehrer, den bekannten Osiander, von Nürberg berufen, und ihm die erste Professursstelle an der Universität und das Pastoramt in der alten Stadt übertragen. Dieser unruhige Kopf stellte unter Andern auch eine von Luther abweichende Lehre von der Rechtfertigung auf, und erregte dadurch nicht nur bei seinen Kollegen, sondern auch bei allen orthodoxen Anhängern Luthers eine beispiellose Bewegung. Allenthalben erschienen Schmähschriften der schändlichsten Art wider ihn[1] — ein Mittel, dessen sich die Neuerer auch in andern Beziehungen mit Hinwegsetzung aller Scham bedienten — und die drei Professoren in Königsberg, Peter Hegemon, Johann Tetzel und Melchior Isinder griffen ihn von der Kanzel herab mit aller Heftigkeit an. Osiander ließ sich indessen dadurch keineswegs entmuthigen, sondern verlangte eine öffentliche Disputation, welche den Geist der Zwietracht nur noch mehr entflammte. Herzog Albert fragte im Vertrauen seinen

---

[1] Wir wollen hier aus den vielen nur eine anführen: »Pasquillus. Ein Colloquium oder Gespräch wider die Antichristische vnd verfurische lere, Andree Osiandri, Pfarherren zu Konigspergk in Preussen, Vom Artikel der Rechtfertigung etc. Anno M. D. LII. 36 Bl. in 4.

Der eben verstorbene Speratus und Luther begegnen sich im Himmel, und dieser verlangt Nachricht von den Zuständen auf der Erde. Natürlich kommt Speratus sogleich auf Osiander und dessen Irrthum; Luther schimpft weidlich. Nicht übel klingt in Luther's Munde nachstehende Stelle:

»Den haubtartikel er angreifft
Daran des Menschen Ziel gantz leit
Du wollst mir aber sagen nu
Mit was gstalt er das itzt thu
Es wird was newes müssen sein
Das im die leute geben ein
Denn auch kein grossern schaden thut
In aller welt denn newes gut
Das jederman stracks haben wil
Vnd kostets doppel noch so viel
Also es mit der Lehr zugeht
Ein jederman gern newes hört
Das alt verwirfft vnd faren lest
Ob es schon ist das aller best.«

Um unsern Lesern auch eine Probe der damaligen Kunst zu schimpfen mitzutheilen, wollen wir die Beschreibung ausheben, welche Speratus von Osiander gibt:

»Sein gstalt vnd auch greßlich figur
Die gantz ist wider all natur
Wol bis auff die Fussolen schwartz
Die sind geschmirt mit Teufels hartz
Darum er denn so schnell gefarn
In Preussen auff des Teufels karn u. s. w.

Rath, Staphylus, was er von der ganzen Streitsache hielte; dieser erklärte sich mit Bestimmtheit wider Osiander, und nannte dessen Lehre eine manichäische Ketzerei. Osiander, davon in Kenntniß gesetzt, forderte ihn nun heraus, das Gesagte zu erweisen. Zu diesem Ende wurde 1551 eine Privatunterredung zwischen beiden gehalten, welche indessen damit endigte, daß Osiander Luther's Autorität verwarf, dessen Uebersetzung der Bibel als unlauter bezeichnete, und durchaus nicht von seinen Ansichten abging.

Als Herzog Albert von diesem Zwiste in Kenntniß gesetzt wurde, gab er dem Prediger an der Hauptkirche zu Königsberg, Morlinus, den Auftrag, die Beilegung desselben zu versuchen. Morlinus ließ sich die Sache sehr angelegen seyn, vernahm der beiden Disputanten Ansichten und Gründe, sprach sich für Staphylus aus, und suchte Osiander durch ein sehr mäßiges, freundliches Schreiben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein dieser antwortete mit der ihm eigenen Heftigkeit, und ergoß nun auch seine Galle über den Vermittler. Inzwischen hatte Melanchthon durch wiederhohlte Briefe den Staphylus zur Fortsetzung des Kampfes aufgemuntert; um so mehr mußte daher diesem die Antwort auffallen, die bald nachher jener an den Herzog ergehen ließ, welcher sich mittlerweile für die Ansicht Osianders erklärt, und darüber das Gutachten Mechanthons gefordert hatte. Dieses aber war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß sich beide Theile damit begnügen und rühmen konnten, was denn auch Osiander weidlich that. Staphylus aber verlor darüber weder den Gleichmuth, noch das Vertrauen in seine Sache, um so weniger, als er bereits anfing, den Abweg einzusehen, den er bisher gegangen. Der Streit hatte ihn veranlaßt, die Sätze und Gründe Luthers vorurtheilsfreier zu prüfen, und aus dem fleißigen Studium der Kirchenväter sich Licht zu verschaffen. Seine Stellung ins Leben wurde ihm jetzt unbehaglich, zumal in derselben an keine freie Bewegung der religiösen Ueberzeugung zu denken war. Er bat daher um Entlassung aus seinem Dienste, erhielt aber auf wiederhohltes Begehren keine Entscheidung, und als er zum dritten Male bat, erfolgte eine abschlägige, wenn auch sehr freundliche Antwort des Fürsten. Staphylus sah nun kein anderes Rettungsmittel als die Flucht, und nicht ohne bedeutende Opfer setzte er den festen Entschluß durch. Indem er nämlich Preussen heimlich verließ, entsagte er einem ansehnlichen Vermögen und zugleich wohlgegründeten Ansprüchen auf ein noch größeres in der Zukunft, da mehrere seiner nächsten Verwandten kinderlos waren. Doch der Geist der Wahrheit und die ewige Gnade waren in ihm lebendig; er folgte dem Rufe, der in seinem Innersten erscholl. Gegen das Ende des Jahres 1551 kam er mit seiner Gemahlin in Breßlau an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

(Fortsetzung.)

V. Wenn nun etwa aber die Zeit der Slawenwanderung um ein Paar Jahrhunderte früher geschah, weil sie zur Zeit der Völkerwanderung im IV. und V. Jahrhundert unbeweisbar ist? So viel auch diese Ansicht auf den ersten Blick Wahrscheinliches für sich hat, verliert sie doch bei näherer Betrachtung allen Gehalt. In geschichtlichen Zeiten konnten sich die Slawen nie anders woher nach Europa begeben als über den Kaukasus und den Ural. Aber schon im 6ten Jahrhundert vor Christus wohnten an der Gränzscheide zwischen Europa und Asien scytische Völker, derentwegen kein bedeutendes Volk eindringen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der alteuropäischen Stämme auf sich zu lenken. Viele griechische Kolonien am schwarzen und mäotischen See, deren Handel nach Ost und Nord ging, waren Zeugen der dasigen Veränderungen; sie kannten nur Masageten, Scythen, Sarmaten, die den Slawen den Uebergang gewiß streitig gemacht hätten. Und wäre das mächtige Slawenvolk auf einmal eingedrungen, ganz Europa hätte den gewaltigen Stoß gefühlt; wäre es nach und nach eingesiedelt, wie hätten sich, ohne ein Wunder anzunehmen, diese einwandernden Haufen in ihren neuen Wohnsitzen so bald wieder gefunden und eng an einander gekettet.

VI. Unsere ureuropäische Abstammung beweiset vorzüglich die nahe Verwandtschaft der Sprache mit den übrigen alteuropäischen, als: griechischen, lateinischen, celtischen, germanischen. Zwar finden auch in den asiatischen Sprachen die slawischen ihren Anklang, insbesondere in der sanskritischen, medischen, persischen u. a., aber selten und weniger auffallend; wogegen die Wurzelwörter des Slawischen, Griechischen, Germanischen zum Verwundern mit einander übereinstimmen. Aber nicht darin bloß, im

ganzen Bau dieser Sprache, in der Wortbildung und Fügung, der Formen- und Satzbildung ist eine solche Analogie, daß diese manchen Philologen auf Abwege führte. So hielt Dankowski die griechische, Solaric die lateinische, Thummanin die litthauische für eine Schwestersprache, da doch der höher gerückte Gesichtspunkt uns alle europäischen Sprachen als Zweige Eines großen Stammes zeigt.

VII. Neben diesem Urtypus der Sprache findet sich noch die zufällige, aus dem Angränzen der Völker enstandene Verwandtschaft, das wechselseitige Entlehnen der Zeichen für dieselben Begriffe; ein Umstand, der aus den ältesten Denkmälern und aus dem lebenden ewig zeugenden Monument der Sprache erwiesen, ein kräftiger Bürge ist für unser altes Recht. Ein aufmerksamer Vergleich der slawischen Sprache mit den übrigen neueuropäischen muß uns zu der Ueberzeugung führen, daß im Altslawischen viele Spuren dieser Schwestersprachen, und umgekehrt enthalten sind. Wohl fand noch später die Wechselwirkung Statt, im fünften, sechsten Jahrhundert u. s. w.; aber die anzuführenden Belege sind viel älteren Ursprungs. Die celtischen Worte obr (Riese), paveza (Setztartsche), bane (Wanne) u. a. mußten schon vor dieser Zeit in die slawische Sprache aufgenommen worden seyn, weil da die Celten schon in ganz Europa verschwunden waren, und ihre Sprache sich nirgends rein erhielt. Die gothischen Ausdrücke Kaldiggs (cyrill. Kladäz, Quelle), ganisan (cyr. gonznu, genesen), Boka (cyr. buky, Buch), und umgekehrt die slawischen: dlg (goth. dulgs, Schuld), zupan (goth. Siponeis, Herr), djel (goth. dails, Theil), die schon in der Bibel des Ulfilas um das Jahr 350 vorkommen, zeigen auf einen viel früheren Umgang beider Völker hin, als die große Völkerwanderung der asiatischen Horden anzunehmen berechtigt. Einen nicht minder schlagenden Beweis gibt uns die Verwechslung und brüderliche Entlehnung der Eigennahmen nicht bloß der wichtigen von der Geschichte aufbewahrten Männer, sondern auch der Ländergebiete und Abtheilungen.

(Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen.

VI.

Der Kolm Saigurn und der hohe Goldberg der Rauris.

(Schluß.)

Im Berghause erhielt ich die beim Einfahren der Gäste hier gewöhnliche weiß leinene Kleidung, einen weißen Filzhut und weiße Handschuhe, in die eine Hand eine Laterne, in die andere einen Stock. Ich hatte vorher auf der Bergkarte den Stollen angesehen, den ich befahren sollte; es war der 350 Klft tiefe, sehr ergiebige Hauptbodenstollen mit dem Haberländergang. Vom Berghaus kamen wir in die daranstoßende Küche, dann durch die Schmiede zum Stollen, den Muchar 7300′ hoch angibt. Von da an ging es mit dem Führer auf zwei Bäumen zwischen engen, krummen und niedern Felswänden weit hinein. Wasser träufelte von der Decke und rauschte unter den Füßen dahin, bald ging es aufwärts, bald abwärts, bald bei Laufwägen oder (englischen) Hunden, bald bei Felsensäulen vorüber, bald hieß es sich bücken und schmiegen, bald über eine Leiter steigen. Dabei hallte dumpf und gewaltig der Knall der Schüsse durch den langen unterirdischen Gang donnerähnlich wieder. So waren wir durch den tauben und den Erzgang gekommen. Man findet da im Gangquarz vorzüglich gediegenes Gold, doch weniger als im Rathhausberg, auch Antimonglanz und Antimonsilber. Die Gangquarze haben meist nur eine Mächtigkeit von einigen Zoll. Das Gold ist ohne regelmäßige Form und meist in einer dem freien Auge unsichtbaren Feinheit eingesprengt. Auch Bleiglanz, Kupfer-, Eisen- und Arsenikkies findet sich häufig in der Rauris, so in der Fusch und in Schnellgaden. Ich ließ mir zeigen, wie man im Bergwerke arbeitet, sprengt u. s. w. Die durch Schießen oder mittelst des Meißels, Hammers u. s. w. losgemachten Erzstücke werden in die Laufwägen viereckige, auf Walzen rollende Kästen oder Truhen, geladen und hinausgefahren, dann zum Aufzuge gebracht und von da im Erzwagen zum Pochwerk hinab gelassen.

Nach der Rückkehr aus dem düstern und feuchten Schoße des Goldberges sollte ich noch eine Lieblingsunterhaltung der fröhlichen Knappen kennen lernen, — das Fahren auf dem sogenannten Reitbrete. Ein solches Fahr- oder Rutschbret ist etwa 3′ lang und 1′ breit und vorne etwas aufwärts stehend. An diesem schiefen Vordertheil ist ein Strickchen zum Halten befestigt und den Sitz rückwärts umfangen vier schmale Leisten. Um dem schnellen Laufe, je nachdem es nöthig, Einhalt zu thun, wird beim Fahren der feste Stock schief rückwärts in Schnee eingesetzt. Auf solchen höchst einfachen Schlittchen fährt man oft Stunden weit in größter Eile über die Rücken der Eisberge.

Während wir eine halbe Stunde weit auf dem Schneefelde hinaufstiegen, blendete schmerzlich der blinkende Schnee durch den Reflex der Mittagssonne, so daß ich mir leicht vorstellen konnte, wie die, welche viele Stunden beim Ersteigen der schneeumlagerten Berge diesen so grellen Wiederglanz ausstehen sollen, dadurch, wie man mir erzählte, auf mehrere Tage erblinden. Da sah ich auch recht nahe die Eisrinden auf den Wänden und in den Schluchten der Berge, wie sie in großer Mächtigkeit als graue, grüne und bläuliche Wand unter der lichten Schneedecke aufgeschichtet hervorragten. Aus einem Eisboden, über den ich ging, ragten in Menge dreikantige, spitze Steine sonderbar empor, aber am interessantesten schien mir der sehr pittoreske Kontrast, wie aus den glänzend weißen Schneeflächen trotzig und finster die schwärzlichen, schroffen Rücken, Köpfe und Zacken der Felsen in die Höhe strebten.

Die Schlittenfahrt, meine erste dieser Art, ging glücklich, bald hatten wir den Aufzug erreicht. Einer der Männer rutschte ohne Stock auf den Fersen große Strecken hinab. Von der Maschine rollte ich eilig im Erzwagen über die schauerlichen Höhen zum Kolm hinab. Nachmittags besah ich die Manipulation, das Pochen oder Erzstampfen, das Goldwaschen auf den acht Schlemmherden, das Quicken oder Mahlen in der Goldmühle und das Amalgamiren; denn eben damals fand auch das sogenannte Goldabheben Statt. Das in 8 ½ Stöckchen ausglühte Gold wog 9 Mark 11 Loth, in einem Werthe etwa von 3000 fl. C.M. Dieses Abheben geschieht hier zwei Mal des Jahres. Die Schliche oder Scheiderze kommen zum Verschmelzen nach Lend. Welch' verschiedenartige, von vielen Vorrichtungen unterstützte Thätigkeit erfordert das Gold, ehe es aus den Quarz im Berge zum Goldarbeiter gelangt.

Den übrigen Theil des Tages verwendete ich zu einem Spaziergange längs des Baches, den die vielen Gletscherquellen bilden, und der Rauriserbach heißt, um das Thal weiter hinaus gegen Bucheben, dem nächsten, drei Stunden fernen Pfarrorte, und gegen den Markt Rauris, der fünf Stunden weit vom Kolm, mehr kennen zu lernen. Im Vergleiche mit dieser Thalgegend sollte man die Wildalpen in Steiermark wahrhaftig nicht wild nennen.

Von dem Flecken Rauris leitet ein Fußweg über die 6152 Pariser Fuß hohe Luggauerscharte in das Gasteinerthal nach Hof.

Den nächsten oder dritten Tag unserer Tour traten wir Früh Morgens den Rückweg nach Gastein an, stiegen aber nicht wieder über die Bockhartscharte, sondern über die vordere, 7116 P. F. hohe Kolmkaarscharte. Kaar heißt hier eine Hochweide oder Hochalpe (Hochalm). Wir kamen bei den hohen Filzenkämpen oder Kämmen vorüber und über den Kolbenkaar, dem imposanten Scharreck gegenüber, bei einer Schaflerhütte mit einer köstlichen Quelle vorbei, in das Siglitzthal und Naßfeld hinab.

Um einem drohenden Gewitter zuvorzukommen, eilten wir die Moseesennhütte zu erreichen. Da wurde besseres Wetter abgewartet und indessen Milch, Butterbrot und Kaffeh genommen. Hierauf verließen wir, mit einem Strauß Alpenblüthen beehrt, die Hütte und kehrten in ¾ Stunden von dort glücklich nach Böckstein zurück. J. Manschgo.

Miszellen.

In Peter Beckler's historia Hovorea, d. i. in dessen historischem gründlichen Berichte von dem uralten böhmischen Hause Howora (Hof im Voigtlande, 1644 in Folio), ist S. 149, §. 25, folgende Notiz:

»Als im Jahre nach Christi Geburt 1530 Kaiser Karl V. über Tyrol nach dem Reichs-Tag zu Augspurg reisete, wurde ihm unter Weges eine güldene Medaille oder Schau-Münze, von einer ziemlichen Größe von 1700 Ducaten werth, präsentiret, darauf aller Königreiche und Landen, so unter höchstgedachten Kaysers Botmäßigkeit stunden, erb- und herabstammende Wappen sehr künstlich eingepreget gewesen, welches dem Allerdurchl. Erz-Hause Oesterreich zu grossen Ehren gereichet.«

Wer hat nähere Kenntniß von dieser vielleicht noch in Spanien befindlichen Prachtmedaille?

Bergmann.

»Ich Pernhart von Schäfftenberg bekenne, als ich des Wollgeborn Herrn Graf Sigmundts Graven zu Schawnberg meines gnedigen Herrn Diener, ain Jahr mit vier Pfärdten gewesen bin, das mich derselb mein benannter herr von Schawnbeeg, meines soldts vnd schadens ganz entricht vnd bezalt hat, vnd drumb sag ich sein gnad vnd sein Erben vmb die vorgemelten mein Dienst auch vmb soldt vnd schaden die bemelter Zeit süer mich vnd All mein Erben ganz ledtig vnd loß. Trewlich vnd Vngeverlich zu vhrkundt des briefs, nach dem ich mein Insigl noch betschafft dizmalß bey mir nicht gehabt hab, hab ich gebetten den Edlen Steffan Egker die Zeyt Statrichter ze Everding das er sein Petschaft süer mich vnd an meiner stat auf die quittung gedruckht hat, doch jm vnd sein erben ohn schaden. Geben zu Everding an Mittichen vor dem Antlaß Tag Anno Domini 1462.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

91. Mittwoch, den 15. November **1837.**

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Bevor wir in der Lebensgeschichte weiter fahren, scheint es nothwendig, noch einen Rückblick auf die Streitigkeiten über die Lehre der Rechtfertigung zu machen. Man hat bald nach dem Uebertritt des Staphylus zur katholischen Kirche behauptet, daß er Osiander gereitzt, und dessen Ansichten in ganz Deutschland zu verdächtigen gesucht habe, und zwar weil er fürchtete, daß ihm dieser den Rang und die Einkünfte eines Bischofes ablaufen möchte. Das Unlautere dieser Erzählung, die auch von späteren protestantischen Schriftstellern häufig nachgeschrieben worden, springt in die Augen. Staphylus nahm, wie wir gesehen haben, an dem Streite erst Antheil, nachdem bereits die ganze Universität zu Königsberg wider Osianders neue Behauptungen aufgetreten war, er wurde dazu von Melanchthon selbst mit Nachdruck und wiederhohlt aufgefordert, und wer nur etwas mit Osiander sich beschäftigt hat, wird einsehen, daß es bei ihm eben keiner Reitzmittel bedurfte. Hatte er denn nicht schon früher Sätze aufgestellt, gegen welche alle orthodoxen Lutheraner ein lautes Zettergeschrei erhoben; und wurde er nicht gerade von diesen ohne weiters verketzert? In einer gleichzeitigen Flugschrift, die allem Anscheine nach von Wittenberg ausging, wird in vollem Ernste darauf angetragen, den Abtrünnigen zu verbrennen, und in dem bereits angeführten Pasquill läßt der Verfasser den heiligen Petrus am Schlusse ausrufen:

> Wär noth ich schlug mit Feusten drein
> Hies mich nicht Christus stecken ein;
> Judas der mir in garten kam
> Am Holderbaum nam seinen lohn,
> Malcho ich auch ein Ohr abschnaidt
> Den Ketzer hengen ist hoch zeit.

Eben so grundlos ist die zweite Beschuldigung, ja sie liefert einen neuen Beweis, daß die Neuerer weder Lüge noch Verläumdung scheuten, sobald es galt, eine Thatsache zu bekämpfen, die ihrer Sache entgegentrat. So erzählt Camerarius im Leben Melanchthons: cum in Prussia tantam dignitatem, tantasque opes non adipisceretur, quantas illuc contendens spe sibi desponderat, Principem simul eum reliquit, simul a causa descivit und S. 346: quem vel ambitionis impetus', vel nescio quae cupiditatum quasi procella ablatum inter adversarios constituerat. Daß Albert von Preußen ihn nicht entlassen wollte, und daß er mit der Entfernung von Königsberg zugleich wohlbegründete Ansprüche und Hoffnungen aufgab, haben wir gezeigt; es bleibt uns hier noch übrig, die letzte Behauptung zu entkräften. Weder getäuschte Erwartungen, noch allzugroße Leidenschaftlichkeit waren die Ursache seines Rücktrittes zur katholischen Kirche. Schon, als sich noch keineswegs Herzog Albert für Osiander ausgesprochen hatte, war Staphylus durch gründliches, unbefangenes Studium der Kirchenväter in eine Richtung gerathen, die der Neuerung geradezu entgegen stand. Je heftiger aber die Streitigkeiten geführt wurden, desto mehr sah er sich veranlaßt, zu prüfen und zu sichten, und desto inniger wurde seine Ueberzeugung, daß nur im Schoße der alten Kirche Beruhigung für ihn zu finden. Wir müssen hier eine Schrift näher ins Auge fassen, die er während der Zeit, als die Streitigkeiten mit Osiander von allen Seiten begonnen hatten, zusammengestellt und verfaßt hat. Sie führt den Titel: Synodus Sanctorum Patrum antiquorum contra nova dogmata Andreae Osiandri per Frid. Staphylum. Norimb. M. Sept. 1553. 4. Die Widmung an den Rath zu Danzig ist vom 6. März 1552, und die Schrift ein wahrhaft schöner Beweis von der großen Bekanntschaft des

Verfassers mit den Kirchenvätern. Sie enthält durchgehends Aussprüche von Synoden und heiligen Vätern über die Rechtfertigung, in bestimmte Abtheilungen gebracht, und mit Bemerkungen des Sammlers begleitet. Wir heben nachstehende aus: id demum firmum esse ac ratum dogma, judiciis quod esset synodorum exploratum, excussum atque conclusum. Omnium piorum legitimorumque doctorum consensum esse vocem Ecclesiae. Ecclesiam esse fundamentum atque columnam veritatis. Orthodoxorum Patrum consensum esse certum veritatis testimonium — bedarf es noch mehr, um zu beweisen, wie weit schon damals Staphylus von der Neuerung entfernt war, und daß es keineswegs eine Aufwallung, die ihn zu dem späteren Schritte bewog? Konnte er, dieser Richtung folgend, und zur Ueberzeugung gekommen, daß er auch äußerlich bekennen müsse, was sich ihm geoffenbart hatte, noch länger in Königsberg bleiben? Er kannte zu genau die Lage der Dinge; er wußte von dem Verfolgungsgeiste, dessen die Protestanten so gerne die Anhänger des alten Glaubens beschuldigten, um desto freier selbst die Geißel desselben schwingen zu können! So hatte Osiander bereits zwei Studierende, die sich öffentlich gegen ihn erklärt, gezwungen die Flucht zu ergreifen, einen dritten ganz Unschuldigen in den Kerker werfen lassen, mit der unverhohlenen Erklärung, die beiden ersten, wenn er ihrer habhaft werde würde, an Leib und Leben strafen zu wollen. Welche Freiheit!

Bevor also Herzog Albert sich für Osiander erklärt, mit Aufopferung einer vortheilhaften Stelle, verließ Staphylus Königsberg, festen Entschlusses, für die erkannte Wahrheit Zeugniß zu geben [1]. Dieß that er denn zu Breßlau im Monat November des Jahres 1552. Obschon von einem heftigen Fieber ergriffen, legte er dennoch in Gegenwart vieler Zeugen öffentlich das Bekenntniß ab, und empfing zugleich mit seiner Frau das heilige Abendmal unter einer Gestalt. Merkwürdig ist, daß, so lange dieser Uebertritt noch unbekannt blieb, man von allen Seiten sich bemühte, ihm eine entsprechende Anstellung zu geben [1], und selbst Melanchthon deßwegen Schritte machte. Kaum hatte sich aber die Nachricht davon verbreitet, geschah, was zu erwarten stand. Dieselben Männer, welche noch vor wenigen Monaten ihn über alles erhoben hatten, ließen nun ihrer Erbitterung und schlecht verdeckten Selbstsucht freien Lauf. Flugschriften, voll des Giftes schmählicher Lüge und niedriger Verläumdung, erschienen in Menge und Fülle; die schändlichsten Pasquille wurden durch ganz Deutschland verbreitet, und selbst Melanchthon konnte den Unwillen nicht verbergen, daß einer seiner Lieblingsschüler ein Abtrünniger geworden.

Staphylus benahm sich dabei, wie es der Manneswürde entsprach: er schwieg, mit dem ruhigen Bewußtseyn, das Wahrheit und Recht immer begleitet. Erst, nachdem sich der Sturm mehr gelegt, trat er mit seiner Vertheidigungsschrift hervor, die ihrer kräftigen Sprache und Haltung wegen von schlagender Wirksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slawen, ein europäisches Urvolk.

(Nach D. P. J. Schaffarik.)

(Schluß.)

VIII. Ferner geben dasselbe Resultat die Sitten, Gebräuche, Rechtsgesetze, Regierungsformen der alten Slawen, verglichen mit denen der Thraken, Celten, Germanen und Letten, wogegen ein Vergleich in dieser Rücksicht mit den Morgenländern immer unglücklich ausfällt. Zuerst die Mythe. Die Celten glaubten an die Dusa, die Slawen an die Dasa. Die Prija (Venus) der Slawen ist die Freya der Skandinaven, die Vanadist der Wenden. Die nordische Sif heißt bei uns Zieva (Ceres, die belebende), die Wola Wila. Der germanische Thur oder Thir (Mars) war bei den Slawen unter dem Namen Dawor, aber auch Thur verehrt, woher die Turnfeste Turice und das Marsfeld Turovo polje. Dieselbe Uebereinstimmung in den Gebräuchen. Germanen, Römer und Slawen bedeckten das Haupt mit Rasen, wenn sie bei Gränzstreitig-

[1] In seiner Defensio pro trimembri theologia Lutheri sagt er darüber selbst: »Feci, quod Christianum hominem decebat, ut, quia animus a vestris dogmatibus jam abhorrescebat, corpore etiam, ut abessem longius a vobis, dedi id operam. Prussiam itaque reliqui, cognatos, affines, familiares deserui, rem domesticam magno affectam detrimento neglexi, in Silesiam me meosque transtuli, et ad tempus sedem fixi Nissae — — an hanc ob causam tibi sum transfuga, quia Catholicam Ecclesiam sim amplexus, synagogam detestatus vestram? Non sit tibi hoc mirum, Philippe, quia istam vestram non Ecclesiam judico esse, sed sentinam omnium haerosium, illam contra esse columnam basinque veritatis.

[1] Staphylus selbst erzählt, daß er an mehreren Orten hätte Superintendant werden können: Nunquam voluisti, inquis, in ecclesiis nostris docendi munus suscipere: Lubecae ut esses vel Augustae, vel Brunsvigae Superintendens, recusasti: ad Duces Megalaburgenses, cum te expetissent, ire noluisti, ad Papistas maluisti, quam ad nos migrare, atque sedem constituere.

keiten bezeugten; die Deutschen kosteten bei dem Verkauf oder der Uebergabe des Besitzes an einen Anderen Wasser, die Slawen Honig. Wer wird uns aber überweisen, daß die Slawen gleich den mongolischen und türkischen Völkern den Säbel des Kriegsgottes verehret, und Menschenblut getrunken?

Die Vertheilung des Landes in Siben, Gauen, Gaupen und Marken ist gleich jener der Slawen in Zupanien, Medjen, Kreise (Krajista) und Districte (Kotar). Der Rang der Civil- und Militärbehörden war an bestimmte Zahlenverhältnisse der Untergebenen als Decurien, Centurien bei Römern, Germanen und Slawen gebunden. Die oberste ausübende Gewalt lag bei dem Rex der Latier, Rir der Celten, Reiks der Gothen, Rek der Czechen; bei dem Zaopan, Zupan, Kunigg, Chunink, Knäz u. s. w. Weiter haben die Slawen gleich bei ihrem ersten Auftritt in der Geschichte, bei Prokop und Mauritius, in Städten und Dörfern gewohnt, Häuser gebaut, Ackerbau und Handel getrieben, nicht wie die Sarmaten in rauhem Nomadenleben von einer Weide zur andern, und von dieser ins Zelt sich geschleppt, nur zum Plündern und Morden geschaffen, zur Geißel gesunkener Geschlechter.

IX. Ein wichtiger und erklärender Umstand, daß gerade vom Stamme der Karpathen, woher die Einfälle der Slawen im V. und VI. Jahrhundert geschehen, noch bei griechischen und römischen Historiographen in viel älterer Zeit slawische Namen der Städte, Flüsse und Wälder vorkommen, als: Serb, Cerna, Berzava, Pleso, Plewa, Morawa, Herbet, Sever, Pena, Polisi u. s. w. Serbig (Serben) ist dem Plinius (um 79 nach unserer Zeitrechnung) ein Volk zwischen dem Asow'schen Meere und der Wolga am heutigen Fluß Serba oder Serpa; Serbum nach demselben eine Stadt im unteren Pannonien; Serbecium nach der Peutinger'schen Karte, wo heut Serba an der Sawe. Cierna nach einem römischen Denkstein (157) einst eine Stadt, jetzt Ruinen an der Cerna, die an der ungarisch-walachischen Gränze in die Danau fließt. Bersobis nach Trajan, Berzovia nach den Peutinger'schen Tafeln war eine noch im Mittelalter bekannte Stadt im Südosten Ungarns. Pelso nach Plinius, Aurelius Victor und Anderen der größte See Pannoniens ist der spätere Platensee, und eine ganz slawische Bedeutung, da in den Karpathen, in Mähren, Schlesien und Rußland noch heutigen Tages Pleso jeden See bezeichnet. Pelva nach den Itinerariis Antonini, ein Ort in Süd-Pannonien ist das Städtchen mit dem gleichnamigen Fluß Plewa in Türkisch-Kroatien. Die Morawa erklärt sich selbst. Die Karpathen des Ptolomäus, Marcian und Herakletus werden von dem slawischen Worte hrbet (Rücken, Bergrücken) abgeleitet; denn noch heute nennen die nahen Rußniaken diesen Gebirgsstock Tatri Honti (die Tatra Rücken). Die Sawaren des Ptolomäus in Sarmatien sind dasselbe Volk, welches Nestor Severini (die Nordischen) nennt. Also offenbar Worte, die aus slawischen Appellativen Eigen-Namen geworden, und sich in so früher, urgrauer, neblichter Zeit für die europäischen Barbaren, in der Sprache der damaligen Bildung erhalten und vererbt.

X. Und, wenn uns auch klare Zeugnisse der damaligen römischen und griechischen Schriftsteller für das Alter der Slawen fehlen, haben wir dennoch augenscheinliche Beweise, daß das slawische Volk zur Zeit seines historischen Auftretens im V. und VI. Jahrhundert, in jener merkwürdigsten Epoche, da es aus seinen Wohnsitzen von Hunen und Avaren vertrieben, sich zugleich mit diesen gegen den Westen und Süden hindrängte, bekannt war, aber nicht als ein fremdes und neu übersiedeltes Volk, sondern als ein altes, längst bekanntes. Hören wir Prokopius: „Vorerst hatten Slawenen und Anten Einen Namen; denn sie nannten sich vor Alters Spori (von σπειρω) ich meine deßhalb, weil sie zerstreut in ihren Dörfern wohnten; aus diesem Grunde nahmen sie auch viel Land ein, denn der größere Theil des Ländergebietes jenseits des Isters war in ihrer Gewalt.“ Die Slawenen waren also vor Alters, d. h. wenigstens vor einigen Jahrhunderten, da selbst die erzählten Thatsachen nicht in die neueste Zeit vor ihm fallen, den Griechen und vielleicht auch den Römern unter dem Namen Spori, was wir mit Serben wieder geben, bekannt. Mit diesem Zeugnisse stimmen glaubwürdige Schriftsteller späterer Zeiten überein, sowohl einheimische, als fremde. Hierher gehört Guido von Ravenna, gewöhnlich Anonymus Ravenas genannt, der eine ausgebreitete Chorographie aus uns unbekannten und verlornen Handschriften zusammenstellte. So lautet sein Bericht über den Ursprung der Slawen: »In der Sphäre des sechsten Grades nördlicher Breite liegt das Vaterland der Scythen, von welchen der slawische Stamm seinen Ursprung hat; aber auch die Viti und Himades sind von da ausgegangen.“ Man muß bemerken, daß dieses Scythia zwischen den Ländern der Normänner, Finen, Karpen und Roxolanen liegt und wohl zu unter-

scheiden sey von Alt-Scythien, das um den zehnten Grad ist, und das er „das wüste und alte Scythien" nennt. Mit den Guidonischen Nachrichten stimmt die Münchner Handschrift, ein Monument aus dem Ende des IX. Jahrhunderts, vollkommen zusammen, wo es heißt: „Servien ist ein so beträchtliches Land, daß alle slawischen Völker, wie sie selbst bezeugen, ihre Abstammung von dort herleiten." Dieses Groß-Serbien ist ganz das Weiß-Croatien und Weiß-Serbien des Constantin Porphyrogenita und das Klein-Scythien des Guido von Ravenna. In dem Sinne schreibt der Papst Johann X. (914—929) an die Knesen, Tomislaw, den kroatischen, und Mihovila, den Zahulmier folgende Worte: „Denn, wer zweifelt daran, daß die slawenischen Königreiche die ersten sich zu den Aposteln und der allgemeinen Kirche zählten, weil sie gleich in der Wiege die Speise der heiligen apostolischen Kirche mit der Milch des Glaubens angenommen, wie die Sasiceren in jüngster Zeit von unserem Vorgänger seligen Andenkens, den Papsten Gregor u.s.w." Diese Aussage bezeuget, was Nestor, der älteste russische Chronist, von den ersten Wohnsitzen der Slawen an der Donau und in Alt-Illyrien, von den Predigten der Apostel Paulus und Andreas unter den Slawen in Illyrien, Rußland u. s. w. erwähnt.

Diese Uebereinstimmung zweier entfernten von einander unabhängigen Zeugen in derselben Sache ist überzeugend, und gewiß bemerkenswerth. Wohl wissen wir, wie wenig das Predigeramt der Apostel Paulus und Andreas auf Illyrien ausgedehnt, mit historischen Argumenten belegt werden kann; lassen uns aber nicht irre führen, aus den erwähnten Quellen, was mit unsern sonstigen Resultaten zusammentrifft, mit herauszunehmen, d. i. daß in der ersten Hälfte des Mittelalters die Meinung allgemein übereinstimmend war über das Alter und den Ursprung der Slawen aus Europa. Besonderes Gewicht legen wir in dieser Untersuchung auf die Gewährleistung Nestors, der ein geborner Slawe inmitten des größten slawischen Stammes, der Russen, lebte, und seine Berichte aus verschiedenen einheimischen Quellen, aus der Ueberlieferung der Alten, den Volksmährchen und Gesängen schöpfte, welche eine so außerordentliche Epoche der Volksgeschichte als eine Uebersiedelung ist, wahrlich nicht unberührt gelassen hätten.

Aus allen diesen Gründen in concreto, wenn wir ihren inneren Gehalt vorurtheilsfrei prüfen, können wir schließen, daß das slawische Volk nicht erst zur Zeit der Völkerwanderung mit den Hunen, Sabiren, Avaren, Magyaren, Bulgaren, Chazaren, u. a., deren Unbedeutenheit im Vergleich mit den großstämmigen europäischen Urvölkern Jedermann in die Augen fallen muß, aus Asien nach Europa gekommen, sondern schon in der europäischen Vorzeit hier mit den verwandten Griechen, Thraken, Celten, Germanen und Lituanern seine Wohnsitze gehabt.

So viel von den geschichtlichen Arbeiten eines der ersten lebenden slawischen Geschichtsforscher dem deutschen Volke zur Beurtheilung und Würdigung. F—c.

Miszellen.

Die Begharden und Lollarden, zwei Sekten, welche man später mit dem Namen Adamiten bezeichnete, haben sich frühzeitig auch in Oesterreich verbreitet, wie mehrere Zeugnisse darthun. Von den Begharden meldet ein Brief eines französischen Priesters an den Erzbischof von Bordeaux bei Matthäus Parisius, daß selbe zu Wiener-Neustadt schon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in einem klösterlichen Vereine (Religiosi Beguini) bestanden haben. Von den Lollarden aber zeugen nebst mehreren Schriftstellern insbesondere die häufigen Hinrichtungen derselben während dem Verlaufe des 14ten Jahrhunderts. So wurden allein im Jahre 1312 zu Wien 102, zu Krems 16, zu St. Pölten 11 dieser Schwärmer verbrannt, und einer, Namens Neumeister, welcher zu Hirschberg den Holzstoß bestieg, gab noch vor seinem Tode die Anzahl der allein in Oesterreich bestehenden Lollarden auf 80000 an.

Als Carl VI. im Jahre 1726 von Grätz, wo er eben die Huldigung empfangen, nach Laibach reiste, stürzte die Decke des Zimmers, in welchem der Monarch zu Marburg übernachtete, gleich nach seiner Abreise ein.

Im Jahre 1788 hatte Galizien eine Volksmenge von 3.290.434, worunter 199.735 Juden. Man zählte 103 Städte, 201 Marktflecken, 5716 Dörfer und 1937 Dominien.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

92. Sonnabend, den 18. November 1837.

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Bald, nachdem Staphylus den Rücktritt zur katholischen Kirche öffentlich bekannt hatte, verließ er Breßlau, und ging nach Neisse, wo damals Balthasar von Promnitz, der Bischof von Breßlau, residirte. Wie Einige erzählen, haben die zahlreichen Protestanten Breßlau's durch Aufreitzung und getrieben von Parteiwuth ein solches Betragen angenommen, daß sich Staphylus in ihrer Mitte nicht mehr sicher genug glaubte. In Neisse beschäftigte er sich zunächst mit der Errichtung einer guten Schule, aber auch bei kirchlichen Vorkehrungen stand er dem Bischof rathend und ermuthigend zur Seite. Inzwischen gelangten an ihn mehrere Anträge katholischer Fürsten, wie des Herzogs Albert von Baiern, des Erzbischofs von Salzburg, und selbst K. Ferdinand I. ließ ihn einladen, mit dem Charakter eines königlichen Rathes in seine Dienste zu treten. Staphylus folgte diesem Rufe, und traf gegen das Ende des Jahres 1554 in Wien ein.

Die Idee der Vermittlung, welche den wohlmeinenden Ferdinand in der ersten Zeit der Kirchenspaltung leitete, hatte sich bereits seit mehreren Jahren durch die leidige Erfahrung als erfolglos bewiesen; er hatte einsehen gelernt, daß dem Uebel nur durch bestimmtes Entgegentreten gesteuert werden könne, andererseits aber auch das Kirchenwesen einer durchgreifenden Verbesserung bedürfe. Fest nun entschlossen, der gewonnenen Ueberzeugung gemäß zu handeln, mußte ihm die Nähe eines Mannes, dessen Erfahrungen und Kenntnisse mit Recht geeignete Vorschläge erwarten ließen, von großer Wichtigkeit seyn. Staphylus wurde demnach mit aller möglichen Auszeichnung aufgenommen, und er gab auch in kurzer Zeit Veranlassung, mit seiner Thätigkeit zufrieden zu seyn. Wir lernen diese aus mehreren Zuschriften an Ferdinand kennen, deren Inhalt jedenfalls von solcher Bedeutung ist, daß wir sie hier näher zu betrachten nicht umhin können. Die wichtigste ist unstreitig „De instauranda in terris Austriacis religione romano-catholica ad Aug. Imp. Ferdinandum I. Consultatio. Sie zerfällt in drei Abtheilungen: de doctrina religionis et cultu divino; de vita moribusque et studiis personarum; de oeconomia et de ipsis bonis ecclesiasticis, und gibt über den damaligen kirchlichen Zustand Oesterreichs höchst merkwürdige Aufschlüsse.

„Quod ad Catholicae fidei nostrae corruptelas attinet," so beginnt die erste Abtheilung, „nihil ferme fraudis alibi est, quod non vel secundo Danubio in Austriam exundet, vel ex Bohemia ad nos, vel ex Silesia et Moravia coacervatim irrepat, dormientibus interea et cessantibus Praelatis. At si quid eorum tamen, quae mox enumerabimus, non aeque praecise foveat Austria, certe in Bohemia tamen et in Moravia et Silesia caeterisque haereditariis regnis Caesareae Maiestati nunc subjectis eadem inveniri compertum habemus." Nun folgt eine durchgreifende Aufzählung und Zergliederung der Irrlehren, welche sich eingeschlichen, und bereits mehr oder minder in das Volk gedrungen. Das Resultat ist: so viele Pfarreien, so viele Sekten; ja jeder Gutsbesitzer glaubt sich berufen, neue Sätze aufzustellen und seinen Unterthanen mit Gewalt aufzudringen. „Mirum autem videri potest," heißt es zum Schlusse, „quonam modo tot sectae queant aut haereses reperiri in Archiducatu Austriae, cum in nullo territorio ullius Lutheranici Principis non nisi singuli haereses foveantur, cum hic regnent universae; sed desinent mirari, si causas audierint. Quia enim Principum quilibet sectam fovet suam, alias sectas non tolerat: itaque cum nulla

vi haereses arceri ab Austria potuerint, nihil interesse putabatur, sive haec haeresis sive aliae tolerentur: rectius enim visum fuit, si haereses tolerandae sint, diversas sibique mutuo rebellantes tolerari potius, quam unitam foveri malitiam in una aliqua haeresi oportere. Nam si quando extirpandi facultas data esset, tutius in divisas sectas animadverti posse, quam in unitas. Quanquam vero esto, quod hae tot sectae non aeque omnes ita fixis sedibus in Austria palam habitent, sicuti aliae aliis in locis et provinciis Caesareae Maiestati subjectis, ut in Bohemia, ut in Moravia, ut in Silesia et alibi: tamen compertum est, istorum contagiorum labe etiam Austrianas provincias laetaliter infectas reperiri."

Das Bild von dem Zustande des äußeren Cultus, und den Pfarrern, welche dem Katholicismus noch in einiger Beziehung treu geblieben, ist zu ergreifend, um hier nicht vollständig gegeben zu werden! „Dort und da gibt es im Erzherzogthum noch Pfarrer, welche die Lehre des katholischen Glaubens noch einiger Maßen beibehalten, aber sie weichen beim Gottesdienste und den übrigen Kirchengebräuchen auffallend ab. Die meisten taufen in der hergebrachten Form, doch verrichten sie Alles in deutscher Sprache. Einige zwar taufen lateinisch; allein die Ermahnungen an die Frauen und Umstehenden werden deutsch gehalten, was jedoch, wenn es der Norm des katholischen Glaubens nicht widerspricht, lobenswerth ist; im entgegengesetzten Falle fehlt es nicht an Aergerniß. Bei der Messe lassen die Meisten den Canon ganz weg; wenige nur behalten ihn bei, aber wenden alles, was von den Heiligen darin vorkommt, auf die Person Christi an. Sie mißbilligen nämlich im hohen Grade die Anrufung der Heiligen. Einige übergehen den Introitus, Andere das Graduale und Offertorium, und wieder Andere fügen etwas hinzu, was fremdartig, oder nehmen hinweg, was wesentlich bei der Messe. Unter beiden Gestalten reichen sie fast Alle ihren Pfarrkindern das heilige Abendmal, ja selbst dann, wenn der Pfarrer selbst nur unter einer Gestalt communicirt. Denn aus persönlicher Andacht feiert keiner dieser Pfarrer die Messe, und wenn es einer auch thun würde, erschiene dazu kein Volk. An einigen Orten findet Abends die Communion Statt, weil man sage das Abendmal des Herrn, nicht aber das Mittagsmal oder Frühstück. Diese Pfarrer consecriren auch außer der Messe, entweder Vor- oder Nachmittag, und zwar jedesmal, so oft Jemand communiciren will. Im Ciborium lassen sie nichts zurück, weil sie läugnen, daß es außer beim Empfangen ein Sakrament sey. Wenn daher bei der Communion einige Hostien übrig bleiben, trägt sie der Kirchendiener fort, und vertheilt sie als ein gewöhnliches Brot an seine Kinder oder Andere. Dasselbe wird auch bei dem übriggebliebenen Weine beobachtet. Das Sakrament der Buße behalten Einige bei, indessen sehr zweifelnd, ob es ein Sakrament genannt werden soll. Einige hören Beicht, und verordnen, nur das zu sagen, von dem Jemand glaubt, daß es sein Gewissen beschwere. Andere behaupten, daß es hinlänglich, wenn man im Allgemeinen bekenne, daß man ein Sünder; anzugeben aber, wie man gesündigt, sey nicht nothwendig; denn das Bekenntniß geschehe vor Gott, der die Herzen der Menschen prüfe, dem Menschen namentlich zu beichten, sey in der heiligen Schrift nirgends geboten. Einige hören durchgehends Niemand persönlich, sondern fordern, wenn die Gläubigen zur Communion vortreten, die Formel des öffentlichen Bekenntnisses zu sagen.

Uebrigens wurden auch einige Pfarrer gefunden, welche im äußeen Cultus von der katholischen Kirche nicht abwichen, nisi quod uxores habent et communicant populum ita volentem, sub utraque. Hi duo defectus adeo per hasce omnes Austriae provincias increbuerunt, ut intra centum vix unum reperias, qui caelebs vivat, tamque altas radices egit hoc malum ut citius una hora expellas omnes, quam unum retrahas ad caelibatum: Haec in genere vitia sunt, quae in doctrina Catholicae fidei et circa cultum, ritusque Ecclesiasticos in Archiducatu Austriae deprehenduntur. Particulatim, de quibus nihil generatim praecipi aut scribi potest, sed agendum cum singulis coram."

Nun geht der Verfasser auf den sittlichen Zustand Oesterreichs über, und zeigt, wie das herrschende Verderben aus den aufgestellten Grundsätzen der Neuerer nothwendig hervorgehen mußte. In einem beinahe unglaublichen Grade hatte es die Klöster ergriffen, doch wir übergehen die Schilderung desselben, da es aus anderweitigen Schriften zur Genüge bekannt ist. Die Vielweiberei war selbst unter dem gemeinsten Volke keine seltene Erscheinung, wozu freilich Behauptungen, wie: si non uxor ad omnem libidinis ardorem promptam se paratamque praebeat, marito licere, cum ancilla concumbere — ein weites Feld eröffneten. Daß aber die Prädikanten solche und noch ärgere Lehren aufstellten, um der Sinnlichkeit des gemeinen Mannes zu schmei-

cheln, und dadurch sich Eingang zu verschaffen, bedarf wohl hier keiner Belege; wer kennt den damaligen Streit über die Polygamie nicht? — Eben so unläugbar ist die Behauptung des Verfassers, daß aus dem Satze Luthers: nullam esse inter Christianos superioritatem aut principatum etc., jener Geist des Widerstandes erwachsen, welcher vorerst den furchtbaren Bauernkrieg veranlaßt, und im ganzen sechzehnten Jahrhundert Bewegungen zur Folge hatte, die das gegenseitige Verhältniß der Obrigkeiten und Unterthanen untergruben. Er zeigte sich in Oesterreich nur zu sehr!

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des Goldgangs in Ungarn.

Die bereits selten gewordenen „Literarischen Blätter" haben im Jahre 1804 nachstehendes Urkundliche mitgetheilt, und damit die Fragen verbunden: „Wird dieses Goldgangs in keiner historisch-geographischen Nachricht älterer oder neuerer Zeiten gedacht? Ist er in der Geschichte der ungarischen Bergwerke nicht mehr bekannt?" So viel wir wissen, ist damals keine Lösung eingelaufen; die Sache aber ist interessant, und wir legen sie noch einmal den Forschern zur Entscheidung vor.

„Initium omiss.

In Vngarn, in der Herschafft der Grafschafft von Pesfing, liget ein Dorff, mitt Namen Aldorff oder Altenburg, ist darinnen ein Kirch mitt einem rotten Thurn, bey einer halben meill, ist ein schwarz Holtz. Daran fleust ein Bach, in KhaPiner herab, vnd mich deuckht der Bach heist Auff und Ab, da such an den Bach Auf vnd Ab bis daß du findest ein Alten Baumen oder Stammen, daran wirstu ein Warzaichen finden, in den Stockh, ist Also gemacht T. vnd 2 ♉ O. Am Baum steht Auch ein ✠. eingehauen, daselbsten ist eingraben ein Schauffell, vnd Hauen vnd ein Stosseisen, damitt haab Ich das goldt Abgehauen, vnd ist die grueb Drey schridt gegen Auffgang der ☉ von dem Baumen, da das Zaichen ausgehauen ist, vnd ist nicht tieff, vnd ist das gold Als dickh Als mein Armb, da Bin ich Alle Jahr von Straubing hinab geraist gen Wien, vnd Alda haab Ich Bettlersklaider angelegt, vnd bin Also hinab in Vngarn Petlen gangen, vnd haab ein ~~Liderne Putgen~~ gehabt, vnd hab Also das goldt Außgraben vnd heimgetragen.

NB. Dieser hett soliches auff seinem Todbett Bekhenett, Als er von seinem Bruedern, welcher ein Priester zu Straubing gewest, ist betzuechtiget worden, Als hette er soliches sein gutt etwan nicht bono Titulo bekhommen 2c.

Aber vermög der Abschrift befind Ich daß soliches beschehen Ao. Donj. 1490. Ein Dauset Vierhundertt vnd Neuntzig ist.

Das Originalschreiben ist dem Kayserlichen Ob. Pergmeister Hrn. Christoph Schwenkhen dazumals zur Stad Wien sich vfhaltend, zugeschikht, aber der sachen kheine Nachvolge beschehen, vnd mir von Ihme Ao. 1592. Conicirt worden: Zue besorgen, es nunmehro veraltet vnd nicht mehr zue finden sein Werde. Sign. Im Hirschbach, bey deme in denn Furstlichen Stifft Nurberg liegenden ♀ Pergwerks Act. ut supra.

J. Holzschucher mppr.

Das Lied von der Stadt Doll[1]

1478.

Nun merkt den grossen kummer
heur zu diser frist
zu pfingsten in dem summer
Wie es ergangen ist
Da Doll ward vbergeben
Verkaufet in den todt
Schantlichen vmb ie leben
In kummer mußtens streben
Mußtens leiden pittern todt.

Es lagen fiel deutscher knechte
Woll in der stat zu Doll
Ir solt was gewiß vnd geschlechte
Man traut in allzeit woll
Vber thuren vnd vber mauren
Vber leut vnd vber gut
Etlich theten lauren
Die stat die stundt in trauren
Betrübet was ie mut.

Der künig von Frankreich het im feld
Fiel teutscher knecht
Auff Doll legt er sein geld
Wie ers gewinnen mecht
Mit etlichen gutten worten
Die peswiecht wolten seyn
Die kummen gen Doll an die porten
Do man die deutsch (Sprache) hörte
Man ließ sy zu in ein.

Ain nacht waren sy darinn gelegen
Sy stelten nach grossem gewin,
Drey fenlein thetens risten
Woll nach dem deutschen syn
Ain pott thetten sy auß geben

[1] Aus einem Codex der königl. Bibliothek zu München.

Wol in der stat zu Doll
Wer fristen wolt sein leben
Der soll zum fenlein streben
Dem geyt man ain fraiß gelaidt.

An einem pfintztag morgen
Hub sich groß Vngemach;
Die statt die stundt in sorgen
Da sy die fenlein sachen
Vber die maur ein schwingen
Sy mainten es wär ir mut
Etlich theten liegen
Sy woltens nit betrigen
Die falschen vallent ein.

Nun merckent fürpaß wider
Zwuo scharen von frawen fein,
Ain yegliche trug pesunder
ain silberin geschir mit wein,
Sy wolten die knecht empfachen
Sy mainten es waren frey
Und dem silber thetens nachen
Die Frawen thetens erschlagen
Ir hertz stund in in pein.

Ir straff die was vnmilte,
Die frantzosen getriben hand,
Ein feines maria pilde
Auf einem Altar stand,
Das hat auff seinem haubte
Ain krone vom Golte so rote,
Da pilde so hoch gelobte
Frantzoses nach im tobte
Vor jammer es wainent was.

Nun merckt iren pessen samen
Gott hett vor in kain glaubt
Das sacrament sy namen
Darzu die hayligkayt
Deß wir all müssen gnyessen
Sy schyttens in das kott
Der mußt eß piessen
Ain teutscher stach in zu todt.

Die schwangeren Frawen sy namen
Sy legtens auff die erd
Darnach haben sy geschniten
Die kinder auß muter leib
Sy stachen darein mit spiessen
Sy schlugens vmb die wande
Ir poßhait sy nit liessen
Von stund sy die statt an fliessen
Mit leib vnd gutt verprant.

Miszellen.

Hans Heusl in seinem Berichte über die Reise Philipps von Spanien im Jahre 1549 durch Deutschland nach den Niederlanden erzählt bei Gelegenheit der Feierlichkeiten, welche dem königlichen Prinzen in Ulm bereitet worden: »und ward des zweiten Tages auf der Donau ein lustiges Gestech gehalten, dem der Prinz mit vielen andern deutschen und spanischen Fürsten auch Herren beiwohnte. Da befand sich unter Andern Einer, so stache, ohne Zweifel ein muthwilliger Kund, der stellt sich gerade mit seinen Possen, als ob er voll Weins wäre, fiel hin und wieder, und wollte dennoch nur stechen. Daß ihm des Prinzen Freudenmacher gedacht, diesen vollen Deutschen mit Spott abzufertigen und in das Wasser zu stechen, und meinte große Ehre vor dem Prinzen und andern Spaniern zu erjagen. Deßwegen er von dem Prinzen Erlaubniß begehrt, so ihm gegeben war. Nun hatte er fast schöne köstliche Kleidung an, von Gold und Sammet, so der Prinz zuvor selber getragen und ihm geschenkt. Also war der Freudenmacher des vollen Deutschen begierig, der dann bald gerüstet und ihm zu Willen stand; damit schlug man Lärmen auf und fuhren sie beide zusammen. Also stieß der volle Deutsche seinen Widerpart drei Malen, daß er überpurzelt, und gewann den Preis. Deßhalben zog der Widerpart wohl getauft und schier ertrunken mit Spott ab, darüber der Prinz und Männiglich genug lachte.«

Die erste Handlungsschule, welche in Deutschland gestiftet wurde, war die, welche Johann Georg Büsch 1768 zu Hamburg errichtete. Die Realhandlungs-Akademie zu Wien nahm 1770 ihren Anfang.

Hofrath Zinkernagel leitet in seinem Handbuch für angehende Archivare und Registratoren die Majestätssiegel von K. Heinrich II. her; aber Kuchenbecker, in der zweiten Sammlung seiner Analect. Hassiac. S. 77. fg. zeigt, unter Beziehung auf den Prodrom. Chron. Gotwic. p. 212, 229, daß schon K. Otto II. sie geführt habe. Hiernach ist also auch Eckhard in seiner introduct. in rem. dipl. p. 88 zu berichtigen.

Zinckernagel a. a. O. §. 64 bemerkt aus Spieß, daß man schon im Jahre 1563 das spanische Wachs in Deutschland gebraucht habe; aber der Gebrauch desselben läßt sich wenigstens noch um zwei Jahre weiter zurückführen. In Meusel's histor. Unters. B. I. St. 3. Abth. 6. S. 40, ist ein im Jahre 1561 aus Breßlau geschriebener Brief angezeigt, der dreimal gesiegelt ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

93. Mittwoch, den 22. November 1837.

Vorfälle
bei
der Hochzeitsfeier Ferdinand's I. zu Linz 1521.

(Aus gleichzeitigen Relationen.)

I.

Gleich zu demselben Mal und bei dem angeregten Turnier hat ein fürnehmer Spanier an Ihrer fürstl. Durchlaucht Hof die Deutschen hoch verachtet, sich mit einem Herrn oder Rittersmann um Leib und Leben zu kämpfen angeboten, auch darüber an das Rathhaus sein Cartell angeschlagen. Als sich aber aus bedenklichen Ursachen, damit die Hochzeits-Freude nicht möchte perturbirt werden, keiner sobald gefunden, hat sich gedachter Spanier noch mit mehr verächtlichen Worten wider die Deutschen hören lassen. Nun vermeinte Herr Sebastian von Losenstein, als ein Land ob der Ennser, solches vertheidigen zu sollen: darauf sich beide Theile eines Tages verglichen, gerüstet und Jeder mit seinen Beiständen auf den Platz gezogen, der Spanier zwar, mit großer Pracht und meistem Hofgesind, zum Donauthor hinein, Herr von Losenstein aber noch zuvor, mit etlich wenigen Beiständen von Landleuten von der Gassen, wo jetzt das Landhaus ist. Jenem sind ihrer viere vorgeritten, mit roth und weiß angestrichenen Stäben, der hat sein Roß, als er den Helm noch nicht aufgesetzt, getummelt, wie auch der Spanier hernach gleichfalls das seinige, zierlich und wohl. Es hat aber Herr von Losenstein einen Beidenhander angehangen, dessen sich Männiglich verwundert, was er zu Roß damit machen wolle? Auf seinem Roß hat er einen Maulkorb geführt, und ist das Roß dahin abgerichtet gewesen, wann er ihm den Maulkorb abgeworfen, und ihm zugesprochen, daß es das andere Roß unversehens angefallen. Auf dem Platze sind Bühnen aufgemacht gewesen für Ihre fürstliche Durchlaucht und Dero Frauenzimmer. Als sie nun mit den Spießen gegeneinander gerennet, haben sie beide gefehlt, darauf zum Währen griffen, allda der Spanier den Herrn von Losenstein mit Stechen und Schlagen sehr hart angegriffen, von welchem er sich eine gute Zeit mit Verdecken aufgehalten, also daß auch seine Befreundte darüber erschrocken und vermeint, es hätte ihn der Spanier verzagt und erschrocken gemacht. Wie nun der Spanier sich damit abgemüdet, und Herr von Losenstein seine Gelegenheit ersehen, hat er dem Roß den Maulkorb abgeworfen, seiner Gewohnheit nach zugesprochen, und den Zaum schießen lassen, welches des Spaniers Roß bei der Nase erwischt und festgehalten, Herr von Losenstein aber mit seinen Beidenhander dem Spanier in zwei Streichen den Helm aufgehauen, bloß geschlagen und hart verwundet, auch gleich den Garaus machen wollen. Als aber Ihre fürstl. Durchlaucht gesehen, in was Gefahr der Spanier sey, haben Sie Fried zu nehmen geschrien, darauf die Spanier, die auf der Bühne gedient, ihn hinweggenommen und also beim Leben erhalten, dessen Herr von Losenstein sehr übel zufrieden gewesen, mit Vermelden, da der Spanier den Vortheil vor ihm gehabt, wüßte er nicht, wie es ihm ergangen wäre; doch hat er sich zur Ruhe begeben, und ist sammt seinen Beiständen mit Frohlocken abgezogen, darauf die Spanier etwas stille geworden.

Haec ex relatione Georg Holzner's, der es von zweien alten Losensteinischen Dienern, mit Namen Hans Wiener und Hans Perkhammer selbst gehört, welche mit und dabei gewesen und dem Herrn von Losenstein auf der Bahn gedient. Und wieder aus einer solchen Relation Oßwalden von Fränking, gewesenen Fürstlich-Regenspurgischen Rath und Pflegern zu Pechlarn, daß Ers vielmal von seinem Vater, der auch mit und dabei gewesen, gehört habe. (R. Strein. Handschrift.)

Woher kommt die Redensart: Das sind ihm böhmische Dörfer?

Es dürfte nicht uninteressant seyn, hier einige ältere Ansichten über den Ursprung dieses Sprichwortes zusammengestellt zu finden; vielleicht gelingt es neueren Forschungen, die nächste Quelle zu entdecken.

C. A. Heumann in den Act. philos. I. B., S. 600, leitet es von dem gelehrten Schuster Jakob Böhme her, dessen Schriften so dunkel und geheimnißvoll wären, daß man sie nicht verstehen könne. Dieß erklärt aber nicht, warum es nicht vielmehr heiße: dieß sind ihm böhmische Wörter, als dieß sind ihm böhmische Dörfer.

In dem großen Universal-Lexikon, 4. B., S. 376 heißt es: „Böhmische Dörfer ist ein bekanntes Sprichwort, welches daher kommt, weil die böhmischen Dörfer in der böhmischen Sprache so ungewöhnliche Namen haben, welche die Deutschen nicht wohl aussprechen können und nicht verstehen, wenn sie dieselben nennen hören; daher sagt man von einem einfältigen Menschen, welcher nicht viel von andern Ländern gesehen und gehört hat: das sind ihm böhmische oder spanische Dörfer. Man sagt auch, daß dieses Sprichwort daher entstanden, daß man weit und breit kein Dorf mehr gesehen.« (?)

Ein D. C. F. E. in den „Literarischen Blättern," Nürnberg 1803, S. 345, läßt sich darüber folgender Massen vernehmen: „Joh. Leonh. Frisch in seinem deutsch. lat. Wörterbuch S. 177 übersetzt diesen Ausdruck: *vocabula incognita, insueta*, weil die Nahmen der böhmischen Derter seltsam lauten. Von dem Jacob Böhm kommt der Ausdruck b. D. auf keine Weise her, er ist auch viel älter, als daß man annehmen könnte, er sey zu oder nach Böhme's Zeit entstanden. Wie, wenn diese Benennung, die hauptsächlich in Sachsen und im Meißnischen doch zu Hause ist, sich aus der Hussiten Zeit herschriebe? Ihr Sengen und Brennen verursachte Retorsions-Fälle, und ihre Dörfer wurden ebenfalls der Erde gleich gemacht. Da sie der Schrecken der damaligen Zeit und daher in Jedermanns Mund waren, so konnte leicht kommen, wenn jemand über etwas belehret seyn wollte, und der Andere vermochte es nicht, daß nach dem damaligen kurzgefaßten, durch keine fremden Sitten noch nicht weitschweifig gewornenen Sprachgebrauch, der Andere sagte, das sind b. D., das ist: ich bin so wenig im Stande, dir dieses zu erklären, als wenn ich angeben sollte, wo dieses oder jenes nun verheerte b. D. gestanden hat. Es kann wohl gar ein Soldaten-Ausdruck gewesen seyn, deren Corps von jeher eigene Sprachgebräuche unter sich fortgeführt haben, und von gefangenen Hussiten herrühren, die, wenn sie im Verhör gefragt wurden, wo sie her wären, z. E. antworteten: von Kralowe Hradetsch, von Wrchlab, Przymisl, Hradisstie, Hory Tabor rc. rc. Dieses konnte der deutsche Landsknecht nicht fassen, noch nachsprechen, und was ihm daher in der Folge nicht faßlich war, das erklärte er für so unverständlich, wie dieser b. D. Namen."

»Wen es mehr interessirte, der müßte meines Erachtens zuförderst nachspüren, wo sich dieser Ausdruck zuerst fände und derselbe vorkäme."

In einer handschriftlichen Genealogie des Geschlechts der Herren von Gugel vom Jahre 1680 findet sich folgende Stelle: »Nachmals aber auch die Hussiten A. 1430 ins Stift Bamberg gefallen, großen Schaden gethan, und darin gesenget und gebrennet — — daher auch das Sprichwort entstanden: es seyn böhmische Dörfer, weilen in diesem Kriege und folgende das Land so sehr verderbet worden, daß man die alten Dörfer nicht mehr gekannt, wie Martin Zeiller in 327. Epistel meldet." —r.

Die griechische Kirche und Schule zu Wien.

Nachdem im Jahre 1770 die russische Kaiserin Katharina den Türken den Krieg erklärt hatte, schien die Wuth und Erbitterung dieser gegen Alles, was den christlichen Namen führte, ihren Gipfel erreicht zu haben. Aus Asien namentlich eilten wilde Barbarenhorden, Mord, Brand und Verwüstung im schrecklichen Geleite, nach der europäischen Türkei einem sengenden Lavastrome ähnlich. Das nackte Leben zu retten, und Haus und Hof, Gut und Habe verlassend, ergriffen Viele der schwer bedrohten Christen die Flucht und suchten Sicherheit in den österreichischen Staaten. Einige Familien begaben sich in die Kaiserstadt selbst, und ihren Gottesdienst zu üben fanden sie hier im sogenannten Steirerhof eine Kapelle vor. Immer weiter drang indessen der Ruf, welch segenreiches Asyl im Schatten des Kaiserthrons die Unglücklichen gefunden und immer zahlreicher und zahlreicher suchten sie dort Schutz und Sicherheit. So geschah es denn gar bald, daß der Raum die

Zahl der Betenden nicht mehr faßte und diese den kaiserl. russischen Bothschafter um die Erlaubniß angehen mußten, die in der Seilerstatt und später in der großen Schulerstraße gelegene Gesandtschafts-Kapelle besuchen zu dürfen. Es wurde ihnen gestattet, doch währte es nicht lange und auch dieses Lokale wurde zu klein und mit unsäglicher Betrübniß sahen sie sich verhindert, ihrer Andacht gehörig zu leben. Da erschien Kaiser Joseph's Toleranz-Patent, und Griechen und Romanen strömten nun herbei, um unter dem erhabenen Zepter zu leben. Die Gnade der Aufnahme feuerte sie auch an, den großen Monarchen um die Erlaubniß zu bitten, eine eigene Kirche auf ihre Kosten aufführen zu dürfen, was ihnen ebenfalls gewährt wurde. Nun trachtete Jeder nach Kräften zu diesem heiligen Zwecke beizusteuern, und der fromme Eifer bewährte sich so thatkräftig, daß in Kurzem das Stockhammer'sche Haus Nr. 705 auf dem alten Fleischmarkte erkauft wurde, im Jahre 1790 die Kirche fertig stand, mit Thurm, Uhr und Glocke, wozu der hochherzige Kaiser Franz II. die huldreiche Bewilligung ertheilte. Doch die Vollbringung dieses Werkes war nur ein Sporn zu einem neuen. Allgemein war bereits der Wunsch, eine Schule zu besitzen, in welcher die Jugend unterrichtet werden könnte in den Pflichten eines guten Christen, eines treuen Unterthans, eines tüchtigen Staatsbürgers. Einstimmig entschloß sich daher die Gemeinde, die Kosten zur Errichtung einer griechischen Schule zu bestreiten: sie wandte sich an den erhabenen Kaiser, der auch hierzu Höchstseine Erlaubniß ertheilte. Sie soll dem Staate nie zur Last fallen, steht unter der Oberaufsicht der Oberschulen-Direction, und die Gemeinde darf frei aus ihrer Mitte drei Ephoren wählen, denen die Leitung derselben obliegt. Schon im Jahre 1800 war diese Schule errichtet, mit den besten Lehrern versehen. Freudig und regen Dankes voll bestritt die Gemeinde die Auslagen, und Einzelne weihten wetteifernd dem aufblühenden gemeinnützigen Institute nahmhafte Spenden. Die erste Stelle unter den edlen, großherzigen Stiftern nimmt Christoph von Nako de Nagy Szent Miklos, Grundherr von Nagy Szent Miklos und Marifalva im Banate, ein. Diesem folgten in edlem Eifer Mehrere. So legirte Kyriak Poliso, um nur Einiger zu erwähnen, sein Haus in der Oberschenkenstraße Nr. 748; so schenkte Georg Sfungara seine nahmhafte Forderung an diesen wackern Stifter ebenfalls der Schule und Johann Ziuka weihte ihr, an preiswürdigem Streben nicht nachstehend, sein Vermögen durch ein Legat. Im Jahre 1821 entriß der Tod Simon Georg Sina von Hodos und Kizdia der Erde; er starb ohne Testament, obwohl er diese Schule bedenken zu wollen oft geäußert hatte. Das Andenken des Vaters ehrte der Sohn, Freiherr Georg Simon Sina, dadurch, daß er, den Willen des Verblichenen selbst ehrend und der Regung des eigenen Herzens folgend, nicht nur für die Schule, sondern auch für die Kirche und die Armen fromme Stiftungen machte. Dr. Johann Nicolides von Pindo, ordentliches Mitglied der Wiener medicinischen Facultät, aus Gramosta in Macedonien gebürtig, welchem Kaiser Joseph der Zweite die ganz besondere Gnade erwies, ihn zu den gewöhnlichen strengern Prüfungen zur Erlangung der akademischen Doctorswürde an der Wiener Hochschule zuzulassen, und als diese aufs glänzendste ausfielen, in würdigender Anerkennung zum ersten Doctor der griechischen Religionsverwandten allergnädigst zu ernennen, wählte im Jahre 1825, stets von Eifer für Gemeinnützigkeit beseelt, aus seiner weitläufigen Bibliothek 122 Bände der berühmtesten griechischen und lateinischen Classiker, und übergab sie, zu der von dem Herrn Johann Darvar für die Gemeinde erkauften Bibliothek, der Wiener griechisch-wallachischen Kirchengemeinde für die Schule als unveräußerliches Eigenthum, doch zum allgemeinen Gebrauche. Mit warmer Dankbarkeit ist auch Herr Demeter N. Darvar, ein vorzüglicher Schriftsteller und Begründer der Schulen in Semlin und Wien, woselbst er unentgeldlichen Unterricht ertheilt hat, hier zu erwähnen. Ihm verdankt die Nation die Abfassung sämmtlicher Schulbücher; praktisch thätig versah er viele Jahre die Stelle eines Schul-Direktors und legirte seine sämmtlichen Schulbücher den in den k. k. Staaten befindlichen griechischen Schulen.

P * * *.

Bibliographisches.

Die Vnuerfelschete Augspurgische Confession vnd Schmalcaldische Artikel, Sampt einer Vermanung Joachimi Magdeburgii, an eine Ersame Landtschafft Oesterreich. (Zwei Bibelstellen: 2 Pet. 1 und Roma. 1. darunter.) Gedruckt im Jar, M. D. LXVI. Am Ende: Zu Regenspurg druckts Heinrich Geißler, Anno M. D. LXVI. 29 1/2 Bog. in 4.

Die Vorrede: »An eine Ersame Landtschafft in Oesterreich« nimmt sammt dem Titelblatte 4 Bogen ein, und zerfallt in 14 Abschnitte:

I. Christum erkennen.

II. Wie vnd wodurch man Christum erkennet.

III. Was an Christum glauben sey oder heisse.

IV. Wodurch vns Christus gerecht vnnd selig macht.

V. Wie wir von Sünd, Tod, Teufel vnd helle erlöset.

VI. Vnser gute Wercke sind nit nötig zu vnser erlösunge vnd seligkeit.

VII. Wer gute werck thut zu seiner seligkeit, der verleugnet den glauben vnd Christum.

VIII. Wir verbieten nit gute Werck.

IX. Welches rechte gute Werck sind.

X. Wie man gute werck thun solle.

XI. Woher der Glaub kome.

XII. Gottes wort zu hören vnd zu lernen, sollen wie nit treg vnd faul seyn.

XIII. Die Landschafften so an Türckischen Grentzen gelegen, sollen sonderlich sich zu Gottes Wort halten.

XIV. Wie man die Religion in guter Ordnung studirn sol.

Beschlus.

»Vnd nach dem ich vor zweien Jaren, durch den Edlen Gestrengen vnd Erenuesten, Herrn Hansen Ruber, Ritter Röm. Kei. Mt. Obersten in Sips, vnd Rittmeister zu Raab, in diese Land beruffen, vnd durch die hoch vnd Wolgeboren Grafen von Manßfeld, auch die Wolgeborne Herrn von Schönburg, meine gnedige Herrn, erein befürdert, vnd ich nun dises orths einer Ehrsamen Landschafft Oesterreich Diener bin, vnd von derselben meine vnterhaltung vnd Besoldung hab, Vnd derwegen mich billich vmb einer Ersamen Landtschafft heil vnd wolfart anneme, vnnd derselben Glauben vnnd Gottseligkeit, so vil mir in diser schwacheit müglich, durch mein Ampt befoedere vnnd fortsetze, Demnach ich derselben mit diser meinen kurtzen Vermanung, den einigen weg zur seligkeit (welcher ist Christus Jhesus) hab zeigen vnd weisen wollen. Vnd weil denn auch die Confession so Anno XXX. der Keiserlichen Maiestet zu Augspurg vberantwortet, denselben Weg vnuerfelschet zeiget, vnd alle Euangelische Stände sich deshalben zu derselben, als zu einem richtigen Auszug der gantzen wahren Religion bekant, vnd ihre Kirchen Ordnungen derselben gemäß angerichtet, so wil ich dieselbe Confession hiermit auch einer ersamen Landschaft Oesterreich getrewlich befohlen haben, daß sich dieselbe auch zur selben wende vnd bekenne, Ire Kirchen Ordnung recht vnd wohl darnach anrichte, vnd sich dauon nicht abweisen lasse.

Nachdem aber auch in diesen Landen grosser mangel der Exemplaren solcher Confession fürfellet, Auch etliche mal im nachdruck verfelschet worden, Vnd ob sie wol in den Tomis Lutheri vnuerfelscht verfasset, so komen doch derselbigen wenig in dise land herein, vnd ist auch nicht eines jeden gelegenheit die Tomos Lutheri kauffen, derwegen ich für eine hohe notturfft geachtet, das dieselbige Confession sampt den Schmalkaldischen Artickeln, widerumb auffgelegt, vnd allein gedruckt würde, vnd hab sie solcher Christlichen meinung vnd vrsachen halben in Druck befordert, verhoffende, Es werde jr ein Ersame Landschafft solch mein wolmeinen gefallen lassen. Das verdiene ich mit meinem Gebet zu Gott, vnd mit meinem Ampt widerumb gern. Datum Raab den XV. Mai, Anno MDLXVI.

E. E.

Vnterthseniger vnnd williger
Diener
Joachimus Magdeburgius, die zeit Prediger der deutschen Reuter zu Raab.

Miszellen.

In dem »Abschyd des Reychstags in der Stadt Wurmß gehalten« (1545) befindet sich nachstehende Titulatur K. Karls V.: »Wir Carol der fünffte von Gottes gnaden Römischer Keyser, zu allen Zeiten mehrer des Reichs, König in germanien, zu Castilien, Arragon, Leon, beider Sicilien, Hierusalem, Hungaren, Dalmatien, Croatien, Navarra, Granaten, Toleten, Valentz, Gallicien, Maiorica, Hispalis, Sardinien, Corduba, Corsica, Murcien, Giennis, Algarbien, Algezieren, Gibraltar, der Canarischen vnnd Indianischen Insulen, vnnd der Terre firme des Oceanischen Meers ꝛc. Ertzherzog zu Osterreich, Hertzog zu Burgundi, zu Lottring, zu Brabant, zu Steir, zu Kerndten, zu Crain, zu Limburg, zu Lützenburg, zu Geldern, zu Calabrien, zu Athen, zu Neopatrien, vnnd zu Wirtemberg ꝛc. Graue zu Habspurg, zu Flandern, zu Tyrol, zu Gorß, zu Barzinon, zu Arthois, zu Burgund, Pfaltzgraue zu Hennegau, zu Hollandt, zu Seelandt, zu Phiert, zu Kiburg, zu Namur, zu Rossilion, zu Coritania, vnnd zu Zutphen, Landgraue in Elsasse, Margraue zu Burgaw, zu Oristani, zu Gosciani, vnnd des heyligen Römischen Reichs, Fürst zu Schwaben, Cathalonia, Asturia ꝛc. Herr in Frießlandt, auff der Windischen Mark, zu Portenau, zu Biscaia, zu Molin, zu Salins, zu Tripoli, zu Mecheln ꝛc.

Ein Anachronismus der seltensten Art findet sich in Haschen's »Magazin der sächs. Geschichte aufs Jahr 1791.« VIII. Th., Seite 97. Der Herausgeber, oder der unbekannte Einsender erzählt daselbst, daß im Jahr 1617 das Jubelfest in Dresden K. Matthias und K. Ferdinand mit einem prächtigen Gefolge von 3 Fürsten, 10 Grafen, 110 Rittern und 800 Reitern besucht haben. Hier steht naiv genug in der Note dabei: Die Einzugsfestivitäten hat Albr. Dürer auf einem Platfond im Jägerhof gemalt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

94. Sonnabend, den 25. November 1837.

Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.
III. Friedrich Staphylus.
(Fortsetzung.)

Ganz besonders wichtig sind die Bemerkungen über den Zustand der Kirchengüter und deren Entfremdung. Diese Materie, sagt der Verfasser, ist so inhaltsschwer, daß es in der That nicht leicht wird, eine genügende Darlegung zu unternehmen. Vier Arten Feinde stellen sich zunächst heraus, quorum alii sunt hostes aperti, qui quoquo modo ac praetextu Ecclesiastica bona invadunt, diripiunt, sibi vendicant, vel hoc saltem nomine, quod abitrentur ea, non ad hos', sed ad alios pios usus esse a majoribus nostris donata Ecclesiis: quia enim a majoribus suis olim non idolatriam, ut ipsi ajunt, sed ad veram pietatem collata esse. Unter diesem Vorwande werden in vielen Provinzen Deutschlands Abteien, Episkopate u. s. w. zerstückelt; in den österreichischen Landen aber die Pfarreien und ähnliche kirchliche Institute bedrängt. Denn diejenigen, welche sich für Patrone, Advokaten oder die vorzüglichen Söhne der Pfarreien halten, wagen es sich auch als Erben und Herren der pfarrherrlichen Güter zu erklären — und dieß nicht durch Worte allein, sondern in der That. Wir sehen täglich, wie nicht nur nach dem Tode der Pfarrer alle hinterlassenen Güter geraubt, sondern auch den noch lebenden Pfarrern kaum so viele kirchliche Einkünfte gelassen werden, daß sie den täglichen Bedürfnissen begegnen können. Die erbarmungswürdigen Klagen über diese Unbilden gelangen vergebens an unsere Consistorien.

Eine andere Gattung von Feinden sind jene, welche Patronatsrechte zu haben glauben; und diese belästigen nicht minder unbillig die Pfarrer, wie die falschen Advokaten der Kirche; obschon beide im Vorwande von einander abweichen. Die meisten Pfarrpatrone unterhandeln mit den neuen Pfarrern über einen bestimmten jährlichen Sold, gleichsam als über den Lohn für tägliche Arbeit. Inzwischen reißen diese, wenig auf Treue haltenden Patrone die Aecker, Wiesen, Wälder, und die übrigen Geldeinkünfte und Zehenten an sich, vernichten die alten Donationsbriefe der Gründer, und lassen so die Erinnerung an die frommen Veranlassungen zu Grunde gehen. Wie viele Prozesse darüber bei der Regierung vorliegen, ist Jedermann bekannt.

Eine andere Art häuslicher Kirchenräuber sind die sektischen Pfarrer. Diese, nachdem sie früher Metzger, Schneider, Kirschner und ähnliche Leute gewesen, die ihr väterliches Vermögen vergeudet, erschleichen sich Pfarrerstellen, benehmen sich mit derselben Treue, mit welcher sie die katholische Religion umfaßt hatten, als Häretiker, und verwalten eben so gewissenhaft die Güter ihrer Pfarre, hoc est, furantur, expilant, supprimunt, in rem convertunt suam, quicquid possunt quoque modo surripere: ut videlicet vel scortis suis possint, vel incestuosis uxoribus liberisque suis locuples horreum relinquere. Nulla his sectariis Parochis cura est, sarcta tecta ut sint; nulla religio ut aliqua res familiaris sequenti successori relinquatur.

Das vierte Elend der Pfarreien kommt von den katholischen Pfarrern selbst, welche uneingedenk sind ihres abgelegten Eides und angelobter Treue: Plerique enim tales concubinarii sunt, qui aut concubinis suis administrationem proventuum parochialium committunt, aut ipsimet ita procurant, ut et ventri, et concubinis et avaritiae cumulatae satisfiat. Quanquam vero illi obtendunt, se ob haereticorum saevitias, nunquam de fixa sede spem sibi certam polliceri posse: eamque ob causam se subinde de viatico et futuro exilio so-

licitos esse et cogitare oportere. Non satis hoc causae est, parum honestae fugae metum avarae rapacitati obtexere. Possent adhuc aliae Ecclesiasticorum bonorum alienationes proferri, sed non est nunc necessarium, nec oportunum.

Nach dieser eingreifenden Schilderung der kirchlichen Zustände in Oesterreich, geht der Verfasser nun auf die Mittel über, die geeignet seyn dürften, das tiefwurzelnde Uebel zu heben. Er erinnert sich dabei vorerst an den Grundsatz der Aerzte: Contraria contrariis curari oportere, und zwar mit der Erläuterung: die Kraft des Heilmittels dürfe weder geringer noch stärker seyn, als die Bösartigkeit der Krankheit. Dieser durch langen Gebrauch erprobte Grundsatz würde jedenfalls auch bei den kirchlichen Verhältnissen anwendbar seyn, und es gäbe keine andere Art der Heilung, außer: weil die Lehre falsch, werde sie widerlegt, und dafür die wahre gelehrt, weil es untaugliche und schlechte Glieder gibt, werden sie entfernt und mit nützlichen, untadelichen ersetzt, weil die Kirchengüter widerrechtlich zerstückelt worden, fordere man sie auf dem Wege des Rechtes zurück: At vero quoniam languent vires Ecclesiae, incisi sint judiciorum nervi, deest potestas juris exequendi: proinde necesse est, quod directi juris hactenus fuit et rigidi, id mollioribus inflecti ambagibus, sed ea lege tamen, ne quid largiamur personarum favori, quod veritatis est proprium: neve quod placide possit benevoleque componi, id temere atque acerbe dilaceremus. Wir haben diese Stelle mit Absicht in der Sprache des Originals gegeben, weil sie von protestantischen Schriftstellern nicht selten falsch citirt und eben so willkürlich interpretirt worden ist. Wann wird man endlich aufhören, einzelne Worte aus dem Contexte zu reißen, um den Geifer der Parteiwuth über sie zu ergießen, und durch offene Lügen Gläubige zu machen? — Wird denn wirklich in der angeführten Stelle „versteckten und unedlen Kunstgriffen" das Wort gesprochen; oder ist es nicht vielmehr die Sprache des weisen Arztes, der da die Zustände seiner Geisteskranken erkennt, begreift, und, wie es Noth thut, würdigt? Daß mit dem Worte „ambagibus", ohne dessen Stellung und Beziehung zu nennen, allerdings einiges Spiel getrieben werden kann, ist nicht schwer einzusehen; allein was läßt sich nicht, bei einem so gewissenlosen Verfahren, in den Staub ziehen? Doch wir kehren zu unserm Gutachten zurück.

Bei der Frage, für wen diese Heilmittel zu bereiten, stellen sich zwei Gattungen Menschen heraus: die Anführer der Sekten und das verführte Volk. Da aber ein anderes Verfahren bei den ersteren, ein anderes bei dem letztern nothwendig, so ist es unerläßlich, daß den Haeresiarchen eine eindringlichere Darlegung des katholischen Glaubens, den ungelehrten Magistern der Sekten, und insbesondere dem unwissenden, getäuschten Pöbel eine einfachere entgegengestellt werde. Diese zwei Punkte sind bei Bekämpfung des allgemeinen Verderbens die erste und letzte Bedingung; früher aber noch und als Anfang der Gegen-Reformation soll die Bibel-Uebersetzung der Zwei und Siebziger durch den Druck bekannt gemacht werden u. s. w. Hierauf scheint es hohes Bedürfniß, daß die Väter in einem künftigen allgemeinen Concilium nicht allein kurze Canones, sondern „doctrinam juxta methodo contextam copioseque explicatam" verfassen und den Irrlehren entgegensetzen lassen. — — Das Ansehen selbst des gelehrtesten einzelnen Mannes bleibt bei den Neueren wirkungslos; gewiß nicht so wagen sie es, den Ausspruch eines allgemeinen Conciliums zu schmähen; ihr eigenes Gewissen schlägt sie: „videmus enim, qui ipsorum conventus sint, quae munitiones, quae consilia, si quid profertur ejuscemodi, quod nomine atque authoritate generalis Concilii ratum haberi metuunt debere."

Doch die Erfüllung dieser Anforderungen, — so fährt der Verfasser fort, — dürfte länger als wünschenswerth anstehen. Mit jedem Tage wächst die Kühnheit des Widerstandes, und obgleich nun Jemand rathen könnte, eos debere, quos salutarium admonitionum medicina sanare non potuerit, ferro ignique curari," so lassen sich die Bedenklichkeiten nicht zurückweisen, welche sich bei diesem Gedanken erheben. Das angedeutete Heilmittel ist sehr oft angewendet worden; auch hat es manchmal genützt; allein ob es bei dem gegenwärtigen Zustande Oesterreichs rathsam und glücklich ausschlagen würde, bezweifeln die Meisten, welche Erfahrung haben und das Land kennen. Populus enim non feret, nobilitas non permittit, non solum non ferro, sed ne quidem ulla amotione in sectarios porochos, sectarumque Duces animadverti. Nam hoc quale sit, et quam periculosum, aperuit nuper mollis illa, et inspectio potius, quam visitatio. Quapropter alia via insistendum erit, aliisque utendum consiliis, quae nobis populum aliquanto propius conjungere, et aliquanto longius a Sectariis sejungere

possent. Fundamentum autem hujus consilii putant Viri prudentes esse, quod populus rudis subtiliores illas haeresium assertiones non intelligit, sed crassiores aliquot articulos solet, qui Veritatis speciem aliquam prae se ferre videantur, pertinaciter arripere, ab iisque se nullo modo divilli permittere. Cujusmodi articuli sunt de utraque specie in coena Domini, de conjugio Sacerdotum, de esu carnium, ac si quid est rerum similium.

Da sie für diese drei Artikel einige Begründung in den heiligen Schriften zu finden glauben, so nehmen sie an, daß sie eben so wie die übrigen verkehrten Behauptungen der Prädikanten wahr und heilsam seyen, und diese Stimmung des Volkes kennen letztere nur zu genau. So oft sie daher bemerken, daß man von katholischen Magistraten wider sie Schritte mache, wenden sie sich sogleich an das Volk und den Adel, und schreien, „mutilari testamentum Domini, stabiliri doctrinam daemoniorum, dum sacerdotibus denegatur matrimonium, et populo interdicitur carnium esus.“

(Fortsetzung folgt.)

Gefundene Goldmünzen in Tirol.

Im tirolischen Dorfe Gargazon des k. k. Landgerichtes Meran wurden bei dem Umgraben eines Ackers am 21. und 22. April 1837 in dem Raume zwischen zweien Eichenstöcken, die etwa anderthalb Schuh von einander entfernt waren, und dann beim Weitergraben in deren Umgebung 118 aufs Beste erhaltene Goldstücke aus dem XIV. und dem Anfange des XV. Jahrhunderts gefunden, als:

I. Vom Kaiser Sigismund, als Könige von Ungarn (1386—1437) 1 Duc. auf der Kehrseite die Buchstaben M—A.

II. Von der Republik Venedig 105 Zechinen mit dem gewöhnlichen Typus, nämlich St. Markus überreicht dem knieenden Dogen eine Fahne; zur Rechten längs herunter S.ancti M.arci VENETI; zur Linken der Name des jeweiligen Doge.

℞. Christus mit Sternen umgeben in einer ovalen Einfassung, mit der Umschrift: SIT. T.ibi XPE (Christe). DAT.us Q.uem TV. REGIS. ISTE. DVCAT.us.

Die Venetianer begannen im Jahre 1284 unter dem Doge Johann Dandolo solche Zechinen zu prägen, und dieser Typus blieb bis zum Untergange des Freistaates 1797; ja derselbe wurde sogar auf schon jetzt seltenen Zechinen weiland Sr. Majestät des Kaisers Franz, als er durch den Frieden von Campo Formio das ganze Gebiet diesseits der Etsch mit Dalmatien und Cattaro bis zum Preßburger 1805, 26. December, und dann im Jahre 1814 Venedig von neuem bekam, für den levantinischen Handel beibehalten. So erscheint der höchstselige Kaiser im Dogen-Costüme vor St. Marcus kniend, und zwar in der ersten Periode ganz richtig mit der Umschrift: FRANC.iscus II. DVX, und in der zweiten: FRANC.iscus I. DVX.

Von den gefundenen 105 Zechinen gehören:

Dem	Doge	Peter Gradenigo, † 1302	2	Stücke.
»	»	Johann Soranzo, † 1329	1	» »
»	»	Franz Dandolo, † 1339	2	» »
»	»	Barthol. Gradenigo † 1342	2	» »
»	»	Andreas Dandolo, † 1354	9	» »
»	»	Johann Delfino, † 1361	2	» »
»	»	Lorenz Celsi, † 1365	8	» »
»	»	Marcus Cornaro, † 1368	3	» »
»	»	Andreas Contarini, † 1383	26	» »
»	»	Anton Venieri, † 1400	27	» »
»	»	Michael Steno, † 1413	22	» »
»	»	Thomas Mocenigo, 1423	1	» »

III. Von den drei geistlichen Kurfürsten sechs Goldgulden, und zwar:

Von Mainz, von Johann II., Grafen von Nassau (1397 — 1419), 1 Stück, als:

IOHannIS. ARchi EPiscopi MAGVNT'.ini. Johann der Täufer in ganzer Figur stehend. ℞. † MONETA. OPpidI. PINGEn'—SIS (Bingen). Das Mainzische Rad und der Nassau'sche Löwe mit den Schindeln in einem längs getheilten Schilde, oben rechts das Kurtriersche, und links das Kurcölnsche Kreuz.

Von Trier, vom Erzbischofe Werner von Falkenstein (1388 — 1418), 4 Stücke, als:

* * WERNER'us — ARchiEP'.iscopus TR.evirensis. * St. Peter in halber Figur, mit Schlüssel und Buch unter einem Portal; unten das Falkenstein'sche Wapen. ℞. † MONETA ⁑ NOVA ⁑ COVELENSIS (Coblenz). In einer rundlichen, oben und zu den Seiten ausgespitzten Einfassung das Trierisch-Falkenstein'sche Wapen in einem der Länge getheilten Schilde. Hiervon 3 Goldgulden. Dann von demselben Erzbischofe ein Goldgulden mit der Umschrift: WERNER'us — ARchiEP'iscopus * TRE'virensis. St. Johann stehend, mit der Rechten segnend, in der Linken einen Kreuzstab. Unten ein Stern. ℞. * MONET—A * NOVA * — * OVENB'.ceensis (Offenbach am Main), oberhalb Frankfurt, wo der Alchimist Werner auf seinem Erbgute eine Münzstätte angelegt haben soll.

Das Trierisch-Falkensteinsche Wapen in einem

Dreipaß, im Winkel rechts das Kreuz von Cöln, links das Rad von Mainz. Unten ein einem Kleeblatt ähnliches Zeichen.

Von Cöln, vom Erzbischofe Friedrich III. Grafen von Saarwerden (1370 — 1414), 1 Stück.

FRIDerIC—VS ARchiePiscopu—S COL'.oniensis. In einem quadrirten Schildchen, das eine sechs Mal gebogene Einfassung umschließt, das Cölnisch-Saarwerdensche Wapen, oben rechts im Winkel das Mainzische Rad, und links das Trier'sche Kreuz; unten eine sechsblätterige Rose.

℞. MONETA. — BVINenSIS (Bonn). St. Johann der Täufer stehend ɪc., ähnlich wie oben. Oben rechts der Doppeladler mit ausgebreiteten Flügeln.

IV. Von den Städten Bologna und Rom:

a) Bologna: (1 Zechino) BONONIA DOCET, der rechts schreitende Löwe mit der Fahne, darunter ein Hirschkopf, der zwischen dem Geweihe »Christus am Kreuze« trägt, mit welchem Zeichen mir bisher kein Stück bekannt ist. ℞. S.anctus PETRVS. A—POSTOLVS. Der heil. Petrus stehend, in der Rechten den Schlüssel, in der Linken ein Buch haltend; im Felde beiderseits ein kreuzweise gelegtes Schlüsselpaar. Die Bologneser, denen Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1191 am 11. Februar das Münzrecht verliehen hatte, prägten ihre Goldmünzen mit diesem Typus seit 19. Juli 1380: Argelati de monetis Italiae I. pag. 57; u. Vettori il fiorino d'oro p. 426.

b) Rom, fünf Zechinen mit dem venetianischen Typus; es überreicht nämlich der heil. Petrus dem vor ihm knienden Senator die Fahne, mit der Aufschrift an derselben hinab: SEN und am Rande links die Fortsetzung: ATOR. VRBIS (dann auch VRB—IS und VR'bis, am Rande rechts hinab: S.anctus PETR'VS.

℞. ROMA. CAPVT. MVNDI. S.enatus P.opulus Q.ue R.omanus —; bei einem Exemplare die Buchstaben S.P.Q.R. rechts von oben herab. Christus, mit Sternen umgeben, in einer ovalen Einfassung, oben rechts als Zeichen: »Das Antlitz Christi.«

Bergmann.

Miszellen.

In Beziehung auf die Frage über die Ursachen der Aufhebung des Ordens der Tempelherren verdient nachstehende Angabe des Thomas de la Moor Beachtung. In dessen vita Eduardi II. Regis Angliae (Camdeni Script. rer. Angl. p. 593) heißt es: »In quo (Concilio Viennae a Clemente a. 1311 habitto) praesente Philippo Bello Rege Francorum, condemnati sunt Templarii, procurante hoc ipsorum Rege, quia is Magistrum Ordinis exosum habuit, propter importunam pecuniae exactionem, quam in nuptias filiae suae Isabellae ei mutuo dederat. Inhiabat praeterea praediis militum et possessionibus, unde Magistrum Ordinis cum aliis multis Parisiis comburendum curavit.«

Einige leiten die Worte Pedant und Pedantismus aus dem Griechischen (παις, παιδος, παιδαντιζω, παιδαντισμος) her, wie z. B. Casaubon und Huber in seiner Or. de Paedantismo. Diese sind der Meinung, als ob Pädant anfangs eben das bedeutet, was »Pädagogus.« — C. A. Heumann (Poecile Tom. II. lib. I. p. 81.) leitet diese Worte aber von einem Grammatiker in Italien, Namens Pedanus her, der mit der Krankheit, die man seit ihm Pedantismus nennt, sehr stark behaftet gewesen seyn soll. Zur Unterstützung seiner Meinung führt er an, daß die Franzosen ehemals nicht Pedant, sondern Pedan geschrieben. Erst in der Folge habe man die Worte Pedan und Pedanismus in Pedant und Pedantismus verwandelt. — — Welche von beiden Etymologien ist wohl die wahrscheinlichere?

Es ist Flögel ein sehr alter Beleg für das Alterthum deutscher Hofnarren entgangen. Gregor von Tour (de miraculis J. Martini) erzählt von einem Sevischen König Miro, der unter K. Ottokar II. lebte, er habe einen Mimus gehabt »qui ei per verba jocularia laetitiam erat solitus exitare.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

95. Mittwoch, den 29. November 1837.

Einige Notizen
über die
Wahl des Lordmayors der Stadt London
und
über die Festlichkeiten in Guildhall.

Mitgetheilt
von Dr. Moriß v. Stubenrauch.

Das Festmahl, welches die Stadt London der Königin Victoria am Lordmayors-Tage in Guildhall veranstaltet hat, ist nicht bloß in englischen, sondern auch in auswärtigen Blättern so vielfach besprochen worden, daß es für unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse seyn dürfte, einige historische Notizen über diesen Gegenstand zu erhalten.

Wir haben das Programm eines ähnlichen Festes vor uns liegen, welches gerade vor hundert und zehn Jahren, nämlich am 29. October 1727, abgehalten wurde, und Stoff zu manchen Vergleichungen darbietet.

Der Lordmayor ist bekanntlich die erste und oberste Magistratsperson in London, der unmittelbare Stellvertreter (locum tenens) des Königs daselbst. Die Einsetzung dieser Würde schreibt sich schon aus den Zeiten Wilhelm's des Eroberers her; doch bestand sie früher unter verschiedenen Benennungen. — So hieß der Lordmayor anfänglich Portgrave, was, aus dem Sächsischen Port oder Stadt und Grave oder Graf zusammengesetzt, einen Grafen der Stadt bedeutet; es wurden ihm deßhalb auch alle jene Ehrenbezeigungen erwiesen, welche sonst einem Grafen gebührten, namentlich durfte er sich das Schwert vortragen lassen.

In dem Munde des Volkes verwandelte sich später die alte Benennung Portgrave in Portreeve, was dem Range dieses Mannes bedeutenden Abbruch that, da Reeve im Sächsischen nicht mehr als Villicus, d. i. Vogt oder Schultheiß, bedeutet. — Die Benennung Mayor wird von dem altenglischen Maier, d. i. Macht oder Gewalt hergeleitet [1].

Ursprünglich wurde der Mayor von der gesammten Bürgerschaft gewählt; da dieses aber zu häufigen Unruhen Anlaß gab, so schlich sich allmählig der Gebrauch ein, daß nur eine größere oder geringere Anzahl der reichsten und angesehensten Bürger aus jedem Stadtviertel zu dieser Wahl berufen wurde. Die Versammlung jener wahlberechtigten Bürger hieß dann der Gemeinde-Ausschuß oder die Commune (Commonalty). So verblieb es von den Zeiten Eduards I. bis unter Eduard IV.

Das eben angeführte Wahl-Collegium bestand anfänglich nur aus zwei Abgeordneten eines jeden Stadt-Bezirkes (Ward), welche wieder von den good Men, d. i. von den angesehensten, einsichtsvollsten und reichsten Inwohnern dieser Bezirke ernannt wurden.

In der Folge wuchs die Anzahl jener Mitglieder der Commune bis auf vier, sechs oder zwölf aus jedem Bezirke, je nach dem größeren oder geringeren Umfange desselben.

Später verordnete das 20ste Statut Eduards III., daß jederzeit der austretende Mayor selbst und die Rathsherrn oder Aldermen, dann zwölf, acht oder sechs Ausschußglieder aus jedem Bezirke sich versammeln sollten, um den neuen Mayor und die Sheriffs zu wählen.

In dem 15ten Statute Eduards IV. wurde aber festgesetzt, daß auch die Meister, Vorsteher und Mitglieder der verschiedenen Zünfte bei der fraglichen Wahl assistiren sollten.

Oftmals erhob sich Streit zwischen den Aldermen und der übrigen Bürgerschaft in Betreff dieser Angelegenheit. Letztere behauptete nämlich, daß nicht nur der

[1] Vergl. Napier British Encyklopaedy.

Vorschlag, sondern auch die Wahl der Magistratspersonen ihr allein zuständen; die Aldermen aber entgegneten, daß sie ebenfalls Bürger und als Mitglieder des Gemeinde-Ausschusses vorzugsweise berechtiget wären, bei der Ernennung des königlichen Repräsentanten in der Hauptstadt mitzuwirken.

Man kam endlich dahin überein, daß die Bürgervorsteher sich in dem westlichen Flügel von Guildhall versammeln, zwei Candidaten aus der Zahl jener Rathsherren, welche das Amt eines Sheriffs verwaltet hatten, ernennen, und dem Lordmayor, so wie den Aldermen durch ihren Syndicus (Recorder) vorschlagen sollten. Diese sollten hierauf sich in ein abgesondertes Zimmer begeben, und Einen von jenen Candidaten durch Stimmenmehrheit zum Mayor erwählen, die getroffene Wahl aber den Bürgervorstehern wieder durch ihren Syndicus bekannt machen lassen. Bei diesem Uebereinkommen hatte es auch fortan sein Verbleiben. Gewöhnlich verfügte sich der Recorder mit einigen Aldermen in ihrer violetten Amtstracht unmittelbar nach der Wahl zu dem Lordkanzler, um ihm das Resultat derselben zu eröffnen. Am Tage der Beeidigung des Lordmayors (die früher am 29. Oktober Statt fand) begab sich derselbe in Begleitung der Aldermen und Sheriffs von Guildhall aus über Three-Crane-Stairs an das Ende der Queen-street, wo man die Barken bestieg und bis an die Westminster-Brücke hinfuhr. Die Zünfte in ihren Schifflein, mit Fahnen und Flaggen versehen und von ihren Musikbanden umgeben, begleiteten die Magistratspersonen auf dieser Fahrt.

Nachdem man wieder ans Land gestiegen, schritt der Lordmayor mit den Aldermen um die Westminster-Halle, und begab sich hierauf in die Schatzkammer, wo er den Eid ablegte. Nachdem dieses geschehen, schiffte man sich abermals ein und landete unweit Black friars, von wo aus in Kutschen nach Guildhall gefahren wurde. Aus dem Programme dieses Zuges entnehmen wir Folgendes:

Voran geht ein Hauptmann mit einer Compagnie Pioniere. Hierauf folgt ein Lieutenant, und hinter diesem ein Pferd, welches am Zaume geführt wird; dann kommt Dienerschaft, Grenadiere, ein Ober- und Unter-Lieutenant, ein Hauptmann, Musikbande; hierauf zwei Stadt-Marschälle zu Pferde, ein Büttel, wieder eine Musikbande und ein General mit vier Hauptleuten und einer Schaar Füseliere.

Diesen folgen etwa achtzig Männer in Tuchröcken und Mützen, mit Piken und Schildern, worauf sich das Wappen des vorigen Lordmayors befindet; ferner die Zunft der Waffenschmiede und Gürtler, an ihrer Spitze einen Mann in vollständiger Rüstung zu Pferde, einen Federbusch auf dem Helme; hinter diesen die Zunft, welcher der neue Lordmayor angehört, mit reichgestickten seidenen Fahnen und Wimpeln, ihre Bootsleute an der Spitze. Hierauf kömmt das Pferd des Lordmayors am Zaume geführt und etwa vierzig arme Leute in schwarzer Kleidung mit großen Perrücken, goldene Ketten um den Hals und weißen Stäben in ihren Händen.

Der neuerwählte Lordmayor fährt in einem prächtigen Staatswagen, der von sechs Langschweifen gezogen wird. Sechs Bediente in reich gestickter Livree gehen an jeder Seite der Kutsche einher; den Zug beschließen der ausgetretene Lordmayor, zwei Sheriffs und die Aldermen in ihren Kutschen; der Syndicus, der Stadtschreiber, die Kämmerer, der Gemeinderath u. s. w.

Während der Lordmayor sich nach Westminster begibt, versammeln sich die verschiedenen Innungen mit ihren Fahnen und Abzeichen vor ihren Zunfthallen und Häusern. Der Zug geht durch Cheapside, St. Paul, Ludgate-street und Fleet-street, wo die Zünfte mit Wein und dergleichen bewirthet werden.

Es ist ein alter Gebrauch, daß die Könige und Königinen von Großbritannien am ersten Lordmayorstage nach ihrer Thronbesteigung die City von London besuchen. Sie pflegten dann nicht nur den feierlichen Einzug des Lordmayors von einem Hause in Cheapside mit anzusehen, sondern auch später einem Festmahle in Guildhall beizuwohnen. Im Jahre 1761 wurde König Georg III., und die Königin Charlotte zum letzten Male von der Hauptstadt bewirthet. Sein Vorfahre König Georg II., und dessen Gemahlin Caroline wohnten, wie schon oben bemerkt worden, am 29. October 1727 einem ähnlichen Schmause bei, dessen nähere Beschreibung wir hier versuchen wollen.

„Donnerstag, den 6. October wurde von dem Gemeinderathe einhellig beschlossen, Ihre königlichen Majestäten und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie zu einem glänzenden Festmahle einzuladen. Der Lordmayor

die beiden Sheriffs und der Syndicus der Stadt London würden beauftragt, die Erklärung des Königs in Betreff dieser Einladung entgegen zu nehmen. Unter Einem schritt man zur Wahl eines Ausschusses von vier Rathsherren und acht Bürgervorstehern, welcher die allerhöchste Erlaubniß einholen sollte, das Bildniß des Monarchen und seiner erlauchten Gemahlin in Guildhall aufzustellen. Nachdem die Bewilligung hierzu erfolgt, und im Gemeinderathe darüber berichtet worden war, ernannte man einen neuen Ausschuß aus acht Aldermen und sechzehn Bürger-Vorständen, welche den Auftrag erhielten, für die nöthigen Zubereitungen zu dem Feste Sorge zu tragen. Die königliche Prinzessin und ihre beiden Schwestern Amalia und Carolina, so wie der Herzog von Cumberland empfingen ihre Einladung von Seite der beiden Sheriffs am 13. October."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Wir können die Ansichten und Motive, welche Staphylus in Betreff der Priesterehe und der Communion sub utraque entwickelt, um so ruhiger übergehen, als sie vollkommen dieselben sind, welche Kaiser Ferdinand I. dem Concilium von Trient zur Würdigung und Entscheidung vorgelegt, und Herr von Bucholtz in seinem trefflichen Geschichtswerke ausführlich genug besprochen und erläutert hat. Nicht so aber dürfen wir die Betrachtungen außer Acht lassen, die er über die Verbannung der sektischen Prediger angestellt. Dazu hatten Männer von Erfahrung gerathen; er selbst ist von der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel überzeugt, übersieht aber zugleich keineswegs die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind. Wie ist die große Menge der vertriebenen Prädikanten mit würdigen Priestern zu ersetzen, da an diesen allenthalben großer Mangel? Diese Frage war unstreitig die wichtigste. Staphylus versucht ihre Lösung, indem er sieben Punkte hervorhebt, welche dabei vorzugsweise zu beachten. Erstens: daß, bevor eine größere Anzahl tüchtiger Männer gewonnen worden, ein katholischer Pfarrer mehrere Kirchen versehen soll. Secundum, ut summa diligentia adhiberetur, an aliqui ex iis sectariis parochis possent ad obedientiam Apostolicae sedis et ad veram Catholicae fidei doctrinam reduci. Expediret forsitan, eos, qui sanioris mentis spem praeberent, huc Viennam accersiri, eosque aliquibus theologis mansuetioribus erudiendos commendari, et quoad neccesarium videretur, ad certum tempus suppeditare eis victum ab ordinariis.« Auch diese Stelle geben wir mit Absicht in der Sprache des Originals, um Erläuterungen zu begegnen, die oft genug eben so böswillig als willkürlich darüber angestellt worden sind.

»Drittens«, fährt der Verfasser fort, »ist dem Mangel an tauglichen Individuen nicht anders abzuhelfen, außer, daß hier in Wien ein Seminarium für angehende Geistliche errichtet werde [1]. Die Zahl der Alumnen könnte für die fünf niederösterreichischen Lande auf 80 angenommen werden, denn sobald die einzelnen Klöster für 2, die reicheren aber für 3 die Kosten bestreiten, wird der Status immer vollzählig seyn.

Viertens erachtet der Verfasser, weil die Pfarrer nicht selten des selbstständigen Urtheils entbehren und daher die nächsten besten Bücher lesen, unbekümmert, ob sie von der katholischen Kirche gebilligt sind oder nicht, daß ein Catalog derselben verfaßt, und unter öffentlicher Autorität bekannt gemacht werde. Eben so stellt sich fünftens als höchst nothwendig heraus, daß über die Schulmeister die nöthige Aufsicht gehandhabt werde, damit sie nicht etwas lehren, sey es aus Kirchen- oder Profanschriftstellern, was von den Vorschriften des katholischen Glaubens abweicht. Da bereits mehrere Katechismen bestehen, und zwar von verschiedenen Verfassern, soll einer oder der andere als Normale für die Kinderschulen bestimmt, und der Gebrauch anderer streng verbothen werden.

Sechstens würde es von wahrhaft großen Folgen

[1] In einer eigenhändigen Note dazu steht noch: Nisi publica gymnasia instaurantur, ubi collapsa sunt, et ubi adhuc quoquo modo vigent, juvantur ac amplificantur majoribus privilegiis et opibus. Injungendum vero ipsis, ut qui ipsi academias non habent, ut in vicina Academia aliquod collegium quoddam pro theologiae studiosis erigant, atque archiepiscopus in eo collegio 20 adolescentes, alii episcopi denos, Capitulum cathedrale binos, et quilibet monasticus praelatus totidem. Nec suscipiatur adolescens in tale collegium nisi annos 20 natus, et in philosophiae praeceptis mediocriter eruditus. Stipendium sufficiens ordinandum erit cuilibet, et in annos quinque, hac lege, ut se datis sponsoribus obligat, quod vellet evoluto quinquennio, majores sacros ordines suscipere, et patrono ipsi suae Ecclesiae prae aliis inservire, vel si horum neutrum aut alterutrum non vellet facere, promittat acceptam pecuniae summam velle restituere. De particularibus scholis et domestricis eadem cura esse debebit. Sed de his alibi et commodius et fusius poterit dici

seyn, wenn die sektischen Professoren von der Wiener-Universität entfernt, und für die Zukunft sehr ernste Befehle festsetzen würden, daß weder in den akademischen Senat, noch in die Zahl der Professoren Einer aufgenommen werden soll, der nicht nur durch das Bekenntniß, sondern auch in der Wirklichkeit sich als wahren Katholiken bewährte. Denn es gibt immer Einige, welche zwar schwören, daß sie Katholiken, da es doch bekannt ist, daß sie in Wort und That Sektirer. Daher sey eine bestimmtere Formel des Eides hohes Bedürfniß.

(Fortsetzung folgt.)

K. Ferdinand's I. Gebeth.

In der »Christlichen tröstlichen Predigt, over vnnd bey vorgestellten eyngesarkten Leich des — Römischen Kaysers Ferdinands« von M. Githardus (Köln 1565 in 4.) wird das Gebeth mitgetheilt, das der fromme Kaiser oft und gerne gesprochen; wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir es hier wieder abdrucken lassen.

Miserere mei, miserere mei fili Dei Jesu Christe, Rex regum ac Domine Dominantium. Miserere Ecclesiae, quam acquisivisti sanquine tuo. Redde illi amabilem concordiam, quam per horrenda dogmatum dissidia perdidit. Uni illam in vinculo pacis, ut redeat antiqua pietas, et floreat mutua charitas. Utinam videam, tum vivam! Dissensiones, quas video, et sectae multiplices, vitam hanc morte quavis mihi acerbiorem reddunt. Si meliora, benignissime deus, ac justissime Deus, non videbo, jube in pace recipi spiritum meum. Miserere Imperii multis modis lacerati. Miserere regnorum ac provinciarum mihi creditarum, quas vicinus ac immanissimus barbarus hostis mille modis impetit, adfligit, premit, abducit, prostituit, diripit, secat, ingulat ut pecora, nec aetati, nec sexui parcens ulli. Miserere populorum sub hoc gravissimo tyranni jugo laborantium. Vide adflictiones, audi gemitus et suspiria, ne obliviscaris nos in finem. Miserere iterum mei. Conserva me in fide recta Catholica et Apostolica. Da sapientiam ad recte judicandum, et gubernandum ut administrem justitiam secundum voluntatem tuam. Da cor pium erga te, sobrium erga me, clemens erga subditos et pauperes. Da ut nullo pravo exemplo subditos offendam. Conserva me in timore tuo et obedientia mandatorum tuorum. Conserva liberos, haeredes, successores meos. Guberna eos tuo spiritu, ut te timeant, diligant et sequantur, ac in viis tuis ambulent. Donec illos mihi conjunctos videam in regno tuo, quod est pacis ac concordiae perpetuae, teque illic cum omnibus electis simul contemplemur et glorificemus in aeterna beatitudine. Amen.

Miszellen.

Eine Probe, wie Reisende über Oesterreich berichten, mögen die Leser aus folgenden Angaben schöpfen, die den Travels in Europe by Mariana Starke. (Paris. Galignani 1833) entnommen sind.

Die Verfasserin, welche von Wien nach Dresden reiste, theilt ihre Reise bis Prag in 8 Tagreisen ein, und gibt an, daß man bis Znaim 3 volle Tage brauche. Sie behauptet, daß Reisende mit Lohnkutschern nicht gerne in Gasthöfen aufgenommen werden, und spricht von königlichen (sic) Gärten und Parkanlagen, welche bei Stockerau zu sehen sind und ein Ganzes ausmachen, das einen lieblichen Anblick gewährt. Auf dem Wege nach Stockerau finden sie lauter Städte, nennt auch Hollabrunn eine Stadt und vergleicht die dortige Gegend mit dem Süden von Frankreich. Das herrschaftliche Schloß daselbst nennt sie ein kaiserliches, und berichtet uns, daß die Städte »auf dieser Seite Wiens« hauptsächlich aus Ziegeln und Steinen erbaut sind, während die Dörfer bloß aus Hütten bestehen. Jetzelsdorf nennt sie die erste Stadt Mährens, Znaim situirt sie auf eine ausgedehnte und weite Ebene. Die Iglauerinnen kleidet sie in Beinkleider und macht Stecken zur ersten Poststadt (?) Böhmens. — So geht der Unsinn und die platteste Mangelhaftigkeit alles Wissens durch die ganze, ungemein dürftige Reisebeschreibung fort. Der Leser, wenn er ein Ausländer ist, lernt Oesterreich aus diesem Buche nicht kennen, denn es scheint, daß die Verfasserin, die vermuthlich der deutschen Sprache unkundig war, sich mit bloßen Fictionen begnügte, und nirgend auch nur auf eine oberflächliche Untersuchung sich eingelassen hat. K — ch.

Schultes gibt in seiner Donaufahrt, in der Stelle, wo er von Steiermark spricht, folgende irrige Angabe: »Ulrich der »lange Kapeller, aus der alten berühmten Familie derer von »Kapell, der in der entscheidenden Schlacht zwischen Ottokar »und Rudolph von Habsburg am Marchfelde Wunder that, »und dem Oesterreich seine heutige Gestalt verdankt, insofern »Er es gewesen, der den bereits gefallenen Rudolph wieder »auf den Gaul brachte, kaufte im J. 1280 das Schloß Steyereck ꝛc.« Diese Angabe ist dahin zu verbessern, daß nicht Ulrich, sondern Berchtold von Kapell, dem ein Corps de Reserve anvertraut war, das Verdienst erwarb, dem Kaiser ein Pferd zugeführt zu haben, als das seinige durch den Lanzenstoß eines thüringischen Ritters erstochen, und der Kaiser zu Boden geworfen ward. (?!) K — ch.

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

96. Sonnabend, den 2. December 1837.

Einige Notizen
über die
Wahl des Lordmayors der Stadt London
und
über die Festlichkeiten in Guildhall.

(Schluß.)

Am Wahltage selbst begab sich der neu erwählte Lordmayor Sir Edward Becher, in Begleitung des vorigen Lordmayrs, der Aldermen und der Sheriffs, welche alle in ihren Scharlach-Roben erschienen waren, an das Ufer; von dort aus fuhren sie in der Stadt-Barke nach Westminster, wohin sie die verschiedenen Zünfte in ihren Barken geleiteten; nachdem sie hierauf an's Land gestiegen, und im feierlichen Umzuge um Westminster-Hall herumgeschritten waren, verfügten sie sich in die königliche Schatzkammer, wo der Sergeant Raby eine passende Anrede hielt, auf welche Sir Thomas Pangelly, der erste Lord der Schatzkammer antwortete. Der Lordmayor legte sonach den üblichen Eid ab, und kehrte zu Wasser nach Black Friars zurück, von wo aus er mit dem üblichen Gepränge in Guildhall seinen Einzug hielt.

Der König und die ganze königliche Familie hatten sich in Begleitung ihrer höchsten Kronbeamten und eines äußerst zahlreichen Gefolges um 3 Uhr nach Mittag in ihren Kutschen nach Cheapside begeben. Die Stadt-Miliz machte von Temple-Bar aus Spalier, und alle Balcons waren mit herrlichen Teppichen behangen. Die hohen Herrschaften sahen die Prozession auf einer Estrade unweit Bow-Church mit an. Die beiden Sheriffs geleiteten sie hierauf nach Guildhall. Als der König die Schwelle betrat, überreichte ihm der neugewählte Lordmayor kniend das Schwert, welches Se. Majestät ihm huldvoll wieder zurück gab. Unter Vortragung desselben schritt man hierauf in den Rathssaal, wo Mr. Thomson im Namen der City folgende Anrede hielt: „Genehmigen Eure Majestät den Ausdruck des innigsten Dankgefühles von Seite des Lordmayors, der Aldermen und Bürger dieser Stadt für die hohe Ehre, welche ihr durch die Gegenwart Eurer Majestät, Ihrer erlauchten Gemahlin, Ihrer königlichen Prinzessin und Ihrer königl. Hoheit zu Theil wird."

„Unaussprechliche Freude gewährt es ihr, daß Eure Majestät ihren guten Willen und den Beweis ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit in Gnaden aufzunehmen, und ihre Huldigung auf so liebevolle Weise zu empfangen geruhten."

„Dieser Freudentag wird ihr ewig unvergeßlich bleiben; — es ist der glückliche Tag der ihrem allergnädigsten Könige das Leben gab, einem Könige, welcher ihr so hohe Ehre zu Theil werden läßt, und sie in dem Genusse aller ihrer Rechte und Freiheiten schützt; einem Fürsten, der es sich zum Vergnügen macht, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, und der seiner Krone dadurch den schönsten Glanz zu verleihen glaubt, daß er die Religion, die Gesetze und Freiheiten seines Volkes aufrecht erhält.«

»Erlauben Eure Majestät, daß Ihre getreuen Unterthanen diese Gelegenheit ergreifen, um Sie ihrer unveränderlichen Liebe und Anhänglichkeit und des wärmsten Eifers für die Unterstützung Ihrer Regierung zu versichern. — Hierin liegt ja die beste Garantie für die Aufrechthaltung unserer Verfassung in Kirche und Staat, und für die ungestörte Fortdauer alles dessen, was einem Britten nur immer theuer ist."

Aus dem Rathszimmer verfügte sich die königliche Familie in den Bankettsaal, wo die Tafeln aufgeschlagen waren. Nachdem sich Alles auf seine Plätze niedergelassen hatte, und Stillschweigen gebothen worden war, verkündigte der öffentliche Ausrufer, daß Se. Majestät auf das Wohl des Lordmayors und der guten Stadt

London und auf das Gedeihen ihrer Bürgerschaft getrunken habe.

Der zweite Toast wurde von dem Lordmayor, den Aldermen und dem Bürger-Ausschusse auf die Gesundheit des Königs, und der dritte auf die Gesundheit der Königin ausgebracht.

Nach dem Festmahle zog sich die königliche Familie wieder in die Rathsstube zurück, und wohnte dann bis 11 Uhr in der Nacht einem Balle in der sogenannten langen Gallerie und den daranstoßenden Gemächern bei.

Se. Majestät geruhten zu befehlen, daß den Sheriffs eine Summe von tausend Pf. St. ausbezahlt werden sollte, um damit arme Schuldner aus dem Arreste zu befreien.

Die hohen Herrschaften kehrten auf dieselbe Weise, wie sie gekommen waren, nach dem St. James-Pallaste zurück. Die Straßen waren auf das Glänzendste erleuchtet, und das Volk begrüßte seinen Souverain mit lautem Jubel.

Nach dem beigefügten Rechnungs-Ausweise hatte das Bankett 4889 Pf. St. 9 Sh. gekostet.

Die vornehmsten Gäste wurden an 15 Tafeln mit 1075 Schüsseln bewirthet. Man zählte an der königlichen Tafel, an der sich Ihre Majestäten, die Prinzessinen und die Hofdamen befanden . . . . 279 Gerichte

an 1	Tafel	für den hohen Adel . . .	144	„
an 1	„	für die auswärtigen Minister	144	„
an 1	„	für den Lordmayor und die Aldermen	132	„
an 4	„	für den Gemeinde-Ausschuß .	128	„
an 1	„	für die Richter und Serjeanten	36	„
an 1	„	für andere Gäste	36	„
an 1	„	für die Frau des Lordmayors und die Gattinen der Aldermen .	48	„
an 4	„	für die übrigen Damen . .	128	„
		Zusammen . . .	1075	Gerichte.

Am Abende während des Balles wurde noch eine große Anzahl von minder vornehmen Gästen bewirthet.

Die Quantität der verzehrten Weine stellt sich in folgender Uebersicht dar:

Gewöhnlicher Tischwein . . .	241	Bouteillen.
Champagner	241	„ „
Burgunder	144	„ „
Malvasier und Madeira . .	120	„ „
Claret	2005	„ „
Rother Port-Wein	504	Bouteillen.
Weißer Port-Wein	258	„ „
Moselwein	160	„ „
Canariensect	68	„ „
Alter Rheinwein	48	„ „
Zusammen . .	3789	Bouteillen.

Das Orchester hatte 100 Pf. St. als Bezahlung erhalten, und bestand aus 47 Personen, nämlich: 2 Trompeten, 1 Pauke, 4 Waldhörnern, 18 Violinen, 2 Violoncellen, 2 Baßgeigen, 5 Flöten, 7 Fagoten und 6 Hautboen. —

So glänzend diese Ausstattung auch für die damaligen Zeiten gewesen seyn mag, so dürfte es doch mit der gegenwärtig herrschenden Pracht kaum einen Vergleich auszuhalten im Stande seyn. Schon das für Georg III. im J. 1761 veranstaltete Gastmahl kostete beinahe um die Hälfte mehr, nämlich 6898 Pf. St. 5 Sh., das Budget des jetzigen ist uns aber noch nicht zu Gesichte gekommen.

Kaiser Leopold I.

und der nachherige

Nürnberger Buchdrucker Andreas Knortz.

Beiläufig um das Jahr 1676 wollte Andreas Knortz — in Nürnberg eine neue Buchdruckerei errichten, konnte aber von dem dortigen Magistrate die Erlaubniß dazu nicht erhalten. Mißmuthig nahm er seine Flöte, und ging nach Wien, um sich bei dem Kaiser unmittelbar die Gewährung seiner Bitte zu erwirken. Eines Tages hörte er, daß der Kaiser um eine bestimmte Zeit nach einem nahen Lustorte fahre. Er stieg sonach auf einen Baum, in der Nähe des ihm bezeichneten Weges, und spielte auf seiner Flöte. Der Kaiser, welcher im Vorüberfahren das schöne Spiel hörte, ließ den Kutscher halten und erkundigte sich, wer denn der Flötenspieler sey. Knortz, als er die Neugierde des Kaisers bemerkte, stieg sogleich von dem Baume, fiel dem Monarchen zu Füßen, und brachte sein Gesuch vor. Der Kaiser war sehr gnädig gegen ihn, bezeugte sein Wohlgefallen an dem Flötenspiel und verwendete sich nachher bei dem Nürnberger Magistrate, daß er eine neue Druckerei zu Nürnberg errichten durfte.

Aus dieser Druckerei ging im Jahre 1680 ein jetzt seltenes, sehr merkwürdiges Schriftchen über die Kunst des Ballspiels hervor. Es führt den Titel:

„Kurzer Unterricht, deß lobwürdigen, von vielen hohen Stands Personen, beliebten Exercitii deß Ballenspiels, denen, so Lust haben, solches zu erlernen, sehr nützlich gestellet, durch Johann Georg Bender, Ballenmeister in Nürnberg. — Nürnberg, gedruckt bei Andreas Knortzen. Im Jahr Christi 1680.“ (36 S. in 12.)

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Obwolen nun allerhand Exercitia und freye Künste in Büchern gedruckt gefunden werden, wornach diejenige, welche solche zu verstehen Lust tragen, sich reguliren können, so ist doch von dem lobwürdig berühmten Ballenspiel noch niemalen nichts aufgesetzt, viel weniger in den Druck gegeben worden, hat auch niemalen keiner, solches zu thun, sich bemühen mögen.“

Wir glaubten bei dieser Gelegenheit um so mehr auf das Büchlein wieder aufmerksam machen zu müssen, als man darin über die Terminologie und die Regeln des Ballspiels das Nöthige nachlesen kann. W.

Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Siebentens, sagt der Verfasser, würde es gleichsam der Schlußstein und die Krone des ganzen Unternehmens seyn, wenn, wie König Philipp in Belgien, Seine kaiserl. Majestät auch im Erzherzogthume Oesterreich mehrere Bisthümer errichten wollten. Es ist nämlich unmöglich, daß der Bischof von Passau seine Diöces, welche in Oesterreich über sechzig deutsche Meilen einnimmt, hinlänglich genug oder nur mit einigem Erfolge versehe. Etenim haec ipsa negligentia ordinarii magna causa est, quod tam variae multiplicesque sectae pullularint in Austria. Qui enim potuit fieri, ut unus officialis Viennae habitans, tam longe fuseque posset dispicere, quid passim in plebe et in Clero circa doctrinam fidei ageretur? Synodi penitus cessaverunt intra annos 60. Visitationes ab ordinario nullae susceptae, multo minus finitae unquam sunt et ad aliquam perductae frugem etc. etc. Als die Orte, wo die neuen Bisthümer entsprechend gegründet werden könnten, bezeichnet der Verfasser Ens und Krems; dabei dringt er auf Gebiets-Erweiterung für den Wienerbischof, und zwar so, daß selbes westlich an die Kremser, östlich an die Graner, nördlich an die Olmützer und südlich an die Neustädter Diöcese gränzte. Zu gleicher Zeit sollte mit dem Erzbischof von Salzburg unterhandelt werden, um von ihm bis auf bestimmte Punkte eine Abtretung seiner Diöcesan-Gerichtsbarkeit für den Bischof von Neustadt zu erwirken. Nun folgen Ansichten und Bestimmungen, die, wenn der Vorschlag ins Leben treten sollte, als unerläßlich erschienen. Sie zeugen von der tiefen Einsicht, welche Staphylus über die Lage der Dinge hatte, und die auch bei den Vorschlägen, welche er zur Verbesserung der Sitten, und zur Wiederherstellung der Kirchengüter schließlich entwickelt, höchst erfreulich hervortritt. Die Berathung über den letzten Punkt endigt er mit folgenden Worten: „Doctrina igitur Catholicae fidei ut ante omnia instauretur, atque firmioribus stabiliatur fulcris, vel unice studendum erit principio: postea vero doctrinae fundamentis constanter solideque jactis poterit tum demum agi de recuperandis Ecclesiae opibus.“

Der ganze Rathschlag ist unverkennbar von großer Wichtigkeit für die Geschichte der damaligen Zustände; allein er leidet bei allen Vorzügen dennoch an der krankhaften Bewegung seiner Zeit, indem er Einzelnes für ausführbar hält, was die ehrwürdige und erfolgreiche Consequenz der katholischen Kirche zurückweisen mußte! —

Die übrigen Schriften, welche von der Thätigkeit des unermüdeten Staphylus in Oesterreich zeugen, sind: „I. Ad Imperatorem Ferdinandum I. de reformanda Ecclesia consilium.“ II. „Relatio de actis Oratoris Bavarici in calicis eucharistici causa Romam ad Summum Pontificem ablegati“ und III. „Consultatio Imper. Ferdinandi I. jussu instituta de articulis Reformationis in Concilio Tridentino propositis ac proponendis.“ Wir glauben eine nähere Zergliederung derselben hier um so mehr unterlassen zu dürfen, als ihr Inhalt aus dem Vorgange des Conciliums von Trient hinlänglich bekannt ist, und auch hierüber von Bucholtz die vollständigsten Aufschlüsse gegeben wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der schedlich fürkauff bin ich genant,
In aller welt sehr wohl bekant,
Mein kragen füll ich geutiglich,
Im wyener thon, so singt man mich.

Usura pestis est amara.

Wend jr wissen wie es kompt,
Das mir jetzunt auff diese stunt,
So grosse theurung haben,
In dem getreyd, das vns Gott geit,
Von dem wer vil zusagen.

Dan das getreydt ist ietz nim frey,
Von dem fürkauff, vnd gremerey,
Dan sie drum deglich lauffen,
Frey offenbar, Ein gantzes jar,
Alle wahr fein auffzukauffen.

Ja schier inn jedem winkel sitzt,
Ein rauber der die finger spitzt,
Mit fürkauff sich zu nehren,
Wie kunt dann neit, zu aller zeit,
Solch theurung sich stetz mehren.

Der wucher ist ein schnöder gast,
Der gantzen gmein ein vberlast,
Vnd thut jr grossen schaden,
Wolt Gott das er, leg in dem meer,
So weren mir entladen.

Dann aller fürkauff geht zu raht,
Vmb wein vnd korn das im feld stat,
Auff das er jn mag werden,
O Gott das der fürkauff all wer
Zwölff sprossen von der Erden.

Ich mein die rechten kauffleut nit,
Die jr wahr selber holen weyt,
Auß andern frembden landen,
Nur die allein, ich jetzund mein,
Die prangen in jr schanden.

Vnd warten auff den armen man,
Der auch gelt vm sein wahr muß han
Ab der sie stets thun schmaien,
Vnd thuns jm nit, zu keiner zeit,
Vmb das halb gelt bezalen.

So baldt die wahr jn kompt zu hauß,
So bringt sie nieman mer herauß,
Er die jm dann nach lauffen,
Vnd sprech grad her, dannocht muß er
Sie theur vmb jn erkauffen.

Dann ist es nicht ein grosse schand,
Das wein vnd korn ist gnug im land
Vnd sols so theur bezalen,

Als muß man die, von nöthen hie,
Aus andern landen haben.

Als ob kein wein im land nit wehr,
So doch voll sind nach die keller,
Kein oberkeyt solts leyden,
Solt straffen frey, solch schinderey,
Ein ieder würds bald meyden.

Hing man jm nur ein ringlin an,
Vnd ließ jn für ein Juden gan,
Man würd jr vil erkennen,
Der geistlichen, vnd weltlichen,
Ich wolt schier etlich nennen.

Man sagt wie in dem Welschenland
Die hewschrecken jn jetzunt haut,
Jr wein vnd korn abgfressen,
Wiewol doch sie, jnnen noch nie,
In heusern sind gesessen.

Vnd jnnen kasten, keller glert,
Wie man von diesen sieht vnd hört,
Das sie mit gelt thun stechen,
Mit dem sie heut, vnd alle zeit,
Kasten, keller auffbrechen.

Den fürkauff ich nit loben kan,
Ein jeder schier all waar will han,
Schleckpfennig drin zu suchen,
Darum jn kan, der gmein arm man,
Billichen etwan fluchen.

Man hat auch gar ser am fürkauf spürt
Das er das leder hat bedeurt,
Der Teufel muß jn holen,
Will dan der schuster leder han,
Im muß ers theur bezalen.

Sol einer nur ein gabel han,
So muß er zu den grempen gan,
Ein feurbloß auch des gleichen,
Den weschring vnd das hafenreff,
Thun sie auch stetz erschleichen.

Der hudelump ist auch imspiel,
Der fürkauff jn auch haben wil,
Ein gwin darin zu haben,
Damit dann der, bappirer ser.
Von weytem her muß traben.

Sonst sind noch mer der kauderer,
Im wechsel treiben sie gefer,
Ich kan sie nit all nennen,
Ja solch feinantz, bringt gute schantz!
Wann sie mit spiessen rennen.

Hiet dich darfür o frommer Christ,
Dann du deins guts kein herr nit bist,
Wie dir die gschrifft thut sagen,
Kein greitwurm dich, wirt sicherlich
In deim gewissen nagen.

*) Darunter ein Holzschnitt. 4. Bl. 8 (1538—1540.)

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

97. Mittwoch, den 6. December 1837.

Zur Befreiung der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. von der Fabel,
daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

Ein auffallendes Beispiel, wie schwer es ist, eine seit lange in die Geschichte aufgenommene Erdichtung, zumal, wenn dieselbe schon von Zeitgenossen auf das blinde Gerücht, oder auf Vermuthungen eines Berichterstatters hin, für Thatsache angenommen worden war, auch selbst in Kraft vollständiger Gegenbeweise wieder aus der Geschichte zu verbannen, bietet sich in der Fabel dar, daß Kaiser Karl V. seinen Bruder zu bestimmen gesucht habe, seiner römischen Königswürde und dem damit gegebenen Anspruch auf die Kaiserwürde zu entsagen, um sie dem Prinzen Philipp, dem Sohne Karls, zuzuwenden, und daß dieses Projekt von der Königin Maria eifrig und wirksam unterstützt worden sey. — Es hat aber schon Schmidt »Geschichte der Deutschen« (Th. VI., S. 169 bis 176) die Sache im Wesentlichen richtig dargestellet, und dem Unterzeichneten ist es neuerlich vergönnt gewesen, aus den seither unbekannten Originalquellen, insbesondere aus dem Briefwechsel Ferdinands mit Maria den ganzen Vorgang, der zu jener Verwechslung Anlaß gegeben, beinahe vollständig ans Licht zu bringen, und den urkundlichen Beweis von der Grundlosigkeit obiger Nachricht zu führen. (Geschichte der Regierung Ferdinands I. Th. VI., S. 457 bis 467.) Doch scheint diese Mittheilung seither noch mehrentheils übersehen worden zu seyn, was um so erklärlicher ist, weil sie in einen Abschnitt eingerückt wurde, dessen Aufschrift den Gegenstand nicht ausdrücklich erwähnte. Da jene Fabel aber geeignet ist, ein ganz schiefes Licht auf das Verhältniß der beiden Brüder und somit auf den Charakter Karls zu werfen, so dürfte es den Freunden der Geschichte nicht unwillkommen seyn, wenn wir hier noch besonders darauf aufmerksam machen; wozu uns auch einen näheren Anlaß gibt, daß noch neuerlich zwei vaterländische Historiker jene irrige Angabe mit Zuversicht wiederholt haben, obwohl dieselben im Uebrigen auch das besagte Werk beachten und Berichtigungen daraus anführen. Es ist dieß erstlich Graf Mailath (Geschichte des österreichischen Kaiserstaates Th. II., S. 201), welcher am Ende seiner ausführlichen und mit Genauigkeit in manche Einzelnheit eingehenden Darstellung der Regierung Ferdinands erwähnt: „Auch späterhin verehrte Ferdinand den Bruder gleich einem Vater, nur als Beide am Abend ihres Lebens standen, erhob sich Mißhelligkeit zwischen Beiden wegen der römischen Kaiserwürde, die Karl V. aus verblendeter Vaterliebe seinem Sohn Philipp zuwenden wollte; Ferdinand aber in richtiger Würdigung der Verhältnisse für sich ansprach.“

Zweitens ist es der Verfasser des neuerlich in diesen Blättern mitgetheilten Aufsatzes: „Claudius Tolemei, über das in der Ebene zwischen Wien und Wiener Neustadt versammelte spanische und deutsche Reichsheer. Karl V. und seine Zeit“ — indem derselbe (mitten unter andern Bemerkungen über das damalige Verfahren Karls V., welche im Ganzen von richtigem Eindringen in die eigensüchtige Staatskunst aller jener katholischen nicht minder als der protestantischen Mächte zeugen, gegen welche jener Kaiser gerüstet oder bewaffnet seyn mußte), auch die ganz unbegründete Vermuthung aufgenommen hat, es habe sogar schon damals, im Jahre 1532, im zweiten Jahre der römischen Königswürde Ferdinands und als der Prinz Philipp erst 5 Jahr alt war, der Kaiser Karl die Absicht gehegt, seinem Bruder die Nachfolge im Kaiserthum wieder zu entziehen, um selbe seinem Sohne zuzuwenden, und auch um dieser Absicht willen habe er die Kriegsmacht Suleimans zu vernichten, und so die Macht seines Bruders fester zu begründen keine Neigung getragen. Wahrscheinlich hat die Entschiedenheit, womit Robertson in sei-

ner Geschichte Karls V. (einem Werke, welches fast nur in der Geschichte der Kriege mit Frankreich allenfalls seinem Ruf entsprechen mag, in den meisten tieferen und wahrhaft interessanteren Beziehungen aber ganz unglaublich schwach und ungründlich ist) bei einer spätern Epoche die Sache erzählt, den erwähnten Verfasser verleitet, jene Vermuthung zu wagen. — Robertson weiß nämlich bei dieser Gelegenheit mit größter Zuversicht sowohl das Innere von Karls Gesinnungen, als welche Hindernisse sich entgegengestellt, und wie er diese überwältiget, anzugeben, und reihet dabei eine Unwahrheit an die andere, zu einem neuen Beweise, wie wenig man sich auch bei berühmten Geschichtschreibern auf zuversichtlich ausgesprochene Darstellungen verlassen darf, wenn sie nicht auf urkundlichen Quellen sich stützen; zumal, wenn es sich dabei zugleich von solchen Thematen handelt, in welchen feindliche Vorurtheile die Stelle von Quellen vertreten sollen. In der angeführten Stelle nämlich stellt Robertson folgendes Bild auf. „Karl war nicht fähig, ein außerordentliches Glück zu ertragen. Die Wirkung, die dasselbe auf seine Seele hatte, war so heftig und berauschend, daß sie ihn über alles erhob, was mäßig war, und seine ganze Aufmerksamkeit mit der Ausführung weit ausgedehnter, aber auch chimärischer Entwürfe beschäftigte. Nach dem Siege über die schmalkaldischen Bundesgenossen strebte er alsbald darnach, daß er ganz Deutschland zur Einförmigkeit in der Religion bringen und die kaiserliche Macht despotisch machen möchte. Man konnte nur mit offenbarer Gefahr darnach streben, aber seine durch das Anschauen dieses ungeheueren Planes erhitzte Einbildungskraft setzte sich über alle Schwierigkeiten mit Verachtung hinweg. Er bildete sich die Ausführung als gewiß ein, und war nur bekümmert, wie er den Besitz eines so wichtigen Gutes in seiner Familie erblich machen, und sowohl das deutsche Kaiserthum (nämlich wohl das despotisch gemachte), als die spanischen Königreiche, und seine Herrschaften in Italien und den Niederlanden seinem Sohne hinterlassen könnte. Nachdem er diese schmeichelnde Idee lange bei sich überdacht, und sie Niemanden, nicht einmal seinen vertrautesten Ministern entdeckt hatte, mußte Philipp aus Spanien kommen, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart die Ausführung dieses Planes befördern würde.“ — So begründet R. zunächst das alte Thema von der bezielten Universal-Monarchie durch Darstellung der geheimsten Gedanken in Karls Seele, die er nicht einmal seinen vertrautesten Räthen mitgetheilt; ohne anzudeuten, wie es ihm denn möglich gewesen, die so geheim, und tief im Innern verschlossen gehaltenen Gedanken zu erspähen? Etwa aus Zusammenstellung der Thatsachen? Wie ganz anders aber ist das, aus diesen hervorgehende Bild? Wie gemäßigt und schrittweise erscheint Karls V. Verfahren auch in der Religionsbeziehung? Der in Verbindung mit protestantischen Fürsten geführte Krieg; die dem Moritz in voraus zugelassenen Artikel; das Vermeiden gewaltthätiger Maßregeln in den eroberten protestantischen Gebieten; der Eifer, womit das Concilium und die Reform des katholischen Theils im Augenblicke des Sieges erstrebt wurden; das Vorschreiten zum Interim wegen der von dem Mißtrauen der italienischen Prälaten selbst damals ausgehenden Hindernisse sollten hinreichen, um Karls Verfahren vor dem so ganz unhistorischen Vorwurf einer unbedingten Willkür oder berauschten Einbildungskraft in der Religionssache zu schützen; da vielmehr neben jenem Eifer, der allerdings gern mit Aufopferung des eigenen Lebens den Zwiespalt im Glauben nach und nach vermindert, und wo möglich eine Vereinigung wieder herbeigeführt hätte, hier so ganz klare Einsicht darüber sich zeigt, daß ohne Reinigung vom praktischen Verderben, ohne Erneuerung und Reform im Innern der Kirche, diese Zurückführung unthunlich, und daß diese überhaupt durch bloße Gewalt nicht möglich sey. — Was aber die sogenannte Verwandlung des Kaiserthums in Despotie betrifft, so liegt in dem ganzen Verfahren Karls, so weit nämlich der schmalkaldische Krieg beendet war, und außer der persönlichen Gefangenschaft der beiden Hauptgegner eigentlich gar nichts vor, was dazu irgend einen scheinbaren Beleg geben könnte. Allerdings war es der Zweck der Kriegsbedingungen, die Gegner außer Stand zu setzen, den Krieg leicht wieder anzufangen, und in den Demüthigungsacten sollte der Majestät des Kaiserthums Genugthuung geleistet werden, aber es geschah übrigens nicht das Mindeste, was auf eine Aenderung im Besitzstand der Fürstenhäuser, oder eine Aenderung ihrer verfassungsmäßigen Rechte gezielt hätte. Es war unpolitisch, die Gefangenschaft des Landgrafen zu verlängern, und weit richtiger dürfte der Rath Ferdinands gewesen seyn, denselben auf Ehrenwort, sich wieder auf Berufung stellen zu wollen, frei zu lassen; aber mit jener Gefangenhaltung bezielte der Kaiser auch nichts anders als Sicherstellung gegen neue Umtriebe des Landgrafen, obwohl mit verfehlter Berechnung. — Das sächsische Kurthum wurde zwar der Linie des Johann Friedrich entzogen, aber der nächst verwandten

Linie übertragen; statt des gefangenen Johann Friedrich regierten seine Söhne, statt Philipps von Hessen sein Sohn und seine Räthe in seinen Ländern. — Das kleine Pfalz-Neuburg wurde zurückgegeben und weder im Pfälzischen, noch im Würtembergischen oder sonst irgendwo im Reich irgend eine Territorialentziehung bewirkt. Und obwohl hinsichtlich des Würtembergischen dem K. Ferdinand, welcher Lehensherr war, seine Ansprüche vorbehalten worden, und dieser dieselben nachdrucksvoll verfolgte, so geschah doch vom Kaiser nichts deßhalb zu seinen Gunsten. — Das politische Hauptziel des Kaisers war die Begründung einer Ligue für die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens im Reich, ohne Beziehung auf die Religion, nach Art des schwäbischen und des spätern kaiserlichen Bundes; zugleich mit Handhabung des Verbots, bei Reichsfeinden in Kriegsdienst zu gehen. Die Sendung des Schwendi an den Niedersächsischen Kreis hatte denselben Zweck.

Wo ist hier Beleg zu der Anklage, Karl V. habe die deutsche Freiheit zu vernichten beabsichtigt, und wie können auch selbst neuerlich noch wieder Männer, wie Voigt zu Königsberg, diese so höchst oberflächliche Anklage wiederholen? Ging doch auch der Kaiser in jene Idee Ferdinands nicht ein, daß ein Reichsfond creirt werden möchte, in Verbindung mit der Vorsicht, wenn die Churfürsten vermocht werden könnten, bei den drei nächsten Kaiserwahlen im Hause Oesterreich zu bleiben, ohne Erblichkeit übrigens. Selbst jene Idee also hielt Karl für unausführbar (nicht eigentlich die Versicherung von drei Wahlen im Hause Oesterreich, wie die Folge zeigen wird), und so weit war er entfernt, eine ganz oder mehrentheils unbedingte Monarchie in Deutschland gründen zu wollen. Wie viel richtiger beurtheilten ihn seine Zeitgenossen, wenn man nicht so unhistorisch seyn will, aus den Manifesten seiner Feinde, etwa aus dem wahrheitswidrigen Produkt Heinrichs II. von Frankreich, oder gar aus Spottliedern eines fanatisch aufgeregten Parteigeistes Urtheile schöpfen zu wollen. Das war nun einmal die materielle Gleichgewichts- und Oppositions-Politik des 16ten Jahrhunderts: einer war durch Siege mächtiger geworden, Grund genug ihn anzugreifen, um ihm wieder des etwaigen Uebergewichts zu berauben. Unbefangene Beurtheiler aber, wie z. B. der gut unterrichtete venetianische Bothschafter Novigiero [1] sagten nur, der Kaiser habe den Zweck gehabt, einerseits den schmalkaldischen Bund zu zerstören, andererseits aber eine Ligue zu gründen, durch deren Mittel er durch Kunst Monarch seyn (di essere con ingegno Monarco) das heißt, sich in verfassungsmäßigen Formen einen Frieden erhaltenden und vorwiegenden Einfluß, als Haupt des Ganzen sichern könne, denn Deutschland zu unterjochen (soggiare, und das wäre doch wohl jene prätendirte Verwandlung des Kaiserthums in Despotie) — sey nie seine Absicht gewesen, da er wohl wisse, wie schwer es sey, auch nur eine einzelne Stadt, die an Freiheit gewöhnt, zu unterjochen. — Und wirklich jenes Bild, welches Robertson von den Gesinnungen Karls V. entwirft, erscheint schon in sich als ein durchaus willkürliches und ganz unbegründetes, wenn man sich den fast bis zum Uebermaß abwägenden, ruhigen feinen Mann vergegenwärtiget, welcher Energie und muthige Verfolgung seiner Zwecke nur innerhalb solcher Gränzen kannte, so die überdachteste Erwägung festgestellt hatte, und welcher nach den errungenen Siegen über die protestantischen Fürsten in Deutschland gleich die größte Energie seines Geistes gegen die Hindernisse richtete, welche Ihm auf katholischer Seite, und von katholischen Mächten entgegentraten.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Geschichte der Regierung Ferdinands I. VI., S. 491.

Gelehrte Ausländer zu Wien
im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Fortsetzung.)

Außer der Thätigkeit, welche Staphylus im Rath und durch die angeführten, schriftlichen Vorschläge an den Tag legte, war dessen gründliche, theologische Bildung auch noch in anderer Beziehung wirksam. Kaiser Ferdinand I. verwendete ihn selbst zu öffentlichen Geschäften. So im J. 1556 auf dem Reichstage zu Regensburg und 1557 zu Worms bei dem Colloquium, das eine Vereinigung der Parteien bezweckte. Es fiel indessen eben so, wie alle früheren aus: der Streit wurde dadurch wo möglich noch mehr gesteigert. Staphylus war erster Redner auf der Seite der Katholiken, und der Umstand, daß sich unter den Protestanten sein früherer Lehrer Melanchthon und Graf Ludwig von Eberstein und Neugarten, dessen Hofmeister er vormals gewesen, befanden, gab seinen Gegnern zur Erfindung mehrerer abgeschmackten Erzählungen Anlaß. Besonders zeichnete sich hierin der Prediger zu

Göppingen, Jakob Andreä, aus. Staphylus begegnete ihm in seiner kräftigen Erwiederung in defens. apologiae S. 78 mit folgenden Worten: Objicit mihi, me Melanchthonis et Ludovici Comitis de Eberstein defugisse conspectum; tum quoque ingredi me per plateas, nec tamen adspectare homines. Inde porro sublimis hic Doctor id vult effici, me propterea quod quintum Lutheri evangelium oppugnem et damnem, mala angi conscientia. Annon vero isthuc cumprimis validum est argumentum? Sane quod ego in plateis gradiens non in omnes passim angulos meos circumagito et conjicio obtutus, perinde ut insignis heros Smidelinus (Andreae), nemo qui sit honesti et integritatis amans, in malae conscientiae argumentum id interpretari poterit. Quodque etiam aliquamdiu proh dolor infirma fui oculorum valetudine, multi norunt honesti homines, id mali neutiquam mihi ex vini aut cerevisiae largioribus poculis accidisse etc.

Die tiefe Spaltung, welche bei dem Religionsgespräche zu Worms unter den Häuptern der Glaubensneuerer mehr als je hervortrat, veranlaßte Staphylus zur Herausgabe seiner bereits erwähnten Schrift: Trimembris Theologia[4], welche mit Recht großes Aufsehen machte. Sie schildert eben so wahr als eindringlich die Streitigkeiten, und das innerste Zerwürfniß der Nachfolger Luthers; vor Allem aber und mit lebendigen Farben den Verfolgungsgeist, der unter sie gefahren war, und Sekte wider Sekte trieb. Kein Wunder, daß dadurch sämmtliche Gegner in Harnisch gebracht wurden, und, weil sie das Thatsächliche nicht bestreiten konnten, auf die Person losgingen. Zahllose Flugschriften erschienen und verbreiteten durch ganz Deutschland die finsteren Ausgeburten offener Lüge und Verläumdung. Staphylus entgegnete ihnen vorerst mit edler Besonnenheit; als aber die Sprache der Wahrheit dem zügellosen Treiben keine Schranken setzte — wie es in jener Zeit der Aufregung wohl nicht anders kommen konnte — suchte er 1559 auf dem Reichstage zu Augsburg gesetzliche Abhülfe. Er forderte seine Gegner auf, vor Gericht zu erscheinen, indem er sich bereit erklärte, jeder Beschuldigung zu stehen, und das rechtsgegründete Urtheil abzuwarten. Was indessen vorauszusehen war, geschah — Niemand stellte sich, und Staphylus begnügte sich mit der Rechtfertigung, welche ihm das Stillschweigen seiner Gegner vor aller Welt geben mußte.

Auch war es zu eben der Zeit, in Augsburg, daß Staphylus seine Defensio pro trimembri Theologia M. Lutheri contra aedificatores Babylonicae turris, Ph. Melanchtonem, Schwenkfeldianum Longinum, And. Musculum, M. Flaccium, Jac. Andream verfaßte, und in Ingolstadt drucken ließ. Sie geht, wie aus dem Titel zu ersehen, in die Einwürfe ein, welche wider die Theologia trimembris von den genannten Männern gemacht worden, und wenn der Ton darin mehr, als wünschenswerth ist, leidenschaftlich erscheint, mag man es wohl dem Manne zu Gute halten, der im Gefühle des Rechts die Urheber so gröblicher Beschimpfungen eben umsonst vor die Schranken gerufen hatte! — Im hohen Grade erfreulich für Staphylus war die seltene Auszeichnung, die ihm auf demselben Reichstage zu Theil wurde, die feierliche Ernennung nämlich zum Doctor der Theologie. Da er verheirathet war, konnte nur eine Dispens von Rom dazu befähigen; Kaiser Ferdinand hatte sich deßwegen selbst an den Papst gewendet, und dieser hob nicht nur durch ein Breve das Hinderniß auf, sondern schickte auch das rothe Biret, und übertrug dem Erzbischof von Salzburg die Promotion. Sie ging unter Assistenz des Bischofs von Merseburg, des Dompropstes von Worms und in Gegenwart vieler Doktoren am 19. Mai 1559 vor sich, und erregte, wenigstens bei den Katholiken, allgemeine Theilnahme.

(Schluß folgt.)

4 Der vollständige Titel lautet: Theologiae Martini Lutheri trimembris Epitome. De topicis praedicumentis: seu theologicis principiis De materia praesentium controversiarum theologiarum. De successione et concordia discipulorum Lutheri in Aug. Conf. nuper collecta Wormatiae durante colloquia. (Ohne Druckort) 1558. 4. und Antverpiae 1562. 8.

Miszelle.

Reynitzsch über Truhten und Truhtensteine (S. 235) erklärt Mushauß durch einen Speisesaal. »Dieß halte aber ich,« bemerkt ein späterer Philolog, „vielmehr für die Gewehrkammer oder für das Zeughaus, worin das Geschütz, welches Mus heißt, aufbewahrt wird, oder ein Schloß, worin man sich mit Geschütz vertheidigt. Davon haben noch die Muskete und der Müsethurm (vulgo Mäusethurm) am Rhein ihren Namen. Unwissenheit der Sprache hat aus dem Geschütz Mäuse gemacht, und die erbauliche Fabel vom Bischof Hatto darauf gebaut«

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

98. Sonnabend, den 9. December 1837.

Zur Befreiung
der
Geschichte Karls V. und Ferdinands I.
von der Fabel,
daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(Fortsetzung.)

An jene falsche Darstellung, deren etwas genauere Beleuchtung um so weniger überflüssig seyn wird, da sie auch sonst in mehr oder minder ähnlicher Wendung gar oft vorkommt, reihet dann Robertson seine ganz falsche Erzählung in Bezug auf den Gegenstand, welcher uns hier eigentlich zunächst beschäftiget. „Große Hindernisse, meint R., mußten überwunden werden, welche eine minder kühne Ehrsucht abgeschreckt haben würden. Karl war so unvorsichtig gewesen, 1530 seinem Bruder Ferdinand zur Würde eines römischen Königs zu verhelfen, und es fand sich keine Wahrscheinlichkeit, daß dieser Herr die nahe Anwartschaft auf die kaiserliche Krone zum Vortheile eines Neffen aufgeben sollte. Dieß schreckte den Kaiser nicht ab, es zu wagen, ihm den Vorschlag dazu zu thun; und da Ferdinand, ungeachtet seiner tiefen Ehrerbietung gegen seinen Bruder, denselben schlechterdings verwarf, so wurde er durch diese einmalige abschlägige Antwort nicht muthlos. Seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, der Ferdinand die beiden Kronen von Ungarn und Böhmen zu danken hatte[1], — — — mußte den Versuch erneuern. (!) — Sie schmeichelte sich, sie würde Ferdinanden bewegen können, dem Besitze der kaiserlichen Würde, die er erst durch einen Sterbfall gewinnen könnte, gegen unmittelbar übertragene Länder zu entsagen, und versicherte ihn, der Kaiser würde ihm zur Vergeltung sogleich Länder von hohem Werthe einräumen, und insbesondere nannte sie ihm das Herzogthum Würtemberg, das unter mehr als einem Vorwande eingezogen werden könnte. Aber Ferdinand war zu ehrgeitzig u. s. w. Ungeachtet dieser unbeweglichen Standhaftigkeit aber, die Ferdinand blicken ließ, gab gleichwohl der Kaiser seinen Plan nicht auf. Er schmeichelte sich, er könne vielleicht seinen Zweck von einer andern Seite erhalten, und es sey nicht unmöglich, die Kurfürsten zu überreden, daß sie ihre erst zu Ferdinands Gunsten ausgefallene Wahl wiederriefen[1], oder wenigstens Philippen zum zweiten römischen König[2] und ihn zum nächsten Erben seines Oheims in der Thronfolge erklärten. (Hier nähert sich R. übrigens der Wahrheit, nur ist die Verwechslung einer vertrauten Verhandlung über künftige Wahl mit einer wirklichen Erklärung als Nachfolger lächerlich.) — — — (Aber) alle Kurfürsten, weltliche sowohl als geistliche, bezeugten einhellig eine so starke Abgeneigtheit gegen Carls Vorschlag, daß er, ungeachtet alles Widerwillens, womit er seine Entwürfe aufzugeben pflegte, diesen als ganz unmöglich fallen ließ. Schon hatte er durch die unzeitige Beharrlichkeit auf denselben nicht allein die Deutschen mit neuem Mißtrauen über seine ehrgeitzigen Absichten erfüllt, sondern auch den Grund zu einer Eifersucht und Zwietracht in dem österreichischen Hause gelegt, und Ferdinand gezwungen, zu seiner Selbstvertheidigung die Kurfürsten und sonderlich Moritz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen und mit denselben in solche Verbin-

[1] Ist denn eine solche grobe Verwechslung mit der Anna, Ferdinands Gemahlin, möglich! Für Ungarn möchte jene Behauptung sonst noch Einiges für sich haben konnen, was aber soll man von Böhmen sagen?

[1] Also ihn als römischen König absetzen sollten; wie ist es möglich, etwas so Sinnloses als historische Vermuthung auszusprechen? — Wenn aber auch Ferdinand einwilligte, so war die Ueberredung der Kurfürsten kein anderer Weg zu dem vermeinten Ziele, sondern das in jedem Fall Nothwendige und allein Entscheidende für das angebliche Ziel.

[2] Das wäre nun vollends etwas Neues und Monströses gewesen, während ein Kaiser lebte, zwei römische Könige zu haben.

bungen zu treten, die ihm (dem Kaiser) alle Hoffnung nehmen mußten, den Vorschlag mit Aussicht auf Erfolg wieder erneuern zu dürfen. Philipp, den diese Scheiterung des entworfenen Planes noch grämlicher machte, wurde nach Spanien zurückgeschickt. Karl mußte diesen Plan seiner häuslichen Ehrsucht, der ihn lange beschäftigt, und alle seine Zeit geraubt hatte, fahren lassen u. s. w.«

An dieser ganzen Darstellung nun ist, wie urkundlich zu beweisen steht, kein wahres Wort. Gerüchte der angegebenen Art hatten sich allerdings verbreitet; aber nie wurde Ferdinanden ein Antrag gemacht, daß er selbst der Nachfolge im Kaiserthum entsagen sollte; das, was Maria und Philipp selbst wünschten, was aber Ferdinand für unausführbar hielt, und worin der Kaiser in gewohnter Weise das Für oder Wider länger abwog, sich aber dann auch dafür entschied, war der Versuch, Philippen nach dem Tode Ferdinands und dem Maximilian erst nach dem Philipp die Nachfolge im Kaiserthum zu versichern.

Das einzige, was für Ausführung dieses Vorhabens wirklich geschah, war eine von Ferdinand selbst übernommene, in seinem Namen, aber im vollsten Einverständniß mit dem Kaiser, und auch mit Zustimmung des deßhalb aus Spanien gerufenen Maximilians bewirkte Sendung an die Kurfürsten Moritz und Joachim; die Antwort derselben war ablehnend, wie Ferdinand vermuthet hatte, und das Projekt mußte aufgegeben werden; Philipp war aber, als sie erfolgte, schon nach Spanien zurückgekehrt. — Was Würtemberg betrifft, so machte Ferdinand als Lehensherr Forderungen gegen den Herzog Christian, worüber eine im nächstens erscheinenden Urkundenbande zur Regierungsgeschichte Ferdinands abgedruckte Schrift (S. 508) vollkommenen Aufschluß gibt; er verfolgte diese Forderungen beim Kaiser als Oberhaupt des Reichs, und wahrscheinlich blieb die Sache wegen der im Jahre 1552 eingetretenen Aenderungen ohne ausdrückliche Entscheidung auf sich beruhen; mit jener Frage von Verhandlungen für Philipp konnte diese Sache nicht in Verbindung stehen; die Bewilligung seiner Forderung wegen Würtemberg konnte nicht etwa als Lockspeise für eine Zumuthung an ihn benützt werden, welche gar nicht Statt fand, und brauchte nicht so benützt zu werden für ein anderes Ansinnen, wozu Er und selbst sein Sohn, ohne solche Hülfsmittel, um dem Kaiser und Philipp vollkommen genug zu thun, sich ihrerseits willig bequemten.

Den urkundlichen Beweis dieser Thatsachen liefert zwar schon der erwähnte 6. Abschnitt im VI. Bande der Geschichte Ferdinands, doch wollen wir aus der betreffenden Original-Korrespondenz König Ferdinands und seiner Schwester einige der wichtigsten Belege hier in der Ursprache folgen lassen.

In dem ersten dieser Schreiben (Prag 29. März 1549) eröffnet sich K. Ferdinand wegen des Gerüchtes, wovon er höre, daß es am Hofe des Prinzen Philipp, — (welcher jetzt schon zu Brüssel angekommen seyn werde) und nicht minder auch im Reich, selbst nach Aeußerungen des Kurfürsten von Brandenburg verlautet habe, als ob nämlich der Kaiser die Absicht hege, und ihm zugemuthet habe, daß Er die römische Königswürde an Philipp cediren möge. Freilich sey ihm vom Kaiser nichts Derartiges zugemuthet worden, auch halte er für unmöglich, daß es dem Kaiser je in den Sinn kommen könnte, und achte das Gerücht für durchaus falsch und erlogen; da es aber ihm sehr nachtheilig sey und Mißverhältnisse nach sich ziehen könnte, so möge Maria demselben nach ihrer Klugheit entgegenwirken.

Prag 29. März 1549.

Madame ensuivant la grande confidence qu'ay en vous et sachant que comme prudente princesse poures prevenir aux yaconveniens qui s'en pouroient ensuivir, encoire, que ne baisle foy a ce que ay entendu come shosse qui me semble poeint creable en nulle fason, toute fois pour ce que ay esté adverty de plusieures lieux et en partie de persones fidedignes, n'ay volu obmettre de le vous escripre, afin que selon vre prudence en puisiez user et est Madame que come desus est mencioné, me esté dit et escript que en la court de Mns. le prince mon bon nepveu et aussy en l'empire on parle tout publiquement et divulgant que l'Empereur Monseigneur doeit avoir tratié avecque moy que je cedise la dignité et titre de Roy de Romains audit Sgr. prince et que afin que il y eust moeins de empeschement que il avoiet fet aler mon fils Maximilien en Espagne, avecque plusieures tels propos peu a mon honneur et reputation, come Madame bien poes panser et cesy est sy avant que en publiques tables l'on devise et tant avant que me a esté escript de personne fidedigne que le Marquis de Brandenburgk Electeur avoit volu louer argent a Auspurg et fere finance sur l'argent que on le vouloit ofrir de par de l'Empereur Monseigneur pour le Avancement dudit titre et dignité pour ledit Sr. Prince et que prince de grande autorité a demandé a ung mien serviteur sy ce esy estoit vray? Car il l'avoit pisa (?) oy pour vray; et quantbien que je say que n'est vray que Sa M. mait parlé ny fet parler et aussy puis moeins panser ny croeire

que telle shosse enst passé ne pasasse james a S. M. par son pensament ou fantasie; car le tiens sy bon Seigneur frère et non seulement frère, mes vrai père, que says et suis assuré, que ny vouldroict fere ny panser shosse qui sy grievemant vint a ma honte et desreputation, mes voyant que la shosse est sy avant et publique et que l'on parlé sy publique- et afirmativemant, ne peult estre que ne face grand scandale et mocion entre beucop de gens, peu à mon honneur et reputation et avantage. Donç Madame vous ay volu advertir afin que comme dit est selon votre grande prudence prevenes et evites que tels bruis come tiens legiers et mansongeurs ne pasent plus avant et que ou sont passés se puissent oter des fantasies et monstrer et doner à cognoiestre ne estre veritables: car Madame poes panser que sy passasent en avant pouroient engendrer shosses que ne seroient bonnes et principalement desfiance entre les aferes de S. M. et les miennes et altres yncoveniens, que comme sage princesse pourres mieux considerer que je ne vos sauroye escripre et que tel bruit soict publique. Je tiens que alla reception de ceste voiant que sera j'a arrivé Mons. le prince que en aures bien oy a parler, puis come je entens des plus principaulx qui viennent avecque luy (sen?) parlera publiquemant et de ce que vous escrips de la finance du marquis electeur de brandenburgk, sy vos parles a Mons. de Leiv tiens que en saura a parler; toutefoeis que ne ce fetes de sorte que ne apersoeive que vient de moy, comme saures bien fere et plustost monstrant que le demandes par moquerie que aultremant; vous supliant derechief, Madame, que ce que vos escrips en ceste matiere, panser que procede de la grande confidence que ay en vos et que le fes de bon zel afin que tels yncovenians puisent estre prevenus et tels bruits que comme fermemant croy et estime sont faulx et totalement mensongiers, que toutefoeis comme que sont, puis on en parle sy publiquement et que ne sont à mon honeur ny a mon avantage, ny que donent a panser aux gens que l'Empereur Monsgneur ay le regart vers moy que toute foeis espere que devroit avoeir ne peult estre que comme home ne se sante (?), non de S. M. come dit est que tiens que ny pensa james ny pensera tant que vive et cella le tiens comme evangille, mes quant tel bruit y vient et que l'on en parle et entre gens de telle estoffe, ne peult estre que aucuns ne baillent quelque foy, que entretant que dure vient a grande honte et diminucion de reputacion, et pourtant ne ay volu obmetre en toute confidence de le vos escripre, non doubtant que sy trouves que l'on parle come croy que trouveres que pregnies de remede et puis saves ce que ynporte ou de fére . . . sellon que confie de grand et cordial fraternel amour que vous porte et say que me portes et aux miens ferés; dont de ainsy le fere vos en suplie et prie autant cordialement que faire puis et que moy et les miens deservirons de tout notre pouvoir vers vous, oultre ce que est pour le service de S. M. et de siens, que le tout se traite de sorte que non seullement entre nous demeure le fraternel amour come a esté jusque au present et dieu men aide demourera a james et je aymeraye mieulx morir que (par?) moy ou les miens deust avoir falte. (Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Ausländer zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

III. Friedrich Staphylus.

(Schluß.)

Schon am 5. September 1558 hatte Herzog Albert von Baiern Staphylus zu seinem Rathe ernannt; im Jahre 1560 vermochte er ihn endlich auch, nach Ingolstadt zu übersiedeln, und die Superintendentenstelle der dortigen Universität zu übernehmen. Dadurch wurde indessen keineswegs das Verhältniß gestört, in welchem Staphylus zu Ferdinand I. stand. Der Kaiser zog ihn fortan bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, und wir sehen ihn wiederholt am Hofe desselben zu Prag und Innsbruck; ja im letzteren Orte hielt er sich während des Conciliums von Trient fast ein volles Jahr auf. K. Ferdinand hatte vorerst den Wunsch ausgesprochen, ihn an der Spitze seiner Abgeordneten selbst dahin zu schicken; allein Staphylus wies in einem langen, und wohl begründeten Schreiben den ehrenvollen Antrag zurück, indem er zunächst seine Kränklichkeit und daß er verheirathet, der gnädigen Berücksichtigung empfahl. Darin unterstützte ihn auch der Herzog von Baiern, und man kam endlich überein, daß er zu Innsbruck, bei den Berathungen über die einzelnen Sitzungen der Kirchenversammlung gegenwärtig und wirksam seyn soll. Die Anstrengung aber, welche hier, um dem Drange der Geschäfte zu folgen, die Arbeiten erforderten, spannten seine ohnedieß geschwächten physischen Kräfte noch mehr herab, und er verfiel gegen das Ende des Sommers in eine sehr schwere Krankheit, welche seine ganze Umgebung in die größte Besorgniß versetzte. Indessen nahm der Verlauf derselben bald eine glückliche Wendung; Staphylus erholte sich bald wieder, und man brachte ihn hierauf in sehr kurzen Tagereisen nach Ingolstadt zurück. Hier schien sich Alles zu vereinigen, um für den thätigen Mann eine dauernde Gesundheit hoffen zu dürfen; da erkrankte aber plötzlich sein ältester Sohn, und verfiel in einen Zustand, welcher den nahen Tod

ans unabwendbar herausstellte. Er erfolgte im Dezember 1563, und der tiefbekümmerte Vater sah darin eine Mahnung, daß auch an ihn bald derselbe Ruf ergehen werde. Im Jänner des folgenden Jahres reiste er noch in Geschäften des Herzogs nach München, kehrte aber viel schwächer und leidender zu seiner Familie in Ingolstadt zurück. Demungeachtet diktirte er seinem Freund und Schreiber, Prockel, die Abhandlung „Vom letzten vnd grossen Abfall, so vor der Ankunfft deß Antichristi geschehen soll," welche erst nach seinem Tode erschien [1], noch in die Feder, um seine wandellose Anhänglichkeit an die katholische Kirche bis zum letzten Lebenshauche zu bethätigen. „Wie er dann," sagt ein späterer Schriftsteller, „auch bei zunehmender Leibesschwachheit nichts unterließ, womit er öffentliche Kennzeichen seines römisch-katholischen Glaubens geben konnte: denn nachdem er das Zeitliche und sein Hauswesen bestellt, liegte er den 26. Februar einem in sein Haus berufenen Priester eine reumüthige Beicht ab, verordnete sodann, daß in seiner Gegenwart das hochheilige Meßopfer gelesen, und ihm die letzte Wegzehrung, das hochwürdigste Sakrament des Altars, gereicht würde. Den 2. März verlangte er auch nach katholischem Gebrauch mit dem Sakrament der letzten Oehlung versehen zu werden: ein Crucifixbild hatte er immer vor seinen Augen, küßte es öfter mit großer Inbrunst, und seiner Gemahlin und Kindern band er zuvörderst ein, sich ja durch keine Schmeicheleien oder welcherlei Ueberredungen von der allein seligmachenden katholischen Kirche abwendig machen zu lassen. Unter diesen und anderen christlich- und gottseligen Uebungen, da die Kräfte also abgenommen, daß er kein Wort mehr reden konnte, und er in solchem Zustand noch einen ganzen Tag und Nacht dagelegen, ist er endlich den 5. März sanft und fast unvermerkt entschlafen; ganz anders, als die lügenhaften Propheten Musculus und Schmidlinus ihm vorhergesagt hatten, welche immer geschrien und geschrieben, Staphylus könne keines ruhigen und natürlichen Todes sterben."

Das Jahr und den Tag seines Ablebens hat Vitus Jacobäus im nachstehenden Distichon verzeichnet:

EXtInCtVs fatIs staphILVs ConCesserat arCes
In sVperas, MartII LVX VbI qVInta fVIt.

Die Grabschrift aber, welche sich in der Franziskaner-Kirche zu Ingolstadt befindet, hat Staphylus selbst verfaßt, und sie lautet:

Vixi, fata tuli Staphylus, cursumque peregi,
Dum levo suppressum Religionis opus.
Christe tibi fidens, dimitti crimina credo,
Exilium Patriae spe relevante meae.
Esto memor fati, fatus tria verba viator,
Quam lex certa mori, quam male certa dies.

Staphylus hatte mit seiner Gemahlin, welche ihn kaum 4 Monate überlebte, 5 Kinder erzeugt: Albert, Friedrich, Johannes, Andreas und Anna. Albert und Anna starben vor dem Vater, Johannes segnete das Zeitliche im Jahre 1580 zu Senis in Italien, die übrigen zwei Söhne Friedrich und Andreas lebten damals noch. Wir wissen indessen von ihren Schicksalen nichts weiter, als daß ersterer Doktor der Rechte und Official zu Eichstät gewesen, und im Jahre 1603 die Werke seines Vaters gesammelt herausgegeben hat [1].

Noch muß hier des Verdienstes erwähnt werden, das sich Staphylus um die hohe Schule zu Ingolstadt erworben hat. Obwohl häufig und nicht selten längere Zeit abwesend, verdankt ihm doch die Anstalt den großen Ruf, welchen sie um diese Zeit genossen hat. Er verstand es, für die einzelnen Gegenstände tüchtige Lehrer zu gewinnen — die erste und letzte Bedingung des Gedeihens bei wissenschaftlichen Instituten.

Staphylus war, wie wir gesehen haben, bis an sein Ende literarisch thätig. Außer den bereits angeführten Schriften, müssen hier noch genannt werden:

S. Marcus Anachoretes, scilicet Cato Christianus, versus ex graeca lingua in latinam pro pueris pie instituendis. Nissae 1555. Das Büchlein ist dem berühmten Jesuiten Peter Canisius gewidmet.

Historia de dissolutione colloquii Wormatiensis. Viennae, 1558. 8. Nissae, 1558. Deutsch: Ingolstadt 1562. 4.

Scriptum Collocutorum Aug. Conf. qui in urbe Vangionum fuerunt, donec adversarii Colloquium diruperunt, cum oppositis annotationibus, quae causam alterius partis declarant, ut ex hac collatione veritas intelligatur, et ab aequis lectoribus judicetur. 1558. 4.

Historia de vita, morte et justis Caroli V. — nunc recens edita et variis illustrata virtutum fortunaeque exemplis. Authore Frid. Staphylo. — Augustae Vindel. 1559. 4. Eine der seltesten Schriften, welche über K. Karl V. erschienen sind.

Christlicher gegenbericht an den Gottseligen gemainen Layen, vom rechten waren verstand des Göttlichen worts, von verdolmetschung der Teutschen Bibel, vnd von der ainigkeit der Lutherischen Predicanten, Authore Frid. Staphylo. Gedruckt im 1561 Jar. 1 A. 11½ B. in 4. Lateinisch: Colon. 1562. 8.

Vertrab zur Rettung des Gegenberichts, wider Jakob Schmidle [2], Predicanten zu Göppingen. Ingolstadt 1561. 4. Lateinisch: Colon. 1562. 8.

Nachdruck zur Verfechtung des Büchleins vom wahren Verstand des göttlichen Wortes und der deutschen Bibel-Dollmetschung wider Jac. Schmidel. Ingolstadt 1562. 4. Lateinisch: Coloniae 1563. 8.

[1] Ingolstadt 1565. 2 Alph. in 4. und ins Lateinische übersetzt: Cöln 1569. 8.

[1] Friderici Staphyli, Caesarei quondam Consiliarii, in causa religionis sparsim editi libri, in unum volumen digesti ad Rever. et Ill. Princ. Joh. Christophorum, Episcopum Eystettensem. Ingolstadii 1613. 1567 Seiten in Folio.

[2] Dieser gehörte zu den stets schlagfertigen Gegnern des Staphylus; doch brachte er nie mehr, als nackte Schmähschriften ans Tageslicht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

99. Mittwoch, den 13. December 1837.

Zeichnungen zur Charakteristik K. Maximilian's I. und seiner Zeit.

II.

Im Anfange des Jahres 1500 hielt sich Maximilian I. mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge zu Donauwörth auf. Schon öfter war er hier gewesen, und seine Leutseligkeit hatte ihm Aller Herzen gewonnen; kein Wunder daher, daß die Liebe der Bürger jede Gelegenheit ergriff, um sich auszusprechen. Den dießmaligen Aufenthalt aber erheiterte das glücklichste Ereigniß, die Geburt eines Enkels von seinem Sohne Philipp und dessen Gemahlin Johanna, des nachher so berühmt gewordenen K. Karls V.[1]. Der Eilbothe mit dieser Nachricht (vom 24. Februar 1500) langte am weißen Sonntage hier an. Wie des Kaisers selbst, so flossen nun aller Herzen vor Freude über. Von Seite der Bürgerschaft sprach sich diese durch ein eigenes Feuerwerk aus, womit die kaiserliche Majestät mit seinem Hofe noch denselben Abend angenehm überrascht wurde. Nach einem alten Volksbrauch hatte man vor der St. Veits-Capelle am Klosterberge aus Stroh, Schwefel und Pulver einen weiten Kreis gebildet, und in dessen Mitte drei, mit goldenen Ringen und andern Kleinodien behängte Kreutze aufgerichtet. Zur Seite standen viele Spielleute mit Trompeten und Pauken, Pfeifen und Trommeln. Sobald der Kreis in Flammen gerieth, schmetterten und wirbelten diese laut auf, und immer lauter und gewaltiger, je höher die Feuersäulen stiegen. Durch sie hin sprang nun mancher rüstige Junge, aufgereitzt durch das lärmende Spiel, in den Kreis, und dem es gelang, einen Ring oder anderes zu erhaschen, dessen Eigenthum blieb die errungene Kostbarkeit.

Als die lustige Scene zu Ende war, erschien ein ehrsamer Rath, und begleitete den Kaiser, umgeben von seinen Hofherren, im stattlichen Zuge auf das Tanzhaus. Denn mit größtem Vergnügen hatte er die unterthänigste Einladung angenommen, dem zu seinen Ehren daselbst veranstalteten Tanze beizuwohnen. Alle angesehenen Bürger und Frauen mit ihren Söhnen hatten dabei Zutritt. Im hellsten Schimmer zahlreicher Kronen- und Wandleuchter standen in Menge die Kredenzen umher, voll des üppigsten Ueberflusses an Speisen und Trank jeder Art. Auf dreien, den schicklichsten Stellen musicirten die Spielleute (so ordnete es Max selbst) theils die seines eigenen Hofes, theils die der hiesigen Stadt: da die Trompeten und Paucken, hier die Trommeln und Querpfeifen, dort die Zinken und Posaunen mit den dazu gehörigen Instrumenten. Den ersten Reihen führten Se. Majestät mit des Bürgermeisters Michael Imhofs Gemahlin auf; sodann folgten die anwesenden Fürsten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte. Erst spät in der Nacht trennte sich der Kaiser von der eben so einhelligen, als ihm äußerst gefälligen Ergötzlichkeit, und ritt in seine Herberge[1] zurück. Noch mehrere Tage verweilte

---

[1] Vergl. Königsdorfer, Geschichte des Klosters zum heil. Kreuz in Donauwörth. 2 Bände. Donauwörth, 1819—1825. 8.

[1] Es dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, aus Schmeller's klassischem Werke: »Bayerisches Wörterbuch,« welches für den Freund der österreichischen Mundart eben so unentbehrlich, das Nöthige über das Wort »Herberg« mitzutheilen. »Die Herberg (Hèrbe, Hierbè), a) wie hchd. Herberge (a. Sp. heriberga, Aufnahmsort für Viele, Lager, Gasthaus; das spanische albergue, und davon franz. auberge ist wohl nur eine arabisirte Entstellung des deutschen Wortes.) b) (auf dem platten Lande) die Miethwohnung e Hierve stiftn eine Wohnung miethen. I de Herbe sey, zur Miethe wohnen. D'Hierbe aufsagng, die Wohnung aufkünden. In einigen Orten besonders Städtchen und Märkten, gehören die verschiedenen Stockwerke mancher Häuser nicht Einem, sondern verschiedenen Besitzern eigenthümlich an, und werden in so ferne Herbergen (Hèrve'n) genannt. R. A. en Teufel d'Herwer aufsagng (beichten). Es schmeckt nach der Herberg, illuviem olet, sapit sterquilinium.« Prompt. v. 1618. Die Herbergleute, der Herbergmann, das Herbergweib, der Herberger, die Herbergerinn, Leute, die zur Miethe wohnen, was auf dem Lande gewöhnlich sehr arme sind, die nicht einmal eine eigene Hütte besitzen. Der Gebrauch des Wortes Herberg in der Bedeutung eines Hauses, wo Reisende aus Pflicht, oder für Geld, oder aus gutem Willen aufgenommen und verpflegt werden, fängt an, aus der Mode zu kommen. Selbst die

er in ihn, und würde noch länger geblieben seyn, hätte ihn nicht die Bothschaft: Der König von Frankreich, Ludwig XII., sey in Welschland eingefallen, und habe bereits Mailand erobert, genöthiget, sich eiligst zu dem deßhalb in Augsburg eröffneten Reichstag zu begeben. Wie sich dieser in die Länge zog, trat den 13. Juli 1500 der Zeitpunkt ein, daß die dortige Kirche zu St. Ulrich eingeweiht werden konnte. Der Kaiser begleitete nicht nur in Person die hierzu mit Bewilligung des eben kranken Bischofs Friedrich veranstaltete feierliche Prozession, sondern legte auch selbst den ersten Grundstein zu dem neu zu erbauenden Chore. Hierbei fand sich auch Abt Bartholomäus zum heil. Kreuz in Donauwörth ein, und assistirte mit jenem von St. Ulrich theils dem Weihbischofe von Eichstädt bei der Einweihung des Gotteshauses, theils dem betagten Erzbischof Berthold von Mainz, der die gewöhnlichen Vorweihen verrichtet hatte.

Zur Befreiung der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. von der Fabel;

daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(Fortsetzung.)

In dem Antwortschreiben versicherte sodann Maria, daß sie seit der Ankunft des Prinzen durchaus keine Spur von einem andern Plan und Vorhaben gefunden habe, als von jenem, welches schon zu Augsburg im vorigen Jahr in Anregung gekommen: was nämlich geschehen könnte wegen der Nachfolge Philipps im Kaiserthum nach Ferdinand, und auch darüber werde der Kaiser nichts beschließen, ohne mit seinem Bruder gesprochen zu haben. Da sie nun gar keinen Grund zu jenem Gerücht gesehen, so habe sie für besser gehalten, nichts darüber zu erwähnen. Im Reich möchte Einer selbes ausgesprengt haben, der mehr dergleichen gesagt und gethan hätte, und der von Brandenburg vielleicht, um bei den Kaufleuten zu Augsburg größeren Geld-Credit zu finden; der eine rede wie er wünsche, der andere wie er fürchte, ein dritter, wie er es nützlich für sich halte.

Et pour venir au point Monseigneur a vous respondre du bruit que aves entandu doit estre en la court de Monseigneur le prince et le comandement que me donnes dy obvier selon la confidence quil vous plait avoir eu moy, je vous remercie Monseigneur tres humblement dicelle, et me feriez tort sy entierement ne tenies pas que me sois entierement dedice à vous servire et à vous obeir, a quoy ne voldrois faller jusques à la mort. Et sertes Monseigneur je vous pois assurer, que ne voy aucun fondement audit bruit et peult estre que tel en parle ou escript quy a plus parlé et fet des eforts que altres: car ne vois Sa Maj. ny ledit Seigneur prince en riens sangé (changé) de la volonté en quoy Ils estoient depuis mon partement d'Augsburg ou la matiere de se assurer de le empire après la mort de S. M. et de vous Monseigneur fut amencionée, de la quelle Monseigneur vous veeuille tous les deux longuement preserver; et ne voy nulle aparance que du vivant de vos deux Majestés lon en doive riens trover. Et cant a lasurance apres vos desseces tiens pour chose sertaine que S. M. ne se resoudra que avec vous pourquoy me semble le mieuls que de vostre cousté laissiez ainsi la chose jusque lors pour ensuyvir ce que en fust avisé entre vous audit Ausbourg. Et voiant sy peu ou pas daparance a ce bruit, ne ma semblé que se seroit vre service de demonstrer en rien du monde que conscussiez quelque défiance comme aussy par vos lettres demonstrez non avoir, à quy sertes Monseigneur poes ajouter ... trop plus que en ce que lon vous en fet ou escript, car vous saves que les porolles en ce temps sont sy libres d'ung shacun que les ungs en parlent comme ils desirent et les altres de ce quils craignent et les — — — — — solon quils en desirent profiter et avoir credit, desquels tiendrai bien estre le Marquis Electeur, quil? a fait ce bruit a Augsbourg et sy par ce il porroit avoir meilleur condition vers les marchans, se seroit plus (?) surement fait a luy que aus marchans de lui bailler beaucop sur telles asignation et vous poes assurer Mnsg. que toutes les fois que verraiz shose qui puist redonder a vre prejudice et des votres et en desheance de S. M. que mon possible ne sera epargné.

Ferdinand erklärte sich sodann in seiner Antwort vollkommen wegen jenes Gerüchts beruhigt.

1. Mai 1549.

... Madame Jay recut vre lettre du 13 du mois passé, et

---

bisher kurzweg sogenannte Schneiderherberg wird auf einer Aufschrift in München »Kleidermacher-Gesellen-Wohnung« betitelt, während noch im 15. und 16. Jahrhundert die Absteig-Quartiere der bayerischen Fürsten in den Städten, wo sie nicht für beständig wohnten, ohne weiters ihre Herbergen genannt wurden. (Cfr. Kr. Lghdl. V. 239.) Es pflegten die meisten Abteyen des Herzogthums in München eigene Häuser oder Herbergen (für ihre dahin versendeten Conventglieder) zu besitzen u. s. w.«

aveeque grande Joye entend les bonnes nouvelles que me escrivès au comancemant tant du bon portement de l'Empereur Monseigneur et la roine de France ma bonne Dame et soeur que dieuueuille longement les preserver et maintenir come de Mns. le prince mon bon nepveu de la grande satisfaction que aves eu de sa personne et certes est ugne des shoses que plus desire de le pouveoir veoyr et converser, et non moeins que sy fust mon propre fils et je prie le créateur que je puise tost fere; et que le veuille garder et maintenir pour son saint service, bien, satisfaction et repos de l'Empereur Monseigneur, de ses Royalmes pais et de toute la Crestientè.

(Dann folgten Aeußerungen wegen Heirathen und in Betreff einiger Mittheilungen über Frankreich und England.) — Sodann heißt es:

Madame toushant ce que me respondes de que vous avoye escript du bruit et premierement madame vous mercie autant humble et cordiallement que fere puis de vos bonnes offres et du grant et fraternel amour que me conserves, dont prie le Createur me doeint la grace que le sache et puisse deservir vers vos, dont poes estre asuré que en ce que sauray le feray tres voulontiers de tout mon povoir sans riens espargnier, et suis bien aise de avoier pas vos dites lettres entendu lestat dudit afere et vos croy comme est raison plus que aux bruits de autruy, que pansse comme me escrives, que tel parle et escript qui est plus de cause que nul aultre et je ne suis esté sans quelque telle suspension et *je tiens que vos entens bien a quy panses* et aussy vos Madame a quy je panse, et aves bien peu entendre de mes lettres que je nay james en riens dubité de S. M. ny en suspicion quelconque de y celle comme ne lauraye jamais et je say que il mest sy bon Seigneur et frere que say que ne fera james shose que vint a mon prejudice en facon quelconque, ains que espere tot le contraire, que est toute grace et avancement, et aves Madame tres bien fet de rien aveoir parler, puis ne voies estre de besoing et je ne doubte que sy en visies que aucuns vousisent emouvoir telle pratique que ne obmetres de pourvepir sellon voies estre de besoing selon la grande confiance que ay en vous a la verité et l'amour que say que me portes, et aux miens, et que moy et eux mettrons paine de le deservir et meriter vers vos de toute notre puisance notres vies durant dieu en aide auquel prie vos doeint Madame bone vie et longue me commandant humble et fraternellement en votre bonne grace; est de Prague le 1 May (49) vre bon et Humble frere Ferdinand.

Später zeigte sich von Seiten der spanischen Staatsmänner einiges Mißtrauen, daß Maximilian von Spanien aus durch Lodron und sonst wegen seiner eigenen Nachfolge im Kaiserthum mit dem Kurfürsten habe handeln lassen; welches gegen die zu Augsburg 1548 getroffene Abrede gewesen wäre, daß nämlich einstweilen weder für Maximilian noch für Philipp gehandelt werden sollte. In dem folgenden Briefe entkräftet Ferdinand schon vorläufig diese Besorgniß als gewiß ungegründet, wie sich es später noch mehr bestätigte. Auch dieser Brief ist bedeutend wegen der Art, wie K. Ferdinand den ohne Zweifel aufrichtigen Ernst betheuert, womit er die enge Verbindung mit dem Kaiser, und auch zwischen ihren beiderseitigen Söhnen zu erhalten, aus allen Kräften sich angelegen seyn lasse.

2 December 1549.

Madame jay receut ugne letre de vore main datée le 21 du mois passé yer au prime, ensemble ugne de Monsr. de Arras et aultre de shaupagny? et gasy en la mesme substance, que la vre et premiérement Madame vous remercie autant humble et fraternelle et cordiallemant que fere puis du bon ofice que avez fet, tant en m'en advertir come aussy en avoeir manier lâfère comme le aves fet, dont mefaves fet singuliere grace et plaisir et Madame pour ne vos fashier de redites et de ma mauvese lettre je vous envoirey y juenctes les copies de ce que respoins auxdits Sgneur de Arras et principalement a Shampagny afin que le puisent mostrer ou dire a S. M. comme trouveraj de votre advis pour le mieulx et vos puis escripre et assurer sur ma foy honeur et confiance que est la vray vérité et que je n'ay entendu du Conte de Lodron ny de altres que mon fils fust en pratique avecques les Electeurs ny autres pour avancier sa personne comme me le escrives que l'on a heu la suspicion et sy il ya quelque shose que toutesfois ne croens que le fisit sous mon seut, que je ne say riens que ce seoit en ce monde que ny par moy ny oltre ay aidè trotiè ny pratricié pour son avancement, hors se que fes en Aspurgk vers l'Empereur Msgr voes et Mus de Grantvelle et que se trouvera james avecque la verité aultrement: par ou Mme poes panser sy on me fèt tort syon me tient en telle suspicion et sy je me povoie escuser? de ce que je ny savoye ny entenday et moeins en soye coupable et saves Madame que aussy tost que je ois le bruit que sourveit en l'Empire et alleurs a larivée du prince d'Espagne mon bon nepveux que je vous escrivies confidantement ce que jè savoye et sentoye et linconveniment que sen povoeit ensuivir, vos supliant que comme prudente dame et bone soeur et tante de tous constès provifier de bonne eure ce que me escrivites et ce que voes respondis je tiens que euste memointiné (?) et aussy que

Mnsgr de shabane reporta et ce que ly respondis par ou je espere que ne Aures trovè aultre shosse ny troveres encoires tant que je vive et Dieu me donnera entendemant sy non que je sherce moyens ou puise servir et complaire a S M. et entretenir lamour fraternel entrenous, et non seulemant entre nous, mes aussy entre nos fils, car si advint le contraire, que dieu par sa divine bonté et clemance ne permette et de ma past aspère que ne soie ny cause ny occasion, je say bien que est la totalle ruine de nostre maison et poes estre toute assurée Madame que ay fet tout paternel devoeir vers mon fils afin que Il demoure en tel amour vers le susdit prince et oter abolir et aplaner tout ce que panse quen pourroit estre cause et Dieu le set mieuls que nul aultre que je escrips la verité et que ny a jour desus la coupe du ciell que ne luy prie autant pour la vie prosperité et bon susces de l'Emp. Mnsgneur et ses enfans come pour les propres et principallement que nous veulle entretenir certes en sincere amour et union et ne se a estè la moindre cause pourquoy j'ay tant desiré que le mariage de sa fille se fist avecque mon fils et sy fust aussy posible veroie volontiers pour leur seurs, paose principalemant que du S. prince son fils se fit avecques ugne de mes filles, pour plus asurer ledit amour, qui me semble que ymporte plus que tous les biens ou argent que pourit avvoeir ailleurs, car ayant tels promeneurs et mediateurs lung et lautre aupres de soy profiteroint beaucoup et pourroieut efasbier tout ce que mechans gens pouroient brouslier et vela Madame ce que ay volu respondre a vos dites letres par ou pouries bien cognoistre ma yngnoscence et que je ne suis en cesy de rien coupable, comme je prens dieu en tesmoingage, que vous escrips la vray verité, vous supliaut ainsy le prende et fere lofice que saures et veres convenir comme ay ma totelle fiance en vous et jay que en saures bien fère.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Ueber Fechtmeister und deren Rechte hat J. C. Schmid, in seinem schwäbischen Idiotikon unter dem Artikel Federfechter sehr interessante Nachrichten aus gedruckten und ungedruckten Schriften zusammengestellt. Dieß zur Nachricht auf eine schriftliche Anfrage von L . . z.

Gerken bemerkt im 1. Theil seiner Schrift über die Siegel S. 57: »Er habe kein Siegel gesehen, auf welchem eine Dame auf männliche Art reitend, abgebildet sey.

Ich kenne eines: „Sig. Beatricis de Turre d. A. 1234.« Es steht abgebildet in Bouchet Preuves d'Histoire de Maison de Coligny p. 53.

Kennt man mehrere Siegel dieser Art? B.

Rudolph Agricola, der nachher unter den Wiederherstellern der Wissenschaften einen so vorzüglichen Rang sich erwarb, schreibt aus Pavia, wo er in der 2. Hälfte des 15ten Jahrhunderts studierte, in einem Briefe an Joh. Bredewolt: »Insignia doctoratus circiter triginta duc. constabunt.«

Die Rink- und Kettenschmiede, welche in vielen alten Schriften vorkommen, sind von den Ring- und Taschenbeschlägmachern zu unterscheiden, und diese wieder von den Rinkelmachern, welche Ringlein von Messing- und Eisendrahte für die Gürtler verfertigten. Die Rink- und Kettenschmiede machten die starken eisernen Ketten für die Fuhrleute und Andere. In den Bürgerbüchern Nürnbergs kommt 1399 vor: »Cunz Rinkensmyd knecht.« Um das J. 1418 »Andres ein Rinkensmid.« — Ein solcher Rinkenschmied, Namens David Zeltner, erfand 1680 die Waffenketten. — Die Nürnbergischen Rinkenschmiede hatten ein geschenktes Handwerk ohne Meisterstück. Sie hielten Gemeinschaft mit Wien, Prag und insbesondere mit Preßburg in Ungarn, und wollten diejenigen, welche es nicht mit ihnen hielten, nicht für redlich ansehen. Im J. 1621 zählte das Handwerk der Rinkenschmiede zwei und zwanzig Meister in Nürnberg. Im Mai des J. 1788 starb dort der letzte Rink- und Kettenschmied, Georg Fiedler, 80 Jahr alt.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock) bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

100. Sonnabend, den 16. December **1837.**

Schreiben Sultan Suleiman's II.

an den

Fürsten Siebenbürgens Apafy,

als Rückbeglaubigungsschreiben der drei Gesandten, Johann Sarotti, Gabriel Jonka und Marcus Dravit (im k. k. Haus-Archive).

Unter diesem Titel ist in dem Verzeichnisse von osmanischen Staats- und Geschäftsschreiben im neunten Bande der Geschichte des osmanischen Reiches eine Urkunde aufgeführt, welche sich gegenwärtig, und allem Anscheine nach schon durch längere Zeit in der Sammlung der k. k. orientalischen Akademie befindet. Dieses Schreiben wurde von Suleiman nach einem, durch den Großwesir Siawusch Pascha geschlossenen Vertrage[1] an Apafy gesendet, um ihn seiner Treue wegen zu beloben, und ihm das kaiserliche Geschenk eines Zobelkleides anzukündigen.

Die Urkunde selbst ist minder prachtvoll als die Belehnungs-Urkunde des jüngeren Apafy und mit Ausnahme des Tughra, welches am Anfange in Gold glänzt, nur mit Tinte geschrieben. Auf der Rückseite steht, obgleich verblichen, doch noch gut lesbar: A. 1687 DEcember. Második Szultán Szulimán Uj Császar levele Urunk hoz Eö Nagyságához à hüsegben valómeg maradásra inti Eö Nagyságát maga kaputsi Basája Juszuf Aga hozta Fogarasban egy Nusztal bellett Kaftányal edgyütt, d. h. Schreiben des neuen Kaisers, Sultan Suleiman II., an Se. Gnaden unsern Herrn. Er ermahnt Se. Gnaden in der Treue zu verharren. Sein eigener Kapudschi Pascha (Kämmerer) Jussuf Aga hat es nach Fogaras gebracht, sammt einem mit Zobel verbrämten Kaftan.

An diese Aufschrift schließt sich dann die ungarische Uebersetzung des Schreibens an, die sich durch das beigefügte Datum als gleichzeitig ausweiset. Die hier folgende Uebertragung ist, so viel als möglich, wörtlich dem Türkischen nachgebildet, und dürfte als Anhang zu dem in dieser Zeitschrift enthaltenem Aufsatze: „Die Osmanen in Siebenbürgen,“ vielleicht nicht unwillkommen seyn.

Sultan Suleiman Chan, Sohn des Sultan Semlim Chan, immer siegreich.

Dem ruhmvollsten der großen Fürsten, die an Jesus glauben, dem auserwählten von den großen Herrschern der christlichen Völker, ihm, der die Angelegenheiten des Volkes des Nazareners schlichtet, der den Schlepp eines zahlreichen Gefolges und großen Ansehens nach sich zieht; dem Besitzer der Beweise des Ruhms und der Ehre; dem wirklichen Statthalter in Siebenbürgen: Apafy Michael (es endige sein Ende mit Gutem, und er gehe den rechten Pfad) sey, wenn das erhabene, kaiserliche Zeichen an ihn gelangt, bekannt.

Es sind die Unterwerfungsbriefe, die Ihr durch Joannes Saroſi, Gabriel Josig, einen andern Joannes Saroſi und Marko Drawid[1] die vertrauten Abgesandten des Ruhmes der Großen und der Vornehmen von den drei Nationen in Siebenbürgen, den Ungarn, Szeklern und Sachsen geschickt habt, an meine hohe, wohlbefestigte Schwelle, die erhaben gleich dem Sitze Gabriels im Himmel, die Zu-

---

[1] Siehe Joseph v. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. 6, S. 528: Da Siebenbürgen unmöglich mehr die achtzigtausend Thaler jährlichen Tributes erschwingen konnte, unterhandelten der Bothschafter Apafy's, Joannes Saroſi und die drei Abgesandten der siebenbürgischen Stände.

Ferner: Anmerkung d. derselben Seite: »Die Namen der Gesandten: Der Gesandte von Ungarn: Gabriel Jaroſi, der der Szekler: ein anderer Joannes Jaroſi, der der Sachsen: Marcus Dravid.«

[1] Die gleichzeitige ungarische Uebersetzung nennt, statt der im Titel und in den beiden angeführten Stellen der Gesch. des osm. Reiches gegebenen Namen, den Gesandten Apafy's: Johannes Sarosſy, und die Gesandten der drei Nationen: den andern Johannes Sarosſy, Gabriel Josika und Marko Drauth.

flucht der großen Herrscher und das Asil der Kaiser der Jahrhunderte ist, gekommen und angelangt.

Da der geehrteste erste Wesir, der ruhmvollste Rathgeber, der Ordner der Welt, der die Angelegenheiten der Völker leitet, Siawusch Pascha, an die Würde meiner ruhmglänzenden königlichen Person berichtete, daß Ihr bei Gelegenheit der anmaßenden Einfälle der, an den Gränzen Siebenbürgens, meines ererbten, königlichen Landes befindlichen Feinde Eure Zustimmung nicht gegeben habt, daß keine Fahrlässigkeit und Sorglosigkeit von Eurer Seite daran Schuld gewesen sey, sondern, daß Ihr in Treue und Ergebenheit auf Eurem Platze verharrtet, da er mir auch alles berichtete, was Ihr mündlich Euren Gesandten auftrugt, so hat meine hohe Kenntniß dieß alles sehr wohl erfaßt und der genannte Großwesir ist mit allen Euren Hoffnungen sehr wohl vertraut. Daher wurde auch die Leitung Eurer Angelegenheiten ganz seiner Meinung und seiner hohen Einsicht überlassen, auf daß er sich beeile, Euch zu beschützen und zu vertheidigen.

Weil Ihr nur ein treuer Diener meines in Ewigkeit dauernden Stammes und meines auf ewige Stützen gegründeten Geschlechtes seyd, weil Siebenbürgen mein ererbtes Land ist und Ihr in dem Schatten meines Glückes bis zu diesem Augenblicke ruhig und in Frieden lebtet, weil auch mein kaiserliches Vertrauen und die Zuversicht meines aufrichtigen Gemüthes auf jede Weise auf Eure Treue und Ergebenheit baut, so sind Eure Bitten genehmigt worden und auf das Feld der Gewährung gelangt, und es wurde jetzt gegen Euch die Fülle meiner kaiserlichen Gnade und meiner hohen kaiserlichen Unterstützung an den Tag gelegt.

Ich mache Euch huldvoll und in Gnaden ein Zobelkleid zum Geschenke und schicke mit diesem meinen kaiserlichen Schreiben den Fahnenträger Jussuf (ewig währe sein Ruhm) einen von den Kämmerern meiner hohen Pforte, den Zierden der Geehrten und Ruhmvollen an Euch ab. Bei seiner Ankunft sollt Ihr meinem Geschenke, dem kostbaren kaiserlichen Kleide mit aller Ehre und Achtung entgegengehen, es in Empfang nehmen und anziehen. Nachdem Ihr so Eure Verehrung und zugleich Eure Erhebung gezeigt habt, sollt Ihr, wie es von Alters her bis auf den heutigen Tag mein gnädigster Wille war, in Treue und Rechtlichkeit mit meiner hohen Pforte verbunden seyn.

Die Statthalter und Völker Siebenbürgens, welche meiner Freunde Freund, meiner Feinde Feind waren, haben, nachdem sie die Uebelgesinnten, welche Siebenbürgen und meine andern wohlverwahrten Länder überfielen, eifrig bekämpft und glorreich besiegt hatten, sich immer meines hohen Schutzes gerühmt, im kräftigen Schatten meiner Gerechtigkeit sich der Ruhe und des Friedens erfreut und waren deßhalb immer beneidet. Die aber auf Anstiften der Uebelwollenden undankbar waren und Empörung und Aufruhr erregten, wurden gewiß und augenscheinlich vom Geschicke bestraft.

So sollt auch Ihr auf dem Pfade der Unterwerfung und Rechtlichkeit fest, und auf der Heerstraße der Treue und Ergebenheit stark seyn: Ihr sollt übelwollende Feinde und Empörer von Euch und aus Euren Ländern verstoßen: zur Bewachung des Landes und zum Schutze der Unterthanen keine Mühe scheuen, und so meine kaiserliche Zufriedenheit erwerben. Ihr sollt jegliche Mühe und unaussprechliches Bestreben anwenden, ein Gegenstand meiner hohen, kaiserlichen Gnade zu seyn, und, was nothwendig ist zu berichten, nach und nach an meiner hohen Pforte anzuzeigen nicht entstehen!

Und nun Heil dem, der dem rechten Pfade folgt!

Geschrieben in den ersten Tagen des glücklichen Monaths Ssafer des Jahres 1099 (December 1687) im wohlverwahrten Konstantinopel.

V. Weiß v. Starkenfels.

Zur Befreiung der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. von der Fabel, daß letzterem die Verzichtleistung auf die Kaiserwürde zugemuthet worden sey.

(Schluß.)

Als im folgenden Jahre (1550) der Kaiser sich zum abermaligen Reichstage nach Augsburg begab, schrieb Maria an Ferdinand mit voller Bestimmtheit, daß der Plan sey, zu erwägen, ob nicht dem Philipp nach Ferdinand die Nachfolge im Kaiserthum gesichert werden könnte, wozu denn Maximilian auch zuvor seine Zustimmung geben müßte. Der Prinz Philipp sey entschieden dafür[1], der Kaiser er-

[1] Was die Vermuthung Schmidts widerlegt (VII, S. 170), als sey das Nichtgelingen wohl Philipp selbst recht angenehm gewesen, der nun einmahl ganz Spanier gewesen, und nirgends als dort habe seyn wollen.

wäge das pro und contra und wolle nicht eher darüber entscheiden, bis er mit Ferdinand gesprochen: sie selbst (Maria) empfahl aufs dringendste die Sache.

Monseigneur voiant que le partement de S. M. aproche et que ay la comodité de vous envoir seurement me aventure de vous escripre ce que aimeroie mieulx vous povir dire de bouche, s'il ce euse peu faire, sur l'affaire quy est a demener entre S. M. et vous Musgneur touchant le fait de l'Empire, et ce sera lentiere confidence qu'elle ne servira que pour vous seul et que apres la lecture la feres consomer au feu, de quoy tres umblemt vous suplie, et combien que me porez tenir a peu de sens de me meller d'ung si grant affaire et hors de ma capacité d'en savoir donner bon avis, mes pour ce jespére Mns. que ne delesserez a connoistre quil procede d'ung coeur très affectioné au bien paix et tranquillité del nre maison, et sy say que je m'adresse à ung Prince sy discret, qui sait bien choisir le bien et laisser le mal, quy me fait estre tant plus liberale a vous escripre ma fantasie; et pour venir au point, commenseray par vous douner à connoistre ce que j'ay peu apprendre de la volonté de S. M. et de Monseigneur le Prince sur cedit affaire, qui est que cant audit Sgn. Prince je le vois tres enclin de asp rer de se asseurer de l'Empire après vous, donnant ses raisons trés grandes, qu'il luy semble estre nessessaire pour le meintenement de toute notre maison; l'Emp. y trouve plus de pro et contra, par ou il a delessé a séu desterminer quy ne soit avec vous, pour sors conclure par ensamble ce quy sera le plus profitable pour nre dite maison et bien commun de la Chretienté, et po r c Musg. que entenderes les raisons d'ung costé et d'aultre plus par le menu estant ensamble, n'en touche icy davantage, et n'est S. M. hors de fantasie que selon quy trouvera avec vous la matiere disposée, que le Roy de Bohême Mnsgnr. vre fils soit en ceste conclusion, affin que le tout se face par mutuelle intelligence, et pour ce Mnsr. quil me semble qu'il importe que ceste communicasion se passe sans qu'il semble que mondit Sgneur vre fils pretendit de contester contre l'opinion de Mnsgr. le Prince, pour non tomber en une defidence ou opinion, qu'il se volsit eslever par desus, quy seroit pour engendrer une ennemytié et jalousie perpetuelle, de quoy ne poroist suceder que la ruine de tout deux; parquoy me samble Mns. soubs votre correction, que la main que vous et ledit Sgr. Roy vre fils deviez tenir en ceste negociation devoit estre avec demonstration entiere, que mondit Sgnr. vre fils ne pretende audit Empire sinon en default que S. M. et ledit Sgnr. Prince ne trouvissent convenable d'y prétendre, et que en cas que S. M. et vous trouvisiez convenable, que ledit Sgr. Prince le fit, d'y voloir aider et asister de votre possible, considerant l'obligation que avès à S. M. et aulx siens, car Mnsr. sy ne demonstrès ceste affection fort ouvertement, il est à creindre que ledit Sgn. Prince pora tomber en opinion que tous les obstacles quy trouvera qu'elles se feroit par vre dit fils, par ou est requis que vous ny vre fils demonstrent d'y prétendre, sinon en default dud. sgnr Prince, et me samble que en tenant ce pied, vous ny les votres ny poes que grandement gagner, car sil avenoit que ledit Sgnr. Prince y parvient, ce faisant par vre aide et asistance il demoure obligé au soutenement de l'Empire et de vous, sy survivez et Majté comme Empereur et à vre perpetuelle assistence et ce faisant vos maisons que un mesmes encoires par plus etroite alliance de lugne de Mesdames vos filles a luy. Et sy ledit Sgneur Prince vous survequit, par ou il vinse ausy a l'Empire, vous auriez satisfet a l'obligacion de rendre a S. M. le bien quil vous a fait de vous avoir préferé á son propre fils en ladite dignité, par estre cause de l'avoir rendu au sien en le preferant au votre, lequel neanmoins demoroit avec plus de commandemant à l'Empire, que ledit Sgnr. Prince, voiant que peu il pofoist estre audit Empire, si ce n'estoit en temps quil le fauldroit soutenir, quy luy feroit plus d'honneur avec ses grandes dépenses et Mnsr vre fils en tiroit le profit, et tiendrois quil seroit plus profitable et convenable comme entre S. M. et vous sest fait. Sy ausy quelque deligence que seussiez faire, led. Sgnr Prince ny peult parvenir, ou il trouveroit la matière disposée de non y prétendre pour votre maison, d'aultant plus ce fait l'avansement de Mn. votre fils facile de tous costés, pour y faire condescendre les Princes de l'Empire, ce que lors peult avenir avec ung sy grant contentement, que partout l'alliance de mariage ne se delessera en la bonne intelligence de mesdits Seigurs vos enfans, et tiens moy que serés plus contant de venir au dernier point que au premier, et daultant plus est nessessaire que demonstrés ny prétendre, mes seulement de desirer la grandeur dud. Sgneur Prince plus que des votres propre, connoissant que c'est leur grandeur et asseurance et l'aliance plus estroite, laquelle je say Mns. estimés et desirés sur tout, mes avec ce que le desirés et estimés vous suplie de demonstrer et donner a connoistre en demonstrant chaleur à le soliciter comme chose que estimés plus que toute aultre chose. Musgn je ne le dis sans cause et vous souviegne sil vous plait, de ce quy s'est passé cant à ce point, cant le mariage de Mn. vre fils c'est treeté, et à la vérité je trouve S. M. et led. Sgnr. Prince plus encliné au mariage de l'ugne de vos filles que a aultre, mojennant que ce point de cest Empire se demene

avec la discretion qail convient, purquoi il ne gira que a vous, d'y parvenier à ce que jay peu jusques asteure comprendre. Je retourneray Musgr. a mon refrein, de vous suplier de prendre ce que jen dis selon la parfaite amour et afection d'ou il procede et que ceste soit brullé.

Dieß war nun der Plan, zu dessen Ausführung, nachdem selber noch dahin näher modificirt worden, daß zugleich für Maximilians Nachfolge nach dem Philipp gearbeitet werden sollte, und nachdem nun Maximilian auch seine Zustimmung dazu gegeben hatte, in Folge einer höchst geheimen Verabredung jener Versuch durch die Sendung des Schlick an die Kurfürsten Moritz und Joachim gemacht wurde, worüber wir hier auf die erwähnten Mittheilungen im VI. Bande der Geschichte Ferdinands (S. 465 bis 467) verweisen müssen. — Wie zögernd aber auch selbst für diesen Plan, wobei die eigenen Ansprüche Ferdinands auf das Entschiedenste außer Frage blieben, der Kaiser sich entschloß, eben weil er richtig fühlte, daß eine Bewerbung für Philipp den Reichsfürsten gehässig seyn möchte, beweist insbesondere noch das folgende Schreiben, womit wir diese schon zu weit ausgedehnte Mittheilung schließen wollen.

Augsburg 15. Juli 1550.

Madame. Jay recus vre letre datée le dernier du moeis passi et respondray au plus court que pouray et ou fetes meution Madame que puis la faire que saves (nämlich wegen der Nachfolge Philipps im Reich nach Ferdinand) a esti par moy tratié a Aspurg que ne voyes que le puisse lesier que ..... layans par ensemble avecque l'Empereur Mns. Madame il est vray que tousshay a vos Madame premier sur le dit afair et depuis *vins a l'Empereur Mns., mes despuis longe deliberacion de S. M. et avoeir esscript en Espagne trova pour le milleur que lon nen parlase desus disant que engendreroiet haisne a nre maison et que ne savoeit comme on le pouroit asurer sy encoeirs on vousit et moy voiant la response de S. M. estre, fondee et veritable non a parley james despuis ny pratiquay ny fis pratiquer despuis en faveur de mon fils et de cella Madme poes estre asuree car je trouvay que S. M. estoit bien fondée que ny avoeit aparance come ne voy que la age encoiens* et que en le pratiquant sensuivrerait ce que S. M. (wieder unleserlich) de nos persones et maisons.

De shershier telle nouvelleté et que a la fin ne obtiendrions riens et pourtant vos escrivis ce que vous escrivis et fis dudit avis en lequel reste encoieur, que est conforme a ce que asteure a semblé bien a S. M. et le trova bon et me samble que par cela ne se retien riens aux estomacqs qui puisit riens engendrer de mal. Mes hors cella en tout aultres schoses qui servoient au service de S. M. et de Musgr. le prince mon bon nepveu et la bonne yntelligence d'entre luy et mes fils et l'augmentacion et manutencion de nos maisons. Je l'ay fet tosjours et le feray tant que je vive et se que sera pour ce duisable *hors led. article qui nest a propos* par moy ne tiendra que le tout ne se face come lon troutera estre le meilleur pour le commung bien de nos maisons et la service de S. M. et du Sr. Prince mon bon nepveu que aime et tiens com mon propre fils etc.

F. B. v. Bucholtz.

Miszellen.

Berichtigung des „cicineratus" in „incineratus" auf dem zu Bildstein befindlichen Epitaphium des Grafen Maximilian Lorenz von Starhemberg. S. Nr. 87, S. 348 dieser Zeitschrift.

Auf dem im ehemaligen Benedictiner-Kloster Theres bei Haßfurt im k. baierischen Unter-Mainkreise (nun Unterfranken) befindlichen Grabsteine des unglücklichen Grafen Albert von Babenberg, des Großvaters Leopolds I. von Oesterreich, liest man nach Gebhardi's genealogischer Geschichte der erblichen Reichsstände in Deutschland, Thl. III. S. 154. l.: Anno dei IXcVIII, (908) obiit nobilis Albertus Comes de Babenberg qui hic jacet incineratus etc. etc., wo zugleich das Wort »incineratio« erklärt wird.

Es deutet nämlich auf die ehemalige deutsche Weise, Körper, welche man nicht beerdigen konnte, mit Sand auszufüllen, und mit Asche zu bestreuen.

Der Leichnam des Grafen von Starhemberg dürfte wohl auf diese Art (incineratus) von Mainz, wo er an seinen Wunden gestorben, nach Bildstein gebracht, und daselbst im Chore der Kirche bestattet worden seyn. Bergmann.

In Flögel's Geschichte der Hofnarren fehlt ein sehr alter Beleg für das Alterthum deutscher Hofnarren. Gregor von Tours sagt: (de Miraculis S. Martini B. IV. C. 7) von einem Svevischen König Miro, der unter K. Klotar II. lebte, er habe einen Mimus gehabt, »qui ei per verba jocularia laetitiam erat solitus excitare.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

101. Mittwoch, den 20. December **1837.**

Geschichtliche Notizen

über

das obere Walserthal

und besonders

die Herrschaft Blumeneck in Vorarlberg.

Von Joseph Bergmann.

Das von den Dörfern Ludesch, Düring und Bludesch östlich und hoch gelegene, von dem Lutzbache durchschnittene Thal wird Walserthal genannt. Es enthält die Ortschaften, und zwar rechts der Lutz: St. Gerold, Blons, Sonntag, Fontanella, Buchboden, Damils; links derselben: Marnol und Raggal. Gegen Norden, Osten und Süden ist es durch hohe Berge vom Laternserthale, dem Bregenzerwalde und Tannberge abgeschlossen. Die beiden Seiten dieses Thales sind sehr steil und von vielen Wildbächen durchschnitten. Der ausschließliche Nahrungszweig ist die Viehzucht. Es gehört in das k. k. Land- und Kriminalgericht Sonnenberg zu Bludenz.

Die Geschichte dieses Thales ist nicht eine und dieselbe, sondern bildet drei verschiedene Theile; anders ist die Geschichte der ehemals dem Gotteshause Einsiedeln gehörigen uralten Herrschaft St. Gerold und Valetschina (Blons), anders die der Herrschaft Damils mit Fontanella, wieder eine andere die der Ortschaften Buchboden, Sonntag, Marnol und Raggal. Diese letzten gehörten von jeher zur Herrschaft Blumeneck, und hatten die nämlichen Schicksale mit dem vorzugsweise sogenannten Blumeneck, d. i. den Dörfern Ludesch, Düring und Bludesch am Fuß des Gebirges, von wo aus man zu den Walsern emporsteigt. Man sehe die Karte Vorarlbergs von Blasius Huber vom Jahre 1783, oder die des k. k. General-Quartiermeisterstabes.

Die ersten Bewohner des Walserthales.

Wenn man von den verschiedenen Namen der Ortschaften, Wiesen, Alpen, Plätze, Bäche ꝛc. urtheilen darf, so darf man sicher schließen, die ersten Bewohner dieses Bergthales seyen Abkömmlinge der Rhätier gewesen, die, von den siegreichen Waffen der Römer zurückgedrängt, diese Gegend urbar machten. Die fremdartigen Benennungen, z. B. Valetschina (vallettina), Fontanella (fontanella), Plazera (placere oder wohl piazza), Gersella (cara sella), Quadra (quadratum), Gafadura (caratura) ꝛc. sind Ausdrücke der romanischen Zunge [1]. Auch heißen die Bewohner Walser vom altdeutschen Worte: Walen, d. i. Fremdlinge, ihre Sprache hieß lange Zeit die wälsche. In Johann Gulers Rhätia vom Jahre 1616

[1] Solche romanische Benennungen von Thäleen, Dörfern und Alpen gibt es noch im obern Vorarlberg — von Ems südwärts angefangen — überaus viele, z. B. Albafeca, Albonakopf, Alpilla, Alnova, Balzers (balza) am nordwestlichen Absturz des hohen Falkniß, Frastanz (frà stanza), Gallinakopf, Gamp (campo), Gamprez, Gaschurn (casa, casura), Gavalkopf, (cavallo), Golm (colmo), Golmamost, Gurtis (lat. curtis), Guclipool, Lateras (laterna), Dorf und Thal, Miezmont (mezzo monte), Montafon, Thal mit mehrern Pfarrdörfern, Montfoct (monte forte) das Stammschloß, nun kaum findbare Ruine der berühmten und mächtigen Grafen von Montfoct, südlich der Claus (clusa), Montlix unweit des uralten Gerichtsitzes Rankweil (Rancovilia), Tafamont, Vermont (verde monte), Rofels (novella), Piattina, Salatina und Sarotla, Schadona (scadere), die nordöstlichste der walserischen Alpen mit romanischem Namen zwischen Buchboden und Schröcken, Valbona (valle bonna), Valbula, Valcada, Valduna (vallis dominarum) ehemaliges Frauenkloster bei Rankweil, Vaduz (val dolce), Valserina, Vergoppa (verde coppa — Koppe) ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nördlich hingegen unter Ems, und im ganzen Bregenzerwalde gibt es (das celtische Bregenz ausgenommen) durchaus rein allemannische Namen. Die nähere geschichtliche und sprachliche Beleuchtung dieser Scheidelinie zwischen romanischem und allemanischem Wesen wäre wahrlich von nicht geringem Intereſſe. Nur ein zweimonatlicher Aufenthalt unter dem Volke des Thales Montafon und des graubündtischen Prätigau's (Rhätigaus), um einiges Licht über die romanische Vergangenheit und deutsche Gegenwart jener Gegend zu werfen!!

heißt es: „Ich hab' noch alte Leut im Wellgau gekannt, welche grob rhätisch reden konnten.“

Wallgäu (vallis Drusiana) hieß die ganze Gegend zwischen Bludenz und Feldkirch. Daß dieses Thal schon früher christliche Bewohner hatte, ist zu schließen aus einer alten Schrift, welche sagt, daß zur Zeit, als der heilige Gerold jenseits der Lutz angekommen sey, auf Reggal eine Kapelle mit einem Thürmlein gestanden habe. Der heilige Gerold starb wahrscheinlich um's Jahr 966.

Die Herren von Blumeneck.

Wie schon gemeldet, gehörte das Walserthal zur Herrschaft Blumeneck. Der Ursprung dieser Herrschaft ist unbekannt. Die Edlen dieses Namens waren die ersten Herren. Eine einzige Tochter war der letzte Sprößling dieser Familie und Erbin des Landes und der Leute.

Sie vermählte sich mit einem Grafen von Fürstenberg. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts gehörte Blumeneck den Grafen von Montfort aus der Linie Werdenberg. Im Jahre 1391 verpfändete Heinrich von Werdenberg diese Herrschaft für 1600 fl. an Ulrich von Brandis. Im Jahre 1398 trat Graf Hartmann v. Werdenberg, Bischof zu Chur, selbe mit Ausnahme von Valetschina (St. Gerold und Blons) seinen Vettern Wolfhart und Ulrich Düring von Brandis vor dem Stadtgerichte zu Zürich eigenthümlich ab. Es kommen mehrere Freiherrn von Brandis als Eigenthümer von Blumeneck vor, bis endlich am St. Margarethen-Abend im Jahre 1510 Johann Freiherr v. Brandis, Dompropst zu Chur, Blumeneck sammt den Herrschaften Vaduz und Schellenberg seinem Vetter, dem Grafen Rudolph v. Sulz, um 12.000 fl. in Gold zu kaufen gegeben. Unter diesen Herren v. Brandis wurden mehrere blutige Kriege gegen die schweizerischen Eidgenossen geführt. Im Jahre 1499 den 20. April war die durch Verrätherei blutig gewordene Schlacht bei Frastanz, in welcher auch viele Männer aus dem Walserthale geblieben sind. Für diese ist in der Pfarrkirche zu Sonntag ein ewiger Jahrtag gestiftet und die Namen der Gefallenen sollen alljährig in der Kirche verlesen werden. Um diese Zeit wird erwähnt, daß die Pest gewüthet habe, welche auch diese Gebirgsgegend heimsuchte; so daß durch jene unglückliche Schlacht und diese Seuche der dritte Theil der männlichen Streitkraft in Vorarlberg damals erloschen sey. (S. im Pfarrbuche zu Ludesch.)

Durch ein volles Jahrhundert waren die Grafen von Sulz Herren über Blumeneck. Wegen Mangels an Urkunden wissen wir nichts Denkwürdiges aus ihrer Regierungszeit, als daß zwischen den Bewohnern der drei Gemeinden des Landes (d. i. Ludesch, Bludesch und Düring) und jenen des Bergthales (den Walsern) häufige Streitigkeiten wegen der Atzung und wegen der Verpflichtung zum Bau der großen Brücke über die Lutz zwischen Ludesch und Düring vorgefallen seyen. Endlich schloß Graf Rudolph v. Sulz, Landvogt in Unterelsaß, den 1. März 1614 mit Georg Wegelin, Abte zu Weingarten, einen Kaufvertrag, wodurch die Herrschaft Blumeneck Eigenthum dieses freien Reichsstiftes wurde. Den 28. April desselben Jahres wurde den Abgeordneten des neuen Oberherrn zu Bludesch gehuldigt. Es war eine allgemeine Freude, in allen Stuben tönte es fröhlich beim reichlichen Weine.

Dieser allgemeine Frohsinn stützte sich auf schöne Hoffnungen, die nicht unerfüllt geblieben sind; denn milde und segenreich für Blumeneck war durch fast zwei Jahrhunderte die Regierung des Stiftes Weingarten. Die Prälaten ließen dem Volke seine alten Rechte und Gewohnheiten. Ueber das Ländchen war ein Landvogt gestellt, der einen Untervogt oder einen Verwalter hatte. In der Folge sandte das Stift zur Leitung der Herrschaftsangelegenheiten aus seiner Mitte einen Conventualen als Statthalter, dem ein Amtsschreiber beigegeben war. Die Gebirgsgemeinden Raggal, Marnol, Sonntag und Buchboden hatten einen Gerichtsammann. Dieser wurde von den Leuten selbst gewählt und zwar auf dem Platze vor der St. Anna-Kirche zu Düring. Die Gemeindsleute versammelten sich da mit ihren Fahnen und klingendem Spiele; die zwei zur Wahl vorgeschlagenen Männer, in schwarze Mäntel gehüllt, standen fern von einander. Derjenige, zu welchem die größere Menge sich drängte, war Gerichtsammann. Da gab es oft Eifersucht und als Folge Schlägereien. Die Wahl fiel auf Einen von Sonntag oder Raggal, so daß diese Gemeinden meistens regelmäßig wechselten. Jede Gemeinde hatte für sich einen Vorgesetzten, einen Waibel und einen Geschwornen. Die Gerichte wurden gehalten nach alten Rechten und Gewohnheiten; der Landesbrauch war Gesetzbuch. Peinliche Fälle wurden in Weingarten selbst abgethan. Die Steuern und Abgaben waren sehr gering. Im Jahre 1648 den 16. December wurde mit Weingarten ein Vertrag geschlossen, kraft dessen das Stift von aller Steuerforderung auf immer abstand gegen Erlag von 12.000 fl., mit Vorbehalt des jährlichen Reichspostulats. Zum Kriegs-

dienste wurden wenige Leute ausgehoben, und nur solche, deren man gern zu Hause entbehrte. Die Unterthanen wurden zwar als Leibeigene betrachtet; auch die Grafen von Sulz nannten sich wahre Erb- und Halsherrn v. Blumeneck; in den sogenannten Amtsbesatzungen für die Unterthanen des Stiftes Weingarten wird von einer eigentlichen Manumission gesprochen; es wurde daher auch Frohndienst verlangt, jedoch selten; überdieß machte der Mangel an strenger Aufsicht, und die reichliche Kost jene Dienste mehr angenehm als beschwerlich. Jedoch wird schon in früheren Zeiten der freien Leute in den Gebirgsgegenden eine Erwähnung gemacht und Johann von Müller nennt jene Bewohner »freie Walser.«

Während zur Zeit der Reformation ganz Deutschland in Bewegung stand, genossen die Bewohner dieser Gegend einer ungestörten Ruhe. Auch verursachten der spanische Erbfolge- und der siebenjährige Krieg keine besonderen Abgaben oder Leiden.

(Schluß folgt.)

Zeichnungen zur Charakteristik K. Maximilian's I. und seiner Zeit.

III.

Als Maximilian I. im Jahre 1514 zum letzten Male in Donauwörth war, wurden ihm, wie gewöhnlich, auch dießmal ansehnliche Geschenke dargebracht, und die herzlichsten Ehrenbezeugungen erwiesen. Da man wußte, er habe großes Wohlgefallen an den Künsten und Kampfübungen der zu jener Zeit allbekannten Meistersänger, von denen sich auch hier eine Schule[1] befand, so gab sich der Magistrat Mühe, eine zahlreiche Versammlung derselben zu veranstalten. Viele kamen hiezu aus Regensburg, München, Augsburg, Ulm, Nördlingen und andern benachbarten Städten an. Gerne ließ man sich die Kosten ihrer ganz freien Verpflegung und der für die Obsiegenden, theils in Geld zu 10 bis 20 Gulden theils in Kleinodien, ausgesetzten Preise gefallen, um ihren Aufzug und Wettkampf recht glänzend zu machen. Zum obersten Meister oder Schiedrichter sowohl über die Wahrheit des Inhalts als über die Regelmäßigkeit der Ausführung eines jeden von den Sängern abzusingenden Stückes ward für dießmal einstimmig der dasige Prediger, Mag. Ulrich Zoller, erwählt. Denn er besaß eine große Belesenheit, besonders in den Schriften des alten und neuen Testaments, als woraus die Aufgaben größtentheils genommen wurden, und kannte nicht allein die 24 üblichen Melodien oder Töne, wovon 12 die Meistertöne hießen, sondern auch die Regeln des Sylbenmaßes und alle Vorschriften, denen ein jedes Lied in seinen zwei Haupttheilen und dem Abgesange, in ihren Stollen oder Strophen, in ihren verschiedenen von 4 bis zu 12 auslaufenden Gesätzlein oder Absätzen angepaßt werden mußte. Da gab es denn der Zurüstungen viele mit Büchern, Gezelten, Teppichen und Vorhängen, mit erhöhten Tischen, schön geschmückten Sesseln und Bänken, für den Kaiser und die angesehensten Gäste, für die Richter, wie für jeden auftretenden Meister. Die Gebildeten im Geschmacke der Zeit fanden dabei eine seltene Geisteänahrung. Nur Schade, daß unser Chronist keine Muster mehr auffand, oder für uns zurückließ, um über den Kunstwerth der in solcher Schule gelieferten Gesänge, Gedichte oder Reimereien urtheilen zu können. Ge-

---

[1] Dieselbe bildete, zufolge einer älteren Chronik, eine förmliche Zunft oder Innung, mit bestimmten, von einem ehrsamen Rath mit Brief und Siegel bestätigten Freiheiten. Sie hielt alle vier Wochen wenigstens einmal eine gemeine Versammlung in der ihr eigens hiezu eingeräumten Stube eines Gastwirths. Dabei ward jedesmal ein silbernes Marienbild aufgestellt, und hinter demselben lagen die Bücher. Hatte ein Sänger, nach dem Urtheile der vier dazu verordneten Richter, in mehr als 3 Sylben gefehlt, so hatte er schon verloren, und mußte Strafgeld zahlen. Wer am besten sang, gewann neben der Zeche auch die Krone. Diese war aus Silber mit einem schwebenden heil. Geiste, ungefähr eine Hand breit, und wurde von dem Sieger die nächsten vier Feiertage, sowohl in der Kirche, als auf der Straße, auf dem Hute getragen. In der nächsten Versammlung, die nach Verlauf der vier Feiertäge von dem Kronerträger und den von Jahr zu Jahr gewählten Meistern fest zu setzen war, durfte derselbe nicht mitsingen, sondern nur aufmerken. Wollte jemand als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen werden, so hatte er sich vorläufig bei den vier Meistern zu melden, die sodann sein Gesuch den übrigen Mitgliedern hinterbrachten. Wurde er zugelassen, so mußte sein Schulrecht durch ein Lied von 3, 5, 7, 9 oder 11 Absätzen bestehen. Wer nicht von der Schule war, alt oder jung, Bürger oder Bürgerin, und doch als Zuhörer daran Theil nehmen wollte, hatte jedesmal für den Eintritt einen Pfennig zu bezahlen. Aus dieser Einnahme, aus den angeführten Strafgeldern, und aus festgesetzten Quartalbeiträgen, wozu von Zeit zu Zeit von Seite eines ehrsamen Raths bedeutende Zuschüsse kamen, wurde eine Kasse errichtet, aus welcher die nöthigen Ausgaben, besonders aber die Gewinnste mit ihren Fahnen, und die Verpflegung der fremden reisenden Meistersänger bestritten wurden. Denn so oft dergleichen, zu zwei, drei oder noch mehrere, hier in die Herberge kamen, lag den vier Meistern ob, dieselben darin zu besuchen, und ihre Ankunft dem Bürgermeister anzuzeigen, von dem sofort das städtische Geschenk an jene erfolgte. Dieses und die ganz unentgeltliche Bewirthung hatte im grösseren Masse Statt, so oft, wie bei obigem Anlaß, ein ausgeschriebener freier Meistersang gehalten wurde.

nung, Maximilian wohnte der hiesigen mit freudiger Theilnahme bei, und schied sodann in vollster Zufriedenheit von hinnen.

Das Erdbeben zu Wien im Jahre 1581.

Betreffend aber den jüngsten Erdbeben, so das verschinen Jar (1581) den 21. Julij am Freytag in folgender mittnacht, on gefahr, ein viertel stund vor zwölff vhr, alhie zu Wienn vrplötzlich sich beschehen, wisset, daß es so zimlich starcker Erdbiden gewesen, dessen man allhie nit gewöhnt, noch gewartete, auff zwo meil vmb die Statt Wienn wehrend, aber jenseits der Donaw nit so häfftig bewegt, als dißseits. Die Nachtwachter vnd Stundtruffer auf der gassen vnnd mauern mainten S. Steffans Thurn fall gleich auff sie, die Schiffleut so dieselbe nacht in Schiffen gelegen, vnnd bey dem wasser draussen seind blieben, höreten voran ein so gählings, jämmerlichs, wildes sausen, prausen, wüellen, püllen der Donaw, als ob es die Statt vberlauffen, versauffen, ertrencken vnd versenken wölle, jedoch, weil es nit lang gewehret, ohne schaden dennoch abgangen, vnd der folgend Sambstag, nemblich, S. Magdalena tag, daß ist, der 22. Julii, am lufft schön vnd haiter war, nit stünkend, neblicht, dußmicht oder faimig, verhoffen die leut gemanigklich, es werde deßwegen von Pestilentz oder andern vbel vnd gefahr weiter (ob Gott wil) nichts mehr zu besorgen sein. Weil auch dazu in denen Landen die Erdbiden nicht gemain, ja schier vnerhört, oder doch nit groß vnd selten gefährlich sein, natürlicher weiß. Der neulichist Erdbiden vor diesem, wie man sagt, so allhie Anno 36., Item einer Anno 56. dessen ich zue Newstatt an der Orla in Türing, in meiner jugend gedenke, beschehen, waren Gar klein dagegen, vnd keiner gefahr. Wann aber, vnnd welcher der groß Erdbiden gewesen sey, dauon die Schotten Kirchen, die an gemeur, seulen, vnnd gewölbern stark genug ist, klüfftig worden, das weiß man nunmehr nit für gewiß zu sagen. Etliche mainen, es kumb von dem tieffisten weinkeller alda, so dem fundament zu nahent graben, oder von dem Geschützschiessen inn der türkischen belägerung, oder von vorgedachtem Erdbiden in dem 36. Jar, da doch die riß vnd spaltung vil älter als der ding keines, vnd vber menschen gedenken seind, darumb mainen vil leut, es sey beschehen noch vor lengst, nemblich, von dem gar grossen Erdbiden Anno 1348, der hin und wieder in vielen Landen grossen schaden gethau, vnd vil jamer angerichtet, wie die Reim davon lautten:

Tausent dreyhundert acht vnd viertzke
 Ein grosser erdbidn hat gestürtzt
Vil Kirchen, Schlösser, Häuser, Baw,
 Dauon erschrack manch man vnd fraw,
Der Villach, Basel, vnd andere Stätt,
 In grund vnd boden verderben hett,
Ein berg vmgfallen schwölt die Frag
 Dauon Villach erschwembt lag,
Basel am Rhein sich selbst zünd an
 Von erdbiden, vnd in grund verbran
Groß Pestilentz vnd sterb drauff kam,
 Vberall vill leut an zahl hinnam,
Vber 40 tag der erdbiden wehrt,
Zwei gantze Jar der sterb abkehrt,
 Daß muß der Jud entgelten schwär,
Als ob er daran schuldig wär.

(Rasch, »Vom Erdbiden Etliche Tractata« etc. München, 1582. 4.)

Miszellen.

Die Bedeutung, welche das Wort »Cinquecentisten« in der italienischen Literatur hat, scheint noch nicht so allgemein beachtet zu werden, als es wohl seyn sollte: da auch manche neue deutsche Literatoren dasselbe nach dem deutschen Sprachgebrauche erklären, und darunter Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, oder die von 1400—1500 gelebt haben, verstehen. Allein im Italienischen heißen Cinquecentisten (nicht Quintecentisten) diejenigen, welche von 1501—1600 geschrieben haben: so wie man die von 1301—1400 Trecentisten, die von 1401—1500 Quattrocentisten, die von 1601—1700 Seicentisten oder Secentisten nennt.

Seit wann verlor die Benennung Spießbürger die ehrenvolle Bedeutung, welche sie ursprünglich hatte, und artete in eine Gattung Schimpfwort aus?

Bekanntlich war Spießbürger ehemals ein Ehrennahme, womit ein tapferer Kriegsmann belegt wurde, der nach der alten Weise Krieg zu führen, mit seiner Glefe oder Lanze große Thaten zu verrichten im Stande war. Glev, Gleve oder Glefe bedeutet lange Speere oder Spieße, daher diejenigen, die solche führten, Glevenbürger oder Spießbürger genannt wurden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

102. Sonnabend, den 23. December 1837.

Geschichtliche Notizen
über
das obere Walserthal
und besonders
die Herrschaft Blumeneck in Vorarlberg.

Von Joseph Bergmann.

(Schluß.)

Oberherren der neuern Zeit.

Bei der im Lüneviller Frieden beschlossenen Sekularisation, die nach dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Februar 1803 ins Leben trat, verlor Weingarten seine Existenz, und wurde mit Blumeneck und dem Einsiedeln'schen St. Gerold dem Hause Nassau-Oranien zu Theil. Durch den Lindauer-Vertrag vom 29. Juni 1804 ging aber Blumeneck mit St. Gerold an Oesterreich über; es war hier eine große Freude, der glücklichen Monarchie einverleibt zu seyn. Allein schon der Preßburger-Friede (26. Dec. 1805) trennte es wieder von Oesterreich, und gab es mit dem übrigen Vorarlberg der Krone Baierns. In dieser Zeit, besonders im Jahre 1809, theilten die Bewohner des Walserthales den Enthusiasmus für den Doppeladler mit den übrigen Bewohnern Tirols und Vorarlbergs; sie zogen ebenfalls ins Feld, kehrten aber bald in Folge der Ereignisse wieder nach Hause zurück. Im Verlaufe jener Kriegsjahre mußten die Thalbewohner große Summen als Marsch- und Einquartierungs-Concurrenz bezahlen.

Endlich wurde dieses Ländchen der großen österreichischen Monarchie einverleibt und am 8. Juli 1814 war der Huldigungstag unter allgemeinem Jubel.

Kirchliche Verhältnisse.

Das ganze Walserthal, mit Ausnahme von Damils, gehörte ursprünglich in das Kirchspiel nach Ludesch und war der uralten Pfarrkirche zu St. Martin eingepfarrt. Die Bewohner mußten also einen Weg von drei bis viertehalb Stunden zurücklegen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts wurde diese Beschwerde gefühlt. Sonntag bekam einen eigenen Priester, so auch Reggal, aber dieses erst im Jahre 1593. Endlich wurde Sonntag im Jahre 1548, Reggal im J. 1593 zur selbstständigen Pfarrei erhoben; es werden von beiden einem jeweiligen Pfarrherrn zu Ludesch noch gegenwärtig Recognitionen bezahlt. Von Sonntag hat sich die Tochterkirche Buchboden gebildet, welche jetzt ebenfalls eine Pfarrei ist, von Reggal die Filiale Marnol mit einem Herrn Expositus. Diese Gegend gehörte seit undenklichen Zeiten bis ins Jahr 1814 in die Diöcese Chur, von da an in das Bisthum Brixen.

Die älteste Pfarrei im Walserthale ist ohne Zweifel Damils. Vor zwei Jahrhunderten ist die Pfarrkirche daselbst abgebrannt. In einer Urkunde von der nämlichen Zeit über die dasige Kirche wird sich auf noch viel ältere Gepflogenheiten und Rechte berufen. Nach Sagen verdankt Damils seine Entstehung den Jägern der Grafen von Montfort. Das gräflich Montfort'sche Wapen ist noch jetzt an der Mauer des Kirchen-Chores von Außen zu sehen. Zu welcher Zeit das Gericht Damils unter österreichische Herrschaft gekommen, ist unbekannt; wenigstens war es schon längst österreichisch, während das übrige Walserthal unter Privatherrschaft gestanden. Vor noch nicht langen Jahren gab es alte Leute in Damils, welche eine ganz unverständliche Sprache redeten, sie nannten selbe altdamilserisch. Es ist überhaupt eine abgeschlossene Gemeinde, welche manches Eigenthümliche vor den übrigen Gebirgsgemeinden hat.

Zur Pfarrei Damils gehörte auch die Gemeinde Fontanella, vulgo Obergericht, weil dieses mit Damils einen eigenen Stand, und ein eigenes Gericht hatte. Fontanella wurde erst gegen Ende des 18ten Jahrhun-

derts von der Pfarrei Damils getrennt, und ist jetzt eine eigene Pfarre.

Anmerkung. In diesem Walserthale zu Blons (oder Plons) war Martin Lorenz, k. k. Staats- und Conferenzrath im geistlichen Departement, und infulirter Abt zu St. Salvator in Kapornack in Ungarn, am 7. September 1748 geboren, und starb am 14. April 1828 zu Wien. Möge der hochverdiente Staatsmann bald einen mit seinem Leben und Wirken vertrauten Biographen finden!

So viel in Kürze vom obern Walserthale und der Herrschaft Blumeneck. Bei einer andern Gelegenheit über die gleichfalls walserische Pfarre Laterns im gleichnamigen Thale an der Frutz, wie auch über das kleine Walserthal, gemeiniglich Mittelberg genannt, mit den drei Pfarrdörfern Riezlern, Mittelberg und Hirscheck nebst der Expositur Baad. Dieses, im nordöstlichen Abhange der Alpenkette gelegen, gehört durch die Breitach, welche mit der Stillach und Trettach bei dem baierischen Markte Oberstdorf vereint die Iller bildet, allein von allem vorarlbergischen Lande in das Stromgebiet der Donau, und ist politisch dem westlich anstoßenden k. k. Landgerichte Bregenzerwald zugetheilt.

Einwanderung aus Wallis.

Nach längerem Forschen und Zweifeln über eine dunkle Sage einer Einwanderung von helvetischen Wallisern gewann ich endlich aus folgenden zwei Gründen von der Richtigkeit derselben die volle Ueberzeugung.

Es ist nämlich a) der dem übrigen Vorarlberg und den nachbarlichen Gauen durchaus fremde heil. Bischof Theodul, der in Wallis verehrt wird, und auf den alten Thalern der Bischöfe von Sitten erscheint, zugleich der Schutzpatron in gesammten walserischen Gemeinden, mit Ausnahme von St. Gerold, das dem um 966 hier lebenden und auch hier ruhenden frommen Einsiedler (einem gebornen Herzoge von Sachsen) gleichen Namens mit Recht die Verehrung eines Heiligen zollt. b) Die langsame und gedehnte Sprache der Walser hat mit der Schweizerischen die meiste Aehnlichkeit, sie liebt ch statt k, z. B. trinche für trinken, was sich sonst im Lande nirgends findet. Leider bin ich mit der Sprache, den Orts- und Familiennamen und der Specialgeschichte des Cantons Wallis zu wenig bekannt, um aus den dortigen, oft sehr stürmischen Verhältnissen die Zeit einer nothgedrungenen oder freiwilligen Auswanderung bestimmen zu können.

Den meisten Aufschluß über diesen Bergstrich verdanke ich den freundschaftlichen Mittheilungen des trefflichen Pfarrers und Statthalters Beat Winkler, Capitularen des Stiftes Einsiedeln, welches noch die Seelsorge über (die ihm bis 1803 gehörige kleine Propstei) St. Gerold und Blons ausübt.

Der Tag zu St. Gerold gehört zu den allerschönsten meiner Wanderung durch's geliebte Vaterland. Groß war die Freude des Wiedersehens, schön die erhabene Natur, wolkenleer der Himmel, offen die Seele zur Andacht, denn es war Sonntag (20. August) und das größte Fest im Gebirg — das Kapellenfest zu St. Gerold — versammelt das Volk von nah' und fern in seiner schmucken bänderreichen Tracht, mit seinen Seelenhirten, zum Theil gebornen Walsern. In allem herrschte fromme, heiligende Feier, aber den überraschendsten Hochgenuß boten mir zwei sehr einfache Altarblätter von unbekannter Hand: auf dem zur Rechten (vom Chore aus) reicht der Nährvater das heilige Kind der Versöhnung und Vermittelung zum himmlischen Vater empor, auf dem zur Linken reicht die Mutter dasselbe zur knieenden Menschheit hinab; nur drei Figuren, und welcher Gedanke!

Unvergeßlich bleibt mir das Kapellenfest und das die Gottheit und Menschheit versöhnende heilige Kind zu St. Gerold!

Ein Bruchstück
aus der
Geschichte der Stadt Ybbs[1].

Der Wohlstand, welcher die alte Handelsstadt Ybbs in früherer Zeit auszeichnete, war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bereits tief gesunken. Während der Hussitenstürme verfielen sogar die Wochenmärkte, und hörten endlich ganz auf, wodurch das Elend noch mehr gesteigert wurde. Die österreichischen Landesfürsten suchten zwar durch Privilegien dem Uebel zu steuern, allein die Verhältnisse der Zeit ließen die wohlgemeinten Absichten zu keinem er-

[1] Wir entlehnen dieses Bruchstück einer vor uns liegenden größeren historischen Abhandlung über Ybbs, welche den dortigen Raths-Protokollisten, Herrn Franz Espig, zum Verfasser hat, und von vielseitigem Fleiße zeugt. R.

freulichen Resultate gedeihen. So erklärte im Jahre 1453 König Ladislaus die Bürger von Ybbs an den Mauthen von Ybbs und Linz mit allen ihren Feilschaften für mauthfrei, und bestätigte 1455 alle früheren Privilegien der Stadt. Letzteres that 1458 Kaiser Friedrich IV. und verlieh ihr zugleich wieder für jeden Samstag einen neuen Wochenmarkt. Indessen, im Verlaufe der Streitigkeiten, welche nach dem Tode des jungen Ladislaus zwischen Friedrich IV. und dessen Bruder Albert entstanden, hatte die Stadt wieder Vieles durch letzteren zu erdulden. Er verpfändete sie sammt der Mauth zur Sicherstellung des Soldes dem böhmischen Hülfsvolke, das sich nun darin festsetzte, und so lange hielt, bis Ulrich von Graffenegg, dem der Kaiser das Schloß und die Herrschaft Steier pflegweise überlassen, nach Eroberung mehrerer Burgen auch hier als Sieger auftrat. Um den daraus für die Stadt entstandenen Drangsalen abzuhelfen, ertheilte ihr Kaiser Friedrich 1480 das Recht, von jedem daselbst niedergelegten Faß Wein, zur Verbesserung ihres Bauftandes, eine bestimmte Gebühr zu nehmen. Als aber in der Folge König Mathias von Ungarn in Oesterreich einfiel, und alle kleineren Plätze einnahm, traf dieses Loos auch die Umgegend von Ybbs; kaum verharrschte Wunden wurden wieder aufgerissen, und diese nur wenig dadurch geheilt, daß der römische König Maximilian I. im Jahre 1494 die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte und 1496 an den Mauthner zu Melk den Befehl ergehen ließ, von den Bürgern von Ybbs nicht mehr als 18 Pfennige für einen beladenen Wagen abzufordern. Das Uebel hatte tiefe Wurzel gefaßt, in die Zerstörung ließ sich keine Ordnung mehr bringen. Wie vernichtend mußte daher der neue Schlag des Schicksals wirken, welcher im Jahre 1501 die unglückliche Stadt traf! Eine furchtbare Ueberschwemmung der Donau hatte die meisten Städte und auch Wien mehr oder weniger verheert; in welch hohem Grade dieses bei Ybbs der Fall gewesen, läßt schon die niedere Lage desselben zur Genüge ermessen. Eine noch vorhandene Vorstellung des Magistrates an Maximilian I. gibt von dem damaligen traurigen Zustande der Stadt ein eben so lebendiges, als treues Gemälde; wir können daher nicht umhin, sie hier auszugsweise mitzutheilen.

»Allerdurchleuchtigister Großmächtigisten Kunig, allerg. herr. »Nachdem Wir Eurer Khu. Mt. Unser und Gmayner Statt »Ybbs obligen, beswärde, und abnemmen, darein wir durch »Lanngwerreund kriegsleuff auch In fluß der großen Wasser»gussen, und andre swäre Leuff byßher khommen sein, Mer»mahlen anbracht, und derhalben etlich mahl genedigen Be»schaid Auch je zu Zeyten zu Widbringung der pausellighkeit, »ain geldt von genaden wegen von Euer khu. Mt. erlangt »haben, wir doch solich unnser und gemainer Statt Ybbs »gebrechen darmit byßher aus nachvolgenden Ursachen nit »wennden mögen, unnd darbey empfunden, das solich unnser »beswärlich und verderblich anligen Ew. khu. Mt. zu vil dun»khel fürtragen sein möcht, Geben Wir hiermit Eur khu. »Mt. unndterteniglich zu erkhennen Wie das Wir zu Gmay»ner Statt kain Aufheben oder Wie annder Stett einkhomens »oder zue nutzung haben auch bey uns weder Getraid noch »Weinwachs, so hat sich vor ettlich verschynnen Jaren in den »swären kriegsleyffen begeben, das zwoo VorStett hie, dar»Innen die besten heuser gestanden und die vermügisten un»ser Mitburger welich mit unns in Steuern, Wacht, Robatt »und andern burgerlichen anforderungen, mitleiden getragen, »darinnen gesessen abbrochen und ganz vernicht werden, da»durch die Freyhaiten und Hanndl, der Wir unns mit sammt »Inen vorher betragen haben, unns und dem Stättlein ent»gangen. Wir seyn nye von unnsern Landfürsten abgefallen, »Sonder haben Kaiser Fridrich hochlöblichistee Gedächtniß »und Ew. khu. Mt. zu eren und unterdenigen gehorsam, uns »gegen den Landsveindten, als den Frumben und getreuen »zu thun gepuert, erlich und wol gehalten. Ueber das alles »so hat uns die nächstvergangene oben angezeigte Was»serguß der Thonau großen verderblichen Schaden zuegefuegt, »Indem wie wol ain Ort der Stattmauer offen, auch ain »lanngs Ort der Mauer Im gefuetreten Stattgraben nyder»gefallen, die Statthöre und Stattmauer gantz in abpau ko»men, ain tachwerch und sonst verdorben, So sein vil heu»ser unndterwaschen, und ettliche gar nydergewaickht, und »gar verderbt, weliche mitsambt Ew. ku. Mt. Burgkh, die »auch gantz nydergegangen, gantz und gar geödet dann jetzo »in der Stat und Ryngkhmauer nicht 70 Heuser, darInnen »Burger wesennlich sitzen, nicht gestyfft, undter denselben »zway der bessern Ew. ku. Mt. Mautthenser[1] der andern bei »20 alle um 200 Gulden reinisch fayl sein, auf das höchst »zu verkaufen, wie geswiegen, annder großen unnser ver»derblichen schaden, so uns durch die wassergusse der Thonau »und Ybbs mit Hynreyssen unser gründt und verderbung fue»tres und in ander menigenlay Weg beschehen«

Ferner wird in dieser Vorstellung auch bitter geklagt, daß die Ausübung der alten Freiheiten, der immerwährenden Kriege und Unruhen wegen, häufig unterblieb, wor,

[1] Diese zwei Mauthhäuser, die in der oberen Stadt liegen, sind über den gewöhnlichen Wasserspiegel 4—5 Klafter hoch erbaut, woraus sich entnehmen läßt, daß die Häuser der unteren Stadt, die keine 1/2 Klafter ober dem Wasserspiegel, bis auf das Dach unter Wasser waren.

aus eine höchst fühlbare Störung und Beeinträchtigung entstanden, der nur durch Erneuerung und Bestätigung derselben gesteuert werden könne. Nur wenn wohlhabende Leute wieder Veranlassung finden werden, in der Stadt sich niederzulassen, kann die Lage derselben verbessert, und der alte Wohlstand zurückgeführt werden.

Miszellen.

In einer von Heinryco Knoblötzer zu Heidelberg 1494 gedruckten Schrift heißt es: »Ein vast gemainer grosser Mißbrauch wider verbot der Geistlichen vnd auch weltlichen recht. Das man leyen in die Kirchen begrebt so man doch niemand darinn begraben soll, dann Bischoff, eyl. Priester vnd groß lands-heren.«

Das Gut Eckendorf gehört zum Stifte Wilhering seit dem 25. October 1241, an welchem Tage es Herzog Friedrich der Streitbare in einer zu Krems ausgefertigten Urkunde dem Kloster nebst noch einigen andern Besitzungen übergab — villam nostram Ekkendorf iuxta Wachrein. Abbati et conuentui in Wilhering liberaliter contulimus.

Das Stift blieb dann auch im ruhigen, durch alle nachfolgenden Fürsten bestätigten Besitze dieser Schenkung bis 1582. Als in Folge der Religionsänderung des größten Theils der politischen Stände auch die Lust nach den Besitzungen der Kirchen immer stärker wurde, fand es auch Helmhard Jörger für gut, die Wilheringischen Unterthanen zu Eckendorf mit seiner Herrschaft Walperstorf zu vereinigen. Es gelang ihm, seine Absicht zu erreichen, denn gegen den Willen des Abtes und des Conventes wurde durch Dr. Jakob Hillinger ein Kaufsvertrag abgeschlossen, und dem Abte durch den Klosterrath ex officio befohlen, denselben zu unterschreiben. Die Kaufsumme war 4000 fl., gerade die Hälfte des Kaufschillings, den Graf Julius v. Hardeck geboten hatte. Obgleich die Quittung des Abtes dd. 1582 7/6 nur auf Wiederkauf lautete, so wurde dennoch der kaiserliche Consensbrief dd. 1583 22/9 auf ewigen Erbkauf ausgefertigt. Diesen Consens hatte nicht der Abt nachgesucht, sondern der Klosterrath und nachdem er ausgewirkt war auf die angegebene Weise, so befahl der Klosterrath eine andere auf Erbkauf lautende Quittung auszustellen und das Urbar zu unterschreiben. Der Abt war indessen gestorben, allein abermals auf Befehl des Klosterrathes mußte der Hofrichter zu Wilhering den Namen des Verstorbenen unterzeichnen und mit dessen Petschaft siegeln. In ähnlicher Weise nöthigte man auch das Capitel zur Unterschrift, nachdem es sich vergeblich geweigert hatte. Nichts desto weniger wurden dem Kloster diese verkauften Gülten nicht abgeschrieben und die Steuern fortwährend von ihm gefordert. Als man sich von Seite Wilherings der Zahlung weigerte, wurde Abt Alexander vom See nach Wien citirt, und mit Zimmerarrest bis zur Abzahlung des Steuerausstandes belegt. Selbst Erzherzog Matthias, damals Statthalter des Landes, fand es ungerecht, vom Kloster Steuern für Besitzungen zu fodern, die seit Jahren sich in fremden Händen befanden. Der Arrest währte durch mehrere Wochen. Eben so erfolglos bemühte sich der Abt auch 1597 bei dem Verordneten-Collegium um eine neue Bereitung und Abschreibung.

Endlich nach dem Umschwunge der Dinge von 1620 erlegte Abt Georg von Wilhering 4000 fl. und forderte Eggendorf zurück, als durch das Edict Ferdinand II. (dd. 1620 12/9 Khevenhüller X. 1069) auch Helmhard Jörgen als Rebell und seine Güter verfallen erklärt worden waren. Doch da die Heerschaft Walperstorf durch den Kaiser seiner Gemalin Eleonora schon geschenkt worden war, so kaufte der Abt seine Unterthanen von der neuen Besitzerin wieder an das Kloster am 25/9 1628.

Johannes Rasch, Schulmeister bei den Schotten zu Wien, schließt in seinem »Weinbuech,« das 1582 im Druck erschienen ist, seine Betrachtung über die »arge Seuche der Trunkenheit« mit folgenden Worten: »Es hat auch die Trunkenheit einen großen Unterschied nach Eigenschaften den Naturen. Ein Sanquinikus der singt, springt, lacht, und ist fröhlich; ihn mag man den Kindern vergleichen, die gern lachen, und mehrtheils nicht wissen warum. Wann sie das eine Weile getrieben haben, begehren sie zu schlafen, und (haben) dessen ein völliges Genügen. Die Cholerischen zürnen, toben, hadern, rumoren, greifen zu den Waffen, wollen von Niemand gestraft noch ermahnt seyn; man kann sie nicht zu Bette bringen, schwätzen viel, und sind freudig wie die Löwen. Die Phlegmatici werden mat, träge, schläfrig, unbeweglich, und werden in Summa gleich wie die trägen Schweine. Die Melancholici sind unmuthig, beweinen etwa ihre Sünden, abgestorbene Freunde, das ist ihr trunken Elend, werden gleich wie die Afen. Darin aber sind sie Alle gleich, daß sie mit der Zunge stammeln, im Schwang einher treten, und nicht bei rechter Vernunft sind.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

103. Mittwoch, den 27. December 1837.

Zeichnungen
zur
Charakteristik K. Maximilian's I.
und seiner Zeit.

IV.

Schon länger hatte K. Maximilian den Gedanken gefaßt, seine tiefe Verehrung für den heiligen Kreuzpartikel, welcher im Kloster zu Donauwörth seit Jahrhunderten aufbewahrt wurde [1], durch ein des hohen Gegenstandes ganz würdiges Denkmal zu verewigen. Er wollte »dieses ihm über alles gehende Heiligthum, so zu sagen, in sein Haus verpflanzen, oder vielmehr den irdischen Stamm seines gesammten kaiserlichen Geschlechtes und aller ihm angehörigen Lande und Leute mit jenem des Kreuzes Christi und dessen himmlischen Verwandtschaften in die innigste Verzweigung, dadurch aber sich selbst dem letztern ganz zum Opfer bringen." Die Ausführung dieser Idee wurde von ihm dem Meister Lukas, einem dort ansäßigen Bürger und Rathsfreund, Ihrer Majestät der Kaiserin ernannten obersten Goldschmied und Steinfasser, übertragen. Als Maximilian im Jahre 1514 hier ankam, hatte er gehofft, das bestellte Monument, eine prächtige Monstranz in der gefälligsten Pyramidenform, nach gothischem Geschmacke, schon ganz fertig zu sehen. Allein die Anlage hiezu war zu groß, die Bearbeitung so vieler, das gesammte Kunstwerk bildenden Theile zu mühsam, und der Vorrath des früher hergegebenen Silbers schon zu sehr erschöpft, als daß seine Vollendung bis jetzt hätte möglich seyn können. Den Abgang des letztern schaffte nun der Kaiser sogleich herbei, und drang in den Meister, die Arbeit nach allen Kräften zu beschleunigen. Das beste Gelingen derselben unterlag indessen schon jetzt keinem Zweifel mehr. Denn neben anderen bereits verfertigten und vorgelegten Stücken war wenigstens der Rahmen der Kreuztafel, uneigentlich ihr **Kranz** genannt, vortrefflich ausgefallen. Er umschließt jene genau als längliches Viereck in entsprechender Höhe und Breite, läßt sich ein- und ausheben, und dient dem Heiligthum zur glänzendsten Zierde. Oben in seiner Mitte schimmert ein großer, sehr künstlich zusammengesetzter Brillant, die ganze Einfassung, durch alle vier Seiten hin, von mehreren Perlen, Rubinen, Saphiren, Amethisten, Smaragden. Die Rückseite kleidet eine silberne Platte von gleichem Umfang, mit eingestochener Inschrift: **Maximilianus Rom. ac Ungariae Rex, Archidux Austriae, Dux Burgundiae etc. Me 12 Kalendas Maji visitavit anno Dni. 1496, qui huic ecclesiae Scae Crucis Werdeae per Mangoldum ex Nobiliori genere Elpheciorum de sanguine Ducum Sveviae tunc etiam Comitem in Dillingen cum Funda-**

[1] Seit der Mitte des eilften Jahrhunderts. Das Kloster erhielt ihn von dem Stifter Mangold, Graf von Dillingen-Worth, in dessen Besitz er folgender Maßen kam: Kaiser Konrad II. der Salier wünschte eine Tochter des orientalischen Kaisers Konstantin VIII. für seinen Sohn Heinrich zur Braut zu erhalten. Er ordnete daher im Jahre 1027 Wernhern, Bischof von Straßburg, und Mangold Grafen von Dillingen-Worth, als Gesandte mit einem ansehnlichen Gefolge nach Konstantinopel ab. Sie nahmen ihren Weg nach Ungarn; wurden aber von König Stephan, der eben mit dem deutschen Kaiser im Streite lag, gezwungen, zurückzukehren, und sich in Venedig nach dem Oriente einzuschiffen, so daß sie erst im August 1028 in der Hauptstadt des griechischen Reichs eintrafen. Mangold gewann die Liebe und Freundschaft Konstantins in einem so hohen Grade, daß sich derselbe oft stundenlang mit ihm in stiller Vertraulichkeit unterhielt, und ihn öfter aufforderte, sich irgend Etwas zum Geschenke auszuwählen und als ein Pfand seiner Zuneigung mit sich nach Deutschland zu nehmen. Mit edlem Stolze weigerte der Graf sich lange, bis endlich des Kaisers Zudringlichkeit ihm keinen schicklichen Ausweg mehr gestattete. Er bat sich daher eine silberne mit Gold und Edelsteinen gezierte Tafel aus, in welcher ein Theil des Kreuzes, woran der Erlöser gehangen, aufbewahrt lag, und womit, wie Mangold öfter bemerkt hatte, der Kaiser sich vielfältig und ehrfurchtsvoll zu segnen pflegte. Konstantin kam über diese Bitte in die größte Verlegenheit; denn diese Tafel war ein Reichs- und Krönungs-Kleinod, und gehörte somit dem Staate, wovon freilich der Gesandte nicht unterrichtet seyn mochte. Indeß, um sein Kaiserwort nicht zu brechen, übergab er sie nach langem Sträuben, und nachdem er zuvor einige Theilchen des heiligen Holzes, namentlich das unterste, gleichsam das Fußgestell, davon gesondert und für sich behalten hatte, unserm Grafen, der von der Wichtigkeit des Geschenkes nun näher überzeugt, sie in ein hölzernes Gefäß mit doppeltem Boden verbergen, und so durch die Vertrautesten seines Gefolges mit andern Kostbarkeiten eilends nach Deutschland bringen ließ.

tione me donatam amplius decoravit. Nam et ipse nullus viventium longe aut prope plus traxit originem de Habspurgensibus velKiburgensibus. Particeps et Ipse sit devotionis in aevum. Amen. Consummatum est hoc opus anno Domini milesimo quingentesimo tertio decimo.

Aus der zuletzt angegebenen Zahl (1513) geht unstreitig hervor, der so eben beschriebene Rahmen oder Kranz habe früher, als die Monstranz selbst, seine Vollendung erhalten. Wenigstens gilt dieß von der Inschrift gewiß, in so ferne sie auf beide zugleich Bezug hat. Daß Max darin nur Römischer König genannt wird, darf nicht befremden. Denn erst auf seinem Zuge nach Italien im Jahre 1507 nahm er zu Trient öffentlich den kaiserlichen Titel an. Die ausdrückliche Bezeichnung des Jahres 1496 kam ohne Zweifel daher, weil der Kaiser, als solcher, in diesem Jahre zum ersten Male das Kloster bewohnte, und wahrscheinlich schon damals den Auftrag gab, die schöne Arbeit zu beginnen. Wie gut das endlich ganz fertige Meisterstück in die Augen falle, mag nachstehende nähere Beschreibung andeuten. Auf dem Fußgestelle von getriebener Arbeit und verschiedener Wölbung schläft sitzend, das Haupt auf den rechten Arm gelehnt, Max selbst. Theils um ihn her, theils unmittelbar ober und unter der Kreuztafel, die in der offensten Füllung prangt, wird man der gesammten Maximilianischen Wappen, sodann jener von Böhmen, Lausnitz, Kärnthen, Steiermark, Alt- und Neu-Oesterreich, Habsburg und Oberelsaß in geschmolzenen Silberplatten gewahr. Aus dem Schoße der schlafenden Hauptfigur und über deren beide Arme hin steigen zwei mächtige Säulen in leichter Rundung, zwei andere hinter den Schultern jedoch ober diesen mit einem höhern Paare durch feste Gesimse verbunden, und gleichsam spalierartig an eine prismatische Wand geheftet, in gerader Richtung empor. Sie theilen sich sofort in neue Sprossen, aus denen wieder andere, und immer wieder neue entstehen, theils in gewundenen, theils in eckigten, theils in cylindrischen Formen. Die Proportion unter ihnen ist durchaus trefflich gehalten, so daß sie sich auf die leichteste Art zu tragen scheinen, ob sie gleich bis zur Höhe von 4 Nürnberger Schuhen und 3 Zollen hinauflaufen und sich auf 1 Schuh und 4 Zolle ausbreiten. In den durchbrochenen Zwischenräumen reihen sich neben, über und aneinander, eben so bedeutungs- als ausdrucksvoll (außer noch mehreren, auf der im Bilde unsichtbaren Kehrseite) bei 30 größere und kleinere, heilige und geschichtliche merkwürdige Statuen, auf verschiedenartigst gezierten Postamenten ruhend, sammt acht Brustbildern, die auf so vielen Seitenästen das heilige Kreuz umschweben. Unter jenen erscheint zwischen dem obersten Säulenpaare, dessen elliptische Wölbung in der weitern und äußersten Höhe ein Adler mit ausgespannten Flügeln deckt, allererst Christus, sich erhebend in den Himmel mit der Siegesfahne in der Hand; etwas tiefer zu beiden Seiten zwei Engel als Herolde seiner Verherrlichung. Von da abwärts Maria mit dem göttlichen Kinde, das zwei andere Engel anbethen, in aufrechter Stellung und im allverbreiteten Strahlenglanze; zu ihren Füßen ein Papst, Leo IX., und ein Patriach, oder päpstlicher Legat, vermuthlich jener von Konstantinopel, oder Gebhart III. Bischof von Konstanz, mit den Kennzeichen der ihnen eigenen Würde. Neben diesen, um einige Linien höher und größer, obgleich merklich kleiner als Christus und Maria, rechts der griechische Kaiser Konstantin VII., oder dessen Tochtermann Roman mit dem Reichsapfel, und der heilige Andreas mit seinem Kreuze; links der heilige Bischof Ulrich mit dem Hirtenstabe, und ein zweiter ohne den letztern, oder doch ein Abt, wahrscheinlich dessen Neffe Adalbero, jeder eingereiht in die treffenden Säulenordnungen, wovon sofort die mittelsten Jesum am Kreuze zwischen den beiden Schächern, unter ihm seine Mutter und den Johannes, zu äußerst den Kaiser Konstantin den Großen und seine Mutter Helena, wie unmittelbar neben dem Kreuz den Kaiser Rudolph von Habsburg und den heiligen Leopold[1] auf die sprechendste Weise darstellen. Einzelne, theils männliche, theils weibliche Figuren scheinen sich auf die Stifter des Klosters zu beziehen. Von den übrigen Bildern, von den allen und jeden eigenen Charakteren, Kronen, Zeptern und andern Emblemen, von den mancherlei Verzierungen durch Muscheln, Rosetten, Laubwerke und Blumengewinde, sammt dahin gehörigen Adlern, Löwen, Greifen, Pelikanen schweigen wir um so lieber, je schwerer es ist, ein so viel umfassendes Kunstwerk in allen seinen Theilen eben so wahr als gefällig zu bezeichnen, und je mehr man in diesem Falle weit besser durch unmittelbare Anschauung, als durch noch so viele Worte belehrt wird. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß das kostbare Geschenk 43 Mark reinen Silbers in reicher Vergoldung enthalte. Den Werth des Ganzen, und insbesondere des damit verbundenen Kreu-

[1] Derselbe erscheint auf einer Münze von 1517 mit der Umschrift: S. Leopoldus, eben so, wie hier abgebildet; nur daß er dort das Kloster Neuburg auf der Linken, die Fahne aber auf der Rechten trägt.

zes, schlug man ehedem äußerst hoch an, so daß es hieß, durch solchen Schatz allein könnte sich das Kloster, wenn es durch Unglück zerstört werden sollte, vollkommen wieder herstellen. Leider hat schon mancher einzelne Theil daran sowohl durch unvorsichtige Handlung bei den gewöhnlichen so vielfältigen Ausstellungen, als durch unvermeidliche Erschütterung bei öfter nöthig gewordener Flüchtung desselben in Kriegszeiten Schaden gelitten. Doch leicht ließe sich dieser ausbessern, und weder in historischer noch in artistischer Hinsicht ist irgend etwas vermögend, dem höchst ehrwürdigen Denkmal den mindesten Eintrag zu thun.

Es bleibt ein solches doppelt durch die eigene Zugabe, womit es Maximilian noch besonders verherrlichen wollte. Diese besteht in einem Dorne, der von der Krone Christi genommen seyn soll. Er hat die Länge eines kleinen Fingers, und ist zu unterst mit Silber gefaßt, in ein rundes Gläschen eingeschlossen. Die Hochachtung des Kaisers für diese Reliquie, als ein so schätzbares Werkzeug des Leidens Jesu, war so groß, daß er es gleich dem heiligen Kreuze selbst verehrt zu sehen wünschte, und ihm daher ober diesem in Mitte der neuen Monstranz die passendste Stelle anweisen ließ. Damit aber zu diesem Ende jede feierliche Andacht im gesagten Kloster von nun an gleichsam einzig und ganz maximlianisch wäre, vermehrte er alle bisherigen Opfer noch mit vielen andern, und legte insbesondere am Samstag vor Lichtmessen in eigener Person einen vollständigen Pontifical-Ornat aus Goldstoff mit prächtigen Silber-Opfern auf den Altar. So diente sein dießmaliger, und — letzter Aufenthalt in Donauwörth noch mehr als jeder frühere nur dazu, seine Inbrunst für die Ehre des heiligen Kreuzes durch die unvertilgbarsten Beweise zu verewigen. —

Gründung des Klosters Reichersberg.

Sage.

Mitgetheilt von E. Straube.

Im Erker seines Gemachs am offenen Fenster saß Ritter Werner von Reichersberg, und schaute trüben Ernstes in die Gegend hinaus, welche, vom Morgenstrahle mit Purpur überstreut, ein freudig Bild des erwachenden Lebens both. Mit der frischen, lauen Luft schlichen sich die schmetternden Töne der Lerchen herein, balsamischen Hauch der Blüthen im Gefolge; girrend liebkoste der West mit den Wipfeln der Bäume; wie Demanttropfen rieselte der Thau von den Zweigen, und fernes Glockengeläute schien die erhabene Sabbatfrühe zu feiern, in welcher die ganze Natur ihres Schöpfers Herrlichkeit beging. Gleichsam in holdseliger Verjüngung blühte sie ihm entgegen, als empfände sie, wie die Allliebe des Vaters sich am innigsten erfreut an dem Gedeihen der Creatur.

Ritter Werner wurde des erquickenden Anblickes nicht froh; in seiner Brust war ein gar böslicher Gast eingekehrt, der Gram, und das wonnigliche Leben der Gefilde gemahnte ihn nur um so herber an sein eigenes Leid. Trübe Schleier hingen vor seinem Antlitze, schwere Seufzer entrangen sich der Brust, Furchen striemten ihm das Angesicht, und in den Wimpern glänzte es, wie unmännlich Naß; Vaterzähren waren es, die dem Edelherrn auf die Sammtschaube niederfielen, Schmerzensthränen um einen entarteten Sohn, und solche Wermuthperlen schädigen den Mann nimmer an seiner Ehre, dieweil Vaterweh nicht irdischer Kummer mehr genannt werden mag, sondern von der strengsten Zornesruthe des Himmels stammt, gegen welche nur weinende Ergebung ziemt, und Unterwerfung in die unendliche Weisheit. Bitter ist der Kampf, dem solches Unterwerfen abgewonnen wird; aber nicht froh macht der Sieg, sonst ein Springquell jubelnden Entzückens.

Eine geraume Weile schon war der Ritter in seinem Trübsinne verharret; da erhoben sich, aus einem fernen Flügel der Burg, melodische Orgelklänge, zu denen sich gleich hernach ein hehrer Choral gesellte, in welchem die Schloßbewohner dem Himmel ihr Morgenopfer darbrachten. Gleich Stimmen des Jenseits war der Hochgesang zu vernehmen, und andächtiglich sank Werner in die Kniee, damit auch sein Schärflein nicht fehle in dem Zoll des Dankes seiner Lieben. Religion, die heilige Schmerzbewältigerin, entsiegelte den Strom der Gefühle, so ihm die Brust beengten; mächtiger ergoß sich die Schleuse seiner Zähren und auf ihrer Fluth schwamm der Nachen der Hoffnung, des Gottvertrauens in seine Seele. Er wendete seine Blicke empor zu dem Getäfel der Decke, auf welcher in künstlichem Schnitzwerke die Grablegung des Heilands prangte, wischte sich die Augen, und sprach in christlicher Zerknirschung:

„Herr, dein Wille soll geschehen im Himmel und auf Erden; ich aber will nicht murren gegen deine Schickung; denn was Du thust, ist wohl gethan!“

Wundersam erkräftigt, wie dieß von jeglichen echten

Gebethe erfolgt, stand Ritter Werner auf, und stieß rufend in das silberne Pfeiflein, so ihm am Halse hing, bestimmt, den Vogt oder einen der Leibdiener in des Gebiethers Nähe zu heischen.

Anstatt des erwarteten Vogtes traten gleich hernach Frau Dietpurg, des Ritters ehelig Gemahl, und deren Sohn Gebhard in die Stube; erstere rothgeweinten Blickes, der Junker aber verwildert, erhitzt und schier unsicher von Gang und Geberde.

Als der Ritter des Junkherren und seines Zustandes ansichtig wurde, zuckte ein Sturm bittern Grolles über sein Antlitz, und zwischen den Brauen leuchtete es auf wie dräuender Blitz; doch er beschwor das Gewitter mit der Erinnerung an die so eben beendigte Andacht, dämpfte den gewaltigen Ton der Stimme zur Mahnrede des Vaters, und begann:

»So hast du also, meinen und deines Mütterleins Vorstellungen zum Trotz, abermals die Nacht mit liederlichen Gauchen verschlämmt bei überschäumenden Humpen, und kehrest nun heim, wie immer, des neuen Weines übervoll. Deinem Namen, deinen Erzeugern und dir selbst zur Schmach? — Unseliger Knabe, der du Jammer und Leid auf die greisen Häupter deiner Aeltern sammelst, anstatt ihres Alters Trost zu werden; gedenkst du nie der Stunde, da der Herr dich abrufen wird, um Rechenschaft zu legen über deine vergeudeten Tage, über deine in Saus und Braus verschwelgten Nächte? — Gedenkst du nie, wie leicht dir im trunknen Muthe ein Unfall zugehen, und dich in der Blüthe deiner Sünden vor den ewigen Richter fördern könnte? — Noch ist es Zeit, noch grünet dir der Lenz des Lebens; das frische Holz kann noch gebogen werden in dieser oder jener Richtung; o sey ein frommer Sohn! Laß durch des Mütterleins Thränen, durch des Vaters Gram dich erweichen; laß dich biegen zum aufrechten Stamme, der seines Hauses Stützpfeiler, anstatt von Strolchen und lungernden Saufkumpanen verkrümmt zu werden zum zwerghaften Krüppelholze: o bessere, o bessere dich!“

Trotzig hatte Gebhard des Ritters Worten gelauscht, jetzt verstummte dieser, und er brach grollend los:

„Was wollt Ihr von mir, Vater? — So ich des Lebens froh werde, in lustiger Gesellen Kreis, und der Wein mir mundet, welchen Gott in der Traube goldnen Kelch barg, auf daß wir sein genießen, scheltet Ihr mich als einen Saufbold und Stänkerer, und ich thue doch wahrlich nichts Arges: Letze mich an der Gottes Gabe, und freue mich meiner Jugend! — Habt Ihr's nicht auch so gehalten und waret ein Meister Isegrimm, wohl; so bleibt bei Eurer Weise, nur heischet nicht, daß junges Blut im Schneckengange des Eurigen schleiche. Nicht Jedem wird es so gut, mit einer Fischnatur zur Welt geboren zu werden, und kurz ich will nun und nimmer den Sauertopf spielen, so lange es mir noch warm und feurig durch die Adern pulst. — Kömmt Zeit, kömmt Rath; vielleicht werde ich auch noch einmal so ein zahmer Damoisel, wie Ihr ihn gerne in mir erblicket, habt daher Geduld; jetzt will ich trinken und lieben und den Becher der Lust bis auf die Neige hinunter stürzen!“

Rasch gewendet, huschte der Junker zur Thür; doch der donnernde Ruf des Greises fesselte ihn neuerdings an die Stelle.

„Unsinniger!“ tobte Ritter Werner, „du forderst den Fluch des Vaters auf dein ruchloses Haupt. Zum letzten Male mahne ich dich an die Pflichten, so du als Christ, als Sohn, als Lehnsherr, dem Himmel, deinen Altvordern, der Menschheit abzutragen hast, und die du schmählich hintansetzest in verwerflicher Völlerei! — Geh' hin, bechere dich zum Thier, anstatt gegen die Feinde des Glaubens, anstatt für Witwen und Waisen, für tugendsame Minne und für deinen Lehensherrn das Schwert männlich zu gebrauchen, anstatt deinen Mannen und Sassen ein Spiegel und Hort zu seyn, ich will dir nicht fluchen, aber die Rache des Himmels wird dir nicht ausbleiben. Sie wird dich ereilen in deinem Frevelthun und möge sie es immerhin; ich will lieber, daß meines Hauses Schild mit mir, als dem letzten Reichersberg, in die Grube gelegt werde, als daß ein elender Saufbold es mit Schmach brandmarke!«

Zu heftiger Entgegnung bereit, ballte Junker Gebhard die Faust und sprühte Feuer auf den greisen Paladin; doch da warf sich die Burgfrau weinend zwischen Beide, und der Edeling raste über die Schwelle, daß die Thür dumpf in den Angeln erdröhnte; der Ritter aber schaute mit schier gebrochenem Herzen aufwärts und seufzete im herben Gram:

„Wie du willst Herr, also soll es geschehen!“

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

104. Sonnabend, den 30. December 1837.

Troppau's sittlicher Zustand im Mittelalter.

Ueber jedes Zeitalter herrscht ein allgemeiner Geist. Unbesiegbar binnen seiner Herrscherzeit, paßt er nur auf diese. Ihn darüber hinaus aufhalten, oder später wieder aufwecken, hieße einen Greis wieder jung machen wollen. Sein Zepter, bald mild, bald grausam, reicht weit über Länder und Welttheile.

Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert England sich gegen seine Könige empörte, und einen davon gefangen hielt; in Norwegen die Birgenheimer und Bayler sich wechselseitig in ihrem Blute badeten; in Schweden die Wechsel-Regierung der Sverker und Eriche blutige Bürgerkriege und verderbliche Reichstheilungen verursachten; in Dänemark drei Könige gewaltsam ermordet, der vierte im heil. Abendmahle vergiftet wurde; in Frankreich sich Christen für das Christenthum unchristlich würgten, die Welfen und Weiblingen in Deutschland und Italien Tausende ihrer Parteiwuth opferten; in Ungarn, Mähren und Schlesien die Mongolen gräulich wütheten, und endlich überall in Stadt und Land die Grundsassen gegen ihre drückenden Grundherren die Waffen zum Selbstschutze ergriffen: da trugen die Bürger von Troppau mit die Schuld dieser barbarischen Zeiten. Sie standen im Zerwürfnisse unter sich und mit ihren Herzogen, rächten jede vermeinte Beleidigung mit Mord und Brand, sie verirrten sich bis zur Empörung gegen ihren wohlwollenden Fürsten, und verdrängten ihn zuletzt aus seinem Lande[1]. Außerdem trieben sie gräuliche Schande, entführten Frauen und Jungfrauen, und um Wunden und Todtschlag war ihnen nicht viel[2]. Nach und nach wehten von Mittag und Abend sanfte Frühlingslüfte der Gesittung. Die Religion verbot die häßlichen Geburten des wilden Waldlebens, als ihrem sanftern Geiste feindlich, die Galanterie des Ritterthums führte mildere Sitten und Verschönerung ins gesellige Leben, und liebevolle Klänge der Minstrelen in England, der Troubadouren in Frankreich und der Minnesänger in Schwaben weckten sanftere Gefühle in den Herzen der Menschen. Dazu kam noch, daß im Kriegswesen an die Stelle des H e e r b a n n s, zu welchem jeder Angesessene verpflichtet war, das G e l e i t trat, wozu sich nur erblose Söhne um Lohn und Beuteantheil stellten. So wurde die bessere Menschenklasse vom rohen Kriegsgeiste gerettet.

Dieses zusammen führte allmählig einen neuen und bessern Zeitgeist herbei, welcher segnend auch über Troppau schwebte. Friedliche Gewerbe erstickten den wilden Kriegsgeist, Fremde aus gesittetern Ländern erweckten Gefühle für ein schöneres Leben, und unter der Aegide der Religion und Rechtspflege fingen häusliche Tugenden und damit das Bürgerglück zu keimen an. Daß aber die ersten Frühlingstage der Gesittung noch öfter von tobenden Stürmen unterbrochen wurden, fließt aus der Natur der Dinge.

Um ein treues Bild vom sittlichen Zustande des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu erhalten, laßt uns den Bürger in seinem Hause und in seiner Werkstätte besuchen[1]. Da finden wir den Familienvater mit stillem Ernste die Arbeit seines Hauses ordnen, und durch sein Beispiel auch Andere zum Fleiße und zur Ordnung ermuntern. Alles, Gesellen und Jungen, Knechte und Mägde, Weib und Kinder, selbst Fremde stehen unter seinem Haus-Zepter, den er mit Strenge führt, weil er für die Aufführung Aller bürgen muß[2]. Nach vollbrachtem Tagewerk besucht er seine bierberechtigten Mitbürger, oder empfängt als

---

1 S. die Geschichte des Fürstenthums Troppau. S. 73.

2 Daß diese Laster im Schwange waren, bezeugen die dagegen erlassenen Verordnungen. Tropp. Urkundens. Nr. 10 und 12.

1 Dieses Bild ist aus Verträgen, Käufen, Statuten, Klagen und Rechtssprüchen zusammengetragen.

2 S. Magdeburg. Rechte.

solcher selbst welche. Da unterhält man sich in den mit grünen Zweigen verzierten Schenkstuben bei einem Krug braunen Märzen mit traulichen Gesprächen, bis die Glocke vom Rathhausthurme um 22 Uhr [1] das Gelage aus einander ruft.

Wenn dieses auch nicht immer ohne blutige Köpfe endete, — denn da ward nicht lange weibisch geschimpft, — so wurde doch der Rost alten, und die Quelle neuen Grolls durch versühnenden Frohsinn öfter bei Seite geschafft.

Neben diesen Gelagen fehlte es auch nicht an köstlichen Familienschmäusen, wo von der Speisen Last die Tafel sich fast beugte [2], und neben den österreichischen und ungarischen Weinen auch der balsamische Malvasir [3] und der treue Rheinwein blinkte.

Die Frau lenkt mit hausmütterlichem Anstande durch ihre mächtig wirkende Gegenwart und häuslich ruhigen Fleiß das Hauswesen, führt ihre Töchter sorgsam in dasselbe ein, gewöhnt sie an züchtige Anmuth, Frömmigkeit und häusliche Sparsamkeit. Die übrigen Stunden lehrt sie in der traulichen Kammer beim Spinnrocken ihre Kleinen die täglichen Gebete, die Gebote Gottes und der Kirche, und fügt diesen noch den ererbten Vorrath heilsamer Hausgrundsätze bei, welche vielleicht unsere neuen philosophischen Erziehungs-Systeme an Wirkung übertreffen. Ihre innere Hauseinrichtung verräth Wohlstand. Schränke mit blank gescheuertem Zinn und blumigem Irdengeschirre machen den Schmuck der Wohnstube und den Stolz der Hausfrau. Ihr feierlicher Anzug verbindet mit Zweckmäßigkeit noch Schönheit und Reichthum. Den Kopf ziert eine hohe, mit Gold- und Silberdraht bekrönte Haube, Schapel genannt; ein steifes, reich gesticktes Mieder verbirgt züchtig den Busen, den Hals umgibt eine weiße, vielfaltige Krause, und den Leib umhüllt noch ein bis zum Knie reichender faltenreicher Mantel, welcher oft mit Pelzwerk bebrämt, und oben mit einer Kapuze versehen ist [4].

1 Man zählte nach der alten böhmischen Uhr die Stunden des Tags in fortlaufender Zahl von 1 bis 24 Uhr. Daß dieses noch im Jahre 1599 Sitte war, zeigt die Umschrift eines an der hiesigen Pfarrkirche befindlichen Grabmals, welche sagt: 1599 am Tage sanckt lucia zwischen 23 und 24 Uhr ist in Gott seligen entschlafen die ehrbare Jungfrau Manda, Tochter des H. Wenzel Pochorni, Hutmachers in Troppau u. s. w.

2 Eine Verordnung des schlesischen Landrechts sagt: Ein Bürger, der eine Frau mit 100 Mark heirathet, soll bei der Hochzeit nicht mehr als 50 Schüsseln, 5 Truchsessen, 5 Schenken, 5 Spielleute, — des Morgens aber nur 6, und des Abends 5 Gerichte haben.

3 In den Klagen der weinberechtigten Bürger wird des Malvasir-Weins oft erwähnt.

4 Diese ihre Tracht zeigen uns Grabmäler und Gemälde.

Wenn im Allgemeinen sich die Liebe zu Abenteuern verloren hatte, so weidete man sich doch noch gern an ihren Nachklängen, und hörte gierigen Ohrs und mit stillem Entzücken abenteuerliche Züge und wundersame Geschichtchen aus der Vorzeit erzählen. In ihren Unterredungen herrschte mehr Ernst als Scherz, und gehaltvolle Sprüchwörter vertraten die Stelle langer Demonstrationen. Dem Leser zur Erholung mögen hier einige folgen, die ich aus Mannscripten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gesammelt habe:

1) Andre Jahr, andere Haar. 2) Leb' für dich, Dienst hat Müh auf sich. 3) Der Tod hat kein Kalender. 4) Langsam zum Säckel, hurtig zur Huet, hülft manchem jungen Bluet. 5) Der Herr ist gut, dem man sein Willen thut. 6) Der Fuchs entdeckt den Balk, behält den Schalk. 7) Ein gutes Pferd ist seines Futters werth. 8) Von kleinen Fischlein werden die Hechte groß. 9) Halt dich rein, acht dich klein. 10) Sey gern mit Gott und dir allein, Und mach dich niemand zu gemein, So wirst in Fried und Ruhe seyn. 11) Es wird ein jeder Gast Am dritten Tag zur Last. 12) Wer will mit Nutzen reisen, Muß haben Falkenaugen, Eselsohren, Schweinsrüssel, Eselsrücken und Hirschfüße. 13) An der Hund Hinken, der Frauen Weinen, und der Krämer Schwören, soll sich niemand kehren. 14) Verstand gehört zum Rathen, Gottes Beistand zu Thaten. 15) Alte Leute, alte Ränke, Junge Füchse, neue Schwänke. 16) Schöne Tage soll man z'oben (Abends), Schöne Frauen Morgen loben. 17) Was nicht gesteckt in Noth und Leiden, Das hat kein herzliches Mitleiden. (Non ignara mali, miseris succurrere disco.) 18) Eheleute, die ziehen ungleich, Werden selten reich. 19) Wohldienen muß man schönen Frauen, Und wenig trauen. 20) Was muß seyn, da schick' dich drein. 21) Zum großen Reichthum gehört große Diligence und wenig Conscience. 22) Wer will haben gute Ruh, der sehe zu, und schweig dazu. 23) Man soll mahlen, wenn man Wind und Wasser hat. 24) Zweimal im Tage essen, zweimal die Wochen lieben, zweimal des Monats baden, zweimal das Jahr aderlassen, soll die Gesundheit erhalten.

Dieses schöne Bürgerglück dauerte mit wenigen Unterbrechungen von dem Regierungsantritte Nikolaus II. im Jahre 1318 bis zum Aussterben der Premysliden in Troppau mit Herzog Ernst 1454.

F. Ens.

Gründung des Klosters Reichersberg.

(Schluß.)

Der Herbst war eingezogen und des Segens Fülle dehnte sich in Scheuern und Kellern Reichenbergs, wie seit langen Jahren nicht; nur in den Gemächern des Edelsitzes hatte er keine Stätte gefunden. Gram und das Nachtgefolge des Kummers hingen wie gespenstige Geiersfittige über denselben.

Seit dem schlimmen Bruche zwischen Vater und Sohn hatte der letztere mehr als je seinem Hange die Zügel frei gegeben; selten zeigte er sich auf dem Schlosse Reichersberg, und mied das Antlitz seiner edlen Aeltern, die ihnen ebenfalls gehörige Riedenburg zum Wohnsitze wählend. Tag und Nacht trieb er sich im Forst und Gebirg mit gleichgesinnten Waidgesellen umher, oder er saß bei Becher und Würfelspiel, oder wohl gar setzte er die Gegend durch Dirnenraub und andere Gräuel in Schrecken. — Zu wiederhohlten Malen hatte Ritter Werner ihn vor seinen Stuhl entboten, um ihn ob irgend eines Frevels zu büßen; allein der Junker hetzte die Absage mit seinen Doggen davon und tollte nur um so ärger; der Vater bedrohte ihn mit dem Fluche, doch Gebhard lachte darob und blieb bei seinem Wandel. Da entbrannte der Greis in gerechter Erbitterung und ließ seinen Vasallen künden, daß sie ihn mit gewaffneter Hand begleiten sollten, um den Fant zu züchtigen; denn er gedachte in Wahrheit allen fernern Glimpf abzuthun wider den verlornen Jüngling, und ihn der strafenden Gerechtigkeit des Gaues zu überantworten.

Wie aber Mutterliebe nimmer von Hoffnung läßt, ihr Kind dem Guten wieder zu gewinnen; also eiferte Frau Dietpurg ängstlich gegen des Ritters Beginnen, und erbath sich Vergunst von ihm, noch einmal des Sohnes Gemüth mit Thränen und Bitten zu bestürmen. Insgeheim aber hatte sie es anders im Sinne.

Es war eben dazumal ein Knecht auf Reichersberg des Todes verblichen, und sollte am andern Tage zur Erde bestattet werden. Nun hatte Frau Dietpurg einstmals vernommen, wie der Wein, mit welchem man eines Verstorbenen Gliedmaßen wusch, dem verstocktesten Trunkenbold, so man ihm denselben unter sein Getränke mengt, für immer die Lust daran vergälle; sie füllte daher, wiewol mit zitternder Hand und mit weinendem Herzen, von der abscheulichen Flüssigkeit in ein Fäßlein, verbarg es sogleich, und gedachte, falls Gebhard ihren Zähren und ihrem Flehen schroffe Hartnäckigkeit entgegen setzte, ihm dasselbe als Gabe zurück zu lassen; gewiß, er werde es nicht verschmähen, und seiner Trunksucht ledig werden. Wohl dräute ihr die Stimme des Gewissens ob solchen Thuns, wohl rang sie sich die Hände, lag sich die Kniee wund vor dem Altare des Schloßkirchleins, der Eingebung einer andern Hülfe gewärtig; kein rettender Strahl brach in ihr Gemüth, und sie beschloß zu vollführen, wie es ihr in der Seele schwebte.

Als sie am Morgen darauf nächst des Influsses vorüberpilgerte, denn zu Fuße wie eine Reuerin wallfahrtete sie nach Riedenburg, da schaute sie trüben Auges in die Gewässer, und ihre Thränen rieselten reichlich in die Fluth. „Mein Gott! Mein Gott!“ seufzte sie, „der du den Stummen, und dem todten Klotze Sprache und Leben verleihen kannst; gib diesen Wellen, denen mein unglücklicher Sohn täglich vorüber zieht, gib ihnen eine Zunge, deinen Donner in sein Ohr zu rufen, ihn zu retten von dem Pfuhl der Hölle, dessen Flammen bereit sind, ihn zu umfangen. O höre, o erhöre mich, Vater im Himmel, und bitte Du für uns Mutter des Heilands, dieweil auch du Mutterschmerz empfunden in seiner ganzen Bitterkeit!“

Leise flüsterte es in den Wellen des Inn, welche sich horchend dem Ufer zuzuwälzen schienen: die Wässer murmelten dumpf, und es wollte Frau Dietpurg bedünken, als erhebe sich eine riesige Hand aus der Tiefe, und lange nach dem Ufer, und verschwände wieder, das bleiche Haupt ihres Sohnes Gebhard hinunter ziehend. Mit einem Schrei des Entsetzens floh sie von der Stelle.

Mittlerweile hatte Junker Gebhard bereits Kunde erhalten von dem bevorstehenden mütterlichen Besuche und war mit grauender Morgenfrühe hinausgeritten in die Anger, sein Waidmannsgelüste übend an den Bewohnern der Forste. Kaum über die Brücke seiner Veste gekommen, überfiel ihn aber ein unheimliches Grauen; es schnürte ihm die Brust zusammen wie die Ringe eines Eisenpanzers, und um ihn her schwirrte und girrte und lebte und schwebte und flüsterte es, wie Nachtgevögel, und er vermeinte zu verspüren, als huckte im Rücken seines Gaules, dicht hinter ihm ein gräulich zwergenhafter Kobold, dessen Hauch ihm die Seele im Leibe starr machte, und dessen Hohnlachen jetzt in seinem Herzen, jetzt in den Gehirnswerken dämonisch aufgellte, und ihm nächtlige Bilder seiner Bösthaten, seiner Unkindlichkeit vorhielt, der ihm die Gestalten seiner betagten gramzerstörten Aeltern marternd vorspiegelte, daß ihm aller

Muth, und alle Jagdfreudigkeit hinschmolz wie Blei im Hochofen, und er den ganzen, verwegenen Sinn seiner ungebändigten Wildheit aufraffen mußte, um nicht von Zagen angewandelt zu werden. Sein Gewissen war erwacht, und huschte ihm zur Seite, und wühlte in seinem Innern, und hetzte ihn gleich der wilden Jagd ruhelos in die Weite — das überfließende Maß seiner Sünden hatte zu den Sternen um Rache geschrien und diese stieg nun beflügelt auf ihn herab.

Als Gebhard sich dem Innfluß nahte, ward ihm immer unheimlicher zu Muthe. Es wisperte und gohr und hohnneckte rings umher so bedrohlich, der Wind sauste wie mit lebendigen Stimmen durch die Bäume, verschüchtert schwirrten die Nachtvögel in ängstlichen Ringen um des Junkers Haupt, und Funken sprühten aus dem Grase unter seines Rosses Tritten. Wilder und wilder peitschte er den Renner, fester drückte er die Spornen in seine Weichen, daß er sich aufriß zum entsetzlichen Sprunge und mit ihm fortraste haltlos über Stock und Stein. An einer Krümmung des Flusses, eben da, wo Frau Dietpurg im Gebethe gerungen hatte, bäumte sich der Gaul plötzlich, dieweil eine Säule von Gischt sich schnurgerade in seinen Weg stellte, anzuschauen gleich einer Riesengestalt im Leichengewande, überschlug mit dem Reiter, warf ihn weit aus dem Sattel und tobte wie von Höllenerscheinungen verfolgt, unhaltbar von dannen. Aus dem Wirbel der Fluth aber tauchte die entsetzliche Faust herauf, klammerte sich an des Junkers Leib, und verschwand in den Wogen, die mit schauerlichen Wimmern auseinander stoben, als graute ihnen vor dem Opfer, so sie empfangen.

Ein halb Stündlein später kehrte Gebhard's Rappe schnaubend nach dem Marstalle des Schlosses heim, und brachte große Beängstigung unter das Gesinde, und zumal in das Herz der Mutter, welche der Rückkehr ihres Sohnes auf Riedenburg harrte. Von namenloser Angst ergriffen, beschickte sie ihren Gesponsen mit der schlimmen Kunde, und alsbald vertheilten sich alle Mannen und Dienstleute des Hauses in die Gegend, um des verschwundenen Junkers Spur wahrzunehmen.

„Es ist gewiß," stöhnte Ritter Werner, als ihm die böse Neuigkeit angesagt worden war, „es ist gewiß, daß die strafenden Gerichte Gottes über mein Haus ergangen sind, es neigt sich mit selbem zu Ende, und in frevlem Vermessen haben wir selbst die Ruthe herabbeschworen, welche unser Geschlecht von den Wohnungen der Erde hinwegtilgen soll, denn die Racheengel des Herrn lassen die bösen Wünsche der Menschen nicht unvernommen an ihren Ohren vorüberrauschen, mit ehernem Griffel schreiben sie sie auf die Tafeln der Vergeltung, und die Geister der Erfüllung ziehen aus von den Wölbungen des Lichtes, und bewaffnen sich mit der Sense des Todes, und Pest und Fehde und Tod träufeln von ihrer Spitze auf die Erde nieder. — Dieweil ich nun gesündigt in Wort und That, indem ich die Gerichte des Himmels vorschnell einlud, will ich ein Kloster bauen an der Stelle, wo meines Sohnes Leichnam gefunden wird, und will mein Leben im Gebeth und in frommen Bußübungen zubringen, bis der Staub des letzten Reichersbergers versammelt wird in die Gruft seiner Ahnen. Also soll es geschehen, so wahr mir Gott helfe."

Es war am Tage St. Michaels, als der Inn, zu Füßen des Schlosses von Reichersberg, die entstellte Leiche Gebhards an das Ufer spülte, worauf diese von den Landleuten, so sie fanden, nach der Veste getragen wurde. Frau Dietpurg fiel bei dem Anblicke derselben bewußtlos zu Boden, und erwachte nur, um von schwerem Gebreste ergriffen zu werden, welches ihr schon nach einiger Tage Frist den Tod gab. —

Ritter Werner, des Lebens müde, und nun auch der treuen Gefährtin beraubt, die seine Bekümmerniß liebend getheilt hatte, bestattete den unglücklichen Sohn und seine Gemahlin in die Gruft seiner Väter, und eilte dann sein Gelübde zu erfüllen. Sintemalen aber zur selben Zeit von den Blutsverwandten Frau Dietpurgs ihm Erbstreit angesagt war, ließ er, amore pacis, die festen Mauern und Wälle der Burg niederreißen, erbaute an deren Stelle in honorem sancti Michaelis, ein Kloster, welches noch gegenwärtig an demselben Orte zu schauen ist, und trat selbst in die heilige Gemeine. Nachdem er viele Jahre in Bußübungen, Kasteiungen und im Gebethe gar erbaulich verlebt, folgte er der verklärten Gesponsin in das Jenseits, und seine Hülle ward in der Kirche beigesetzt.

Solches hat sich ereignet im Jahre 1084 und kann in alten Geschichtswerken und Chroniken weiter nachgelesen werden, als ein Beispiel der Strenge, womit unnatürlich Vermessen der Kinder gegen ihre Aeltern heimgesucht wird.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.